Historische

und

Politische Aufsätze

vornehmlich

zur neuesten deutschen Geschichte.

Von

Heinrich von Treitschke.

Dritte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1867.

An Gustav Freytag.

Die Mehrzahl dieser Aufsätze ist bereits in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt worden; doch ich habe sie alle von Grund aus umgearbeitet und ich darf die Sammlung, welche ich Ihnen zueigne, wohl als ein neues Werk betrachten.

Der erste Aufsatz schildert in raschem Zuge einen der schönsten und leider unbekanntesten Theile der Vorzeit unseres Vaterlandes. Der zweite will nicht ein Geschlecht, das mit Recht seines weltlichen Sinnes sich rühmt, zu Miltons geistlichen Dichtungen zurückführen; mein Bestreben war, lebendig und treu das Bild eines der reinsten und tapfersten Männer aller Zeiten zu zeichnen, der unter Engländern und Franzosen höher in Ehren gehalten wird denn bei uns.

Der dritte und die folgenden Aufsätze stehen unter sich in einem losen Zusammenhange. Sie geben Beiträge zur Geschichte der Ideen und Zustände in Deutschland während der zwei letzten Menschenalter, und gehen darum mit Absicht über die Grenzen der Lebensbeschreibung hinaus. Daß ich Lord Byron mit in diesen Kreis aufnahm, bedarf kaum der Rechtfertigung: sein Leben und seine Werke haben auf das Festland mächtiger eingewirkt als auf seine Heimath. Sollte Einer die Reihe dieser Bilder allzu bunt finden, so erwidere ich: die Aufsätze behandeln nur einen sehr kleinen Theil der Bestrebungen, welche unser

Volk in den jüngsten Jahrzehnten bewegten. Unsere Geschichte ist nicht mehr enthalten in den Werken der Dichter und Denker; aber auch der würde nur ein Zerrbild des deutschen Lebens geben, wer blos zu berichten wüßte von den Landtagen und den Wandlungen der Volkswirthschaft. Die Wechselwirkung der wissenschaftlichen, der künstlerischen und der staatlichen Arbeit bildet einen wesentlichen Charakterzug der Uebergangszeit, darin das heutige Deutschland steht. Wer sich nicht ein selbständiges Urtheil zutraut über diese verschiedenen Zweige des Volkslebens, soll seine Hand lassen von unserer neuesten Geschichte.

Die letzten beiden Aufsätze betrachten die schwächste und die stärkste Seite unseres öffentlichen Lebens. Von dem Unsegen der Bundesverfassung wissen die Steine zu reden; aber sind die Reformgedanken, welche das deutsche Parlament uns hinterlassen, lebenskräftiger? Ich versuchte mich über die Möglichkeit eines deutschen Bundesstaates zu belehren, indem ich unsere Vergangenheit mit der Entwickelung Italiens und der drei großen modernen Staatenbünde verglich. Also gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß unser Vaterland, wenn seine Geschichte sich selber treu bleibt, dem Einheitsstaate oder einer dem Einheitsstaate nahe verwandten politischen Vereinigung unter der Krone Preußen entgegengeht. Ich habe dabei rücksichtsloser gesprochen, als unsere Staatsgelehrten pflegen. Noch ist die deutsche Staatswissenschaft nur allzureich an Halbwahrheiten, die Jeder nachspricht und Keiner glaubt. Mir schien es weder ehrenvoll noch nützlich, die erste, die selbstverständlichste aller Pflichten des politischen Schriftstellers zu verabsäumen und da versteckte Winke zu geben, wo nur unumwundene Offenheit der Rede frommen kann.

Dem Betrachter unserer verworrenen Bundesverhältnisse drängt sich oft die schmerzliche Frage auf, ob wir berechtigt sind uns eine große Nation zu nennen. Heiterer schauen wir in die Zukunft, wenn wir eine andere Seite unserer Zustände ins Auge fassen. Lange Jahrhunderte politischer Unfreiheit haben den Deutschen die selbständige Bildung des Charakters nicht rauben können, nicht die Kühnheit des

Denkens und des Forschens, nicht die freie Sittlichkeit, welche sich an keine unverstandene Ueberlieferung bindet. Die Fähigkeit zur Selbstregierung besteht in unserem Volke, und aus ihr werden wir dereinst die Kraft schöpfen, die Einheit unseres Staates zu gründen. Ueber diese Fragen der persönlichen Freiheit giebt der letzte Aufsatz einige Andeutungen. Denn anzuregen, nicht zu erschöpfen bleibt ja die bescheidene Aufgabe des Essays.

Einen Vortheil hat der Essayist vor dem Verfasser einer ausführlichen Geschichtserzählung voraus: er kann in reinlichen Umrissen zu einem eindrucksvollen lebendigen Bilde vereinigen, was dieser an zwanzig Stellen zerstreuen muß. Doch dieser eine Vorzug fällt leider hinweg bei Aufsätzen aus der neueren deutschen Geschichte. Ihr fehlt der feste Mittelpunkt. Der Stoff, den eine kräftige Faust zusammenhalten sollte, zerfließt uns unter den Händen.

Ob mein Buch trotz solcher und anderer Mängel ein Recht hat in die Welt hinauszugehen, dies zu beurtheilen sind wenige Männer so berufen wie Sie, mein verehrter Freund. Nehmen Sie die Widmung dieser Blätter als ein Zeichen herzlicher Erinnerung an die glücklichen Abende in Leipzig, da die verschworenen Freunde an dem runden Tische zusammen tagten.

Freiburg im Breisgau, 31. Oktober 1864.

Heinrich von Treitschke.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Mit einiger Beschämung fand ich bei der Durchsicht, daß jeder dieser Aufsätze der bessernden Hand bedurfte.

Wesentlich erweitert ist nur die Abhandlung: Bundesstaat und Einheitsstaat. Ich habe den oft wiederholten Vorwurf, diese Arbeit sei zu breit, ernstlich erwogen; aber — auf die Gefahr hin der Anmaßung geziehen zu werden — ich kann in solchem Tadel nur ein Zeichen unseres politischen Dilettantismus erblicken. Mit besserem Rechte sollte man schelten, daß ich einen so verwickelten, so durch tausend Leidenschaften und Vorurtheile verdunkelten Stoff auf so engem Raume zu behandeln wagte.

Wenn die unitarische Richtung des Buchs in der neuen Ausgabe noch schärfer und bestimmter hervortritt, so möge man dies nicht eigenrichtiger Selbstgefälligkeit des Verfassers zuschreiben, sondern den Erfahrungen der jüngsten Monate. Das entsetzliche Schauspiel des Hasses und des Neides, das wir heute vor der spottenden Welt aufführen, lenkt die Gedanken ernster Vaterlandsfreunde unbarmherzig auf jenes höchste Gut, das allein den Sünden unseres Volkes Heilung bringen kann, auf die Einheit unseres Staates.

Freiburg, 30. September 1865.

T.

Vorwort zur dritten Auflage.

Seit ich dies zweite Vorwort niederschrieb, ist jenes höchste Gut, die Einheit unseres Staates, der Vollendung näher gerückt, als die kühnsten Träume damals ahnen konnten. Unser Volk ist in wenigen Monaten um viele Jahre gewachsen, und an jeden politischen Schriftsteller tritt die Aufgabe heran, seine Ideen einer strengen Selbstprüfung zu unterwerfen — wenn anders er die modische Kunst verschmäht, unbelehrbare Unfähigkeit unter der Maske der Charakterstärke zu verstecken.

Nach reiflicher Erwägung habe ich trotzdem auf eine Umarbeitung dieser Aufsätze verzichtet. Was mich heute an dem politischen Theile des Buchs am meisten befremdet, das ist die bewegte Form der Rede. Man spricht über das Vaterland anders unter dem erbitternden Drucke fremder Herrschaft, anders in einem freien Volke, das auf einen sieghaften Unabhängigkeitskrieg zurückschaut. Dieser Grundton der Darstellung ließ sich nicht ändern, ohne das Buch selbst umzuwerfen. Sobald ich dies eingesehen, stand mir auch der Entschluß fest, die Berichtigung einzelner Urtheile zu unterlassen. Ich glaube das Recht und die Macht der Kräfte, welche sich bisher um Deutschland stritten, nicht ganz unrichtig geschätzt zu haben; es wäre eine leere Eitelkeit, wenn ich heute durch einzelne nachträgliche Aenderungen den Schein erwecken wollte, als hätte der Erfolg mir in Allem und Jedem Recht gegeben. Die neuen Aufgaben aber, welche der deutsche Krieg unserem Gemeinwesen gestellt hat, sind zu bedeutungsvoll, um in einigen Zusätzen beiläufig besprochen zu werden. Ich hoffe in dem zweiten Bande der Aufsätze ausführlich auf einige Fragen der neuen deutschen Politik einzugehen; dann wird sich von selbst die Gelegenheit bieten, einzelne Sätze des ersten Bandes bescheiden als Irrthümer zurückzunehmen.

Ich habe daher die Abhandlung Bundesstaat und Einheitsstaat wörtlich aus der zweiten Auflage wieder abdrucken lassen und in die übrigen Aufsätze, vornehmlich in die Arbeit über Wangenheim, nur einige geringfügige thatsächliche Berichtigungen eingeschaltet, welche sich mir aus eigenen und fremden Forschungen ergaben.

Kiel, 18. Juni 1867.

Inhalt.

Das deutsche Ordensland Preußen.

Nicht die Jahre der Geschichte zähle, wer eines Volkes Alter messen will; sicherer zum Ziele führt ihn die tiefere Frage, welcher Theil der Vergangenheit noch als Geschichte in der Seele des Volkes lebendig ist. Wer aus dem Kampfe der Gegenwart um den Grundbau des deutschen Staates noch nicht die Einsicht gewonnen hat, dies alte Land komme jetzt zum zweiten Male zu seinen Tagen: der mag die Jugend unseres Volkes erkennen an der vergeblich geleugneten Thatsache, daß unser Mittelalter dem Bewußtsein der heutigen Deutschen unendlich fern steht. Nicht blos der Masse ist nahezu Alles aus dem Gedächtniß geschwunden, was über die Tage der Schwedennoth und der Reformation hinaus liegt. Auch das Urtheil der Gebildeten ist nur über sehr wenige Erscheinungen jener reichen Zeit zu einem festen Schlusse gelangt. Der heute mit neuem Eifer entfachte Streit über das Kaiserthum, wäre er möglich in einem Volke von einfacher, ungebrochener Entwicklung? Noch mehr, sogar das durchschnittliche Maß unserer Kenntnisse von dem deutschen Mittelalter ist erstaunlich dürftig für ein so gelehrtes Volk und nach so emsiger Arbeit der historischen Wissenschaft. Was anders lehren in der Regel unsere gelehrten Schulen, als ein willkürliches Gemisch gleichgiltiger Thatsachen, das man Geschichte des engeren Vaterlandes zu taufen liebt, und jene Kaisergeschichte, welche dahinging wie der Traum einer Sommernacht und mit all' ihrem Glanze die Deutschen doch nur als die Lernenden zeigt? Kaum daß eine hingeworfene Notiz dem süddeutschen Knaben eine Ahnung giebt von der größten, folgenreichsten That des späteren Mittelalters, von dem reißenden Hinausströmen deutschen Geistes über den Norden und Osten, dem gewaltigen Schaffen unseres Volkes als Bezwinger, Lehrer, Zuchtmeister unserer Nachbarn.

Ein glücklicheres Geschlecht, emporgewachsen auf den Werken unserer Tage, wird vielleicht dereinst als einen köstlichen Segen preisen, was wir an der Unfertigkeit unseres Gemeinwesens noch schmerzlich empfinden: daß die Deutschen so eigen zu ihrer Geschichte stehen, daß wir so alt sind und so jung zugleich, daß unsere uralte Vorzeit nicht als eine Last auf unseren Seelen liegt, wie vormals die Größe Roms auf den romanischen Völkern. Preußen insbesondere mag mit Stolz den Namen führen, womit seine Neider es schmähend ehren, den Namen des Emporkömmlings unter den Mächten. Dennoch sollten wir öfter, als es namentlich bei uns in Süd- und Mitteldeutschland zu geschehen pflegt, den Blick verweilen lassen auf jener kraus-verschlungenen Entwickelung, welche den kurzen zwei Jahrhunderten der modernen preußischen Geschichte voranging. Ein kräftiges Gefühl der Sicherheit dringt uns zu Herzen, wenn wir das so plötzlich zur Reife gediehene Werk durch die harte Arbeit langer Jahrhunderte vorbereitet sehen. Wir lachen des hämischen Geredes über die willkürliche Entstehung des preußischen Staates, wenn wir die deutsche Großmacht der modernen Welt auf demselben Boden gefestet schauen, wo einst das neue Deutschland unserer Altvordern, die baltische Großmacht des Mittelalters sich erhob. Und wer mag das innerste Wesen von Preußens Volk und Staat verstehen, der sich nicht versenkt hat in jene schonungslosen Rassenkämpfe, deren Spuren, bewußt und unbewußt, noch in den Lebensgewohnheiten des Volkes geheimnißvoll fortleben? Es webt ein Zauber über jenen Boden, den das edelste deutsche Blut gedüngt hat im Kampfe für den deutschen Namen und die reinsten Güter der Menschheit.

Gelehrte Bearbeiter haben dem reizvollsten Theile dieser Vorgeschichte, der Geschichte des Ordenslandes Preußen, nie gefehlt. Wie hätte es nicht jede lautere und jede lüsterne Phantasie locken sollen, den Geschicken der geheimnißvollen Ordensburgen mit der morgenhellen Pracht ihrer Remter und dem Spuk ihrer unterirdischen Gänge nachzuspüren? diese räthselhaften Menschen zu verstehen, die zugleich rauflustige Soldaten waren und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und, mehr als all' dies, kühne, weitschauende Staatsmänner? Den Staatsmann vornehmlich mußte sie reizen, diese Geschichte einer schroffen Aristokratie, deren beste Kraft in ihrem Bunde mit dem Bürgerthume gelegen war — einer geistlichen Genossenschaft, welche der Kirche so herrisch wie nur je ein weltlicher Despot den Fuß auf den Nacken setzte — eines Staates, der

uns bald traumhaft fremd erscheint, wie eine versunkene Welt, ein Anachronismus selbst in seiner Zeit, bald die rationalistische Nüchternheit moderner Staatskunst vorbildet — einer Kolonie, die keiner Theorie des Kolonialwesens sich einfügen will und dennoch die Lebensgesetze der Pflanzungsstaaten typisch veranschaulicht in ihrem athemlosen Steigen, ihrem jähen Falle. Eine Geschichte thut sich hier auf, welche uns bald heimisch anmuthet durch die trauliche Enge provinziellen Sonderlebens, bald die Seele erhebt durch den weiten Ausblick auf welthistorische Verwickelungen: eine Geschichte so wirrenreich und verschlungen wie nur die Schicksale unseres alten Reichswappens, jenes einköpfigen Adlers, der von dem Stauferkaiser dem Hochmeister in sein Schild geschenkt ward und in der fernen Pflanzung sich erhielt, derweil er dem Reiche selber verloren ging, bis ihn endlich der deutsche Großstaat der neuen Zeit zu seinem verheißenden Zeichen wählte. Doch was uns staatlose Bewohner der Kleinstaaten zu dieser Geschichte mehr noch hinzieht als ihr romantischer Reiz, das ist die tiefsinnige Lehre von dem Segen des Staates, der bürgerlichen Unterordnung, welche sie lauter vielleicht predigt als irgend ein anderer Theil unserer Vergangenheit.

Während langer Jahre ward das Bild des alten Ordensstaates im Wetteifer verzerrt und entstellt bald von dem nationalen Hasse polnischer Geistlicher, bald von dem Bürgerstolze gelehrter Danziger Stadtschreiber, bald endlich von der selbstgefälligen Aufklärung der Kotzebue und Genossen. Auch läppischer Fabelsucht war Thür und Thor geöffnet. Denn des Ordens alte Chronisten ermangeln nicht nur, nach der Weise epischer Zeiten, der Gabe Charaktere zu schildern; sie verschmähen es sogar grundsätzlich, gemäß dem hocharistokratischen Geiste des Ordens, die großen Männer des Staates in den Vordergrund zu stellen. Wie mußte da nicht in den modernen Schriftstellern das echtmenschliche Bedürfniß sich regen, gewaltige Thaten zu personificiren? Erst Johannes Voigt hat die wissenschaftliche Geschichtsforschung in Alt-Preußen begründet, als er vor vierzig Jahren seine „Geschichte von Preußen“ aus den Archiven des Ordens zu schöpfen begann. Leicht mögen wir heute die Mängel des Werkes tadeln: die reizlose Darstellung, die oft stumpfe Kritik der Quellen, den Mangel großer staatsmännischer Gesichtspunkte und vor Allem jene sanguinische Schönseherei, welche sich aus der Freude des ersten Entdeckers und aus dem dünnen Idealismus der Tage der alten Romantik vollauf erklärt. Uns jüngeren Skeptikern wird oft gar lustig zu Muthe unter all' diesen edlen und

biederen Rittern, deren Thaten doch so laut verkünden: ein guter Theil ihrer Größe bestand in dem gänzlichen Mangel jener Gutmüthigkeit, die man fälschlich als eine deutsche Tugend preist. Trotz alledem bleibt dem ehrwürdigen Verfasser ein unvergängliches Verdienst. Dafür zeugt am lautesten der lebhafte, ja rührende Eifer, den alle Stände der Provinz seit dem Erscheinen des Voigt'schen Werkes auf die Erforschung ihrer alten Geschichte verwenden. Diese stille Arbeit ging Hand in Hand mit dem Wiederaufbau der Marienburg; ihre Ergebnisse liegen vor in zahllosen Einzelschriften und Sammelwerken. Neuerdings endlich hat die von Hirsch, Töppen und Strehlke herausgegebene Sammlung der preußischen Geschichtsquellen (Scriptores rerum Prussicarum) den Weg gebahnt für eine der strengeren Methode der heutigen Wissenschaft genügende Darstellung der altpreußischen Geschichte. Ein solches Werk ist noch zu schreiben. Wir versuchen in den raschen starken Strichen einer anspruchslosen Skizze die Entwickelung des Ordenslandes zusammenzufassen. —

Der helle Tag des alten deutschen Ritterthums ging zur Rüste. Noch einmal, glänzender denn je zuvor, war die Blüthe des adlichen Deutschlands, an vierzigtausend Ritter, um ihren Helden versammelt, als der alte Kaiser Rothbart auf dem Reichshoftage zu Mainz seinen Söhnen „den ehrenreichen Schlag schlug" und selber noch mit der Lanze im adlichen Spiele sich tummelte (1184). Drei Jahre noch — so nahe berühren sich Glanz und Fäulniß auf diesem steilen Gipfel altritterlicher Zeit — und der ritterfreundliche Kaiser legte dem deutschen Adel selber die Axt an die Wurzel, gab ihm das selbstmörderische Recht der Fehde. Nach abermals drei Jahren hatte der ruhmreichste Vertreter deutscher Ritterherrlichkeit im Morgenlande sein Grab gefunden. In diesen verhängnißvollen Tagen, auf demselben Kreuzzuge, der dem Kaiser den Tod gab, entstand der deutsche Orden von Sanct Marien, ein nachgeborenes Kind des älteren deutschen Ritterthums. Als die Lateiner die Feste Akkon belagerten, erbarmten sich reiche Kaufleute aus Lübeck und Bremen der siechen Landsleute und nahmen sie auf in ihre Segelzelte. Deutsche Ritter boten den Verwundeten fromme Pflege, wie der Wälsche sie längst schon bei seinen Templern und Johannitern fand. Nach der Eroberung der Stadt ward die ritterliche Brüderschaft für die Dauer gestiftet, vereinigte mit sich ein älteres Hospital der Deutschen zu Jerusalem und gründete in Akkon ihren Hauptsitz (1190 bis 1191). So standen bedeutsam deutsche Bürger an der Wiege des

Ritterordens in Zeiten, da bereits adlicher Uebermuth dem Bürger das Recht der Waffen zu bestreiten versuchte; und so lange seine Größe währte, hat der Orden alltäglich für seine frommen Mitstifter von Lübeck und Bremen gebetet. Wie unser Volk während der Kreuzzüge in dem großen Ideenaustausche der lateinischen Christenheit immer mehr empfing als gab, so ward auch der Orden nach dem Vorbilde der Wälschen gestiftet. Seine kriegerische Ordnung entlehnte er den Templern, die Regeln für Siechen-Pflege und geistliche Zucht den Johannitern. Aber während die Templer bald in sittlicher Entartung verkamen, die Johanniter als Markmannen der Lateiner wider die Türken ein unsicheres Dasein führten, sollte der deutsche Orden beide überflügeln. Später gegründet, blieb er reiner als beide von der sittlichen Fäulniß des Orientes. Von Anbeginn nahm er, mit schrofferem Nationalstolze als jene, nur den Adel deutscher Zunge in seinen Kreis, und bald entsprang seines Meisters lichtem Haupte der große Gedanke der Staatengründung.

Während eines Menschenalters schien es, als solle der Orden abenteuernd dahinleben auf den Grenzgebieten abendländischer und morgenländischer Bildung. Er drillte und führte das neu gebildete Fußvolk der Kreuzfahrer, erwarb mit dem Schwerte und durch fromme Stiftung manch' schönes Gut im heiligen Lande und in Griechenland, das Meiste in Sicilien und Einiges in Deutschland. In solchem heimathlosen Treiben blieb er klüglich dem heiligen Stuhle ergeben, und die Curie schützte „ihre geliebtesten Söhne," wenn eifersüchtige Fürsten mit den trotzigen unbequemen Unterthanen haderten, befahl dem murrenden Klerus, auf jede Gerichtsbarkeit über den Orden zu verzichten, und mahnte die Templer, den weißen Mantel der deutschen Herren zu dulden: unterschied sie doch das schwarze Kreuz genugsam von den Templern. — Ein Zug der Größe kommt in des Ordens Geschichte erst mit dem Hochmeister Hermann von Salza. In Thüringen erwachsen, als dort am sängerfreundlichen Hofe der Wartburg die Blüthe christlich-deutscher Dichtung sich entfaltete, hatte er später am Kaiserhofe zu Palermo eine weltlichere Bildung genossen. Dort ward er von seinem Freunde Friedrich II. eingeweiht in die weltumspannenden Pläne kaiserlicher Staatskunst. Er lernte die verständigen Grundsätze jenes nahezu modernen Absolutismus kennen, welchen der Staufer zum guten Theile den Saracenen abgesehen hatte und in seiner sicilianischen Heimath durchführte. Der Staat übte hier eine vielseitige Thätigkeit, wovon die ger-

manische Welt vordem nichts ahnte, ein zahlreiches wohlgeschultes Beamtenthum entfaltete alle Mittel fiscalischer Politik, eine codificirte Gesetzgebung hielt das Ganze in strenger Regel. Aber neben diesem wälschen Kaiser, inmitten saracenischer Leibwächter und leichtfertiger südländischer Sänger blieb Salza ein Deutscher. Und während der geistvolle Kaiser mit seinen skeptischen Gelehrten gern der christlichen Glaubenssätze spottete, und die Welt sich von den süßen Sünden des kaiserlichen Harems von Luceria erzählte: der kirchliche Glaube des Hochmeisters blieb unerschüttert, sein Wandel unsträflich. Der kluge überlegene Kopf verstand, sich zwischen den streitenden Mächten des Kaiserthums und der Kirche hindurchzuwinden, beide für seines Ordens Größe zu benutzen. Bald ward der besonnene maßvolle Mann der gesuchte glückliche Vermittler in den Kämpfen der Weltmächte. So bereiste er Deutschland, um den Dänenkönig Waldemar zu bewegen, daß er seinen Ansprüchen auf Holstein entsage, und beschwichtigte die aufsässigen Städte der Lombardei. Noch in späteren Jahren betrieb er den Friedensschluß zwischen Papst und Kaiser: er allein war zugegen, als zu Anagni die Beiden im Zwiegespräche sich verständigten. Für solche Dienste überhäufte der Kaiser den Unentbehrlichen mit Gnaden und schenkte ihm den schwarzen Reichsadler in das Herzschild des Hochmeisterkreuzes. Wie hätte dem klarblickenden Staatsmanne bei seinem wiederholten Verweilen zu Akkon entgehen sollen, daß des Ordens Besitz im Oriente schwer gefährdet, der Sinn der Christenheit „der lieben Reise" in das heilige Land entfremdet sei? Bereits trug er sich mit dem Plane, dem Orden im Abendlande eine gesicherte Heimath zu gründen, und gern schickte er eine Schaar seiner Ritter, als König Andreas von Ungarn wider die heidnischen Kumanen der starken Hand des Ordens bedurfte und ihm als Kampfpreis Siebenbürgens schönes Burzenland zu Lehen gab. Die Ritter kamen und — bewogen den Papst, das ungarische Lehen für ein Eigenthum St. Petri zu erklären — in jenem Geiste kraftbewußter, rücksichtsloser Selbstsucht, der von da an des Ordens Staatskunst erfüllt. Doch der Ungarkönig eilte, die gefährlichen Freunde aus dem Lande zu treiben. Noch war das Fehlschlagen dieses kecken Anschlags nicht verschmerzt: da erschien bei dem Hochmeister — er verhandelte gerade in Sachen des Kaisers mit den Communen der Lombardei — die Gesandtschaft eines polnischen Kleinfürsten, seine Hilfe erflehend gegen die heidnischen Preußen (1226). Und es geschah, daß der Orden seinen großen christlich-deutschen Kreuz-

zug begann, eifrig gefördert von einem Kaiser, der weder christlichen noch deutschen Sinnes war. So stoßen wir schon an seiner Schwelle auf die geheimste Unwahrheit des Ordensstaates: sein Werk kriegerischer Heidenbekehrung ward begonnen in Tagen, die dem naiven Glauben der alten Zeit bereits entwuchsen.

Sehr wenig günstige Zeichen fürwahr bot dies dreizehnte Jahrhundert dem Beginne eines Ritterstaates. Ueberall im Welttheil wankte das alte Ritterthum in seinen Fugen. Wieder und immer wieder versagte unser Adel den Dienst zur Romfahrt; er begann bereits die romantische Staatskunst seiner großen Kaiser als eine Last zu empfinden. Stumm lagen die Hallen der Wartburg, und bald, mit dem Aussterben der Babenberger, sollte auch aus Oesterreich der ritterliche Sang entweichen. Noch eine kurze Frist, — und in der Verwilderung der kaiserlosen Zeit schwanden die letzten Trümmer der zierlichen Bildung alter Rittersitte, und theilnahmlos hörte der Adel die Frage des wälschen Sängers, wie Deutsche leben könnten, derweil Konradin ungerächt sei. Auch der feine französische Adel war entartet unter den Gräueln der Albigenserkriege. Noch einmal erstand ihm in dem heiligen Ludwig ein glänzender Vertreter der alten Zeit, der ein Ritter war und doch ein König; aber alsbald eröffnete der kalte Rechner Philipp der Schöne eine rauhere, modernere Epoche. Um dieselbe Zeit ward in England unter schweren Wehen das Unterhaus geboren. Darauf begann das Jahrhundert der drei Eduard's, welches trotz seines romantischen Glanzes in seinem Kerne schon die Keime des modernen englischen Staatslebens zeigt. Mit der alten Rittersitte schwand auch die Kunstform, die ihr Wesen aussprach, die edle Anmuth des spätromanischen Stiles. Aber aus dem üppigen Boden dieses reichbegabten Geschlechts wucherten rasch neue Gestaltungen empor. In Rom erstand die unheimliche Größe der Inquisition und der Bettelorden. Und in unserem Norden hatte bereits um das Ende des zwölften Jahrhunderts eine neue Entwicklung eingesetzt, minder glänzend vielleicht als die Politik der Staufer, aber dauernder, stätiger, die große Lehrzeit für die aggressiven Kräfte unseres Volks. Wenn einst die Franken deutschen Geist mit der antiken und christlichen Gesittung verschmolzen: jetzt trug der Stamm der Sachsen die Werke der Franken nach Osten. Als Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär die Wenden vernichteten, als Arkonas alte Tempelfeste von den Dänen erstürmt und das geheimnißvolle Heiligthum des Suantevit durch die Christen zerstört ward, da drängten sich deutsche Bürger und

Bauern in die verödeten Lande, wie der Kampf für gemeine Freiheit, die Noth der Uebervölkerung, die Wuth des Meeres oder kecke Wagelust sie ostwärts trieb.

Ohne Verständniß, vertieft in die italienischen Händel, schauten die Kaiser dieser großen Fügung zu. Ja, auf Weihnachten 1214 schenkte Friedrich II. alle Lande jenseits der Elbe und Elde dem dänischen Könige. So ward unserem Norden jene Politik aufgezwungen, welche er seitdem getreu behauptet hat: ohne Hilfe vom Reiche, oftmals gegen das Gebot des Reichs, mußte er durch eigene Kraft handeln als ein Mehrer des Reichs. Das Bürgerthum von Niederdeutschland regte sich, machte die dänische Macht zu Schanden bei Bornhöved, und Lübeck feierte (1234) seinen ersten Seesieg. Nun, in raschem Steigen, ohne jede Gunst der Natur an der hafenarmen Küste, erhebt sich die bürgerliche Macht. Die massiven Gaben deutscher Gesittung, das Schwert, der schwere Pflug, der Steinbau und die „freie Luft“ der Städte, die strenge Zucht der Kirche verbreiten sich über die leichtlebigen Völker des Ostens. Die Handelsplätze Skandinaviens werden deutsch, alle merkantilen Kräfte des Nordens vom deutschen Bürger herrisch ausgebeutet. Der deutsche Kaufmann allein darf das ungastliche Rußland durchstreifen und begleitet, im schweren Eigenhandel dieser unsicheren Zeiten, selber seine Waarenzüge nach dem deutschen Hofe von St. Peter in der Handelsrepublik Nowgorod, dem Markte der köstlichen „Peltereien“ des Nordens. Der deutsche Bürger tritt das Erbe der Wenden an, die Herrschaft auf der Ostsee; und mit der Hanse entfaltet sich die bürgerliche Kunst der Gothik. Im Laufe des Jahrhunderts werden selbst die Gebiete der slavischen Kleinfürsten in Pommern und Schlesien von deutscher Bildung überherrscht. Ja sogar Polen, das einst die Ansprüche seiner Lehnsherrlichkeit bis an den Harz getragen, läßt jetzt, rasch gesunken durch innere Kriege, diesen grandiosen Siegeszug deutscher Gesittung auf sich wirken. Bis Sendomir und Krakau verbreitet sich der Einfluß deutschen Gemeindewesens, überall auf kirchlichem und landesherrlichem Boden erheben sich deutsche Städte. Blos der Adel Polens wendet sich in sicherem Instinkte von diesen unheimischen Gewalten ab und benutzt das eindringende deutsche Immunitätswesen lediglich um die königliche Gerichtsbarkeit abzuschütteln und die Herrschaft polnischer Adelsfreiheit über der Masse mißhandelter gemeindeloser Bauern zu gründen. Noch weiter gen Osten drang der deutsche Kolonist. Niederdeutsche Kaufleute, die nach der verwegenen Weise der Zeit auf kleinen Flußschiffen die

Küste befuhren, wurden vom Sturm in den Meerbusen der Düna verschlagen. Darauf unterwarf der große Bischof Albert von Buxhövden, im Bunde mit deutschen Bürgern und dem ritterlichen Schwertorden, das ferne Livland, und bald erstanden als deutsche Städte die geliebten „Täuflinge" der Hanse, Reval, Dorpat und vor allen Riga (1201), das die Wappen von Hamburg und Bremen in seinem Schilde vereinte.

In dieser gewaltigen die Ostsee umspannenden Kette deutscher Kolonien fehlte noch ein Glied, — das Land Preußen östlich der Weichsel. Durch das unendliche Gebiet der Sümpfe am Dniepr, Dnjestr und Pripecz vor slavischen und byzantinisch-christlichen Einwirkungen gesichert, hatte dort ein Mischvolk, wesentlich lettischen Stammes, durch Jahrhunderte ein harmloses Sonderdasein geführt. Wie noch heute die Ostsee minder tief als andere Meere in das Binnenland einwirkt, so blieb vollends dort, wo Nehrungen und das süße Wasser der Haffe den Verkehr mit der hohen See erschweren, der mäßige Tauschhandel des städtelosen Volkes mit einigen westlichen Häfen ohne Einfluß auf die Sitten. Eine geheimnißvolle Priesterschaft, selten dem Heimischen, dem Fremden niemals sichtbar, hütete in heiligen Eichenwäldern die geweihten Schlangen und entzündete auf den Opfersteinen das duftende Bernsteinfeuer vor den Göttern eines Glaubens, der von den Gräueln aller Naturreligionen, Blutdurst und Wollust, nur Weniges offenbarte. Die den deutschen Spartanern den Namen geben sollten, lebten dahin als ein still friedliches Volk von Hirten und bequemen Ackerbauern, die langen Winternächte mit dem Zauber einer milden elegischen Dichtung verkürzend, zersplittert in Kleinstaaten und ohne jeden Trieb, den Particularismus ursprünglicher Menschheit in harter staatlicher Arbeit zu überwinden — aber ein Volk von Freien, eingesessen seit uralten Tagen, geschützt gegen Westen durch das Sumpfthal der Weichsel, gegen Süden durch gewaltige Verhaue, Seen und Waldungen, und darum furchtbar jedem fremden Dränger. Das hatten wiederholt die Polen erfahren: ihre Grenzprovinz gegen Preußen, das Kulmerland, ward von dem gereizten Heidenvolke oftmals mit blutiger Plünderung heimgesucht. Hartnäckig wahrten die Preußen ihren heimischen Glauben. Schon im zehnten Jahrhundert ward der kühne Heidenbekehrer Adalbert von Prag, der später in christlicher Zeit als Preußens Schutzheiliger galt, von den Erbitterten erschlagen, da er frevelnd den heiligen Wald von Romove betrat. Jetzt, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, nahm der

Cistercienfermönch Christian von Oliva diese Versuche wieder auf, er gründete die ersten christlichen Kirchen jenseits der Weichsel und wurde vom Papste zum Bischof von Preußen erhoben. Die Curie nahm das Heidenland als eine Stätte der Bekehrung in ihren besonderen Schutz, nach jenem nothwendigen Rechte, das von den Culturvölkern jederzeit wider die Barbaren behauptet wird und damals nach dem Glauben der Christenheit unzweifelhaft dem heiligen Stuhle zustand. Aber kaum hatte der Bischof im Bunde mit dem Herrn des Kulmerlandes, dem Herzoge Konrad von Masovien, ein Kreuzheer in das Heidenland geführt, so erhoben sich die Preußen, vernichteten jede Spur christlicher Niederlassungen und trugen Mord und Brand in das Gebiet des polnischen Herzogs. Der Herzog — ohne Rückhalt an der Anarchie und dem unreifen Christenthume der Polen — rief endlich den Todfeind Polens, den Deutschen zu Hilfe.

Hermann von Salza gewährte seinen Beistand, aber nicht als Hilfstruppen sollten die deutschen Herren auftreten. Der Plan, dem Orden einen Staat zu gründen, gedieh jetzt zur Reife. Leicht war der Kaiser beredet, dem Orden das Kulmerland und alle künftigen Eroberungen in Preußen mit aller Gerichtsbarkeit und Herrlichkeit eines Reichsfürsten zu verleihen (1226). Sodann ward Konrad von Masovien veranlaßt, sein Kulmerland dem Orden abzutreten (1230). Endlich (1234) bewog der Hochmeister den Papst, das Land für ein Eigenthum St. Petri zu erklären und dem Orden gegen einen mäßigen Kammerzins an die Curie zu überlassen. So entschied sich alsbald jene zweifelhafte Stellung Preußens zum deutschen Reiche, die sich später bitterlich rächen sollte. Aber entschieden war auch, daß ein deutscher Staat sich zwischen Polen und das Meer drängen sollte, entschieden damit die ewige Feindschaft zwischen Polen und dem Ordensstaate. Allerdings bieten die Urkunden keinen Anhalt für die neuerdings von Watterich und Andern gewagte Behauptung, durch die Gründung des Ordensstaates seien die Rechte des Bischofs Christian und des Herzogs Konrad verletzt worden. Aber gewiß bleibt, daß die Interessen der Beiden mit den hochstrebenden Plänen des Ordens keineswegs zusammenfielen. Der Bischof konnte nicht wünschen unter die Oberherrlichkeit des Ritterstaates zu gerathen; war doch in dem benachbarten Livland der Schwertorden abhängig von dem Erzbischof von Riga! Noch weniger konnte der polnische Herzog die Gründung eines deutschen Staats an der Ostsee erstreben. Nur zögernd — wie die Urkunden zeigen — in äußerster

Bedrängniß entschloß er sich das Kulmerland aufzugeben, das jetzt der Ausgangspunkt ward für die deutsche Eroberungspolitik. Mit dem Jahre jener päpstlichen Schenkung endet die anfängliche Unterstützung des Ordens von Seiten der Polen. Sie beginnen zu begreifen, daß der politisch-nationale Gegensatz stärker sei als die religiöse Gemeinschaft, und nur die eigene Zerrissenheit und die Unsicherheit barbarischer Politik hindert sie, schon jetzt den natürlichen Weg offenen Kampfes gegen den Orden zu betreten.

Alle Hebel geistlicher Gewalt setzte die Curie in Bewegung, um die Eroberung des Heidenlandes zu sichern. Das Kreuz ward gepredigt im Reiche. Wer Theil nahm an der Kreuzfahrt — sogar die der Brandstiftung und der Mißhandlung von Geistlichen Schuldigen, ja selbst die Ghibellinen — war jeder Buße ledig, und gern willigte der Papst in die Ehescheidung der Gatten, die unter die „neuen Maccabäer in der Zeit des Heils“ treten wollten. Es war die Zeit, da das Papstthum den Höhepunkt seiner weltlichen Macht erreicht hatte, da der römische Stuhl in Portugal widerstandslos einen König stürzen, in Island der Republik ein Ende setzen, in Deutschland die Königswahl ohne päpstliche Bestätigung für ungiltig erklären konnte. War an sich schon jeder Kreuzzug ein Vortheil für die geistliche Gewalt, so durfte Rom hoffen, in dem neugewonnenen Gebiete dieser von Feinden rings bedrohten geistlichen Brüderschaft durch seine Legaten eine schrankenlose Macht zu üben. Im Jahre 1231 setzt der von Salza gesendete Landmeister Hermann Balk mit seinem Kreuzheere über die Weichsel, und nun beginnt ein Vorschreiten, sicher und stätig, nach festem Plane, einzig in dieser Zeit regelloser Kriegführung. Kaum ist ein Stück Landes von den Deutschen durchstürmt, so führen deutsche Schiffe Balken und Steine die Weichsel herab, und an den äußersten Grenzen des Eroberten entstehen jene Burgen, deren strategisch glückliche Lage Kriegskundige noch heute bewundern — zuerst Thorn, Kulm, Marienwerder. Diese vorgeschobenen Posten sind im Kleinen, was das Ordensland dem Reiche war: ein fester Hafendamm, verwegen hinausgebaut vom deutschen Ufer in die wilde See der östlichen Völker. So werden neue Stützpunkte gewonnen für das weitere Vordringen, das Auge der Barbaren abgelenkt von dem bereits eroberten Lande, und indem man die Preußen zwingt, sich in hellen Haufen gegen diese Burgen zu schaaren, entgeht der berittene Deutsche der Gefahr des kleinen Kriegs, der ihn in diesem Lande der Wälder und der Sümpfe unrettbar in's Verderben führen muß. Mit

jener Unfähigkeit, der Zukunft zu denken, welche den Barbaren bezeichnet, lassen die Preußen das erste fremdartige Beginnen des Burgenbaus geschehen, bis allmählich das Verständniß der Lage erwacht, die lange schlummernde Wildheit des Volkes furchtbar ausbricht und ein Krieg sich entspinnt von unmenschlicher Grausamkeit. Alle Härte unseres eigenen Volksgeistes entfaltet sich hier, wo der Eroberer dem Heiden gegenübertritt mit dem dreifachen Stolze des Christen, des Ritters, des Deutschen. Die wild feierliche Poesie des hohen Nordens erhöht den romantischen Reiz dieser Kämpfe. Willkommen ist der Frost, der die Straße bahnt durch die unwegsamen Wälder, gefürchtet der weiche Winter. Oftmals erhebt sich das Würgen auf dem Eise der Flüsse und Sümpfe, bis unter der Wucht der Streiter die Decke bricht und die Wellen Freund und Feind begraben. Die politisch und militärisch zersplitterte Macht der Preußen muß endlich der fest organisirten Minderzahl der Deutschen weichen, und nach dem ersten großen Siege an der Sirguna (1234) hallt wieder und wieder durch das Land das übermüthige Lied der Eroberer: „wir wollen alle fröhlich sein, die Heiden sind in großer Pein.“ Immer häufiger wird durch den Ruf solcher Siege waglustiger deutscher Adel zur Kriegsreise nach Preußen gelockt. Auch Otakar der Böhmenkönig unternimmt eine Preußenfahrt, die von der Sage mit einer bunten Fülle abenteuerlicher Züge ausgeschmückt ward. Nachdem die Wasserstraße der Weichsel und des frischen Haffs gewonnen und durch die feste Elbing gesichert ist, rüstet sich der Orden, den Kern der Heidenmacht, das Samland, zu erobern. Das uralte Heiligthum der Preußen, der Wald von Romove, wird genommen, die Götter-Eiche fällt unter den Axtschlägen christlicher Priester, und der erste samländische Edle wird auf den Namen des Böhmen getauft, der mit slavischer Wahrheitsliebe sich rühmt, das gesammte Volk Samlands getauft und das Böhmer-Reich von der Adria bis zur baltischen See vergrößert zu haben. Doch unter diesem phantastischen Gebahren bleibt des Ordens nüchterne militärische Staatskunst unverändert, das System der vorgeschobenen Posten wird stätig erweitert. Noch ehe Samland erobert worden, schickt er Truppen und fröhnende Bauern ostwärts über die kurische Nehrung, gründet die Memelburg. Dem königlichen Gaste zu Ehren wird eine Feste in Samland errichtet, empfängt den Namen Königsberg und einen Ritter mit gekröntem Helm in ihr Wappen (1255).

Noch höher, bis zu dem verwegenen Plane der Herrlichkeit über die Ostsee, erhoben sich die Gedanken des jungen Militärstaats. Schon

im Jahre 1237 ward der livländische Schwert-Orden mit dem deutschen Orden vereinigt. Also sah Hermann von Salza zwei Jahre vor seinem Tode seinen jüngst noch heimathlosen Orden als den Herrn einer Staatsgewalt, welche ihren Besitz und Anspruch über einen Küstensaum von hundert Meilen erstreckte. Was aber diesen Eroberungszug der deutschen Herren von Grund aus unterscheidet von der trivialen Rauflust gemeiner ritterlicher Abenteurer und ihn in Wahrheit zur besten That des deutschen Adels erhebt, das ist die treue Verbindung der Kreuziger mit unserm Bürgerthume. War der Plan des Ordens ursprünglich vermuthlich blos dahin gegangen, das Land zu behandeln gleich den der Christenheit unterworfenen Ländern des Orients, d. h. es lediglich zu erobern und für des Siegers politische und kirchliche Zwecke auszunutzen, so ergab sich sofort aus dem zähen Widerstande der erbitterten Preußen die Nothwendigkeit, deutsche Kraft in vollerem Strome in das Land zu leiten. Die Bürger Niederdeutschlands wurden nach Preußen gerufen, eine Stadt gegründet neben jeder Hauptburg der Ritter. In der Kulmischen Handveste (1233) gewährte der Orden den neuen Ansiedlern großherzig die Freiheit des Magdeburger Rechtes, das seitdem für die Mehrzahl der preußischen Städte den Rechtsboden bildete. Ja, er gestattete den Bürgern Lübecks, ihre Pflanzstadt Elbing nach *ihrem* Rechte zu ordnen. Auf solche Gunst verweisend durfte er später in den Tagen der Noth getrost sich wenden an die Bürger der Hanse, die „dieses Feld des Glaubens so oft mit ihrem Blute benetzt.“ Von diesem Kerne deutscher Gesittung in Städten und Ordensburgen schien das flache Land leicht zu bändigen. Es genügte, mochte man meinen, wenn überall im Lande Kirchen erstanden, jedes Dorf erbarmungslos verbrannt ward, das nach der Taufe noch den alten Göttern geopfert, und die Kinder der preußischen Edlen in deutschen Klosterschulen erzogen wurden. Sehr rasch verstanden die slavisch-lettischen Nachbarn in Ost und West die drohende Bedeutung der deutschen Pflanzung. Zu wiederholten Malen erschien der Herr des linken Weichselufers, der christliche Herzog Suantepolk von Pommern, im Bunde mit den heidnischen Preußen, Kuren und Litthauern. Bald ward es ein feiner Grundsatz der litthauischen Staatskunst, dem nahenden Verderben durch die Taufe zu entgehen und alsbald nach entschwundener Gefahr zu den alten Göttern zurückzukehren. Trotz dieser ruhelosen Kämpfe schien um's Jahr 1260 der Besitz Preußens ziemlich gesichert.

Aber noch einmal muß der Orden um die Eroberung, ja um sein

Dasein kämpfen. Murrend ertragen die Besiegten den Uebermuth der Fremden, die jede Vermischung mit undeutschem Blute herrisch verschmähen. Nicht einmal der Klerus lernt die Sprache der neuen Christen; von dem Treiben der deutschen Priester ist dem Preußen nichts verständlich, als der Hohn wider die alten Heiligthümer. Und wie der Deutsche selber nicht wagt, in den unheimlichen Stätten böser Geister, den heidnischen Götterhainen, seinen Wohnsitz aufzuschlagen, so ist kein Samländer zu bewegen, den Pflug zu führen in den heiligen Wald von Romove. Durch die Fremden erst lernt das staatlose Volk die schweren Opfer und Lasten wirklichen politischen Lebens kennen, die Preußen müssen Burgen bauen, Landwehrdienste leisten wider die Stammgenossen. Aus dem schleichenden Grolle der Knechtschaft bilden sich neue, unholde Züge in dem harmlosen Volkscharakter. „Ein Preuß seinen Herrn verrieth," sagt das deutsche Sprichwort. Kein Preuße darf dem Deutschen einen Humpen reichen, er habe denn selbst zuvor daraus gekostet. In den Sommernächten des Jahres 1261 geht ein geheimnißvolles Leben durch die preußischen Wälder, ein Oberpriester erscheint unter den verschworenen Heiden, aus den Kronen der Eichen verkündet die Stimme der alten Götter, daß die Stunde der Rache geschlagen. An der Spitze der Bewegung stehen preußische Edle, gebildet in deutschen Klosterschulen, deutscher Mannszucht gewohnt und bereit, den Herrn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Da ladet der wilde Ordensvogt auf Lenzenberg am frischen Haff eine Schaar verdächtiger preußischer Edler zu sich, zündet die Burg über ihren Häuptern an. Die erbitternde Kunde fliegt durch die Lande, im September steht das gesammte Volk in Waffen, verbrennt die Ordensburgen, erschlägt die Bauleute. Eine ungeheure Gefahr, furchtbarer als jene der Vernichtung durch die Tartaren, welcher das Land zwanzig Jahre zuvor durch ein glückliches Ungefähr entrann! Soeben erst ist der livländische Meister von den Litthauern auf's Haupt geschlagen, Kurland hat sich befreit, und die wendischen Fürsten im Westen senden bereitwillig Hilfe wider die verhaßten Deutschen. Alle Gräuel der vergangenen Kriege verschwinden gegen das Entsetzen dieses Kampfes. Es geschieht, daß der gefangene deutsche Herr in dreifacher Eisenrüstung dem Donnergotte zum Opfer verbrannt wird, oder daß die Heiden ihm den Nabel an einen Baum nageln und ihn dann mit Peitschenhieben um den Stamm treiben, bis der ausgeweidete Leib zusammenbricht. Nach zehn Jahren, da die deutsche Herrschaft nahezu vernichtet ist, kommen dem Orden

wieder Tage des Siegs durch den entschlossenen Landmarschall Konrad von Thierberg, von dem wir leider nur den Namen kennen, — und nach abermals zehn Jahren ist unter Mordbrand und Verwüstung die Herrlichkeit der Deutschen hergestellt. Denn zwar Zucht und Waffengewandtheit haben die gelehrigen Barbaren von dem überlegenen Sieger gelernt, doch nicht das Eine, Entscheidende — die einheitliche Leitung des Krieges in allen Gauen. Am längsten währt der Kampf in der südöstlichen Landschaft Sudauen, wo an Seen und in ungeheuren Wäldern ein wohlhabendes Volk gesessen war, mit zahlreichem berittenem Adel, abgehärtet in der Jagd auf Auerochs, Bär und Elenn. Endlich (1283) verheert der letzte Sudauerhäuptling Skurdo mit den Getreuen seine Heimath und zieht hinüber zu den Heiden von Litthauen. Sein Fluch ist der Stätte geblieben: die große Wildniß von Johannisburg erstreckt sich heute, wo einst die reichen Dörfer des Heidenvolkes standen. So, nach einem halben Jahrhundert, mit dem Chronisten zu reden, beugen die Letzten der Preußen „ihren harten Nacken dem Glauben und den Brüdern,“ um dieselbe Zeit, da auch Kurland dem Orden wiedergewonnen wird.

Belehrt durch diese furchtbare Erfahrung beginnt der Orden nunmehr eine neue, härtere Politik gegen die Unterjochten. War er bisher gepriesen als „des Christenglaubens Mehrung, Mauer und starker Friedensschild,“ so verdient sich jetzt Preußen den Namen des neuen Deutschlands. Durch zahlreiche neue Burgen wird die Eroberung gedeckt, vornehmlich das Samland, die wichtige Verbindung zwischen den Nord- und Südprovinzen. Das gesammte Recht der Preußen ist verwirkt durch die Empörung. Keine Friedensschlüsse mehr, wie sonst, mit den Besiegten, sondern Unterwerfung und Begnadigung, deren Bedingungen sich lediglich richten nach dem Grade der Schuld und nach militärischen Gesichtspunkten. Der größte Theil des preußischen Adels wird in den Stand der Unfreien hinabgestoßen; die deutschen Bauern dagegen und die treu gebliebenen Preußen, auch die Unfreien, mit reichen Vorrechten bedacht. Ganze Dorfschaften versetzt der Orden in Gegenden, wo sie minder gefährlich scheinen. Die Letzten der Sudauer müssen den Götterwald Romove im Samlande roden, den kein Samländer zu berühren wagt, und die Stätte heißt noch heute der sudauische Winkel. So wird aller Zusammenhang der alten Stände und Landschaften zerschnitten, und wenige vereinzelte Aufstände lassen sich leicht ersticken. Wie der gesammte Ordensstaat uns erscheint als eine verspätete Mark, nach karolingischer Weise auf Eroberung gerichtet, so dienen auch die

Pflichten, welche er den Unterworfenen auferlegt, diesem höchsten Zwecke des Staats. Nicht gar schwer sind die bäuerlichen Lasten; allgemein aber die drückende Pflicht, dem Orden zur Landwehr und auf seinen Reisen Heerfolge zu leisten. Nur die deutschen „Kölmer" und sehr wenige getreue Preußen werden von dem verhaßten Kriegsdienste außer Landes, dem Reisen, entbunden, aber auch sie müssen aufstehen für das „Vaterland," müssen „zujagen," wenn das „Kriegsgeschrei" durch das Land geht und den Einfall des Feindes verkündet. Nach der streng centralisirenden Art militärischer Staaten werden diese Pflichten des Landvolks einheitlich geordnet über das ganze Land. Kein deutscher Grundherr darf seine Hintersassen mit anderen Rechten beschenken als jenen, deren die Leute des Ordens genießen. Damit das Bewußtsein unbedingter Abhängigkeit rege bleibe, stellt der Orden, der alleinige Eigenthümer des Landes durch jene Schenkung des Papstes, den Preußen fast niemals Urkunden aus über ihren Landbesitz. Doch diese feste Ordnung allein konnte nicht genügen. Es bedurfte neuer, stärkerer Einwanderung deutscher Bauern, die nun erst in ausgedehntem Maße beginnt. Jetzt erst verlieren die jungen Städte den dörflichen Charakter, neue Städte entstehen. Zur selben Zeit, da im Reiche Kaiser und Fürsten verblendet die Freiheiten der rheinischen Bürger bekämpfen, gewährt der Orden seinen Städten freie Bewegung. Er darf es, denn das Recht des Staates bleibt gewahrt, die Autonomie wird nicht gestattet, jede Aenderung der städtischen Ordnungen muß der Ordensvogt bestätigen.

Nicht minder herrisch stellte sich der Orden zu der Macht der Kirche. Als eine geistliche Genossenschaft gebot er nicht nur über jene Fülle von geistiger Kraft und politischer Erfahrung, welche die Kirche zur ersten Culturmacht des Mittelalters erhob. Ihm blieb auch der aufreibende Kampf mit der Kirche erspart. Ueberall sonst war sie der Herr oder der feindliche Nachbar, in Preußen allein ein Glied des Staats. Auch hier gereichte dem Ordenslande zum Segen, daß in diesem Staate nichts zu spüren ist von jener mit Unrecht gepriesenen organischen Entwickelung des mittelalterlichen Lebens. Ein durchgreifender Wille vielmehr ordnete die Dinge gleichsam aus wilder Wurzel. Ein Drittheil des Landes ward den vier Bisthümern als Eigenthum gegeben, doch auch für dieses galten die Landesgesetze über das Recht der Bauern und der Städte und die allgemeine Landwehrpflicht. Jede weitere Erwerbung von Grund und Boden war der Kirche untersagt. Das Erzbisthum der Ordenslande blieb in Riga, man hielt diese gefährliche Macht weislich

aus Preußen entfernt. Wie der Orden in seinem Innern alle kirchlichen Functionen durch seine eigenen Brüder vollzog, so war er auch oberster Patron in seinen Landestheilen und übte selbst in dem bischöflichen Drittheile das Visitationsrecht. Noch mehr: außer in Ermeland wurden alle Bisthümer und Domcapitel mit den geistlichen Brüdern des Ordens selbst besetzt. Daher die geschlossene Einheit dieses Staates, daher die Treue des Klerus gegen den Orden selbst in dessen Kämpfen wider Rom. Denn, natürlich, sobald der Orden, in Preußen wahrhaft heimisch geworden, die steilen Bahnen weltlicher Staatskunst ging, entschwand ihm sofort die alte Gunst der Curie. Der römische Stuhl begegnete der zum weltlichen Landesherrn gewordenen geistlichen Genossenschaft nunmehr mit jener vollkommenen, frivolen Freiheit des Gemüths, worauf überhaupt Roms Stärke allen weltlichen Gewalten gegenüber beruht: der Ordensstaat war dem Papste fortan, wie jeder andere Staat, nur ein gleichgiltiges Mittel in den wechselnden Combinationen geistlicher Politik. — Freilich war mit dieser unerhörten geistlichen Machtfülle des Ordens zugleich die Unmöglichkeit einfacher Weiterbildung seines Staates gegeben; denn wo Staat und Kirche beinahe zusammenfielen, war jede Besserung des Staats undenkbar ohne gänzliche Umwandlung des religiösen Lebens. Vor der Hand aber vollendeten die kraftvolle Einheit der Staatsgewalt und die Wucht der deutschen Einwanderung die rasche Germanisirung des Landes. Nicht eine Vermischung der Deutschen mit den Preußen vollzog sich, vielmehr eine Verwandlung der Ureinwohner. In der Fülle des rings aufsprießenden deutschen Lebens erstickten die letzten Triebe preußischer Sprache und Sitte. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts herrschte die Sprache des Eroberers. Funfzig Jahre darauf, da ein preußischer Sänger auf einem Hoftage zu Marienburg unter die Spielleute der Deutschen trat, schenkten ihm die lachenden Ritter hundert falsche Nüsse, denn „Niemand hat verstanden den armen Prüsse." Noch im sechszehnten Jahrhundert mußten in einzelnen Kirchen Tolken, Dolmetscher, der Gemeinde die deutsche Predigt erklären; ja, in tiefgeheimer nächtlicher Versammlung schlachtete da und dort noch ein Heidenpriester den Bock zu Ehren der alten Götter. Doch seitdem verhallten die letzten Laute der preußischen Sprache. Nur das zähere Volksthum der Litthauer hat sich noch heute sein heimisches Wesen bewahrt: noch heute lebt die schöne liederreiche Sprache, die Männer tragen noch den Bastschuh, die Mädchen die reichgeschmückte blaue Kasawaika.

So ward das Weichselthal in die Geschichte eingeführt und das neue Deutschland gegründet — trotz aller politischen und militärischen Gemeinschaft im schroffsten Gegensatze zu der Eroberung der Länder am Dünabusen. Fassen wir in wenigen Sätzen die Charakterzüge der Kolonisation Preußens und der heutigen russischen Ostseeprovinzen zusammen, welche allein schon den Abstand ihrer späteren Geschichte erklären. Preußen ward germanisirt, doch in Kurland, Livland, Esthland lagerte sich blos eine dünne Schicht deutscher Elemente über die Masse der Urbewohner. Zur See, in geringen Schaaren, kommen die Deutschen ins Land, finden ein leibeigenes Bauernvolk unter finnischen Herren, treten an die Stelle dieser herrschenden Klasse und vertheilen den Boden an den Orden, die Kirche, eine geringe Zahl zumeist ritterbürtiger Kreuzfahrer und an das Patriciat der wenigen, doch mächtigen Städte. Von deutschem Bauernthum nur geringe Spuren, um so schwächer, je weiter nach Osten. — Noch ein anderes hochwichtiges Verhältniß lag günstiger im Westen. Preußen war eine Kolonie des gesammten Deutschlands. Seine Städte sind Pflanzungen der Osterlinge, daher, wie überall in der Hanse, die Sprache ihrer Gemeindebücher und Handelsbriefe niederdeutsch, der Handel selbst streng beschränkt auf die den Niederdeutschen vorbehaltenen nordischen Gebiete. Auch die bäuerlichen Einwanderer kommen vornehmlich aus dem Norden, finden in Preußen die Marschen und Deiche der Heimath wieder. In dem herrschenden Stande jedoch, im Orden, überwiegen die Oberdeutschen; denn die Einwanderung geht über Land und der süddeutsche Ritter verzichtet gern auf weitere Fahrt gen Osten, da er in Preußen schon kriegerische Arbeit in Fülle findet. Daher ist die Amtssprache des Ordens in Preußen ein Allen verständliches Mitteldeutsch. Livland dagegen war lediglich norddeutsche Pflanzung. Dahin gelangen die niederdeutschen Edlen, namentlich Westphalen, auf den Schiffen der Hanse, zumeist über Lübeck; die plattdeutsche Sprache beherrscht das Land bis zu Luther's Tagen. — Dazu tritt ein dritter einschneidender Unterschied. Während in Preußen der Orden auf eine beinah moderne landesherrliche Machtfülle sich stützt, werden die östlichen Länder von mittelalterlicher Anarchie zerrissen: der provisus des Ordens, der Erzbischof von Riga, beansprucht das Gericht über die deutschen Herren, ruft, oftmals im Bunde mit Riga's trotziger Commune, die litthauischen Heiden zu Hilfe, beschützt die mißhandelten Letten wider die Deutschen.

Also hat unser Volk auf enger Stätte jene beiden Hauptrichtungen

kolonialer Politik vorgebildet, welche später Briten und Spanier in den ungeheuren Räumen Amerika's mit ähnlichem Erfolge durchführten. Bei dem unseligen Zusammenprallen tödlich verfeindeter Rassen ist die blutige Wildheit eines raschen Vernichtungskrieges menschlicher, minder empörend als jene falsche Milde der Trägheit, welche die Unterworfenen im Zustande der Thierheit zurückhält, die Sieger entweder im Herzen verhärtet oder sie hinabdrückt zu der Stumpfheit der Besiegten. Ein Verschmelzen der Eindringlinge und der Urbewohner war in Preußen unmöglich, wo weder das Klima des Landes noch die Cultur der Bewohner dem Deutschen irgend eine Lockung bot, vielmehr die Unfähigkeit des Volkes zu nationalem Staatsleben, sogar den Slaven gegenüber, klar am Tage lag. Ein menschliches Geschenk daher, daß nach der Unterjochung der Herr dem Diener seine Sprache gab, ihm so den Weg eröffnete zu höherer Gesittung. Weit tiefer als die Preußen stand das Volk der Letten und Esthen, vorlängst ermattet und der Knechtschaft gewohnt, sogar des Gemeindelebens nicht fähig, in der eintönigen Oede seiner Wiesen und Sümpfe und Nadelwälder nicht mehr vertraut mit dem üppigen Wuchse der Eiche und der freudigen königlichen Jagd auf den Hirsch, die Preußens milderes Klima noch kennt. Diese wenig bildungsfähigen Völker mit deutscher Sprache und Bildung zu befreunden, war bei den anarchischen Zuständen des Landes, bei der geringen Zahl der Deutschen unmöglich. Der Sieger hält die Unterworfenen dem deutschen Wesen fern; ihm genügt es, wenn der Esthe den harten Frohndienst, den Gehorch leistet. So erhält sich hier zähe das unberechtigte Volksthum eines Volks von Knechten, während der preußische Bauer mit der deutschen Sprache allmählich auch die Freiheit des Deutschen gewinnt. Die Kinder schreien, die Hunde verkriechen sich, wenn ein Deutscher die raucherfüllte Hütte des Esthen betritt. In den hellen Nächten des kurzen hitzigen Sommers sitzen dann die Unseligen unter der Birke, dem Lieblingsbaume ihrer matten Dichtung, und singen hinterrücks ein Lied des Hasses wider den deutschen Schafsdieb: bläht Euch auf, ihr Deutschen, vor allen Völkern der Welt; nichts behagt Euch bei dem armen Esthenvolke; darum hinunter mit Euch zur tiefsten Hölle. Jahrhunderte lang hat solcher Haß der Knechte, solche Härte der Herren angehalten; erst in der Zeit der russischen Herrschaft entschloß sich der deutsche Adel, den Bauern von der Schollenpflichtigkeit zu befreien. — An diesem Gegenbilde ermessen wir, was die Germanisirung von Altpreußen bedeutet.

Kaum war Preußens Unterwerfung vollendet, so richtete der Orden seine Pläne auf das Land westlich der Weichsel, das von polnischen Vasallen beherrschte Pomerellen. Nicht blos die ruhelose Natur des Militärstaats, sondern ein ernsteres politisches Bedürfniß trieb den Orden in diese Bahn. Mit der zunehmenden Bebauung des Landes hörte die Weichsel auf, eine natürliche Grenze zu sein, und ohne unmittelbare Verbindung mit der starken Wurzel ihrer Macht, mit Deutschland, konnte die junge Kolonie nicht bestehen. Am glücklichsten freilich für Deutschland, wenn der Orden es verstanden hätte, in stätigem Bunde mit der anderen Nordost-Mark des Reichs, mit Brandenburg, das Werk der Germanisirung hinauszuführen. Aber einen so weiten Horizont umfaßt der politische Blick eines mittelalterlichen Territoriums nicht. Schon damals allerdings griffen die Geschicke dieser beiden, durch mächtigste Interessen natürlich verbundenen, Marken in einander ein, doch nur insofern, als sie sich ablösten im Vorkampfe gegen die Völker des Ostens. Sobald die Macht der Askanier in der Mark zerfällt, tritt der Orden gewaltig vor die Bresche der deutschen Cultur, und wieder nach dem Siege der Polen in Preußen erhebt sich das Haus Hohenzollern und ordnet das zerrüttete Brandenburg. Zunächst begegneten sich die Askanier und die deutschen Herren sogar in offener Feindschaft. Schon längst nämlich hatte der Orden mit jener Feinheit diplomatischer Kunst, welche die Aristokratien aller Zeiten auszeichnet, kleine Landstriche Pomerellens friedlich erworben. Gleich Rom wußte er die geistlichen Nöthe der Menschen als Hebel seiner weltlichen Macht zu nutzen. Manch' geängstetes Christenherz erkaufte sich das Heil der Seele durch Schenkungen an die Gottesritter. Als König Waldemar der Däne die gelobte Kreuzfahrt in das heilige Land unterlassen mußte, sühnte er die Schuld durch ein reiches Geldgeschenk an die deutschen Herren. Anderwärts förderte den Orden die wirthschaftliche Ueberlegenheit der Deutschen inmitten des sorglosen Leichtsinns der Slaven. Seine treffliche Verwaltung, geleitet nach jenen Grundsätzen orientalischer Finanzkunst, welche auch Venedig und Neapel mit Glück anwendeten, bot ihm Schätze baaren Geldes — eine furchtbare Macht in diesen Tagen der Naturalwirthschaft. Bald löst er einen wendischen Fürsten aus der Kriegsgefangenschaft, bald bezahlt er einem Wedell seine Schulden oder schenkt einem Bonin einen Streithengst und 50 Mark Pfennige — und erhält in reichem Landbesitz den Lohn der guten That. Endlich naht die willkommene Stunde, diese zerstreuten

Güter westlich der Weichsel zu einer stattlichen Provinz abzurunden. Nach dem Aussterben der pomerellischen Herzöge wird das unzweifelhafte Recht der Markgrafen von Brandenburg auf das verwaiste Herzogthum von den Polen bestritten. König Wladislaw von Polen ruft in solcher Noth den Orden zu Hilfe, um die Askanier aus Danzig zu vertreiben. Der Orden wiederholt die alten kühnen Ränke, verjagt die Brandenburger (1308) — aber auch die Polen und verlangt von Polen für dies Werk der Befreiung eine unerschwingliche Entschädigung. Als Polen sie zu zahlen weigert, kauft der Orden den Brandenburgern ihre Ansprüche auf Pomerellen ab (1311), vertreibt alle polnisch Gesinnten, organisirt das Herzogthum zwischen Weichsel und Leba als Ordensland und gewinnt die Gunst der Bauern, indem er die unmenschlichen slavischen Frohndienste erleichtert. So tritt zu den längst blühenden Städten, der alten Landeshauptstadt Kulm, der festen Elbing und der schönen Thorn, die reiche Danzig hinzu. Diese alte slavisch-dänische Ansiedelung, erst seit kaum hundert Jahren von einigen Deutschen bewohnt, wächst unter der Ordensherrschaft mit wunderbarer Lebenskraft empor. Eine Ordensburg erhebt sich an der Stelle des slavischen Herzogsschlosses, und neben der Altstadt und dem slavischen Fischerviertel, dem Hakelwerke, entsteht, beide rasch überflügelnd, die deutsche Jung-Stadt Danzig, reich begnadigt von dem neuen Landesherrn.

Durch diese verwegene Erwerbung mußte der oft gereizte Haß der Polen endlich zum Losschlagen gedrängt werden. Und schon hatte sich dem Orden im Osten ein zweiter, schrecklicherer Feind erhoben, das wilde Litthauervolk, das damals, auf dem Gipfel seiner Macht, die Lande bis Kiew und Wladimir beherrschte. Ein ruheloses Grenzerleben war das Loos der Deutschen ostwärts von Königsberg. Wartleute des Ordens beobachten die Grenze, unterhalten durch das schwere Wartgelt der Umwohner. Mehrmals im Jahre ertönen die warnenden Signale der Ordensleute. Dann retten sich Weiber und Kinder in die Fliehhäuser des Ordens, und die Landwehr rückt aus. Lärmend sprengen die Feinde heran auf ihren kleinen Gäulen, sengen und verwüsten, führen alles Lebendige hinweg in die Eigenschaft, als willkommene Ackerknechte in ihre entvölkerte Heimath. Dies die unwandelbare Kriegskunst der Barbaren des Ostens, die noch Peter der Große gegen die Deutschen geübt hat. — Auch diese Feindschaft war eine nothwendige. Denn nimmermehr konnten die Heiden einen Nachbar dulden, dem das Gesetz die Pflicht des ewigen Heidenkampfes auferlegte; und

noch minder durfte der Orden von diesem Gesetze lassen, so lange die litthauische Provinz Samaiten sich als ein trennender Keil zwischen Ostpreußen und Kurland einschob, ja sogar den deutschen Küstensaum zerriß. —

Also von Feinden umringt sah der Orden zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein neues Unheil nahen. Verlassen standen die Ritterorden in der zur monarchischen Ordnung heranreifenden Zeit. Als ein Satrap der neuen Monarchie von Frankreich betrieb Papst Clemens V. zu Avignon die Vernichtung der Templer. Die Johanniter, von gleichen Plänen bedroht, verstärkten sorglich ihre Macht durch die Eroberung von Rhodus. Auf die Klage des aufsässigen Erzbischofs von Riga schleuderte jetzt der Papst den Bann wider die deutschen Herren, drohte „die Dornen des Lasters auszureuten aus dem Weinberge des Herrn."

Ein staatsmännischer Gedanke rettete den Orden aus dieser Krisis. Er beschloß — was seit Langem die Eifersucht der Ritter verhindert — den Schwerpunkt seiner Macht, den Hochmeistersitz, nach Preußen zu verlegen. Denn bereits hundert Jahre nach seiner Gründung war, vornehmlich durch die Zuchtlosigkeit der beiden andern Ritterorden, die letzte Feste der Lateiner im Oriente, das Ordenshaupthaus Akkon, in die Hände der Aegypter gefallen (1291). Seitdem hatten die Hochmeister, in Hoffnung auf einen neuen Kreuzzug, zu Venedig Hof gehalten. Aber wie konnte Eine Stadt die Häupter zweier mißtrauischer hochstrebender Aristokratien auf die Dauer beherbergen? Von den sieben Säulen, welche, nach dem alten Ordensbuche, das Hospital von St. Marien stützten, waren gefallen oder in's Wanken gekommen Armenien, Apulien und Romanien. In Alemannien und Oesterreich war der Orden nur ein reicher Grundbesitzer, bot den nachgeborenen Söhnen des Adels eine warme Herberge; und schon verspottete der Volkswitz das träge Ceremonienwesen am Hofe des Deutschmeisters: „Kleider aus, Kleider an, Essen, Trinken, Schlafen gahn, ist die Arbeit, so die deutschen Herren ha'n." Der Landmeister von Livland endlich theilte seine Macht mit der Kirche. Nur in Preußen besaß der Orden unbeschränkte Staatsgewalt. Marienburg also sollte der neue Hochmeistersitz werden — eine glücklich gewählte Hauptstadt, im Westen das noch ungesicherte Pomerellen beherrschend, in leichter Verbindung mit Deutschland und der See, etwa gleich weit entfernt von Thorn und Königsberg. Als der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen in Marienburg einzog (1309) und die Pflichten des Landmeisters in Preußen

selber übernahm, da war entschieden, daß der Orden der verlebten Romantik orientalischer Kreuzfahrt den Rücken wandte und allein dem Ernste seines zukunftreichen staatlichen Berufes leben werde.

Und alsbald bewährte sich, welche nachhaltige Kraft dem Orden aus seiner weltlichen Gewalt erwuchs. Trefflich unterrichtet durch die ganz moderne Einrichtung einer ständigen Gesandtschaft bei der Curie, den Ordensprocurator, wußte der Hochmeister, daß Rom seine Schafe nicht ohne die Wolle weide, beschwichtigte eine Weile den päpstlichen Zorn durch das bewährte Mittel der Handsalbe und zog endlich selbst gen Avignon, wo er bald erfuhr, daß der Staat der deutschen Herren sicherer stehe als die staatlosen Templer. Als später der Orden nach seiner keck zugreifenden Art über die polnischen Bischöfe in Pömerellen dieselben gestrengen Rechte in Anspruch nahm, deren er in Preußen genoß, als er gar der Curie den Fischzug des Peterspfennigs verbot, da war bereits das preußische Volk selbst erfüllt von dem Nationalismus kolonialer Völker und dem Trotze der deutschen Herren. Die Stände des Kulmerlandes verweigerten den Peterspfennig, und das mit dem Interdicte belegte Land „ließ sich sein Brot und Bier darum nicht schlechter schmecken."

Nicht minder glücklich verfuhr der Orden gegen Polen. Alle Lebensbedingungen beider Staaten, die innerste Natur beider Völker drängten zum Kriege. Eben jetzt erwachte in Polen wieder ein starkes nationales Bewußtsein. Der Erbe der polnischen Krone freite die Erbtochter von Litthauen, und das werdende große Ostreich stiftete, als ein Symbol seiner verwegenen Ansprüche, den Orden vom weißen Adler. So drohte zum ersten Male die — vor der Hand noch durch ein freundliches Geschick beseitigte — Gefahr der polnisch-litthauischen Union, welche hundert Jahre später sich vollziehen und den Orden in das Verderben reißen sollte. König Kasimir der Große war persönlich den Deutschen wohl geneigt, er förderte ihre Einwanderung in seine Städte, aber der nationalen Richtung seines Adels vermochte er auf die Dauer nicht zu widerstehen: er verbot den Städten den Rechtsgang nach Magdeburg, gründete einen nationalen Gerichtshof zu Krakau. Unaufhörlich ermahnte der polnische Adel die Krone zum Kriege gegen die deutschen Herren. Wie sollte er dulden, daß die Deutschen seinem Reiche zu der Weichselstraße auch noch das letzte Stück der Küste raubten? Wie sollte der polnische Woiwode ertragen, daß jetzt auf altpolnischem Boden der Ordensvogt den Starosten die Karbatsche aus der

Hand nahm, die sie gewohnt waren über ihren Fröhnern zu schwingen? daß der deutsche Herr als einen plumpen Bauer den polnischen Edlen verlachte, der es doch so trefflich verstand, den Schuh vom Fuße seiner Schönen zu ziehen, ihn mit Meth zu füllen und in Einem Zuge zu leeren? daß, mit Einem Worte, der strenge Staat, die milde Sitte der Deutschen die zuchtlose Roheit des Slaventhums verdrängten? — An dreißig Jahre währte der oft unterbrochene Krieg, oftmals schwankte die Entscheidung. In dem blutigen Kampfe bei Plowcze war das Ordensheer der Auflösung nahe, als der Vogt von Pomesanien, Graf Heinrich von Plauen, die Schlacht wieder herstellte. Der Kalischer Frieden (1343) brachte endlich den Deutschen vollständigen Sieg: Polen verzichtete auf Pomerellen und einige Grenzlande — darunter ein guter Theil des weitgerühmten Weizenlandes Kujavien zwischen Weichsel und Netze. Während des ganzen Kampfes stand Rom mit seinen geistlichen Waffen den Polen zur Seite. Um so fester schloß sich der Orden an das Reich, dessen er in seinen frohen Tagen nur zu oft vergaß. Eben jetzt unter Kaiser Ludwig dem Baiern lebte der alte Streit zwischen Staat und Kirche als ein Principienkrieg wieder auf. Ghibellinische Schriftsteller eröffneten den Federkrieg wider Rom, unsere Kurfürsten behaupteten wider Frankreich und seinen Knecht, den Papst, mannhaft die Freiheit der Kaiserwahl, und, zum ersten Male im Schoße der Kirche, ward von den Minoriten der Satz verfochten: das Concil steht über dem Papste. In diesem großen Kampfe nahm der Hochmeister offen Partei für den Kaiser als „sein Fürst und Geliebtester des Reichs.“

So hatte die weltliche Staatskunst der geistlichen Genossenschaft ihrem Gebiete eine gesicherte Abrundung erobert. Dieselbe weltliche Politik bewog den Hochmeister Werner von Orselen, in diesen Tagen (1329) die alten Statuten der bescheidenen Hospitalbrüderschaft nach den kühneren Gesichtspunkten der baltischen Großmacht abzuändern — soweit die zähe Bedachtsamkeit kirchlicher Sitten dies zulassen mochte. Nach dem Siege über Polen wird auch das Drohen der Litthauer minder gefährlich. Als Angreifer tritt nun der Orden den Völkern des Ostens gegenüber und steigt in wenigen Jahrzehnten zur Sonnenhöhe seines Ruhms empor. Nach Orselen besteigt eine Reihe begabter Männer den Meisterstuhl, so der sangeskundige Luther von Braunschweig, Dietrich von Altenburg und — vor Allen — Winrich von Kniprode. Seines Stammes ein Rheinfranke, ein kühner Soldat und kalt erwägender Staatsmann, war er den Ideen seiner Zeit insoweit

unterthan, als es nöthig ist, um groß in der Zeit zu wirken, doch weltlich heiterer, freier im Gemüthe als die Meisten der Zeitgenossen — mit einem Worte, gleich Frankreichs viertem Heinrich, eine jener frohen, prachtliebenden, siegreichen Fürstengestalten, an deren Namen die Völker die Erinnerung ihrer goldenen Zeiten zu knüpfen lieben. Unter ihm — in den Jahren 1351 bis 1382 — wird der Ordensstaat in Wahrheit eine Großmacht, zugleich, wie ein Jahrhundert später Spanien, der Mittelpunkt und die hohe Schule der lateinischen Ritterschaft.

In der That, nur durch die Strenge einer heiligen Genossenschaft, durch den Ernst großer staatlicher Aufgaben konnte das verfallene Ritterthum der Zeit wieder geadelt werden. Längst verflogen war in diesen Tagen kirchlichen Haders die religiöse Wärme des früheren Mittelalters; nicht die Begeisterung des Christen, nur phantastische Abenteuerlust führte jetzt noch Reisige in die Heere der Kreuziger. Auch jene naive, derbe Rauflust suchen wir vergeblich, die, nach dem hochgemuthen Reiterspruche, „kühn und munter, fromm mitunter" sich durch eine Welt von Feinden schlägt. Nein, einen künstlich verfeinerten, einen epigonenhaften Charakter trägt jenes vielgerühmte zweite Ritterthum, das nach der wüsten Verwilderung der kaiserlosen Zeit im vierzehnten Jahrhundert sich wieder erhebt. Schon beginnt das Volk seine politischen Ideale sehnsüchtig in der Vergangenheit, in der Stauferzeit zu suchen, und bescheiden gesteht der Dichter: „die weisen meister habent vor den wald der kunst durchhauwen." Fällt es der Harmonie und Tiefe der modernen Empfindung ohnehin gar schwer, warmen Antheil zu nehmen an den jähen Sprüngen, ja — sagen wir nur das allein zutreffende Wort — an der zerfahrenen Liederlichkeit des Seelenlebens mittelalterlicher Menschen: so erschrecken wir geradezu vor der Herzenskälte und Armuth dieses zweiten Ritterthums. In bewußter Nachahmung vergangener Zeiten werden die Frauen wieder schwärmerisch verehrt von Rittern, deren schamlose Tracht und wüstes Leben häßlich absticht von den zierlich gesetzten Worten. An den Abenteuern der alten Heldenbücher erhitzen sich die Köpfe, während der kindliche Wunderglaube längst entschwunden ist. War der Adel einst begeistert in den Kampf gezogen für die erhabenen Pläne kaiserlicher Staatskunst, so irrt jetzt der deutsche Ritter planlos, würdelos umher, prahlerisch nach Abenteuern suchend von Ungarn bis zum spanischen Maurenlande. Dem deutschen Adel am mindesten wollte dies phantastische Treiben zu Gesicht stehen. Freilich auch in der guten Zeit des echten Ritterthums

war unser Volk in die Schule gegangen bei den Wälschen, doch bald hatte es seine Staufenkaiser, seinen Walther von der Vogelweide den größten Helden und Sängern der Romanen kühnlich an die Seite gestellt. In der furchtbaren Verwirrung aber des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bot Deutschland nur Raum für nüchterne prosaische Fürsten, die mit dem Bürgerthume zu rechnen wußten. Fremd, fast schwächlich erscheint die adliche Gestalt Friedrich's des Schönen von Oesterreich neben dem schwarzen Prinzen, roh und krämerhaft neben den Helden der englisch-französischen Kriege jene österreichische Ritterschaft, die ihrem Könige gewissenhaft jedes auf der Kriegsfahrt verlorene Hufeisen in Rechnung stellt.

Preußen allein von allen deutschen Landen darf sich in dieser Zeit an ritterlichem Glanze dem Westen vergleichen. Denn nicht lediglich leere Schlaglust, das innerste Lebensgesetz des Militärstaats vielmehr trieb den Orden in die Litthauerkriege. Meisterhaft verstanden die Besseren seiner Meister, dem Orden selbst die Strenge der geistlichen Zucht zu bewahren, die Wappenspielerei der neuen Zeit ihm fern zu halten, und dennoch die phantastischen Neigungen des neuen Ritterthums für seine Zwecke zu benutzen. „In Preußen da ward er zu Ritter" war lange der beste Ruhm des christlichen Edlen, und stolz trug der Preußenfahrer sein Lebtag das schwarze Kreuz. Auch Könige rechneten sich's zur Ehre, wenn der Orden sie aufnahm unter seine Halbbrüder, und kein höheres Lob weiß der alte Chaucer von seinem ritterlichen Pilger zu sagen als dieses: in Littowe hadde he reysed and in Ruce. „Durch Gott, durch er, durch ritterschaft" zogen aus allen Ländern Europas junge Degen herbei, auf der Kriegsreise in Litthauen die goldenen Sporen sich zu verdienen. Vom Morgen bis zum Mittag wehte dann vor einer feindlichen Burg die Ordensfahne im Christenlager, und fand sich Keiner, auf des Herolds Ruf, den Neulingen den Ritternamen im Zweikampf zu bestreiten, so gab ihnen der Meister Sanct Görgens Segen. Aber auch bewährte Ritter fuhren gen Preußen zum Dienste unserer Frauen. Wir finden unter den Gästen nicht nur den Donquixote dieser donquixotischen Zeit, den Franzosen Boucicaut, sondern auch den kalten Rechner, Graf Heinrich von Derby-Bolingbroke, der später im verschlagenen Ränkespiel den Thron der Lancaster gründete. Einmal weilten zwei Könige zugleich am Hofe des Hochmeisters: Ludwig von Ungarn und jener ritterliche Johann von Böhmen, der in den Sümpfen Litthauens ein Auge verlor. Kamen so namhafte Gäste, dann ward

„zu Ehren dem von Oesterreich und auch der Maget tugendleich, die Gottes Mutter wird genannt,“ sofort eine Heidenfahrt begonnen. In dringender Noth versuchte der Meister die stärkste Lockung: er schrieb den „Ehrentisch“ aus unter den lateinischen Rittern, und durch alle Lande erklangen dann die Namen jener Zehn, die nach erfochtenem Siege der Orden als die Würdigsten erfand und unter prunkvollem Zelte, gleich den Degen von Artus' Tafelrunde, bei Zitherklang und Pfeifenspiel mit einem feierlichen Ehrenmahle bewirthete. Sehr ernsthaft und planvoll, offenbar, waren diese Kämpfe selten. Die meisten ritterlichen Kriege des Mittelalters waren tumultuarisch und von kurzer Dauer, schon weil die Rosse nicht leicht Unterhalt fanden. Einige Nächte lang ward „in der Wild“ geheert — „heid ein, busch ein, unverzagt, recht als der fuchs und hasen jagt“ — alle Habe zerstört nach dem einfachen Grundsatze „was in tet we, das tet uns wol,“ und sodann nach lauter Feier des großen Sieges die Rückkehr angetreten und ein Haufe Litthauer „gleich den jagenden Hunden“ gekoppelt gen Preußen geführt — wenn es nicht dem Feinde noch gelang, die siegreichen Ritter in die Sümpfe und Moose zu locken, oder sie einzuschließen zwischen den Hagen, jenen mächtigen Verhauen, die das Barbarenland durchschnitten. Ueberall zeigen die Ritter seltsame Züge renommistischer Tapferkeit, so jener Comthur Hermann von Oppen, der beim Anzuge des Feindes die Thore von Schönsee öffnen ließ und also die Feste vertheidigte.

Und doch erkennen wir leicht auch in solchem verworrenen Kriegsgetümmel den Grundcharakter des Ordens, seinen Januskopf, der mit dem einen Gesichte hinausschaut in den hellen Bereich moderner politischer Gedanken, mit dem anderen zurückblickt in die verschwommene Traumwelt des Mittelalters. Abgeschwächt freilich war längst der unversöhnliche Gegensatz christlichen und heidnischen Wesens. Schon unter Winrich von Kniprode schloß der Orden, was sein Gesetz streng verbot, zum ersten Male einen Frieden mit den Heiden. Doch um so zäher hielt der Orden an dem politischen Gedanken seiner Kriege, an dem Plane, das Litthauerreich zu brechen, das die Provinzen der Düna und der Weichsel trennte. Im Jahre 1398 erfüllte sich ein guter Theil dieser Absichten, da das Samaitenland dem Orden abgetreten ward und nun die gesammte baltische Südküste den Deutschen gehorchte. Keineswegs ward dies Ziel erreicht allein durch jene räuberischen Kriegsreisen adlicher Gäste. Oefter noch rückte die gesammte organisirte Wehrkraft des

Militärstaats in's Feld — so in dem glorreichsten Jahre der Ordensgeschichte 1370. Damals fiel des großen Winrich Ordensmarschall mit dem harten Herzen und dem harten Namen, Henning Schindekopf, als Sieger in jener gräßlichen Rudauschlacht, die noch heute im Gedächtniß der Altpreußen lebt. Diesen Sieg entschieden die Maien der Bürger — waffenkundige Genossenschaften von Patriciern und Zünftlern, die in guten Zeiten jeden Frühling in festlichem Aufmarsch aus den Thoren zogen, den König Lenz nach alter Sitte einzuholen, aber wenn das Kriegsgeschrei erscholl, unter der Führung ihres Ordenscomthurs zu den Fahnen des Ordens stießen. In ernst-fröhlicher Weise verstand Winrich die Wehrbarkeit der Bürger zu kräftigen: er ordnete den gewohnten Brauch des Vogelschießens in allen Städten des Landes nach fester Satzung und ermuthigte die gewandten Armbrustschützen durch Staatspreise. Gleicherweise leisteten auch die Grundherren und Bauern ihren Comthuren Heerfolge, nach strenger Regel, auf bedeckten Hengsten vollgerüstet, oder in der leichteren Platen-Rüstung, je nach der Größe des Hufenbesitzes. Auch die modischen fremden Gäste standen unter den Befehlen der Ordensritter, die noch den altritterlichen Schmuck des Vollbartes und des langen würdigen Mantels bewahrten. Alle Fahnen mußten sich senken — hier in dieser deutschen Grenzerwelt, wo das herrschende kaiserliche Banner nie geweht hat — wenn die große Ordensfahne mit dem Bilde der gnadenreichen Jungfrau dem Ordensmarschall vorangetragen ward. Unbedingt — wenn nicht der Hochmeister selber das Commando übernahm — verbanden die Befehle des Marschalls, der in friedlicher Zeit in dem gefährdeten Osten, zu Königsberg, hauste, im Kriege sich mit dem Generalstab seiner Kumpane umgab. Der harte Spruch des Reisegerichts traf die Widersetzlichen — Gäste, Preußen und deutsche Herren — vornehmlich Jeden, der die strenge Marschordnung störte. Auch im Lager mahnte der Altar, der inmitten des Heeres von den Fahnen umweht sich erhob, an den geistlichen Ernst des Kampfes. — Also verstand sich hier der Stolz der schweren adlichen Reiterei zum Zusammenwirken mit dem Fußvolke der Landwehr. Sogar leichte Reiter, die Turkopolen, wußte der Orden zu verwenden. Und wohl nirgendwo ist das schwere Geschütz der Arcolei so früh und so häufig benutzt worden, als hier — schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts — von dem Ritterbunde, welcher der Erfindungslust seiner kriegskundigen Städte immer ein williges Ohr lieh. Ja, ganz moderne Luft meinen wir zu athmen, wenn wir hören von dem

großen Invalidenhause zu Marienburg, worin der Orden für die alten Tage seiner wunden Brüder sorgte. — Noch lebt ungeschwächt in den Herzen der Litthauer und Slaven der alte Volkshaß wider die Deutschen. Als eine Burg am Niemen von den Unsern erstürmt wird, da bieten Hunderte der Heiden ihren Nacken dem Beile einer greisen Priesterin, also daß Keiner in der Deutschen Hände fällt. Aber schon begegnen uns dann und wann Züge menschlicher Annäherung. Schaaren mißhandelter Leibeigener fliehen aus Litthauen hinüber unter das mildere Recht des Ordens; und gern nimmt er sie auf — unter der bezeichnenden Bedingung, daß sie zurückgeführt werden sollen in die Heimath, sobald ganz Litthauen dem Orden gehorche.

Sehen wir in den Kriegen des Ordens, wie billig, eine streng monarchische Ordnung walten, so herrscht in seiner politischen Verwaltung der aristokratische Geist des Mißtrauens. „Da ist viel Heil, wo viel Rath ist," dies Wort, erhärtet an dem Beispiele Christi, der auch mit den Aposteln frommen Rathes pflag — bezeichnet den kirchlich-aristokratischen Grundgedanken seiner Verfassung. Wohl schmückte sich das Land mit königlichem Pomp, wenn der Statthalter des gestorbenen Hochmeisters alle Gebietiger des Ordens mit den Landmeistern von Deutschland und Livland gen Marienburg berief und dann das Glockengeläute der Schloßkirche verkündete, daß die auserwählten Dreizehn im tiefgeheimen Wahlcapitel einen neuen Fürsten erkoren, Christi Statt im Orden zu halten. Aber den die mächtigsten Könige der Christenheit „lieber Bruder" nannten, er durfte nur über das Kleinste und Alltägliche frei verfügen. Jeder ernstere Beschluß war gebunden an die Zustimmung des Rathes der fünf obersten Gebietiger, jede Verfügung über Land und Leute an das Ja der beiden Landmeister; und wiederholt geschah, daß der Deutschmeister mit dem großen Ordenscapitel die Absetzung eines hoffärtigen Hochmeisters verfügte. Als die Macht des Ordens reißend anschwoll, der persönliche Verkehr mit fremden Fürsten sich vermehrte, befreite sich der Hochmeister allmählich von den kleinlichen Regeln mönchischer Zucht und bildete sich einen glänzenden Hofstaat. Aber auch dann noch erhielt der Herr der Ostseelande, wenn er Theil nahm an den Mahlzeiten des Ordens, seine vier Portionen zugetheilt, damit er spende an die Armen und Büßenden. Nur in dringender Noth mochte der Hochmeister auf eigene Hand verfahren und durch einen Machtbrief unbedingten Gehorsam befehlen. Immerhin ließ diese beschränkte Macht von geschickter Hand sich wirksam nutzen, was der

Orden selber in seiner guten Zeit durch die Wahl fast ausnahmlos tüchtiger Männer anerkannte. Wie der Hochmeister dem gesammten Orden, so standen die Comthure der Ordensburgen den Conventen ihrer Brüder gegenüber „mehr als Diener denn als Herren.“ Die furchtbare Härte der genossenschaftlichen Zucht allein hielt diese Aristokratie zusammen. Die „Regeln, Gesetze und Gewohnheiten“ des Ordens zeigen uns noch heute, wie hoch hier die Kunst Menschen zu beherrschen und zu benutzen ausgebildet war. Ein begebener Mensch war geworden, wer die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams geschworen, „so die Grundveste sind eines jeglichen geistlichen Lebens,“ und dafür von dem Orden empfangen hatte ein Schwert, ein Stück Brot und ein altes Kleid. Ihm war verboten, seines Hauses Wappen zu führen, zu herbergen bei den Weltlichen, zu verkehren in den üppigen Städten, allein auszureiten, Briefe zu lesen und zu schreiben. Viermal in der Nacht wurden die Brüder, wenn sie halb bekleidet mit dem Schwert zur Seite schliefen, von der Glocke zu den „Gezeiten“ gerufen, viermal zu den Gebeten des Tag-Amts. Wem der Orden ein Amt befiehlt, zu Riga oder zu Venedig, übernimmt es unweigerlich und legt es nieder am nächsten Kreuzerhöhungstage vor dem Capitel seiner Provinz; seine Rechnungen bewahrt das Archiv. Ist Einer in Schuld verfallen, so tagt das geheime Capitel, das mit einer Messe beginnt und mit Gebet endigt, und verweist den Schuldigen an den Tisch der Knechte oder läßt die Juste an ihm vollziehen, denn „nachdem die Schuld ist, soll man die Schläge messen.“ Doch darf der Meister Milde üben, der in der einen Hand die Ruthe der Züchtigung führt, in der anderen den Stab des Mitleids. Nur die „allerschwerste Schuld“ die Fahnenflucht, den Verkehr mit Heiden und die „vormeinsamten Sünden“ der Sodomie — kann auch des Meisters Gnade nicht sühnen; sie geht dem Sünder an sein Kreuz, er hat den Orden verloren ewiglich. Noch über das Grab hinaus verfolgt der Orden die ungetreuen Brüder. Wird in dem Nachlasse eines deutschen Herrn mehr gefunden als jene kümmerliche Habe, die das Gesetz erlaubt, so verscharrt man die Leiche auf dem Felde. In dieser furchtbaren Zucht, in einer Welt, die den Orden immer groß und prächtig, den Einzelnen klein und arm zeigte, erwuchs jener Geist selbstloser Hingebung, der den Hochmeister Konrad von Jungingen auf dem Todtenbette die Gebietiger beschwören hieß, sie sollten nimmermehr seinen Bruder zum Nachfolger in seinem Amte wählen. Freilich, eine nahe Zukunft sollte zeigen, daß bei so unmenschlicher Ertödtung

aller niederen Triebe weder die Freiheit des Geistes noch stätige politische Entwickelung gedeihen kann.

Noch redete das Gesetz von dem „Golde der Minne, womit der Arme reich ist der sie hat, und der Reiche arm der sie nicht hat." Noch erinnerten einige große Siechenhäuser, unter der Aufsicht des Ordensspittlers, und die reichversorgte Herrenfirmarie zu Marienburg an die Zeit, da der Orden, der nun drei Fürstenthrone besetzte, unter den Zelten von Akkon die Wunden pflegte; noch ward jedes zehnte Brot aus den Ordensvorräthen den Armen gespendet. Aber ausschließlicher immer drängte sich des Ordens staatlich-kriegerischer Zweck hervor. Das kirchliche Wesen erscheint oft nur als Mittel, jene schweigende militärische Unterwerfung zu erzwingen, die in diesen Tagen ungebundener persönlicher Willkür allein durch den schrecklichen Ernst religiöser Gelübde sich erhalten ließ. Wenn Mittags an der schweigenden Tafelrunde der Priesterbruder ein Capitel der Bibel vorlas, wählte man gern die kriegerischen Mären von den „Rittern zu Josua's und Moses Zeiten." Immer wieder ward den jungen Brüdern das Maccabäerwort eingeschärft: „Darum, liebe Söhne, eifert um das Gesetz und waget euer Leben für den Bund unserer Väter." Es war ein endloser Vorpostendienst. Tag und Nacht standen die Briefschweiken im Stalle gesattelt, um die Boten mit den Befehlen des Meisters oder mit dem Sterbebriefe, der den Tod eines Bruders kündete, von Burg zu Burg zu tragen — ein geregelter Botenlauf durch das gesammte Mittel- und Süd-Europa. Alltäglich konnte ein Visitirer des Ordens erscheinen, alle Schlüssel und Rechnungen der Burg abfordern, und sämmtliche Brüder waren verpflichtet, ihm anzuzeigen, ob das Gesetz verletzt worden, das jede Tagesstunde in jeder Burg des weiten Reiches nach gleicher Regel leitete.

Bei so unbarmherziger Aufsicht mußten die Finanzen des Ordens glänzend gedeihen. „Zu Marienburg", läßt der Dichter den Pfennig sagen, „da bin ich Wirth und wohl behaust." Bis zum funfzehnten Jahrhundert findet sich in den peinlich genauen Rechnungen, die das Königsberger Archiv noch heute bewahrt, keine Spur eines Unterschleifs. Ja, ein ganz moderner Gedanke der Finanzwissenschaft ist in dem Orden bereits verwirklicht: der Staatshaushalt war scharf geschieden von dem Haushalte des Fürsten, der seinen Kammerzins von bestimmten Gütern bezog. Ueberhaupt mußte Wohlstand und Bildung erstaunlich rasch emporschießen, wo die Capitalien und die eingeübte Arbeitskraft eines gesitteten und dennoch jugendlichen Volkes, vereint mit den durch-

gearbeiteten Gedanken der päpstlichen, orientalischen und hansischen Staatskunst, auf die üppigen Naturschätze eines unberührten Bodens befruchtend einströmten. Wo der Adel selber, durch ein heiliges Gesetz gebändigt, herrschte, konnte der unseligste Schaden des mittelalterlichen Staats, die Störung des Landfriedens durch räuberisches Junkerthum, nicht aufkommen. Hier war die Stätte nicht für das trutzige Liedlein, das der Adel im Reiche sang: „ruten, roven, dat is kein schande, dat doynt die besten im Lande." Die Ritter und Knechte des Landes, reich begütert zumal im Westen und im Oberlande, vermochten vorerst dem mächtigen Orden nicht zu trotzen. Sie erfreuten sich der Gunst des großen Winrich, der aus diesen Grundherren den Kern der berittenen Landwehr bildete. Sie blieben der Gerichtsbarkeit des Ordens unterworfen und standen mit den Städten in friedlichem Verkehr durch den schwunghaften Getreidehandel. Die übrige freie Landbevölkerung verschmilzt allmählich zu Einer Masse; die große Mehrzahl der alten preußischen Freien erwirbt das freie kulmische Recht der deutschen Kölmer. Auch die Pflichten der Grundholden werden leichter, seit der Orden die Bedeutung der rasch eindringenden Geldwirthschaft erkennt und die Verwandlung der Dienste in Geldzinsen gestattet. Der den Hansebürgern abgesehene Grundsatz unbedingter Freizügigkeit befördert den Anbau und sichert die Freiheit, ohne doch, bei dem festen Erbrechte der Bauernhöfe, ein allzurasches Hin- und Wiederfluthen der Bevölkerung zu bewirken. Und wie sollte des Landmanns Lage da auf die Dauer eine gedrückte bleiben, wo der rastlose Kampf mit der Fluth des Meeres und der Ströme fortwährend die persönliche Kraft des Bauern herausfordert? Den Mahnruf des Dichters an die Monarchie des Mittelalters: „Dir ist befohlen der arme Mann" befolgt die Aristokratie der deutschen Herren um so eifriger, je gefährlicher die Macht des städtischen und des Landadels emporwächst. Dem großen Winrich hat das Volkslied das edelste Fürstenlob, daß er ein Bauernfreund gewesen, nachgesungen. — Die Kirche bleibt in der alten Abhängigkeit. Die Klöster vornehmlich unterliegen der strengen Aufsicht des Ordens, und allein kraft eines Terminirbriefes der Landesherrschaft darf der Bettelmönch fromme Gaben heischen. Nur in Ermeland, wo es nicht gelungen war, das Domcapitel mit deutschen Herren zu besetzen, beginnen schon jetzt unheilvolle Händel zwischen dem Bisthum und dem Orden. Solche Erscheinungen heben die preiswürdige Thatsache nicht auf, daß die Ordensherrschaft das ausgedehnteste Gebiet einheitlichen Rechtes im deutschen Mittelalter umfaßt.

Jeder Comthur einer Ordensburg ist zugleich Bezirkshauptmann für die Landesverwaltung, führt den Vorsitz im Landding, und selbst die mächtigen Städte müssen sich ihm beugen. Das Recht der Städte hat der Hochmeister durch eine allgemeine städtische Willkür geregelt, die nicht ohne seinen Willen geändert werden darf. Er allein entscheidet über die Freiheit des Handels und die Zulassung der Fremden, er bestimmt die Willkür für die Weichselschiffahrt. Ihm dankt das Land gleiches Maß und Gewicht, und nur seiner Landesmünze zu Thorn ist der Münzenschlag vorbehalten.

Und doch war die Stellung der großen Städte des Landes, die früh der Hansa Deutschlands beitraten, zu ihrer Landesherrschaft nach modernen Staatsbegriffen ebenso unbegreiflich, wie die Lage aller anderen landsässigen Hansestädte. Die „unter beiden Meistern sitzenden" Hansestädte (in Preußen die Sechsstädte Danzig, Elbing, Thorn, Kulm, Königsberg und das kleine Braunsberg, — denn das reiche Memel blieb butenhansisch) — sie beschlossen auf den gemeinen Hansetagen oder gar auf ihren preußischen Städtetagen zu Marienburg und Danzig den Krieg gegen Könige, die mit dem Orden in Frieden lebten. Sie spielten — ein Staat unter Staaten — die Rolle des Vermittlers in den Händeln des Ordens mit Litthauen oder baten den Hochmeister um seine Verwendung in hansischer Sache bei der Königin von Dänemark. Die bittre Noth, der Ernst der politischen Arbeit und das nicht eingestandene, doch unzweifelhaft bereits lebendige Bewußtsein, auf wie schwachen Füßen die glänzende Ordensherrschaft stehe — das Alles zwang den Orden, die adlichen Vorurtheile zu verschmähen, den Eifer der Herrschsucht zu mäßigen und als treuer Bundesgenoß zu den Städten Niederdeutschlands zu halten. Waren doch beide im Innersten verwandt als Aristokratien von Deutschen inmitten halbbarbarischer Völker, verwandt sogar in ihrer inneren Einrichtung. Auch die Hansa konnte in der Fremde ihre Herrschaft nur erhalten durch die strenge klösterliche Zucht mönchischer Factoreien. Auch das Gewerbe des Kaufmanns war in tiefes Geheimniß gehüllt gleichwie das Leben der geistlichen Genossenschaft. Der Blick der Osterlinge beherrschte einen weiteren Gesichtskreis als die Binnenstädte Oberdeutschlands; sie allein unter unseren Communen trieben große Politik gleich dem Orden und sie begegneten sich mit ihm vornehmlich in dem Bestreben, den friedlosen Verkehr zur See endlich zu sichern. Diese Verbindung war so natürlich, daß das Anwachsen beider Mächte auch in der Zeit genau den gleichen Schritt einhielt und

beide von dem Augenblicke an dem Verfalle entgegeneilten, da sie sich miteinander entzweiten. Das glorreiche Jahr des Ordens (1370) war auch der Höhepunkt der hansischen Macht. Als Meister Winrich die Kunde empfing von dem großen Litthauermorden auf dem Rudaufelde, da weilte an seinem Hofe als ein Bettler, des Ordens Vermittlung erflehend, Waldemar Attertag der Däne, verjagt aus seinem Erbe durch die Bürgermacht der Siebenundsiebzig Hansen; und im selben Jahre unterschrieb der König den Stralsunder Frieden und versprach, daß fürderhin Keiner den Thron von Dänemark besteigen solle, als mit dem Willen der gemeinen Hansa. Wenige Jahrzehnte später traten drei preußische Städte als Bürgen ein für das königliche Wort Albrecht's von Schweden. Hat auch keine der Ordensstädte die unvergleichliche Lübeck völlig erreicht und das Wort des deutschen Liedes zu Schanden gemacht: „Lubeck aller stete schone, von richer ere tragestu die krone“ — so stand doch von allen Gemeinwesen der Osterlinge Danzig der Travestadt am nächsten. Ein hochgefährliches Element in dem jungen Staate, fürwahr — diese überkräftige Commune mit dem stolzen Adel, den leidenschaftlich bewegten Zünftlern und dem heute noch berüchtigten wilden Hafenvolke polnischer Weichselschiffer. Sie war die Erbin jener Handelsherrschaft im Osten des baltischen Meeres, welche dereinst dem alten Wisby auf Gothland gehörte. Wohl hielt die Stadt noch so streng wie nur der Orden selber auf deutsches Wesen, wehrte allem undeutschen Blute den Eintritt in die Zünfte. Rechtspflege und Verwaltung waren nach moderner Weise getrennt, jene geübt von dem Stadtschultheißen und seinen Schöppen, diese in den Händen von Bürgermeister und Rath; die Verfassung aristokratisch, doch so, daß für wichtige Entschlüsse die Zustimmung der Zünftler eingeholt ward. Aber schon geschah, daß die Zünftler in jähem Aufruhr aus ihrem Gemeindegarten lärmend vor den prächtigen Artushof der Stadtjunker zogen, und schon jetzt ward in dem Junkerhofe dann und wann der kecke Plan besprochen, die Stadt von dem gestrengen Orden loszureißen. Denn hatte der Orden auch ein einheitliches Handelsgebiet geschaffen und niemals Binnenzölle aufgelegt, so erhob er doch ein Pfundgeld von der Einfuhr. Ja, er ward jetzt selber ein großer Kaufherr und verfeindete sich also den monopolsüchtigen Geist der Hansa: er begann, gestützt auf päpstliche Dispense, einen ausgedehnten Eigenhandel, vornehmlich mit dem Bernstein, den außer den Dienern des Ordens Niemand aufsammeln durfte. Seine Handelsagenten residirten in Brügge, in den

preußischen Städten und in dem Mittelpunkte des polnischen Verkehres, Lemberg.

Nur im Zusammenhange mit diesen hansischen Verhältnissen läßt sich des Ordens baltische Politik begreifen. Auch Esthland war für den Orden gewonnen (1346), seit der Meister von Livland dem Dänenkönige beigestanden gegen einen gefährlichen Aufstand der esthischen Bauern und dann — nach der alten geistlichen Politik — eine unerschwingliche Entschädigung für die Hilfe gefordert hatte. So war dem Orden die Küste vom Peipussee bis zur Leba dienstbar, und alsbald begann er die Befriedung der See, schuf sich eine Seemacht als der Schirmherr des gemeinen Kaufmanns. Schon längst war der deutsche Kaufherr gewohnt seine Schiffe nur in starken Flotten auf die friedlose See zu senden. Vollends in den wüsten Kriegen zur Zeit der kalmarischen Union hatten die streitenden Mächte des Nordens das alte Unwesen der Seeräuber ermuthigt durch ihre Stehlbriefe. Seitdem war der Piratenbund der Vitalienbrüder, geführt von adlichen Abenteurern, den Sture, den Manteuffel, herrschend im baltischen Meere, hatte Gothland besetzt und das verfallende altehrwürdige Wisby in ein festes Raubnest verwandelt. Was die skandinavischen Kronen nicht wagen, gelingt endlich der jungen Flotte des Ordens (1398): er erobert Gothland, verhängt ein furchtbares Strafgericht über die Räuber und läßt seine Friedensschiffe in der Ostsee kreuzen. Bald darauf setzen sich, kraft alter Herrschaftsrechte, die Dänen auf der Insel fest; der Orden aber rüstet eine neue Flotte, bringt an zweihundert dänische Schiffe auf, landet ein Heer von 15,000 Mann auf Gothland und pflanzt die Kreuzfahne wieder auf den Wällen von Wisby auf (1404). — Auch tief in das Binnenland hinein reichen die Fäden der Ordenspolitik. So lange die baltische Welt noch nicht den russischen Ehrgeiz lockt, steht der Orden oft im Bunde mit dem weißen Czaren als dem alten Feinde der Litthauer; und doch sendet der Hochmeister vorsichtig zugleich Gesandte an die Beherrscher von Kasan und Astrachan, findet an ihnen eine starke Rückenlehne wider die Moskowiter. — Den Polen und Litthauern gegenüber weiß der Orden theilend zu herrschen; er schürt emsig den Bruderstreit, der das Großfürstenhaus von Litthauen zerfleischt; seine Burgen sind die bereite Zufluchtsstätte aller Unzufriedenen der Nachbarländer. Ja, in einer Verhandlung mit den Fürsten von Schlesien, Ungarn und Oesterreich entwirft sein vermessener Ehrgeiz bereits im vierzehnten Jahrhundert einen europäischen Plan, der seitdem nie wieder aus der großen Politik

verschwunden ist — den Plan der Theilung Polens. — Von so umfassenden Combinationen jedoch kehrte die Staatskunst des Ordens immer wieder zurück zu ihren einfachsten Aufgaben. Die Verbindung mit Deutschland blieb ungesichert, so lange der launische Wille der pommerschen Wendenfürsten sie jederzeit abschneiden konnte. Der Erwerb von Stolp und Bütow und anderen Grenzstrichen vermochte nicht dies zu ändern. Endlich gelang es, diesen alten Uebelstand zu heben und eine sichere Straße in das Reich zu erwerben: der Orden benutzte (1402) die Geldnoth der märkischen Lützelburger zum Ankaufe der Neumark. Bürger und Bauern des neugewonnenen Landes fügten sich willig der Herrschaft der Aristokratie; nur der meisterlose Adel widerstrebte hartnäckig, er fürchtete den Landfrieden der Ordenslande. Nicht bloß für die Staatskunst, auch für die Wirthschaft des Ordens ward die neue Straße in das Reich hochwichtig; denn sein Besitz in Deutschland war allmählich stattlich angewachsen, umfaßte zwölf Balleien, darunter zwei von unerschöpflichem Reichthum, Oesterreich und Coblenz.

Wenn der Orden die Völker des Ostens vor seiner Landwehr erzittern ließ: vergessen wir nicht, welches wetterfeste, in ewigen Kämpfen gestählte Bauernvolk ihm gehorchte. In altpreußischer Zeit hatten dereinst reiche Dörfer und Wälder geprangt, wo nun der Spiegel des frischen Haffs sich dehnte. Aber auch noch unter der Ordensherrschaft verwandelten Einbrüche des Meeres die Gestalt der Küste. Die alte Einfahrt in das frische Haff, das Tief von Withlandsort, kaum erst durch eine Feste geschützt, versandete; die See brach sich ein neues Tief, und der Orden ließ die Bauern frohnden zu den starken Dammbauten bei Rosenberg. Gewaltiger noch war das Ringen mit dem tückischen Weichselstrome. Undurchdringliches Gehölz hob sich aus dem Röhricht der weiten Sümpfe zwischen den Armen der Weichsel und Nogat, bis alljährlich im Frühjahr der Schrecken des Landes, der Eisgang, herankam, Fußboten das unheimlich langsame Nahen des Feindes verkündeten und endlich die weiten Wälder in der großen Wasserwüste verschwanden. Hat auch die moderne Kritik den vielgefeierten Namen des Landmeisters Meinhard von Querfurt erbarmungslos seines Glanzes entkleidet: zu den Fabelgestalten zählen wir darum doch nicht jenen Ordensritter mit dem Wasserrade, der heute unter den Steinbildern der Dirschauer Brücke prangt. Der Orden war es, der, nicht durch Eines Mannes Kraft, nein, durch die nachhaltige Arbeit mehrerer Geschlechter, die Wuth des Stromes bändigte. Der güldne Ring der Deiche ward

um das Land gezogen, gesichert durch ein strenges Deichrecht, durch die Bauernämter der Deichgrafen und Deichgeschworenen, die noch heute alterprobt bestehen. Also geschützt, ward das Sumpfland der Werder, unter dem Wasserspiegel der Ströme gelegen, von holländischen Kolonisten in die Kornkammer des Nordens verwandelt, und bald blähte sich hier die Ueppigkeit, der unbändige Trotz der überreichen Werderbauern.

Auch anderer Orten im Lande blühte die Landwirthschaft. Die Schafzucht arbeitete dem Tuchhandel von Thorn in die Hände, und Preußens Falkenschulen versorgten den Waidmann aller Länder mit dem unentbehrlichen Federspiele. Die Beutener in den Wäldern von Masuren versandten das Wachs ihrer Bienenkörbe weithin an den Klerus, und selbst der Landwein von Altpreußen hat den unverdorbenen Kehlen unserer Altvordern gemundet. Wichtiger noch war die Ausfuhr des Holzes, das von den Baumbesteigern der Danziger und Rigaer Kaufhäuser in den Forsten von Polen, Litthauen, Volhynien ausgesucht und dann auf mächtigen Flößen, die dichtgedrängt oftmals den Flußverkehr sperrten, die Weichsel und Düna hinabgefahren ward — wenn anders die heilige Barbara in dem Bergkirchlein zu Sartowitz das Gebet des Weichselschiffers um gesegnete Fahrt erhörte. Desselben Weges kam der Flachs, den die Braker im Hafen prüften und stempelten. Der Handel über Land mit Polen und den Nachbarlanden war Preußens Vorrecht; und seit der Orden das kurische Haff mit dem Pregel durch einen Canal verbunden, ward auch der Wasserweg auf dem Niemen bis in das Herz von Litthauen seinem Kaufmann erschlossen. Das rührige Danzig gründete dort das hansische Contor von Kowno. Dies Monopol des überländischen Verkehrs hinderte die Sechsstädte des Hochmeisters nicht, auch an den anderen Handelszügen der Hansa theilzunehmen, an den Baienfahrten nach dem Busen von Biscaya so gut wie an dem großartigen Verkehre des Weltmarktes zu Brügge. Indeß dankten alle Städte der Osterlinge den Wohlstand ihrer Zünftler vornehmlich dem Activ-Handel nach den Ländern des Nordens und Ostens, welche der Produkte unsers Landbaues und Gewerbes nicht entrathen konnten. Die Fischerei im Großen, jederzeit das natürliche Vorrecht des seeherrschenden Volkes, ward in den nordischen Gewässern von der Hansa ausschließlich ausgebeutet. Allsommerlich errichteten die Hansen bei Falsterbo auf Schonen ihre Hütten, um des Heringsfangs zu pflegen, und durch die Gnade des bedrängten Waldemar Attertag durfte dort Danzig sein Fischlager neben der Vitte des gebietenden Lübeck auf-

schlagen. — Der Credit ward gefördert durch die vom Orden erlassene gemeine preußische Bankrott-Ordnung und durch ein verständiges Wechselrecht, das in den Städten zur Regelung des Ueberkaufs sich gebildet hatte. Vor Allem sorgte der Landesherr für die Sicherheit des Verkehrs. Jeder Comthur hielt in seinem Bezirke das strenge Straßengericht. Ja, von den Stettiner Fürsten erlangte der Orden das Versprechen, ihm alle Verbrecher auszuliefern, und von den Herzogen von Oppeln ertrotzte er sich das Recht, die Räuber des preußischen Kaufguts noch auf schlesischem Boden niederzuwerfen. Dem verderblichen Grundsatze des mittelalterlichen Handels, daß Jedermann sich seines Schadens erholen solle bei den Volksgenossen, suchte der Orden entgegenzuwirken durch Handelsverträge, zumal mit England, das bereits ein Consulat in Danzig errichtete.

Mit diesem gewaltigen Aufschwunge materieller Wohlfahrt jedoch hielt die geistige Bildung nicht gleichen Schritt. Ein banausisches Wesen geht durch die mittelalterliche Geschichte unseres Nordens, der Hansa wie der deutschen Herren. Von der schrecklichen Eintönigkeit des mönchischen Garnisonlebens mochte der deutsche Herr sich erholen in ritterlichen Spielen, obwohl das eigentliche Turnier ihm verboten blieb, oder in schwerer Jagd auf Bären, Wölfe, Luchse, „nicht durch kurze weile, sunder durch gemeinen vrumen." Auf Hochmeisters Tag oder zu Ehren fürstlicher Gäste feierte man glänzende Gelage und Gaffenspiele; dann flossen statt des Bieres der Osterwein von Chios, die wälschen Weine und der köstliche Rainfal aus Istrien. Zu Ostern zogen die Dirnen von Marienburg mit Maizweigen auf das Hochschloß, um den Fürsten nach gut preußischem Brauche einzuschließen, bis er mit einer Gabe sich löste. Meisters wälscher Garten und Karpfenteich boten manche heitere Stunde, und bald war der Lärm und Prunk fürstlicher Besuche zur Regel geworden an dem geistlichen Hofe. Edlerer geistiger Luxus aber schien dem rauhen Militärstaate bedenklich. Wenn Meister Winrich befahl, daß in jedem Convente zwei gelehrte Brüder, ein Theolog und ein Jurist, verweilen sollten, so hatte er nur kirchlich-politische Zwecke im Auge. Seine Schöpfung, die Rechtsschule von Marienburg, ging rasch zu Grunde, und die Universität von Culm, die der Orden in jenen Tagen zu gründen gedachte, ist nie zu Stande gekommen. Die gelehrten Brüder haben Urlaub, das Gelernte zu üben, die ungelehrten aber sollen nicht lernen; genug, wenn sie das Paternoster und den Glauben auswendig wissen. Vollends von einem tiefern Nachdenken über göttliche

Dinge meinte der Orden wie das frühere Mittelalter: „o weh dir armen Zweifeler, wie bist du gar verloren, du möchtest kiesen, daß du wärest ungeboren.“ Ein Graf von Nassau ward nach tiefgeheimer Verhandlung zu ewigem Kerker verurtheilt, „weil er ein Ezwifeler was.“ Im Bewußtsein solcher Schwäche bewies der Orden dem gelehrten Mönchsthume offene Mißgunst. Die geistige Aristokratie der Mönche, die Benedictiner, duldete er gar nicht, die Cistercienserklöster zu Oliva und Pelplin nur, weil sie von den pommerschen Fürsten bereits früher gegründet waren; allein den unwissenden Bettelmönchen blieb er gewogen.

Gleich der Wissenschaft schwieg auch die Dichtung fast gänzlich im Ordenslande. Gar seltsam hebt von solcher Herzenshärtigkeit der Glanz der bildenden Künste sich ab, welche freilich nicht so unmittelbar auf die Veredlung der Gemüther wirken. Ihre Blüthe in Preußen fällt in der Zeit genau zusammen mit dem politischen Ruhme der Tage Winrich's von Kniprode. Das edelste weltliche Bauwerk des deutschen Mittelalters ist unter dem großen Hochmeister vollendet worden — die Marienburg, die nach dem Glauben des Volks ihre Wurzeln, die mächtigen Kellergeschosse, so tief in die Erde streckt, wie ihre Zinnen hoch in die Lüfte streben — bei Nacht mit dem Lichtglanze ihrer Remterfenster wie eine Leuchte ob den Landen hangend, weithin sichtbar an dem Weichselflusse, dem die Culturarbeit des Ordens den lieblichsten Unterlauf von allen deutschen Strömen bereitet hat. Schon längst stand auf den Nogathöhen hinter den Ställen und Vorrathshäusern der Vorburg, beschützt durch eine Kette von Basteien und Gräben, das Hochschloß mit dem Capitelsaale und der Schloßkirche. Das kolossale Mosaikbild der heiligen Jungfrau mit dem Lilienstabe verkündete, daß hier des geistlichen Staates Hauptburg rage; auf dem Rundgang um die Burg ruheten des Ordens Todte. Neben diesem düster-feierlichen Bau erstand in Meister Winrich's Tagen das prächtige Mittelschloß, die weltlich heitere Residenz des Fürsten, mit der lichten Fensterfronte von Meisters morgenhellem Gemach und dem wunderbar kühnen Gewölbe in Meisters großem Remter, das gleich dem Gezweige der Palme aus Einem mächtigen Pfeiler emporsteigt. Aber selbst dies freudige Bauwerk verleugnet nicht den strengen Geist des Militär-Staates. Nicht nur weisen unterirdische Gänge und der Rundgang um das Dach auf den Zweck der Vertheidigung; aus der wahrhaftigen Keuschheit des erst von der Gegenwart wieder verstandenen Ziegelrohbaues redet ein spröder Ernst, der den meisten gothischen Bauten fremd ist. Geradlinig schließen sich die Fenster ab, der Reich-

thum der vegetativen Ornamente der Gothik fehlt; nur der leise Farbenwechsel des Ziegelmusters mildert die Einförmigkeit der schmucklosen Mauerflächen. Den gleichen Charakter massenhafter Gediegenheit tragen die Nebenbauten bis herab zu den schweren Thürmen, die in die Gräben hinausragen — den unaussprechlichen Danzk's. Wir mögen dieses spröde Wesen nicht allein der Dürftigkeit des Backsteins zuschreiben; zeigt sich doch an einem edlen Bruchsteinbau des Ordens, an der Marburger Elisabethkirche, dieselbe Bescheidenheit des vegetativen Schmucks. Dagegen gemahnen ornamentale Inschriften und manche Eigenheiten des Stils an des Ordens Verkehr mit Sicilien und dem Morgenlande. Wie das Meisterschloß das Vorbild ward für alle Ordensburgen und sogar dasselbe Ziegelmuster mit militärischer Regelmäßigkeit sich in vielen Burgen wiederholte, so wirkte der strenge Charakter der Ordensbauten auch auf die Bauwerke der Städte. Wer kennt sie nicht, die aufstrebende Kühnheit, den würdigen Ernst der Giebelhäuser in der Langgasse zu Danzig? Wie eine Festung ragt der Dom von Marienwerder über die Weichselebene und ist auch als eine Feste wiederholt von reisigen Bürgern vertheidigt worden.

Erscheint es blendend, einzig, dies kühne Emporsteigen der Ordensmacht zu schwindelnder Höhe: wie sollten wir doch die Einsicht abweisen, daß solche glänzende Frühreife die Gewähr der Dauer nicht in sich trug? Selten läßt sich — nach dem ernsten, unser Geschlecht beherrschenden welthistorischen Gesetze — in dem Kerne menschlicher Größe selber die Nothwendigkeit ihres Verfalls so schneidend nachweisen, wie an diesem widerspruchsvollen Staate. Nur weil der Orden aus den Reihen des deutschen Adels sich fortwährend neu ergänzte, gebot er über eine Fülle großer Talente. Alle die meisterlosen Degen strömten ihm zu, denen die anschwellende Macht der Fürsten und Städte den Raum beengte, die tieferen Gemüther von religiöser Inbrunst, wie die Männer von wagendem Ehrgeiz, welche hier allein noch hoffen durften, aus dem niederen Adel zum Fürstenthron sich emporzuheben. Aber ebendeshalb ward des Ordens Zukunft bestimmt von der augenblicklichen Lage des Adels im Reiche, die er nicht beherrschen konnte. Nur der Heiligkeit kirchlicher Zucht dankte der Orden die Spannkraft, in staatloser Zeit die Majestät des Staates zu wahren. Doch je klarer der also gefestete Staat seiner weltlichen Zwecke sich bewußt ward, um so drückender erschienen die kirchlichen Formen, die sein mütterlicher Boden waren. An sich bietet die Herrschaft des Adelsbundes nichts Unnatürliches in Zeiten,

welche gewohnt waren, alle großen politischen Ziele durch die gesammelte Kraft von Genossenschaften zu erreichen. Aber rühmten wir ihm nach, daß er in seinem Lande nichts der organischen Entwickelung überließ, Alles durch scharf eingreifenden Willen ordnete, so blieb er selber doch starr und unverändert, derweil in seinem Volke Alles sich wandelte, mußte jedem Versuche innerer Reform sein theokratisches non possumus entgegenstellen. Eine furchtbare Kluft that sich auf zwischen der Landesherrschaft und ihrem Volke, seit in den Enkeln der ersten Ansiedler allmählich ein preußisches Vaterlandsgefühl erwuchs, und das Volk murrend erkannte, daß eine schroff abgeschlossene Kaste von Fremden, Heimathlosen Preußens Geschicke lenkte. Einwanderer und Einwohner standen sich hier bald ebenso feindselig gegenüber wie im spanischen Amerika die Chapetons und Creolen, ja, noch feindseliger; denn der ehelose deutsche Herr ward durch kein häusliches Band an das unterworfene Land gekettet. Wohl bot der Orden jeder reichen Kraft freie Bahn, doch nur wenn sie s e i n e Gelübde auf sich nahm. Die unabhängigen Köpfe des Landadels sahen sich ausgeschlossen von jeder staatlichen Thätigkeit; derselbe Orden, der willig den städtischen Adel von Lübeck und Bremen unter seine Brüder aufnahm, erschwerte mit theokratischem Mißtrauen dem Adel seines Landes den Eintritt. Mochte der Orden mit kühlem Rationalismus jede neue politische Idee, so die Zeit gebar, sich aneignen: die Grundlage seiner Verfassung blieb unwandelbar. Der monarchische Gedanke, der einzige, der die Völker des Mittelalters zu dauernder Gesittung emporführen konnte, der soeben noch zu Beginn des funfzehnten Jahrhunderts in Frankreich rettend seine Kraft erprobte — im Ordenslande fand er keine Statt, so lange der Plan einer Säcularisation geistlicher Staaten dem Glauben der Völker noch als ein Verbrechen erschien.

Erschüttert freilich war dieser Glaube schon längst. Denn allgemeinen Anklang hat die unmenschliche Lehre von der Ertödtung des Fleisches unter unserem lebensfrohen Volke zu keiner Zeit gefunden. Nicht blos die rohe Sinnlichkeit, auch die unbefangen weltliche Anschauung des geschlechtlichen Lebens lehnte sich schon im frühen Mittelalter dawider auf. „Daz schoeniu wip betwingent man, und ist da sünde bi, son' ist da doch nicht wunders an," sagt ein freudiges Dichterwort. Jetzt vollends war der deutsche Herr, dem verboten war seine leibliche Mutter zu küssen, verderbt im Verkehre mit den wüsten Kriegsgästen. Die alte Satzung ward mit Füßen getreten, manch unheimliches Ge-

heimniß aus den verschwiegenen Zellen der Burgen drang in das Volk, der weiße Mantel ward oft gesehen in den „Ketzerhainen“ der üppigen Städte und das Sprichwort mahnte den Hausvater, seine Hinterthür zu schließen vor den Kreuzigern. Da offenbarte sich an dem steigenden Spotte des Volks wider seine unheiligen Herrscher, daß das Possenspiel der Theokratie auf die Dauer nur solche Völker ertragen, deren Gemüth ein geistloser Glaube einwiegt in waches Traumleben. Als im Reiche Fürstenthum und Bürgerthum an Macht und sittlicher Kraft den Adel weit zu übertreffen begann: wie hätte solcher Verfall des Standes nicht zurückwirken sollen auf seine ferne Pflanzung? Durch die geweihten Remter schritt die Lust, schamlos und freudlos. Die Ritter, seit der Rudauschlacht des ernsten Krieges entwöhnt, kürzten sich die Weile mit leerem Prahlen von der unbesiegbaren Stärke der Ordenswaffen, und junkerhafter Uebermuth verhöhnte die besonnenen Meister, welche, die Gefahren der Zeit erwägend, die alte Eroberungspolitik mäßigten. Als dann endlich — nach einer tragischen Nothwendigkeit, die keines Menschen Witz abwenden konnte — diese Eroberungspolitik, das Lebensgesetz des Staates, noch einmal hervorbrach, da erlebte der deutsche Adel seinen jammervollsten Fall auf demselben Boden, wo er sein Höchstes geleistet.

Inzwischen reifte die Treibhaushitze der kolonialen Luft in dem jungen, der Pietät fremden Volke den Haß wider die fremden Herrscher. Denn fremd mußten den Preußen die Oberdeutschen erscheinen in Tagen, da die Abneigung der Stämme in unseliger Blüthe stand. Zwei neue Aristokratien waren emporgewachsen unter der herrschenden Kaste, durch festere Bande, als der Orden, mit dem Lande verkettet. Der städtische Adel, zumal die mächtigen Ferver, Letzkau, Hecht in Danzig, brütete längst über dem Gedanken des Abfalls. Und hier abermals stoßen wir auf den tragischen Widerspruch im Wesen des Ordens. Nur weil der Orden zugleich ein großer Kaufherr war, konnte er den Gedanken einer Handelspolitik im großen Stile fassen; und doch hat dieser selbige Eigenhandel ihm die Gemüther der Bürger verfeindet. Unter dem Landadel, den reichen Geschlechtern der Renys und Kynthenau im Kulmerlande, that sich der ritterliche Eidechsenbund zusammen. Alle Eidechsenritter waren verschworen, einander beizustehen mit Leib und Gut in nothhafter ehrlicher Sache wider Jedermann — freilich „mit Ausnahme der Landesherrschaft;“ aber wer hatte Kunde von den tiefgeheimen Rittertagen? Auch auf den Hort der monarchischen Gewalt, auf die Treue der niederen Stände, durfte der Orden nicht mit Sicherheit

zählen — am wenigsten um die Wende des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, in diesem schrecklichen Morgensturme, der dem Lichte der modernen Gesittung vorausging. Alles Heilige sah dies unselige Geschlecht geschändet und entweiht. Gräßlich erfüllte sich das strenge Seherwort, das Dante hundert Jahre zuvor gesprochen: „Der Stuhl von Rom, weil er in sich vereinigt zwei Gewalten, fällt in den Koth.“ Zwei Päpste haderten um die dreifache Krone, zwei Kaiser um den Scepter der Welt, und frech spottete der Heide: „nun haben die Christen zwei Götter; will ihnen der eine ihre Sünde nicht vergeben, so gehen sie zu dem andern.“ Auf den Stellvertreter Christi ward gefahndet auf der Heerstraße, und der Söldner von Neapel band sein Roß an den Altar von Sanct Peter. Vor kurzer Frist erst war der schwarze Tod und der Judenbrand durch die Städte gerast, und der Kyrieleis-Gesang der Geißler, der Angstruf der schuldbeladenen Menschheit, war gellend in den Straßen erklungen. Mit schneidendem Hohne wandte sich das empörte Gewissen der Masse wider das Sündenleben der Reichen. Die Dirnen, spottete das Volk, kommen aus den gemiedenen Gassen zu dem Rathe der Stadt und klagen wider des Rathes Töchter: sie verderben uns das Handwerk. Während die Häupter der Christenheit sich rüsteten, durch eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern wieder Frieden zu bringen in die geängsteten Gemüther, ging auch der Staatsbau der alten Welt aus seinen Fugen.

Dahin war die Ehrfurcht des armen Mannes vor der alten Ordnung. In Frankreich, in den Niederlanden wie in Oberdeutschland rotteten sich die Bauern zusammen, und von England herüber tönte aus den wilden Haufen Walter's des Ziegeldeckers zum ersten Male die lockende Weise, welche erklang und erklingen wird, so oft die rauhe Naturkraft der mißhandelten Menge aufsteht wider den kunstvollen Bau einer alten Cultur: — „als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?“ In Preußen auch schritt ein unruhiger Geist durch die Massen: schon mußte der Orden „Sammlungen“ und bewaffnetes Umherziehen verbieten. Auch auf dem Schlachtfelde hatten die neuen popularen Mächte ihre Ueberlegenheit gezeigt. Seit hundert Jahren schon hingen 8000 Paar goldene Sporen in der Kirche von Mastricht, prahlerische Trophäen, die der Weberkönig von Flandern mit seinem Bürgerheere von Frankreichs Adel erbeutet. Vor dem Morgensterne des Schweizers, dem langen Spieße des ditmarscher Bauern war die ritterliche Kriegskunst zu Schanden geworden, und prahlend sang der Eid-

genosse von seiner Laupenschlacht: „den Grafen thet die Ruthen weh.“ Eben jetzt, um die Wende des Jahrhunderts, kehrte, geschlagen von den Söldnern der Wälschen, Kaiser Ruprecht's ritterliches Reichsheer „halb wieder her in Armuth, Schand' und Spott.“ In der That — schon längst empfand es schmerzlich der Orden — ein neuer Kriegerstand war erstanden. Mehr und mehr entfremdete sich die bürgerliche Gesittung der Zeit der ritterlichen Kreuzfahrt; schon spotteten die Lieder des Teichners über den Preußenfahrer, der von weiter Reise nichts heimbringe als das unverständige Lob des Haufens: „hei, wie der gevaren hat!“ Bereits begnügten sich die Frommen im Reich, Söldner gen Preußen zu schicken zu ihrer Seelen Heil. Bald hörte auch dies auf, und der Orden war gleich anderen Staaten gezwungen, mit ungeheurem Geldaufwande den Kern der neuen Heere, das besoldete, gedrillte Fußvolk und die reichbezahlten Bogenschützen von Genua zu werben. Diese Wandelung der Kriegsweise war auf die Dauer der Wirthschaft der Völker heilsamer als die verzehrend kostspielige Kriegführung der Vorzeit; für den Augenblick aber ward dadurch selbst der Geldreichthum des Ordens erschöpft, mancher minder mächtige Staat ausgestrichen aus der Reihe der Mächte und der Staatengesellschaft eine mehr aristokratische Gestalt gegeben. Und vor Allem, es war ein widersinniges, auf die Dauer unhaltbares Verhältniß, daß ein Ritterbund mit Söldnern seine Schlachten schlagen mußte.

Während so aus dem heiligen Reiche wieder einmal Walther's altes Klagelied erscholl: „mein Dach ist faul, es sinken meine Wände,“ sammelte sich drohend die zersplitterte Volkskraft der Slaven und erhob sich in tödlicher Feindschaft wider die Deutschen. Schon begann in dem genialsten der Slavenvölker die hussitische Bewegung; vertrieben von dem nationalen Fanatismus der Czechen entwich die deutsche Studentenschaft von Prag nach Leipzig. Um dieselbe Zeit hatte ein feuriger, schlauer Fürst voll ausgreifender Ehrsucht den polnischen Thron bestiegen — Großfürst Jagjel von Litthauen. In dreien Tagen führte er wider den Orden zwei furchtbare Schläge, da er getauft ward und die Erbin von Polen freite (1386). Als der Großfürst im Schlosse zu Wilna das heilige Feuer des Heidengottes löschen und die geweihten Schlangen tödten ließ, da war entschieden, daß alle „bösen Christen“ seines Volkes zu Christen wurden. Wo die wollenen Röcke, die des Fürsten neue Priester boten, nicht lockten, trieb man die Bauern zu Tausenden mit Gewalt in den Fluß zur Taufe. So zog der Schlaue

der Eroberungspolitik des Ordens den Boden unter den Füßen hinweg. Wie mochte der Orden noch auf den Zuzug ritterlicher Kriegsgäste zählen, seit alle seine Nachbarn Christen, seine Kreuzzüge weltliche Kriege geworden? Dann bestieg „Jagjel, anders Wladislaw" den polnischen Thron und ließ zwar die Libertät des Adels gewähren, aber der alte Deutschenhaß, emsig aufgestachelt, führte die unbändigen Junker zu militärischem Gehorsam. Die unseligen Händel im litthauischen Fürstenhause verstummten, seit Wladislaw seinen Vetter Witowd zum Großfürsten von Litthauen erhob (1392). So war der enge Bund Litthauens und Polens, der oft versuchte, endlich vollzogen zu des Ordens Verderben. Zu derselben Zeit haderten die Hansestädte unter einander wegen der Vorrechte Lübecks; sie waren im Innern geschwächt durch den Zank der Junker und der Zünftler und schauten träge zu, wie ihre alten Feinde, die drei nordischen Kronen, zu Kalmar unter der starken Hand der Dänenkönigin Margaretha sich einten (1397). Alsbald sollte der Orden das erhöhte Selbstgefühl der Nachbarvölker empfinden. Die kaum von Litthauen abgetretenen Samaiten standen auf „wie die jungen Wölfe, wenn sie satt, desto grimmiger werden gegen die, welche sie hegen." Sogar Memel ward von den Barbaren erstürmt, und erst nach Jahren (1406) befestigte der Orden wieder seine Herrschaft. In so bedrängter Lage deckte sich der Orden den Rücken, trat Gothland ab an die Königin des Nordens (1408). Man mochte erkennen, daß der Gedanke einer selbständigen maritimen Politik, wie großartig immer, doch unhaltbar blieb, so lange man nicht vermochte, die Verfassung des Bundes schwerer Reiter durch entschlossene Aufnahme beweglicher demokratischer Elemente von Grund aus umzugestalten. Aber diese Sicherung gegen Skandinavien frommte wenig, seit die Macht des Königs Wladislaw immer bedrohlicher anwuchs. Der hatte den Deutschen die Kunst theilend zu herrschen, welche der Orden bisher gegen Polen und Litthauen geübt, abgesehen und wandte sie jetzt gegen den Orden selber. Der Klerus von Livland, der ewig aufsässige, bat offen um den Beistand des Polen wider die Landesherrschaft; und auch in Preußen ging die Rede, daß geheime Boten aus Krakau oftmals mit den Eidechsenrittern des Kulmerlandes verkehrten. Die kleinen Wendenfürsten von Pommern huldigten als Vasallen der neuen Größe des Slavenkönigs; und weit über die Grenzen der Christenheit hinaus schweiften Wladislaw's herrschsüchtige Pläne. Er schloß ein Bündniß mit den heidnischen Tataren und Walachen. Ein ruchloser Frevel nach den Begriffen der Deutschen, aber eine sehr

begreifliche Politik für einen Polenkönig; denn ein buntes Völkergemisch von Ruthenen und Saracenen, Armeniern und Tataren hauste in dem Südosten dieses Grenzlandes der Christenheit. Seit den Tagen Kasimir's des Großen waren auch noch Massen der aus Deutschland vertriebenen Juden hinzugekommen, und in diesem Durcheinander von Christen und Heiden, Juden und Schismatikern konnten die politischen Grundsätze kirchlicher Rechtgläubigkeit nicht gedeihen.

Also waren in derselben Epoche, welche die Grenzen der Ordenslande zum größten Umfang erweiterte, die sittlichen Grundlagen der Ordensherrschaft untergraben, die Macht unversöhnlicher Feinde angeschwollen und für den bedrohten Ritterstaat keine Hilfe zu erwarten aus dem wankenden Reiche. Fast unabweislich drängt sich bei diesem Anblick der Vergleich auf mit der Lage des neuen preußischen Militärstaats in den zwei Jahrzehnten nach dem Tode Friedrichs des Großen. Seit Langem drohte der Krieg: die Pommerfürsten, aufgereizt von den Polen, verlegten den Kriegsvölkern, die gen Preußen zogen, die Straße, und König Wladislaw verbot seinem Kaufmann den Handelsweg durch Preußen. Zum Schlagen endlich kam es, als der Orden den wichtigen Netzepaß Driesen zur Sicherung der Verbindung mit der Neumark erworben hatte. Im Jahre 1410 rückte der Hochmeister Ulrich von Jungingen, so recht ein Spätling des alten Ritterthums, mit dem größten Heere, das der Orden je um seine Fahnen geschaart, gen Süden. Nach tollkühner Ritterweise war Alles auf diesen einen Wurf gesetzt. Unter 65 Bannern zogen 26,000 Reiter und 53,000 Mann Fußvolk hinaus, sogar das schwere Festungsgeschütz der Marienburg ward in's Feld geführt. Am Tage der Apostel-Theilung, 15. Juli, traf das Heer auf der Heide von Tannenberg die gesammelte Macht des Ostens, 163,000 Mann. In ritterlichem Uebermuthe verschmähte man die überraschten Polen zu überfallen und forderte sie heraus zu offener Feldschlacht. Schon waren die Litthauer geschlagen, schon hallte das Siegeslied „Christ ist erstanden" aus den Reihen der Kreuziger. Da erfaßte Wladislaw's Feldherr, der kleine Zindram, den günstigen Augenblick, wo des Ordens linker Flügel im zügellosen Ungestüm der Verfolgung sich zerstreute. Er warf auf die Mitte des deutschen Heeres die Hoffnung der Slavenvölker, die böhmischen Söldner unter der Führung jenes Johann Ziska, der seinen Namen hier zum ersten Male dem deutschen Todfeind furchtbar machte. Und als nun die Eidechsenritter des Kulmerlandes verrätherisch ihre Banner unterdrückten, da entschied sich der erste große Sieg, den die

Slaven über unser Volk erfochten. Es war ein Schlachten, unerhört in der Geschichte des Nordens. Ueber 100,000 Leichen bedeckten das Feld, die Blüthe des deutschen Adels war gesunken, von den obersten Gebietigern nur Einer entkommen, und mit der Leiche des Hochmeisters trieb der Tatar und Kosak sein scheußliches Spiel.

Aber derweil der König nach Barbarenweise tagelang auf der Wahlstatt verweilte, die Häupter der gefangenen Großen unter dem Beile seiner Henker fielen, und der Wein aus den zerschlagenen Ordensvorräthen in Strömen durch das polnische Lager floß und mit dem Blute der Gebliebenen sich mischte, da hob sich aus dem grenzenlosen Verderben der andere große Mann des Ordens, Graf Heinrich von Plauen. Sie sahen sich alle gleich, wie ihre Namen und die springenden Löwen in ihren Schilden — diese Heinrich Plauen, aus dem voigtländischen Hause der heutigen Fürsten von Reuß, ein Geschlecht schroffer herrischer Menschen, einer königlichen Ehrsucht voll, hart und lieblos, mit dem kalten Blicke für das Nothwendige. Seit Langem war dies große Haus gewohnt, seine tapfersten Söhne in den Orden zu schicken; schon einmal, in der Schlacht von Plowcze, hatte ein Plauen des Ordens wankendes Kriegsglück wieder gefestigt. Kaum war die Kunde von dem Tannenberger Tage zu dem jungen Comthur von Schwez gedrungen, der an der Westgrenze die Pommernfürsten beobachtete, so begriff er, daß die Zukunft des centralisirten Staates an den Geschicken der Hauptburg hing. Er warf sich mit seinen 3000 Mann in die Marienburg, rüstete die Festung und verbrannte die reiche Stadt zu ihren Füßen, daß sie dem Polen nicht zum Lager diene. Aber ehrlos und zuchtlos huldigte — die Bischöfe voran — binnen einem Monat das gesammte Land dem Könige, der endlich gen Norden zog und Alles verlockte durch das Versprechen der polnischen Libertät, „recht sam der Antichrist thun wird, der ihm auch untertenigen wird die Leute in sulchir weise, die her nicht kan betwingen.“ Vernichtet schien der Orden, sein Heer lag erschlagen, seine Schätze führte der Verrath der Entflohenen in's Reich. Mit Trompeten und Pauken, in feierlichem Zug, holte der Rath von Danzig den polnischen Hauptmann ein, und dem Vertheidiger der Marienburg sandte die Ritterschaft des Kulmerlandes wüthende Fehdebriefe. „Das Gott nimmer an ihnen lasse ungerochen,“ flucht der Chronist; denn ein Abfall war es, unheimlich, ungeheuerlich selbst für jene Zeiten, welche die jähe Wandlung der Gemüther oftmals gesehen. Wohl durfte das Volk sich flüsternd erzählen, daß die Hochgebenedeite selber, den Polen

blendend, in den Reihen der deutschen Herren gestanden, als das Unbegreifliche geschah und gegen solche Uebermacht, gegen das eigene Festungsgeschütz der Meisterburg, in diesem Pfuhle der Gemeinheit die Marienburg sich hielt. Die Ruhr wüthete im Lager des Königs; „je länger er lag, je minder er schuf." Nach vergeblich wiederholtem Sturmangriff brach der alte meisterlose Sarmatengeist wieder aus, die Litthauer verweigerten die Kriegsfolge, und Wladislaw zog ab nach zweimonatlicher Belagerung. Dieser ungeahnte Erfolg erfüllte die Getreuen im Lande mit neuer Hoffnung; Burg auf Burg ergab sich dem neuen Hochmeister. Als gegen Ende des Jahres König Sigmund von Ungarn mit einem Einfall in Polen drohte, schloß Wladislaw in verzagter Uebereilung den Thorner Frieden (Anfang 1411), der Alles wieder auf den Stand vor dem Kriege zurückführte. Nur Samaitenland ward für die Lebenszeit des Großfürsten an Litthauen zurückgegeben.

Vor wenigen Monden noch hatte Plauen sein Knie gebeugt im Zelte des Königs, Frieden erbittend von dem Uebermüthigen. Jetzt gebot er wieder über ein größeres Reich als jenes, das einst dem Meister Winrich gehorcht. Aber wie anders waren den Beiden die Loose gefallen! Der Eine leicht und freundlich dahin getragen von den Wellen des Glücks, sein finsterer Nachfahr rastlos und fruchtlos ankämpfend wider ein ungeheures Verhängniß. Wie sollte seinem klaren Auge entgehen, daß er dem Zufall die Gunst des Friedens verdankte? Eine unerschwingliche Schuld, das Lösegeld für die Gefangenen, lastete auf dem Lande, das die hunnische Wuth des Feindes von Grund aus verwüstet hatte. Ein zäher Wille, der zu vergessen nicht verstand, sollte herrschen über einem Volke, das in kurzen Wochen zweimal den Eid gebrochen. Zornmuthig brach der Meister selbst den Eid, den er beim Friedensschluß dem König zugeschworen, daß das Vergangene vergeben sei, ließ die entflohenen Brüder in Fesseln aus dem Reiche zurückführen. Und wenn er sie musterte, die Elenden, die noch übrig waren von dem weiland großen Orden, eine zuchtlos trotzige Jugend, die des Ordens schöne Tage nicht gesehen, und eine Handvoll verlebter Greise, die alltäglich baten um Erlösung von der Bürde ihres Amtes: dann erwachte in dem Freunde des ersten Hohenzollern'schen Kurfürsten, dem stolzen Manne, der die Gnade Gottes sichtbarlich zu seinen Häupten gesehen, der verwegene Gedanke, daß des Ordens alte Satzung verwirkt sei durch den ungeheuren Frevel, daß des Erretters Wille allein herrschen solle unter den Ungetreuen. Mißachtete er also das Recht des verfallenden

Ordens, so erkannte der Blick des Staatsmannes, daß der frischeren Kraft des Adels und der Städte die Theilnahme an der Leitung des Staats sich fortan nicht mehr versagen ließ. Darum errichtete er (1412) den Landesrath von Abgeordneten der Städte und des Landadels mit dem Rechte der Steuerbewilligung und der Zustimmung in allen wichtigen Landesfragen: — ein Schritt vermessener Willkür, denn das Gesetz verbot dem Orden strenge den Beirath weltlicher Leute, aber eine Nothwendigkeit, denn furchtbare Leistungen mußte der Orden jetzt von dem Lande heischen. Während das Glück dem finsteren Herrscher den Rücken wandte und Seuchen und Mißernten zerstörten, was der Kosak zu vernichten vergessen hatte, mußte zweimal ein Schoß ausgeschrieben werden, von Jedermann bis herab zu den Mägden und Mönchen. Und zweimal schon war offener Aufruhr blutig niedergeschlagen worden. Eidechsenritter und deutsche Herren hatten sich verschworen wider das Leben des Meisters und hart gebüßt. Der Adel von Danzig weigerte den Schoß, vermauerte den Zugang zur Ordensburg, baute daneben einen festen Thurm, den Kiek in de Kuk, um zu schauen, was man braue in des Ordens Küche. Endlich ließ der gewaltthätige Comthur, des Meisters Bruder, einige Vornehme des Raths ungehört erschlagen, und Plauen selbst änderte das Recht der Stadt zu Gunsten der Zünftler. Dazwischen spielten widrige Händel mit den vertriebenen Bischöfen, den Häuptern des großen Landesverrathes, die gemäß dem Frieden Wiedereinsetzung verlangten; Plauen jedoch verweigerte „die Natter im Busen und das Feuer im Gehren zu hüten."

So vergingen dem Meister zwei sorgenvolle Jahre. König Wladislaw erkannte an der jammervollen Zerrüttung des Ordenslandes die Thorheit des übereilten Friedensschlusses. In der That, was auch überkluge Gelehrte dawider sagen, die alte Tradition der Schulen ist im vollen Rechte, wenn sie den Untergang des Ordens von der Schlacht von Tannenberg datirt: von jenem Tage an hörten die Deutschen auf die Herrscher zu sein unter den Westslaven, und der Orden verlor, was einem Militärstaate die Hälfte seiner Macht bedeutet, den Ruf der Unbesiegbarkeit. Des Sieges gewiß, begann daher Wladislaw ein System frechster Gewaltthätigkeit wider den Orden. Seine Hauptleute fielen plündernd ein in das preußische Grenzland, der preußische Kaufmann ward auf polnischer Heerstraße niedergeworfen; ja, der Litthauerfürst erbaute auf dem Gebiete des Ordens die Veste Welun und gab den Klagenden die bedeutende Antwort, ganz Preußen habe dereinst seinem

Volke gehört. Noch ging der Meister friedliche Wege. Er bat den Ungarnkönig Sigismund um seine Vermittlung. Der aber vergaß seiner Pflicht gegen das Reich. Gleichwie er später, dem Dänen zu Lieb, den deutschen Schauenburgern ihr Erbrecht auf Schleswig absprach, so sah er jetzt in dem Kampfe der Deutschen mit den Polen nur die willkommene Gelegenheit sich zu bereichern. Die Vermittlung mißlang.

Nun erst entschloß sich Plauen, kraft eigenen Willens, ohne Rath der Gebietiger wie des Landes, den friedlosen Frieden zu brechen (Herbst 1413). Doch wenn der Plauen wagte das Ungeheure zu thun, im Orden war Einer, der Marschall Küchmeister von Sternberg, der wußte noch sicherer, dies Geschlecht werde das Ungeheure nicht ertragen. Ein feiner Diplomat des gemeinen Schlages, berechnete er in diesem welthistorischen Kampfe nur die niedere Leidenschaft des kleinen Menschen. Die Rechnung trog ihn nicht. Als er dem Bruder des Meisters verbot, nach Plauen's Befehl an die Grenze zu rücken, weigerte die Mannschaft den Kriegsdienst, und der Heerzug mußte unterbleiben. Da berief Plauen auf St. Burkhardstag (14. October 1413) das Capitel, den meuterischen Marschall zu bestrafen. Dort tagten zusammen alle die Neidischen, über deren Schultern der junge Held zum Meistersitze sich emporgeschwungen, die geängsteten Friedensseligen und die Tiefgekränkten, die seine zornige Herrscherhand gefühlt, und Sternberg's überlegene Nüchternheit wußte sie also zu leiten, daß von unreinsten Händen die Strenge des Gesetzes geübt und Heinrich Plauen des Meisteramtes entsetzt ward, weil er den Orden gerettet hatte, um — seine Satzung mit Füßen zu treten. Aber — zu so flauem Endschluß gelangten in dem kläglichen Capitel der grimme Haß der Jungen und der Alten kurzsichtiges Mitleid — dem unerhört beleidigten gefährlichen Manne gab man die bescheidene Comthurei von Engelsburg. Da saß der Entthronte, in der Kraft seiner Jahre, im öden Einerlei eines subalternen Amtes. Er sah das Meisteramt in Sternberg's Händen; die Mörder, die einst sich gegen ihn verschworen, waren begnadigt, das Land, geleitet von dem Stumpfsinn der Feigheit, eilte haltlos dem Verderben entgegen. Aus dem Reiche herüber klangen die wüthenden Klagen seiner Freunde wider die „meyneyden verretters selbwachsen kotzen kotzen sone," aber nur scharfe Worte konnte das Reich ihm bieten. Da befreundete sich endlich die verbitterte Seele des Mißhandelten mit dem Plane, abermals, wie einst im Lager vor Marienburg, das Knie zu beugen vor dem Polenkönige und unter dem Schutze polnischer Waffen zurückzukehren in das

Meisterschloß. Ein tragisches Geschick hat ihm versagt, durch Thaten zu beweisen, wie groß oder wie gemein er diesen Plan verstand. Sein Verkehr mit Polen ward entdeckt, er selbst in festen Gewahrsam gebracht (1414). In häßlicher Prosa endet nun dies dämonische Heldenleben. Sechszehn Jahre lang hat er den Tod bei lebendigem Leibe ertragen; noch besitzen wir die Briefe, worin der „Aldemeister" den neuen Gewalthabern klagt, daß seine Hüter Meth und Brot ihm allzu spärlich reichen. Den sichersten Anzeichen zum Trotz hat die Gutmüthigkeit neuerer Historiker jene letzte Schuld des Helden bestreiten wollen. Denn wie die triviale Theologie sich die Idee der Gottheit nur aus lauter Negationen aufzubauen weiß, so spukt in der historischen Wissenschaft noch vielfach eine moralisirende Nüchternheit, welche Menschengröße nur als das Gegentheil des Frevels zu begreifen vermag, uneingedenk der tiefen Wahrheit, daß jeder große Mensch reich begabt ist zur Sünde wie zum Segen.

Seit jenem St. Burkhardstage schwindet die letzte Spur der Größe aus dem entarteten Staate. Kaum daß dann und wann ein tapferer Kriegsmann auftaucht aus der Gemeinheit des verachteten Ordens, der nicht mehr auf des Reiches frische Kräfte zählen durfte, sondern in Wahrheit wurde „der deutschen Geburt Spital, Zuflucht und Behältniß." In ewig neuen Einfällen berennt das Polenreich, zum Bewußtsein seiner Ueberlegenheit erwacht, den Ordensstaat. Samaiten, Sudauen, Nessau werden in unwürdigen Friedensschlüssen abgetreten. Geschmäht von dem Deutschmeister, daß er „also gar weichlich und liederlich dem Feinde widerstanden," betheuert der Militärstaat dem Kaiser, dem Papste, dem Concilium seine Friedensliebe. Wer durfte sie bezweifeln, seit der Orden den alten Feind, den Litthauerfürsten, unter seine Halbbrüder aufgenommen? Aber Niemand mochte vermitteln in dem ungleichen Kampfe. Ganz offen vielmehr ward an den Höfen die Ansicht ausgesprochen, daß der Orden keine Stätte mehr habe in der monarchischen Welt; ihm wäre besser, daß er auf Cypern oder an der türkischen Grenze das Markgrafenamt wider die Heiden von neuem übernähme. Es waren Kämpfe von principieller, nationaler Bedeutung. Fester schloß sich das fanatische Bündniß der Slavenstämme. Mit den Hussiten und den Pommerfürsten, als „den Verwandten ihres Blutes," standen Polens Könige im Bunde. Schon wird von polnischen Unterhändlern unter den Preußen die slavische Lehre gepredigt, daß Preußen polnisch Land sei, wie seine Ortsnamen beweisen. Ja, als bei Tauß und Tachau des Reiches Adel den Dreschflegeln der hussitischen Bauern erlegen war und weithin durch des Reiches Niederlande der Klang

der böhmischen Trommeln Verderben kündete Allem, was deutsch war und Sporen trug: da brach auch eine Schaar der Ketzer mit ihrer Wagenburg in die Ordenslande, plünderte das Kloster von Oliva, grüßte das Meer mit dem wilden Czechensang: „die ihr Gottes Krieger seid" und füllte die Feldflaschen mit dem salzigen Wasser, zum Zeichen, daß die baltische See den Slaven wiederum gehorche, wie weiland in den Tagen Otakar's des Böhmen. Aber so wenig, wie des Reiches Adel, wird der Orden durch dies verderbliche Anwachsen der Macht des Erbfeindes zu sittlicher Erstarkung begeistert. Von neuem entbrennt der innere Zwist. Drei Convente zugleich sagen dem Marschall den Gehorsam auf, insgeheim unterstützt von Land und Städten; Hochmeister und Deutschmeister entsetzen sich gegenseitig. Endlich verliert der Orden seinen reindeutschen Charakter, als ein häßlicher Streit die oberdeutschen und die niederdeutschen Ritter in zwei Lager scheidet und der Hochmeister sogar versprechen muß, die gleiche Zahl aus jeder Landschaft des Reiches in seinen Rath zu rufen. In solcher Anarchie festigt sich die Libertät des Landes. Schon stellen die Stände bestimmte Forderungen, bevor sie dem Hochmeister huldigen, das Land vermittelt in den Spänen der deutschen Herren. Der von Plauen gegründete Landesrath umfaßt in seiner neuen Gestalt (1430) unter 24 Mitgliedern nur 6 deutsche Herren — so gänzlich hatte sich der Schwerpunkt der Macht verschoben. Die endlosen Kriege fraßen das Mark des Landes, hohe Zölle und der Eigenhandel des Ordens erbitterten den Bürger. Dazu traten unverschuldete Unglücksfälle: wiederholte Mißernten und das räthselhafte Ausbleiben des Herings vom hansischen Fischplatze auf Schonen (seit 1425). Recht und Frieden waren den Preußen verloren, seit die Landstreifen der Ordensritter sich machtlos zeigten wider das räuberische Gesindel, das der Krieg auf die Heerstraße geworfen. Rüstig schürten die Polen den Unmuth unter dem Adel im Oberlande und in Pomerellen, dessen Väter vor hundert Jahren noch der polnischen Adelsfreiheit genossen.

Aus solcher Verbitterung erwuchs der vermessene Gedanke des preußischen Bundes, der am 14. März 1440 auf dem Tage zu Marienwerder von einem Theile der Ritterschaft und der Städte beschworen ward. Ein Staat im Staate, sollte er anfangs nur einen Jeden bei seinem Rechte schützen, bald aber bestellte er einen stehenden geheimen Rath und schrieb Steuern aus unter den Bündischen. Des Bundes Seele waren die Stadtjunker von Danzig und ein oberländischer Ritter Hans von Baisen, ein verschlagener ehrgeiziger Herr, der als Knabe

schon am Hofe des großen Heinrich Plauen die Schwäche des Ordens durchschaut hatte und jetzt von weiten Kriegsfahrten eine ausschreitende Kraft heimbrachte, die unter der Ordensherrschaft den nothwendigen Raum nicht fand. Die treulose Staatskunst unfähiger Hochmeister, welche den Bund zuerst bestätigte, um ihn bald nachher vor dem Kaiser zu verklagen, trieb neue Genossen in die Reihen der Bündischen und den Bund selber vorwärts auf seiner abschüssigen Bahn. Zwei Beweggründe vermischten sich seltsam in dieser Erhebung: die zu ihren Jahren gekommene Kolonie verlangte, wie billig, Selbständigkeit, und das unruhige Volk sehnte sich nach der meisterlosen Anarchie der Polen. Als nun auf des Ordens Klage Kaiser Friedrich III. den Bund „von Unwürden, Unkräften, ab und vernichtet" erklärte, und so der sinkende Ritterstaat sich an das Reich anklammerte, das er kalt vergessen hatte in seinem Glücke, da wagte der Trotz der Libertät den letzten Frevel. Am 4. Februar 1454 unterschrieben Land und Städte den Absagebrief an den Orden; ein Stadtknecht des Rathes von Thorn überbrachte das Schreiben auf die Meisterburg. Ihr habt uns für eigen angesprochen, meinten die Bündischen, und die Natur selbst lehrt Jeden die Gewalt abzutreiben und den Missethäter mit der Faust zu strafen. Die Burg zu Thorn, die erste, die vor zwei Jahrhunderten der deutsche Eroberer im Heidenlande gebaut, ward erstürmt von dem wüthenden Pöbel, und auf das Feuerzeichen von den Thorner Thürmen erhob sich das Land: in wenigen Wochen waren 56 Burgen in des Bundes Händen. Und schon war der Baisen auf dem Wege nach Krakau, dem König Kasimir IV. die Herrschaft anzubieten über Preußenland, „das einst ausgegangen von der Krone Polen."

Der König kam, und widriger wiederholte sich der Abfall des Tannenberger Jahres. Selbst einige der deutschen Herren huldigten; so gnadenreich war das Privilegium des Polen, das freien Handel und Theilnahme an der Königswahl in Polen verhieß und den Baisen zum Statthalter einsetzte. Nun tobt der gräßliche Bürgerkrieg: die deutschen Herren wüthen wider die „bündischen Hunde," die „das Eidechsengift" verderbt, Polen und Bündische wider die geistlichen Zwingherren und die „meineiden Schälke" in den Städten des Ostens, die nach langem Schwanken sich dem Orden wieder zuwenden. Jedermanns Hand wider die andere. Inmitten der Gassen, im Pregelhafen, kämpfen die Bürger der drei Städte Königsbergs ihre wilde Flußschlacht. In Danzig empören sich die Zünfte wieder und wieder für den Orden, bis endlich die

Stadtjunker obsiegen, die Gefangenen an die Ruderbänke im Hafen schmieden. Als der polnischen Freiheit erste Segnung ersteht hier ein herrisches Adelsregiment, und des Ordens blühende Schöpfung, die Jungstadt Danzig, wird vernichtet durch den Handelsneid der altstädtischen Patricier. So schmachvollen Gewinn zu sichern, halten die Junker des Artushofes am zähesten zu dem Könige. Zumeist von Danzigs Gelde, von dem Geschmeide seiner Patricierfrauen, bestreiten die Polen die Kosten des Krieges. Arm an Thaten, überreich an allen Gräueln eines verwilderten Geschlechts wälzt sich der Krieg durch dreizehn Jahre: ein vollendetes Bild wüster Gemeinheit — stünde nicht neben dem schwachen Hochmeister Ludwig von Erlichshausen die stolze Heldengestalt des Ordensspittlers Heinrich Reuß von Plauen, der, herrisch wie sein Ahn, auf dem Felde von Konitz das Glück noch einmal an des Ordens Fahnen fesselt. Ein neuer Feind ersteht dem Orden in seinen eigenen Söldnern. Die ungeheure Soldrechnung zu tilgen, versetzt der Meister mehr als zwanzig seiner Städte und Schlösser, darunter die Hauptburg selbst, an das Kriegsvolk. Als der letzte Termin verstreicht, rücken die Söldner, zumeist ketzerische Böhmen, in das Meisterschloß. Lärmend hebt an, inmitten dieser großen Tragödie, der Taumel des höhnischen Satyrspiels. Durch den Kreuzgang, wo des Ordens Helden ruhen, jagt der Peitschenschlag der hussitischen Söldner die Gebietiger; in die Zellen brechen die Rohen, binden die Ritter, scheeren ihnen den Vollbart. Endlich, am Pfingsttag 1457, wird der Meister aus der geschändeten Burg vertrieben. Auf einem Kahne entkommt er die Weichsel hinab nach Königsberg, und der mitleidige Rath der Stadt sendet ihm ein Faß Bier durch einen Stadtknecht. Das Meisterschloß indeß war nebst den anderen Burgen längst von den Söldnern an den Polenkönig verkauft. Bald nach Pfingsten hielt der neue Herr seinen Einzug. Aber noch einmal hebt sich aus der scheußlichen Entehrung ein tapferer Mann. Der Bürgermeister Bartholomäus Blome öffnet die Thore seiner Stadt Marienburg dem Reuß von Plauen. Drei Jahre lang haben diese beiden letzten Helden des Ordensstaates die Stadt gehalten wider die Polen auf der Burg und im Lager. Dann erlagen sie der Uebermacht, und der gefangene Bürgermeister ward von den Polen enthauptet.

„So weit das Auge reichte, war kein Baum und Gesträuch, daran man eine Kuh festbinden kann.“ An 16 Millionen ungarischer Gulden hatten allein der Orden und der König an diesen jammervollen

Krieg gewendet. Selbst die „Ungetreuen unserer lieben Frau“ begannen dem Könige zu klagen, „wie jämmerlich wir von Euch und Euern Räthen verleitet worden sind.“ Nur die Söldnerhauptleute hatten reiches Gut erworben, sie wurden die Ahnherren von einem Theile des heutigen preußischen Adels. Aus dieser Erschöpfung beider Theile erklärt sich des Kampfes faules, unmögliches Ende: der ewige Friede von Thorn (19. October 1466). Alles Land westlich der Weichsel und Nogat, dazu das Kulmerland, Marienburg, Elbing und das ermeländische Bisthum fielen an Polen. Die Weichsel war wieder ein slavischer Strom. Den Osten des Landes empfing der Meister zurück als ein polnisches Lehen; es sollen „der Meister und der Orden und alle ihre Lande für immer so mit dem Reiche Polen verbunden sein, daß sie zusammen einen einzigen Körper, ein Geschlecht und Volk in Freundschaft, Liebe und Eintracht bilden.“ Zur linken Hand des Königs wird fortan im polnischen Reichstage der Hochmeister als erster Fürst des Polenreiches sitzen; und die Hälfte der ritterlichen deutschen Herren wird aus Polen jeglichen Standes bestehen! Weinend, in zerrissenem Kleide schwur der elende Hochmeister in der Gildehalle zu Thorn dem Polen den Eid der Treue. Nie hat eine Großmacht kläglicher geendet. Der Vorgang war eine unauslöschliche Schmach nicht nur, sondern eine Unmöglichkeit, denn der polnische Vasall sollte nach wie vor zwei unabhängigen deutschen Fürsten, den Meistern von Deutschland und Livland, gebieten.

Theilnahmlos ließ Kaiser und Reich geschehen, daß die Ohnmacht einer unbeweglichen Theokratie und der anarchische Uebermuth der Patricier und Landjunker „das neue Deutschland“ an den Polen verriethen. „Sehet an die Beleidigung Eurer deutschen Nation und die Pflanzung Eurer Voreltern,“ schrieb der Meister an den deutschen Adel. Der aber hatte soeben seine beste Kraft vergeudet in dem ruchlosen Kriege wider die Städte. Zucht und Gemeingeist schien diesem entarteten Geschlechte ganz entschwunden, ständischer Haß seine einzige Leidenschaft, blutiger Haß, wie er redet aus dem gräßlichen Hohnliede der Fürstlichen wider die Bürger: „sie sollen fürbaß Wollsäck binden! Gott wöll, daß sie mit ihren Kinden Land und Leut' verlieren!“ Schnöde Selbstsucht überall: den Landmeistern von Deutschland und Livland kam nicht in den Sinn, ihre reichen Güter zur Rettung des Kernes der Ordensmacht zu opfern. Kurz zuvor hatte der transalbingische Adel, verlockt von Dänemarks Gold und Freiheitsversprechen, das deutsche Erbrecht seines Fürstenhauses preisgegeben und

den Dänenkönig zum Herzog der Lande Schleswig-Holstein gekürt. Und nicht lange, so traf des Ordens alten Schicksalsgenossen, die Hansa, ein tödlicher Schlag. Der Moskowiter zog siegend ein in Nowgorod, die Bürgerglocke des deutschen Freistaats verstummte, und als dem deutschen Narwa gegenüber das moskowitische Iwanogrod sich erhob (1491), war eine neue Macht, Rußland, in die baltische Politik eingetreten. Ein einziger Mann im Reiche folgte diesem Niedergange des deutschen Wesens im Norden und Osten mit dem Blicke des Staatsmannes, Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg. Der hielt die Mark mit harter Faust zusammen und plante, die gesammte Ostseeküste als einen Wall des Reiches seinem Hause zu erwerben. Durch Heirathen und Erbverträge mit Lauenburg, Pommern, Mecklenburg bereitete er die Ereignisse einer großen Zukunft vor. Er erbot sich die Dänen vom Boden des Reichs zu vertreiben, wenn der Kaiser ihn mit Holstein belehne; doch in Wien gönnte man das Reichsland dem Fremden lieber denn dem Hohenzollern. Auch Preußen faßte Friedrichs hoher Ehrgeiz in's Auge. Er durchschaute die Fäulniß der Ordensherrschaft und hoffte dem Lande ein deutscher Erbfürst zu werden. Aber seine Macht reichte nicht aus für so weite Ziele; er mußte sich begnügen, dem Orden in seiner Geldnoth die Neumark abzukaufen (1454) und dies alte Erbland der Marken mindestens vor den Slaven zu sichern.

„Brecht nur den alten Sündenkasten ab, aber Kindeskind wird es beweinen," so rief der Reuß von Plauen, als er die Bündischen eine Ordensburg zerstören sah. Das Wort erfüllte sich, in unseligem Elend schleppte der verstümmelte Staat sich weiter. Undenkbar blieb der Neubau des Ordens, schon weil die Meister von Deutschland und Livland jetzt mit vollem Recht dem polnischen Vasallen den Gehorsam weigerten und der Deutschmeister sogar förmlich als ein Fürst des Reichs investirt wurde. Unnütze Gesellen trugen den weißen Mantel, seit der ohnmächtige Orden keinen von dem Kaiser oder einem Fürsten Empfohlenen abzuweisen wagte. Die ganze Summe seiner Staatsweisheit beschränkte sich nun auf den armseligen Plan, die versprochene Aufnahme polnischer Ritter in den Orden zu hintertreiben und das Meisteramt so lange als möglich unbesetzt zu halten, auf daß der Lehnseid vor der Krone Polen vermieden werde. Umsonst. Man kannte in Krakau des Ordens Schwäche, man verstieg sich bis zu dem Gedanken, das Hochmeisteramt für immer mit der Krone Polen zu vereinigen. Auf alle Fälle war der instinctive Panslavismus der Zeit entschlossen,

lieber alle Forderungen Rußlands zu bewilligen, als die Oberherrschaft über Preußen aufzugeben. Gegen diesen starken Willen blieb der Orden angewiesen auf die Hilfe Roms, das treulos zwischen dem Orden und seinen Feinden schwankte, und auf die großen Worte des Kaisers, der sich in der ärmlichen Prahlerei gefiel, „der alte ehrliche Orden müsse bei dem heiligen Reich und der deutschen Nation verbleiben.“

Da brach sich endlich der Gedanke der Monarchie seinen Weg. Die deutschen Herren wählten Herzog Friedrich von Sachsen zum Meister (1498), damit die Macht des Wettiner Hauses den Orden stütze. Und das Aussehen der Monarchie allerdings hatte man gewonnen. Ein weltlicher Hof prunkte zu Königsberg; herrisch, nach Fürstenweise, klang des neuen Meisters Sprache. Ganze Comthureien zog man ein für den Unterhalt des Hofes; fürstliche Räthe und Canzler, die nicht des Ordens Glieder waren, leiteten das Land. Die Landesverwaltung ward die einzige Sorge der Comthure, und kaum war noch die Rede von ihrem geistlichen Berufe. Kurz, die Trümmer des Ordensstaates waren auf dem Wege sich zu verwandeln in ein bescheidenes monarchisches Territorium wie andere auch im Reiche. Aber noch fehlte der königliche Wille eines Monarchen. Wie später in den großen Fragen der deutschen Staatskunst, so sollten hier in kleinen Verhältnissen die Hohenzollern das Spiel gewinnen, das die Wettiner schwach verloren. Nach Friedrichs Tode ward, in gleicher Absicht, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach gewählt (1511), ein Fürst von mäßigen Gaben, doch beseelt von dem begehrenden Ehrgeize seines Hauses. Er war entschlossen, den Lehnsverband zu brechen, und Kaiser Max befahl ihm streng, den ewigen Frieden nicht zu beschwören. Aber schon hier, bei ihrem ersten Auftreten in Altpreußen, erfuhren die Hohenzollern, was das Kaiserwort eines Habsburgers bedeute. Derselbe Kaiser, der seit Jahren den Meister zum Widerstand gegen Polen ermuthigt, des Reiches Hilfe ihm feierlich versprochen, schloß (1515) plötzlich den Vertrag zu Wien mit den Königen von Ungarn und Polen, welcher den Habsburgern die Nachfolge in den Kronen von Böhmen und Ungarn zusprach und dafür — Preußen wieder auf Grund des ewigen Friedens der polnischen Lehnsherrlichkeit unterwarf! Danzig und Thorn wurden eximirt von der Gewalt des neugegründeten Reichskammergerichts und polnischen Gerichten untergeben. Als dann zu Augsburg Gesandte des Ordens und der Polen vor Kaiser und Reich erschienen, ihre Späne zu vertragen, hörte der Kaiser den Polen gnädig

an und verbot dem Gesandten der deutschen Herren den Mund! Alle die stolzen Reden des Kaisers, daß der Orden in der Weltlichkeit allein zu kaiserlicher Majestät sich halten dürfe — sie hatten allein bezweckt, den Polenkönig so lange einzuschüchtern, bis er seine Zustimmung gab zu dem Vertrage, der das Erbe der Jagellonen an das Haus Habsburg brachte.

So vom Reiche verlassen, wagt der Hochmeister dennoch den ungleichen Kampf (1519), und zum letzten Male flackert unter dem deutschen Adel der Geist des alten Ritterthums empor, den die Gewalten der neuen Zeit alsbald ersticken sollten. Franz von Sickingen, in Wahrheit der letzte Ritter der Deutschen, wirbt ein Heer und schickt seinen Sohn Hans dem Orden zu Hilfe, dazu „manche gute Vögel, die Nachtigall und die Singerin und anderes gute Feldgeschütz.“ Aber des Meisters unsichere Hand weiß, der ungeheuern Uebermacht gegenüber, das Heer nicht zu leiten. Geschlagen, schließt er einen Beifrieden und geht Hilfe suchend in's Reich. Jetzt endlich waren die Geister so weit gereift, um den anderen Gedanken zu verstehen, der allein die Monarchie in Preußen verwirklichen konnte, den Gedanken der Säcularisation. Was soll die müßige, oft wiederholte Klage, daß das Geschick dem Ordenslande nicht vergönnte, als ein mächtiger geistlicher Staat in die hellen Tage der Reformation einzutreten und dann sogleich in ein starkes weltliches Reich sich zu verwandeln? Gerade so, so verfault und tief verachtet mußten die politischen Gebilde der alten Kirche stehen, wenn der vermessene Plan das Heilige zu verweltlichen Fuß fassen sollte in den Gemüthern. Längst durchschaut hatten die Preußen des heiligen Ritterbundes unheilige Weise; mit Leidenschaft also ergriffen sie den neuen Glauben. Am Christtag 1523 verkündete im Dome von Königsberg der Bischof von Samland, Georg von Polenz, selber der Gemeinde „die große Freude, daß der Herr seinem Volke zum zweiten Male geboren sei.“ Er war der erste Kirchenfürst der Christenheit, der die Lehre des Evangeliums bekannte. Ein Jahr später entstand die erste Druckerei in Preußen. Mächtig wirkte die geistige Bewegung der alten Heimath auf das ferne Grenzland. Schon sah man deutsche Herren den Predigern der neuen Lehre horchen. Schon war der weiße Mantel nicht sicher mehr vor dem Spotte der Buben auf den Gassen. Viele legten freiwillig das mönchische Kleid ab. Auch an den Meister, auf seiner Bittfahrt durch das Reich, trat die neue Zeit heran. Nicolaus Osiander redete ihm in's Gewissen, und in Witten-

berg mahnte ihn Luther, falsche Keuschheit zu meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit zu greifen. Eine köstliche Flugschrift ging jetzt aus von dem Reformator an die deutschen Herren. Schonungslos enthüllte sein waches Gewissen die geheimste Lüge des Ordensstaates: „Ein seltsamer Orden zum Streitführen gegen die Ungläubigen, darum weltlich und mit dem weltlichen Schwert in Handen — und soll doch zugleich geistlich sein? wie reimt sich das zusammen? Ein groß trefflich stark Exempel soll der Meister geben, eine rechte ordentliche Herrschaft gründen, die ohne Gleißen und falschen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre.“ Die lautere Wahrheit solcher Gründe kam des Meisters dynastischer Ehrsucht zu Statten. Er trat über zu dem neuen Glauben seines Volkes und empfing kraft des Krakauer Vertrags (8. April 1525) das Land Preußen als ein weltliches Erbherzogthum von König Sigismund zu Lehen, weil „aller Krieg und Zwiespalt zwischen Polen und Preußen aus dem Mangel eines rechten, regierenden, erblichen Fürsten des Landes Preußen entstanden.“ Die große Mehrheit der deutschen Herren begrüßte mit Freuden das neue Wesen; nur Wenige blieben standhaft, Allen voran — mit dem Starrsinn seines Hauses — ein Heinrich Reuß von Plauen. Die obersten Gebietiger des deutschen Ordens wurden die höchsten Beamten des neuen Herzogs. Das schwarze Kreuz verschwand aus Herzog Albrecht's Schilde, aber des Landes schwarzer Adler blieb, nur daß er jetzt das S des Lehnsherrn auf seiner Brust tragen mußte. Der Staat des Ordens war vernichtet. Und dennoch war dies ruhmlose Ende der bescheidene Anfang einer gesunden Entwickelung; als der Staat endlich ehrlich sein weltliches Wesen bekannte, gewann er die Kraft, fortzuschreiten und sich umzubilden nach dem Wandel der weltlichen Dinge.

Die geistliche Hülle aber, die er kühnlich abgestreift, fristete noch lange ein spukhaftes Dasein. Den Herzog traf der Bannstrahl des Papstes und die Acht des Kaisers. Die deutschen Herren in Deutschland entsetzten den treulosen Meister, gaben den Ueberresten des Ordens neue Statuten. Im Südwesten, dem klassischen Gebiete der verfaulten geistlichen Herrschaften, hausten seitdem die neuen Hoch- und Deutschmeister. Die deutschen Herren führten das unnütze Dasein vornehmer Mönche, sperrten sich ab von den gesunden Kräften der Nation durch die peinliche Ahnenprobe, welche der Orden in seinen großen Tagen nicht gekannt. Unversöhnt und unbelehrt, nach theokratischer Weise,

heischten sie Jahrhunderte lang das Land Preußen von den unrechtmäßigen durchlauchtigen Detentores. Vielmals trug sich der Hof zu Wien mit der Hoffnung, die Herrlichkeit des Ordens in dem Ketzerlande von neuem aufzurichten; und noch der erste König in Preußen mußte die lärmenden Proteste des Ordens und des Papstes wider die angemaßte Würde belächeln. Die Stürme der Revolution haben auch den trägen Hof von Mergentheim hinweggefegt, doch in dem gelobten Lande der historischen Reliquien ist das Zerrbild alter Größe wieder auferstanden. Hart am Fuße der sonnigen Weingelände steht in Botzen das prächtige Deutschherrenhaus; auf seinen Thoren prangt das schwarze Kreuz inmitten des Wappens der Habsburg-Lothringer.

War Preußen den Polen erlegen, so sahen sich die deutschen Lande im ferneren Osten den Angriffen Rußlands und Polens zugleich bloßgestellt. Zwar ihre Städte blühten noch eine Weile als die lachenden Erben der Handelsgröße von Nowgorod, ja, in seinen letzten Jahren schaute der livländische Orden noch seinen ersten Helden, jenen gefeierten Westphalen Walter von Plettenberg, der am See Smolin (1502) — nach harter Arbeit zusammengesunken und auf den Knien weiterfechtend, wie die Sage geht — die Moskowiter auf's Haupt schlug. Doch nach dieses Meisters Tode, mit den verheerenden Einfällen des schrecklichen Iwan begann die große Russennoth. Umsonst klagten die Meister dem Kaiser, „der erschrecklich große und mächtige Moskowiter drohe der Ostsee mächtig zu werden.“ Da endlich, nachdem die Lande längst die lutherische Lehre und mit ihr die oberdeutsche Sprache empfangen, folgte Meister Gotthard Kettler den Spuren Albrecht's von Brandenburg und nahm das Herzogthum Kurland von der Krone Polen zu Lehen. Livland und Esthland aber blieben durch viele Menschenalter der Zankapfel der nordischen Mächte. In diesen Jahrhunderten der Kriege gelangte der baltische Adel zu seiner Selbständigkeit — ein Geschlecht, herrisch gegen die Bauern, ausgestattet mit dem Rechte der „fliegenden Jagd“ und zahlreichen andern adlichen Vorrechten, zähe haftend an den alten Sitten mittelalterlicher Gastfreundschaft gegen Gäste und Krippenreiter — ein Geschlecht von Deutschen freilich, doch mit einer Sprache, welche seit Luther's Tagen der Lebenskraft entbehrt, arm und ärmer wird, mit einem geistigen Leben, das an Gustav Adolph's edler Schöpfung, der Hochschule Dorpat, nur kümmerlich sich nährt. Als dann Peter der Große und Katharina die deutsche Pflanzung ihrem Scepter unterwarfen, da brachte die neue Herrschaft zwar einen, den einzigen Segen,

den lang entbehrten Frieden, aber auch neue Gefährdung der deutschen Sitte durch die russische Propaganda. Die Sünden der Väter bestraften sich an den Söhnen. Obgleich der Adel jetzt in milderer Zeit die Lasten des Bauern erleichterte, so hatte sich doch der alte Haß zu tief in die Herzen der Unterworfenen eingegraben. Die Verführungskünste der Popen fanden Anklang bei den Esthen und Letten; immer häufiger von Jahr zu Jahr sah der Wanderer aus dem eintönigen Nadelholze der Landschaft die glänzenden Kuppeln neuer griechischer Kirchen emporragen. Das deutsche Bürgerthum war in kleinstädtischem Wesen verkümmert, die meisten Städte hatten ihre alte Verfassung verloren. Die Rechte der ritterlichen Landtage bildeten nahezu das einzige Bollwerk des Deutschthums in der Kolonie; und wenn der Uebertritt zahlreicher baltischer Edelleute in den russischen Staatsdienst den Fortbestand dieser adlichen Landesverfassung sicherte, so ward doch durch die enge Verbindung der deutschen Adelsgeschlechter mit dem Petersburger Hofe die Verschmelzung der Provinzen mit dem russischen Staate wesentlich gefördert. Selbst der Name der Herzogthümer ging den Landen verloren, und unter dem Czaren Nicolaus schien es in der That, als solle sich das knechtische Wort erfüllen, das damals aus Dorpat dem Kaiser zugerufen ward: „denn ewig ist des Schicksals Wille: wo Russen kommen, wird es stille.“ Erst die jüngsten Jahrzehnte bieten ein erfreulicheres Schauspiel. Das Volk beginnt zurückzukehren zu der in Thorheit verlassenen lutherischen Landeskirche; das deutsche Schulwesen schreitet langsam vor, das Verhältniß zwischen Herren und Bauern gestaltet sich erträglicher. Jedenfalls bleiben die russischen Ostseeprovinzen unter allen Kolonien unseres Volks die am meisten gefährdete: eine schwache Minderzahl von Deutschen erwehrt sich hier mühselig unter den schwierigsten Verhältnissen übermächtiger fremder Gewalten.

Im königlichen Preußen ward allein Danzig der neuen Herrschaft froh. Im Alleinbesitze des polnischen Handels sah der Stadtadel, von den Woiwoden begünstigt, seinen Reichthum herrlich gedeihen. Weithin erklang der Ruhm der Stadt, als ein Danziger, Johann von Kolno, die Hudsonsstraße und die Küste von Labrador entdeckte. Zur selben Zeit, in den Kriegen der beiden Rosen, trieb der preußische Held der Hansa, Paul Beneke, auf der See die Engländer zu Paaren und brachte reiche Beute heim, darunter jenes köstliche Gemälde, „das jüngste Gericht,“ welches noch heute als „das Danziger Bild“ in hohen Ehren bewahrt wird. Den Verrath an Deutschland belohnte

der Hof von Krakau anfangs durch reiche Gnade, er schenkte der Stadt sogar seine Krone in ihr Wappen. Einmal freilich büßte sie furchtbar für die alte Unthat: durch ein hartes Blutgericht des Polenkönigs (1526) ward das lutherische Bekenntniß heimgesucht. Aber bald erkannten die Polen, mit welchem schweren Ernste die Deutschen sich der neuen Lehre zuwandten; sie wurden duldsamer, um ihre wichtigste Provinz nicht zu verlieren. So behauptete sich Danzig, auch nachdem die Hansa zerfallen, inmitten der polnischen Anarchie als eine reiche freie Stadt. Das übrige Land dagegen empfand schwer die klägliche politische Unfähigkeit der Polen. Untergraben wurden die Grundlagen reinerer Menschensitte, die deutscher Fleiß gelegt, und in Preußens Ober- und Unterständen ward das Gebahren des polnischen Reichstags eifrig nachgeahmt. Ein Ziel nur lockte die neuen Herrscher, die Vernichtung deutscher Sprache und Sitte. Malborg hieß fortan die Meisterstadt, Chelmno das alte Kulm, und die deutschen Adelsgeschlechter Oppen, Hutten, Falken, Götzendorf dünkten sich adlicher, seit sie sich Bronikowski, Chapski, Plachecki, Grabowski nannten. Und wahrlich, der widernatürliche Zustand, daß Slaven über Deutsche herrschten, konnte dauern, das Werk der Slavisirung konnte auch in den Städten des Weichselthales gelingen wie auf dem flachen Lande, hätten nicht die Jesuiten ihr Lager in Polen aufgeschlagen und das Reich als getreuesten Bundesgenossen in die Händel der Habsburger verwickelt. Im gemeinsamen Kampfe wider diese pfäffische Propaganda näherten sich einander die Städte Preußens und ein Theil des Adels, der von der Habsucht der Gesellschaft Jesu für seine Güter fürchtete.

So gereichte die Eroberung des königlichen Preußens auf die Dauer den Polen selber nicht zum Segen; sie brachte nur ein neues, fremdartiges, unfriedliches Element zu so vielen anderen, welche das buntgemischte Polenreich mühselig zusammenhielt. Halbwach erhielt sich in dem preußischen Bürgerthume ein deutsch-protestantisches Gemeingefühl, und aus der Dunkelheit dieser polnischen Zeit strahlt uns dann und wann eine echteste That deutschen Geistes entgegen. Zu Frauenburg sann und forschte ein deutscher Domherr in jeder sternenhellen Nacht während eines Menschenalters, bis endlich die ungeheure Wahrheit des Copernicanischen Weltsystems dem Grübelnden sich erschloß, und sein großer Name der Stolz zweier feindlicher Völker ward.

So recht den Kern des wüsten Regiments der Polen erfassen

wir in den Schicksalen der Meisterburg. Geplündert und geschädigt von der heiduckischen Besatzung fiel die Hochburg zuletzt an die Jesuiten, und was die Roheit der Heiducken nur halb vollbracht, vollendete die Culturbarbarei der frommen Väter. Anbauten im Jesuitenstile schoben sich nun zwischen die hehren Werke der Meister, die schmutzigen Hütten schottischer Krämer umgaben die Burg, und in den Grüften der Annakapelle räumten die Meisterleichen den Jesuiten die Stätte. Zwischen den Pfeilern der Remter zog der Pole dünne Wände, weil er der Kühnheit der deutschen Gewölbe nicht traute, und die ernste Wahrhaftigkeit des Ziegelrohbaues ward bedeckt mit der lügenhaften Hülle des Gipses. Es frommte nicht wider das Werk der Zerstörung, daß der prächtige August der Starke die Burg bezog, die er nicht verstand, und seine Gräfin Kosel eine Weile ihre feilen Reize in dem Remter zeigte, den einst der Sporentritt der deutschen Herren durchhallt.

Bei dieser erdrückenden und zugleich verführerischen Nachbarschaft des großen Slavenreiches, „wo Alles adlich war," vermochte das herzogliche Preußen, arm und entvölkert, nur durch zwei Häfen dem Weltverkehre geöffnet, durchaus nicht, jene vorschreitende Staatskunst zu wagen, welche sein ketzerischer Ursprung ihm vorschrieb. Unbändig vielmehr, beseelt von altem deutschherrlichen Trotze und den Ideen polnischer Adelsfreiheit, wuchs der preußische Adel den schwachen Herzögen über den Kopf, hielt in selbstgenügsamer Beschränktheit die Herzöge von allen europäischen Händeln fern, und selten nur griff er zu den Waffen — wenn es galt den wilden Aufruhr der Bauern wider den Druck der Junker blutig niederzuwerfen. Der lebendige Protestantismus war erstarrt und verwandelt in bewegungslose lutherische Rechtgläubigkeit. Schwert und Acht drohte den Anhängern Melanchthon's, die der Hof begünstigte, und wenn die Herzöge das Lästern auf den Kanzeln wider den Calvinismus verboten, so ließ der Adel von dem polnischen Lehnsherrn das Verbot vernichten und die Lehre Calvin's für Teufelswerk erklären. In die Fremde zog, wessen Herz noch erfüllt war von dem streitbaren Geiste der Reformation: aus dem öden Stillleben der Provinz eilte das heldenhafte Geschlecht der Dohna hinaus in die Glaubenskriege der Hugenotten. Es war die gelobte Zeit des lutherischen Junkerthums; aber, gemeiner als in den Marken, sank hier, in der alten Heimath des schroffsten deutschen Nationalstolzes, der Trotz des Adels zu nacktem Landesverrathe herab. Fortwährend „polenzten"

die Herren Stände, sie verkehrten unablässig mit dem polnischen Hofe und nahmen die Jesuiten, als Helfer wider ihren Fürsten, gastlich in Königsberg auf. Willig schützte auf ihren Ruf die Krone Polen die ständischen Ansprüche gegen den Herzog und erwirkte sich sogar das ungeheuerliche Recht, preußische Landtage zu berufen ohne Willen des Herzogs. Gehässiger, schonungsloser noch ward die Widersetzlichkeit des Adels, als das Kurhaus Brandenburg zuerst die Vormundschaft über den letzten Ansbacher Herzog, dann die Herzogswürde selbst erhielt (1618). Jetzt galt es im Geiste des starrsten Particularismus die „Politik des Vaterlandes“ gegen den „märkischen Despotismus“ zu behaupten. Unverstanden ging an dem Stumpfsinne dieses Junkerthums die verheißende Erscheinung Gustav Adolph's vorüber, vergeblich mahnte er in seiner herzgewinnenden Weise, Extrema zu ergreifen, und rief dem Trotze der Libertät die warnenden Worte zu: „dankt Gott, daß ihr nicht Polens unmittelbare Unterthanen seid.“ Man wußte, daß der Hof von Wien damit umging, auch das herzogliche Preußen der Krone Polen gänzlich zu unterwerfen; dennoch blieben die Stände neutral in dem Weltkampfe. Das Land sah den tiefsten Fall der Monarchie, als Georg Wilhelm von Brandenburg, flüchtig vor dem deutschen Kriege, in Königsberg seinen ärmlich würdelosen Hofstaat hielt.

Unter seinem Sohne endlich begann das alte Wort besorgter Polen sich zu erfüllen, daß in den Händen von Brandenburg Preußen der Untergang Polens sein werde. Wie mußte der große Kurfürst sich drehen und winden, um aufzusteigen aus dieser häßlichen Erniedrigung! Nur des Polenkönigs Gnade hatte ihm gestattet, seinem eignen Vater eine calvinische Todtenfeier zu halten. Seine Commissarien wurden als „fremder Potentaten Abgesandte“ von den Ständen Preußens zurückgewiesen, seinen Truppen schlossen die Städte die Thore. Doch nach wenigen Jahren war der mißachtete Vasall der Krone Polen das Zünglein in der Wage des polnisch-schwedischen Kriegs. Alle Kunstgriffe verschlagener Diplomatie mußte er gebrauchen, bis endlich mit der Schlacht von Warschau Brandenburg als eine neue Militärmacht in die Reihe der europäischen Mächte trat und der Vertrag von Welau dem Kurfürsten die Souveränität in Preußen gewährte (1658). Ganz im Sinne dieser Zeit der Fürstenallmacht verstand der Herrscher seine neue Würde. Noch gab es in Preußen steife Nacken, die der neuen Größe sich nicht beugten; doch nach grausamem Kampfe siegte die bittre Noth-

wendigkeit der reinen Monarchie. Preußen und Cleve, Brandenburg und Minden waren fortan membra unius capitis, eines deutschen Staates Glieder. Und siehe, als der Kurfürst die Schweden in wilder Jagd über das Eis des frischen Haffs bis vor die Wälle von Riga trieb, da stand freiwillig die Bauerschaft Preußens in Waffen, führte den kleinen Krieg wider den Reichsfeind. Mochte man fluchen der eisernen Zucht des Selbstherrschers; eine schönere Zeit war gekommen, dies Volk hatte wieder ein Vaterland. Selbst in den trübsten Tagen war in dem Grenzvolke ein Hauch deutschen Geistes lebendig geblieben. Dem verwilderten Geschlechte des großen Krieges hatte Simon Dach die herzerwärmende Weise reiner, rechtschaffener Liebe gesungen, und ein Jahrhundert nachher, mit Hamann, Herder, Kant, stieg über Preußen ein Tag geistigen Ruhmes empor, wie ihn die Zeit des Ordens nie gesehen. Als über dem rothen Adler von Brandenburg der schwarze königliche Aar von Preußen sich erhob und die entlegene Provinz fest und fester mit dem Hauptlande verwuchs, da erlebte Preußen einen schönen Kreislauf der Geschichte, ein wahrhaftes ritornar al segno, wie es Machiavelli als das Heil der Staaten gepriesen. Denn wieder, wie in des Ordens großen Tagen, stand jetzt die geschlossene Einheit des deutschen Staats der staatlosen Anarchie der Polen gegenüber, und gebieterisch wahrten die Könige von Preußen die Rechte ihrer polnischen Glaubensgenossen wider die Gewaltthaten der Jesuiten.

Der große König hat endlich den alten Theilungsplan des Ordens verwirklicht und das geraubte Erbtheil unserem Volke wieder zurückgebracht. Am 14. September 1772 stand General Thadden mit dem Regimente Sydow vor dem Thore von Marienburg, und von selber hob sich der Schlagbaum. Am 27. September tagten die Stände des Landes im Conventsremter der Burg und huldigten dem deutschen Fürsten. Ein erhebender Gedanke fürwahr, könnten wir König Friedrich uns vorstellen, wie er über die Jahrhunderte hinweg den Plauen und Kniprode die Hände reicht als der Retter ihres deutschen Culturwerkes. Und eine Ahnung allerdings von dem großen welthistorischen Sinne der Wiedereroberung Westpreußens schwebte vor dem Geiste des Königs. Denn schon in jungen Jahren erzählte er in den mémoires de Brandebourg mit scharfen Worten die Schmach des deutschen Ordens, und die Marienburger Huldigungsmedaille führte die vielsagende Inschrift: regno redintegrato praestata fides. Aber auch nur eine leise Ahnung

war in dem Könige lebendig. Denn noch bestimmter sagen uns die Schriften seines Alters, daß er in der neuen Provinz zunächst nur die Kornkammer des Nordens, die Wasserstraße der Weichsel, die nothwendige Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen erblickte und die willkommene Beute auch dann nicht verschmäht hätte, wäre sie von jeher slavisches Land gewesen. Und wie wenig die aufgeklärte Zeit die romantische Größe des Ordensstaates verstand, das hat die fortgesetzte Mißhandlung der Meisterburg noch unter Friedrich's Herrschaft klärlich bewiesen. Hüten wir uns also, in seine Seele ein Bewußtsein des Volksthums zu legen, das seinem Jahrhundert fern stand. Freuen wir uns vielmehr, daß kraft einer segensreichen Nothwendigkeit dieser Staat dann unfehlbar seinen deutschen Beruf erfüllt hat, wenn er in kalter Berechnung sein eigenes Wohl zu fördern verstand. Längst verwischt ward die zweideutige Weise der Erwerbung durch die würdige Benutzung. Die halb erstickten Keime deutschen Wesens sind unter preußischer Herrschaft fröhlich aufgegangen, und seitdem ist Westpreußen unser nach jedem heiligsten Rechte; denn was dort gedeiht von Recht und Wohlstand, von Bildung und guter Menschensitte, ist deutscher Hände Werk. Und abermals sah Königsberg den flüchtigen Hof eines bedrängten Hohenzollern in seinen Mauern; und abermals, doch herrlicher als in den Tagen des großen Kurfürsten, erwuchs dem wankenden Staate frische Kraft aus der Liebe seines Volkes. Derselbe Königsberger Landtag, der vormals oft die Polen zu Hilfe gerufen wider seinen deutschen Fürsten, wagte jetzt die erste That unseres Freiheitskrieges, und das schwarze Kreuz des Landwehrmannes zierten schönere Kränze als jene, die einst das schwarze Kreuz des deutschen Herrn geschmückt. Damals hat das neue Deutschland des Mittelalters dem Mutterlande die alte Wohlthat dankbar heimgezahlt. Als ein Nachklang jener hochaufgeregten Tage begann, gefördert von den Spenden des gesammten Landes, der Wiederaufbau der alten Meisterveste: — ein bedeutsamer Wink für den Historiker, der die Herzensgeheimnisse einer Epoche am sichersten aus ihrer historischen Sehnsucht erräth. Und — wie um den verzweifelten Trübsinn Lügen zu strafen, der unserer Zeit die Kraft des Schaffens abspricht — dem Meisterschlosse gegenüber spannen heute die Brücken von Dirschau und Marienburg ihr Joch über den gezähmten Strom, echte Werke der modernen Welt. Allerdings ein neues Leben ist in dieser Grenzerwelt erwacht: in den Parteikämpfen dieses Jahrhunderts hat der selbstbewußte Nationalismus der Altpreußen jederzeit

ein nothwendiges Gegengewicht gebildet gegen die Mächte des Beharrens. Der erste Burggraf des neuerstandenen Meisterschlosses war Friedrich Theodor von Schön, der freieste Kopf unter den Staatsmännern Preußens.

Dem Preußen ziemt es nicht, sich selbstgefällig an dem Glücke der Gegenwart zu weiden. Denn noch sind die Schätze der Provinz nicht zur Hälfte gehoben; noch ist der Wohlstand, der das Land vor dem Tannenberger Tage schmückte, bei weitem nicht wieder erreicht. Die Küsten harren noch des gewaffneten Schutzes, den einst des Ordens starke Hand gewährte; dem Handel sind die Adern unterbunden durch die Zölle des Nachbarlandes, und abermals stört verblendete Parteiherrschaft den inneren Frieden. Doch inmitten der Erbitterung unserer Tage ist es erquickend, zu gedenken, wie die zähe Arbeit vieler Geschlechter ein gutes Land gerettet hat aus dem großen Schiffbruche der deutschen Kolonien. Alltäglich noch tragen Deutsche die Segnung der Cultur gen Osten. Aber mürrisch wird im Slavenlande der deutsche Lehrer empfangen als ein frecher Eindringling; nur in Preußen blieb er Bürger und Herr des Bodens, den sein Volk der Gesittung gewann. Vermissen wir in Preußens neuerer Geschichte sehr oft den leisesten Hauch von jener fortschreitenden Willenskraft, welche die Väter beseelte, müssen wir die vollendete Unfähigkeit einer Politik bestaunen, welche Altpreußen wieder aus dem Staatsverbande des deutschen Volks hinausgestoßen hat: so stärke sich uns beim Anschauen dieses wirrenreichen und dennoch stätigen Wandels einer großen Geschichte die vornehme Sicherheit des Gemüthes. Kräftigen wir daran, was der Historie edelste Segnung bleibt — die Freiheit des hellen Auges, das über den Thorheiten der Lebenden das unabänderliche Walten weltbauender Gesetze erkennt. —

Milton.

Die Lust zu scheinen und zu blenden ist eine ewig gleiche Eigenheit unseres Geschlechts, zugleich ein Zeichen unserer vornehmen Natur und ein Quell häßlicher Verirrungen. Seltsam nur, in wie verschiedener Weise, je nach der Gesittung der Zeiten, diese Neigung sich Luft macht. In alten Tagen, da ohne kriegerische Tüchtigkeit Niemand sich durch das Leben schlug, war das Prahlen mit erfundenen Heldenthaten die üblichste Art der Lüge. Heute, da die gute Gesellschaft einen gewissen Grad von Kenntnissen und Belesenheit von Jedermann als selbstverständlich erwartet, ist es ein Gewohnheitslaster der höheren Stände geworden, sich mit dem Scheine der Bildung zu schmücken; und der ehrliche Blick erschrickt vor dem Wuste von Unwahrheiten, welcher durch solche Unart in die Welt gekommen. Bemerkungen über die höchsten Probleme des Denkens hören wir aus dem Munde der Kinder und Narren, und ein gewiegtes Urtheil über Platon oder Leibnitz scheint eine Spielerei für Jeden, der sich im Vollgenusse des ersten Frackes tummelt: also, daß ein gutmüthiger Gesell über all' dem gebildeten Gerede zu dem Glauben gelangen mag, die Stunde der Weltliteratur, von welcher Goethe träumte, habe bereits geschlagen. Auch über den Dichter und Denker, welchem diese Zeilen gelten, ist das allgemeine Urtheil längst fertig: sein Name gleicht einer Münze, deren Gepräge uns der Mühe überhebt, ihren Goldgehalt zu prüfen. Und doch werden nur Wenige der gebildeten, ja sogar der gelehrten Deutschen unverwirrt Stand halten vor der einfachen Frage: was kennst du von Milton? Gewiß, ein solches Rechnen mit festen überlieferten Begriffen läßt sich nicht gänzlich vermeiden in einer Zeit, für deren eignes Schaffen die Resultate einer uralten Cultur blos die Voraussetzung bilden. Nur ein Pedant wird dem Laien zumuthen, daß er aus ihren eigenen Schriften jene bahnbrechenden Geister kennen lerne, deren Gedanken uns längst in Fleisch und Blut gedrungen: wer Goethe, Schiller und ihre Nach-

folger kennt, der hat das Unsterbliche der Werke Herder's und Wieland's genossen. Milton aber ist nicht der Vorläufer größerer Geister gewesen; er steht in der Geschichte der Kunst so einsam wie die Revolution, welcher er als ein gläubiger Kämpfer diente, in der Geschichte der Staaten; und noch immer lohnt es der Mühe, das Bild des Mannes uns vor die Seele zu führen, denn jene einzige Verbindung von künstlerischem Genie und Bürgertugend, die wir in ihm bewundern, hat noch keineswegs das rechte Verständniß in Deutschland gefunden.

John Milton ward am 9. December 1608 zu London geboren, und der frühreife Knabe wuchs auf in einem strengen gottseligen Hause. Sein Vater, damals Notar, war in jungen Jahren von seinen katholischen Eltern verstoßen worden, als er zur protestantischen Lehre übergetreten, und erfüllte bald des Sohnes Herz mit Begeisterung für den neuen Glauben. Nur die feierlichen Klänge der Musik, welche der Vater mit vieler Begabung übte, unterbrachen dann und wann die gesammelte Stille dieses puritanischen Hauses, dem eine liebevolle und wohlthätige Hausfrau mit gemessenem Ernste vorstand. Schon in London ward dem jungen John die Kenntniß des classischen Alterthums durch einige gediegene Gelehrte erschlossen; und denselben eisernen Fleiß wie bisher bewährte er auch, als er, sechszehn Jahre alt, in das Christchurch-College zu Cambridge eintrat. Die Freuden des Burschenlebens lockten ihn nicht. Wie oft, wenn der Schimmer seiner nächtlichen Lampe vor dem Lichte des jungen Tages verblich, wenn der frohe Schlag der Lerche sein stilles Denken störte, hat er damals jenen Zauber des Frühmorgens erlebt, welchen er später mit Vorliebe besungen hat. Doch er war mehr als ein guter Schüler. Der zartgebaute junge Mensch mit den sanften, mädchenhaften Zügen, den seine Kameraden neckend die lady of Christchurch nannten, offenbarte früh einen freien selbständigen Geist. Ihn empörte die Methode des englischen gelehrten Unterrichts, die selbst in dem freieren Cambridge nicht über mechanische Abrichtung hinausging; und als sein Vater ihm vorschlug, Theolog zu werden, erklärte er, daß er sich nie zu dem Sklavendienste herabwürdigen werde, die Artikel der bischöflichen Kirche zu unterschreiben.

So hat an Milton sich ein Wort erfüllt, das er als Greis gesprochen: „die Jugend zeigt den Mann, gleichwie der Morgen den Tag verkündet." In diesem ganzen reichen Leben erscheinen kaum leise Spuren innern Kampfes. Ernst und keusch und thätig verbringt er seine Tage in puritanischer Strenge und doch voll Bewunderung für die

alte classische Herrlichkeit. Eine feste Selbstgewißheit, ein glückliches Gleichmaß der Stimmung hebt ihn über Zweifel und Versuchung hinweg, „als ob das Auge seines großen Lehrmeisters immer auf ihm ruhte.“ Sicher und nothwendig wie das allmähliche Anschießen der Zweige und Knospen eines Baumes läßt dieser stätige Entwicklungsgang doch die Grenzen von Milton's Begabung klar erkennen. Wir sind zwar weit entfernt von jenem romantischen Wahne, der in dem Schlammbade jugendlicher Ausschweifungen die nothwendige Schule großer Künstler sieht oder gar die excentrischen Schwächen der Dichter als das untrügliche Kennzeichen ihrer genialen Natur betrachtet. Aber wenn anders die Proteus-Natur, die Gabe, mit tausend Zungen zu reden, eine wesentliche Dichtertugend bleibt, so muß ein junger Künstler das Liebliche, das Lockende der Sünde, die Gebrechlichkeit der Welt und die Verzweiflung aller Creatur sehr tief und stark empfunden haben. Denn wie mag er das Leben in der ganzen Fülle seiner Pracht und seiner Widersprüche darstellen, wenn er nicht schrecklich im Innersten die gemeinen Kämpfe der Menschheit durchgefochten hat? In der That, wie Milton's Jugend in ihrem geradlinigen Fortgange sich von Grund aus unterscheidet von den stürmischen Anfängen fast aller großen Dichter und mehr an die ersten Tage einseitiger thatkräftiger Naturen erinnert, so ist auch der gereifte Dichter Milton nur groß in seiner Einseitigkeit. Und dieser Subjectivste der Poeten, der nie im Stande war, ein Bild des ganzen Lebens zu schaffen, der nie etwas Anderes schilderte, als seine eigene große Seele, — er tritt dennoch ebenbürtig ein in den Kreis der vornehmsten Dichter. Es ist nicht möglich, der lauteren Hoheit seines Charakters ein größeres Lob zu spenden.

Von der hohen Schule kehrte Milton nach Hause zurück. Auf dem freundlichen Landsitze seiner Eltern in der Grafschaft Berk verbrachte er bis zu seinem dreißigsten Jahre eine lange Zeit in stillen Studien und genoß in vollem Maße jenes unschätzbare Glück, das in dem athemlosen Treiben unserer Tage so unendlich selten geworden, das Glück, sich auszuleben und erst in voller gesättigter Reife hinauszutreten auf den Markt des Lebens. Mit herzlichen Worten dankt er seinem Vater für solchen Segen: „Du zwangst mich nicht, den breitgetret'nen Pfad zu wandeln, der zum Wohlstand führt; du nahmst mich weit hinweg vom Lärm der Stadt zur tiefen Einsamkeit und ließest mich beseligt weilen an Apollo's Seite.“ Es waren nicht blos Jahre gelehrter Muße. Er tummelte sich gern in Wald und Feld, denn von seinen lieben Alten

hatte er gelernt, die leibliche Verkümmerung der Gelehrten zu verachten; er schlug eine gute Klinge und verwarf nur die adlichen Künste des Reitens und Jagens. Seine kleinen Gedichte aus jenen glücklichen Tagen lassen uns ahnen, daß auch er seinen aufrechten Gleichmuth nicht gänzlich ohne Selbstüberwindung errungen hat. Ueber die gemeinen Zweifel der Jünglingsjahre freilich schreitet er rasch hinweg. Wohl überkommt ihn einmal (in einem Sonette, geschrieben am dreiundzwanzigsten Geburtstage) die Neigung dieses Alters, die Frucht vom blühenden Baume zu verlangen, aber bald schwindet die Reue über die Langsamkeit seiner Bildung, und er ermannt sich in dem klaren Bewußtsein, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei. Weit bitterer empfand er, daß seine reiche Dichterkraft zur ungünstigsten Zeit, zu spät, geboren sei. „Jener glänzende Abendstern glückseligen Angedenkens, Königin Elisabeth," liest der Brite noch heute dankbar in seinem Prayer-book. Welch eine Zeit, da dies Gestirn noch glänzte über einem reichen, befriedeten Lande und dicht hinter Spenser, dem lieblichen Sänger romantischer Ritterherrlichkeit, der junge Shakespeare erstand! Noch schien die Welt nicht fähig, so viel Schönheit zu ertragen; der einzigen Größe folgte ein jäher Fall. Entsetzlich schnell verwilderte die Bühne nach Shakespeare's Tode, sie ward eine Zofe der Stuarts und unterhielt den Hof mit unzüchtigen Späßen. Es war ein Treiben, von Grund aus frivol wie nur das Königthum jener Stuarts selber, die ihren bibelfesten Unterthanen befahlen, am Sabbath wider ihr Gewissen den Lärm weltlicher Lustbarkeit zu schauen. Inzwischen hatte der Werkeltag des siebzehnten Jahrhunderts begonnen. Ungeheure Kämpfe zerrütteten Staat und Kirche. Die Wissenschaft stand im Vordergrunde des geistigen Lebens der Völker. „Die Zeit will keine Verse," klagt Hugo Grotius in einem seiner lateinischen Gedichte, „sie fragt: warum freie Worte in unnöthige Fesseln schlagen?" Unselige Tage für einen ernsten Dichtergeist, da die Poesie zuchtlos war und die Tugend prosaisch! Sehr früh und mit hellem Bewußtsein nahm Milton eine feste Stellung in dieser schweren Zeit. Sein Bürgerstolz verschmähte die Lakaienrolle eines Bühnendichters, seine herbe Sittenstrenge verwarf den Schmutz des entarteten Theaters. Voll Bewunderung allerdings schaute er auf zu dem Genius Shakespeare's, vor dessen Größe der Betrachter „zu Stein erstarre;" doch ein Muster für sich wollte er in den „kunstlosen Waldliedern" dieser grandiosen Naturkraft nimmermehr erkennen. Daß diese ursprüngliche Dichtung zugleich vollendete Kunst und an den Sünden

ihrer Nachfolger schuldlos war, hat er nie begriffen. Er war ein Gelehrter, er hatte sich, wie Rubens und die italienischen Maler seines Jahrhunderts, sorgfältig geschult an den großen Vorbildern vergangener Kunstepochen. Köstliche Kräfte der Jugend hatte er vergeudet, um mit bedachtsamem Fleiße die Treibhausgewächse der lateinischen Poesie zu erzeugen. Nun gedachte er, der Modedichtung des Tages eine hochgebildete, kunstgerechte Poesie entgegenzustellen, die den Spuren der Alten und der biblischen Sänger folgen sollte. Noch mehr, er tadelte jene echten Dichter, welche, wie Shakespeare, als „fröhliche Kinder der Phantasie" das Schöne, nichts als das Schöne schufen. Er wußte sich berufen zu schreiben „für die Ehre und Bildung seines Vaterlandes und zum Ruhme Gottes." Mit unbefangener schöpferischer Lust hatte Shakespeare den erhabenen Gestalten seiner Kunst allein gelebt. Protestant durchaus, verschmähte er doch mit künstlerischer Weisheit den dogmatischen Streit. Nur dann und wann wirft er einen spöttischen Seitenblick auf die sauersehenden Puritaner, die Hasser der Bühne; und so ganz verschwindet er hinter seinen Gestalten, daß wir eben nur errathen können, der royalistische Dichter selber rede aus den zornigen Worten: „und soll das Bild von Gottes Majestät, sein Hauptmann, Stellvertreter, Abgesandter durch Unterthanenwort gerichtet werden?" Diese Tage künstlerischer Seligkeit waren dahin. Die Parteien begannen sich zu scheiden. Jetzt galt es zu wählen zwischen dem weltverachtenden Ernste der Puritaner und der vornehmen Leichtfertigkeit der Cavaliere; mit nichten war Milton's Meinung, daß der Dichter solcher Wahl sich entziehen dürfe.

Wie Milton sich in diesem Streite entschied, das mag ein feines Ohr schon heraushören aus den berühmten Gedichten l'Allegro und il Penseroso. In dem heiteren Gedichte besingt der Dichter die lachende Schönheit der Erde, den Zauber des englischen Waldes, die Freuden der Jagd und ländlicher Feste, das trauliche Treiben am winterlichen Heerde; deutlich vernehmen wir den gedämpften Nachklang der herrlichen Frühlings- und Winterlieder in Shakespeare's love's labour lost. Doch alsbald stellt er im Penseroso diesen nichtigen Freuden, dieser Brut der Thorheit ohne Vater geboren, das höhere Glück des Denkers gegenüber, der im Forschen die Welt vergißt, der seine Seele nährt an den großen Geisteswerken alter Tage und endlich im härenen Kleide, in moosiger Zelle die erhabene Weisheit des Propheten erlangt. Beide Gedichte gehören wegen der Pracht und an-

schaulichen Wahrheit der Schilderung zu dem Schönsten, was die Zwittergattung beschreibender Dichtung geschaffen; doch keines von beiden giebt rein und unvermischt die Stimmung wieder, welche der Titel andeutet. Weil aber jene schwankende, zweifelnde Verfassung des Gemüths, welcher die Gedichte Ausdruck geben, mehr nachdenklich als heiter erscheint, so hat das allgemeine, selbst von Macaulay getheilte Urtheil irrigerweise dem Penseroso den Preis zuerkannt. Ungleich deutlicher spricht Milton's puritanische Gesinnung aus der Hymne auf Christi Geburt, dem Gedichte, das von seinen Jugendwerken den reinsten Eindruck hinterläßt, weil nur hier die wunderbare lyrisch-musikalische Begabung des Mannes zur freien Geltung gelangt. Wohl wirft er da einen wehmüthigen Blick auf den Untergang der reichen Welt heidnischer Schönheit, aber ihr verführerischer Glanz verbleicht vor dem reinen Lichte, das von der Wiege des Erlösers ausgeht; die lockenden Gesänge der Nymphen müssen verstummen vor den feierlichen Harfen-Chören der Seraphim.

Immer aufs neue drängt sich des Dichters puritanischer Eifer hervor. Ein Freund stirbt ihm; er legt einem dorischen Hirten ein Klagelied in den Mund, und selbst in diese Elegie (den vielbewunderten Lycidas) mischt er Zornreden wider die ungetreuen Hirten, welche Gottes Heerde verwahrlosen: er droht, schon sei das zweischneidige Schwert erhoben, das die Pfaffen treffen werde. In offenem Kampfe tritt er der unzüchtigen Bühnendichtung entgegen mit dem Maskenspiele „Comus"*). Wie oft hatten die Großen des Hofs den Triumph des Verführers im frechen Mummenschanze dargestellt! Der puritanische Poet feiert den Sieg der Keuschheit über die Versuchung. Die ausgelassenen Geister der Nacht, Comus und sein Gefolge, umschwärmen verlockend ein unschuldiges Mädchen, sie preisen die Wonne süßer Sünden, sie rufen das köstliche Narrenwort: „was hat die Nacht mit dem Schlaf zu thun?" Doch der Dichter ist mit nichten gemeint, den zügellosen Geistern, wie es ihnen gebührt, den kurzen Rausch eines seligtrunkenen Daseins zu gönnen; sie müssen das ernst-moralische Lob der Keuschheit aus dem Munde der Jungfrau hören und nehmen ein Ende mit Schrecken wie in der Kinderfabel. Gewiß, diese nüchterne Moral wirkt erkältend, sie ist das Gegentheil echter Kunst, und wenn es erlaubt ist von genialen Pedanten zu reden, so trifft dieser Name

*) Diese tendenziöse Bedeutung des Comus hat zuerst überzeugend nachgewiesen A. Schmidt, Milton's dramatische Dichtungen. Königsberg 1864.

unsern Dichter. Doch diesem England that noth, daß endlich einmal in das wiehernde Gelächter der Lüsternheit die Stimme eines Sängers hineinklang, dem es heiliger Ernst war mit jedem seiner Worte. Dies Maskenspiel ward aufgeführt in dem Hause des Grafen von Bridgewater, und Milton verstand sich anzueignen, was allein an diesen adlichen Kreisen der Nachahmung werth ist — ein feines, weltmännisches Betragen. Mit seinen Ansichten und seiner Liebe hing er nach wie vor an den Mittelklassen. Wie alle reformatorischen Köpfe Englands, von Wicliffe bis herab zu dem verwegenen Demagogen des neunzehnten Jahrhunderts William Cobbet, fühlte er sich mit Stolz als ein Angelsachse. Dem Volksglauben getreu verehrte er in dem guten Sachsenkönig Edward den Gründer englischer Freiheit; von den Dichtern seines Landes liebte er besonders den alten eifrigen Sachsen Chaucer, und nie hat er sich zu dem Eingeständniß entschlossen, daß sein Sachsenvolk von den Normannen unterworfen worden.

In all' diesen vielverheißenden kleinen Gedichten offenbarte sich das Talent eines großen Hymnen- und Elegiendichters, dazu ein Gedankenreichthum und eine plastische Kraft der Zeichnung, die in der beschreibenden Poesie ihres Gleichen nicht finden. Aber noch hatte Milton's Genius sein heimisches Feld nicht betreten. Immerhin genügten diese Werke, seinen Namen berühmt zu machen, denn trostlos arm war die Zeit an echten Künstlern. Damals gerade brach Deutschlands uralte Cultur zusammen, als unser Volk für die religiöse Freiheit des ganzen Welttheils blutete; mit Tasso war der letzte von Italiens Classikern gestorben, und noch hatten die großen Tage der französischen Dichtung nicht begonnen. So war Milton ein berühmter Reisender, als er im Jahre 1638, tief erschüttert durch den Tod seiner Mutter, Italien besuchte, das noch immer wie in Shakespeare's Tagen den Briten als das goldne Land der Künste galt. Seine Aufnahme war glänzend; denn man verehrte in ihm den Dichter und den urbanen Gelehrten, und — als erkenne man in ihm eine den Romanen verlorene Lauterkeit des Sinnes und der Sitten — der geistige Adel des Landes kam dem jugendfrischen und jugendlich reinen Inglese mit jener Innigkeit entgegen, welche noch heute den Verkehr der feineren italienischen und germanischen Geister belebt. Dort im Süden schaute Milton eine Farbenpracht und festliche Freudigkeit des Daseins, die der finstre Ernst seiner Heimath verwarf; an der Decke der Sixtinischen Capelle sah er das verlorene Paradies von Buonarotti's Pinsel verherrlicht; auf den zahlreichen

Bühnen trat ihm eine kecke Lust an schönem Spiel und freier formvollendeter Nachahmung entgegen, die England selbst gekannt, aber längst wieder verloren hatte. In den Akademien der vornehmen Welt athmete er den Zauber feinster geselliger Unterhaltung. Er dichtete im eleganten poetischen Wettkampfe lateinische Elegien und italienische Sonette, ohne doch über der kunstvollen Nachahmung die Kraft selbständigen Schaffens zu verlieren, und ließ sich gefallen, daß seine zierlichen Freunde sein Dichterlob mit romanischer Ueberschwenglichkeit sangen; ja in Rom war er nahe daran, sein Herz zu verlieren an die schöne Sängerin Leonora Baroni. Dennoch vermochte die Verführung epikuräischen Genusses nicht seinen fertigen Charakter zu biegen oder die durchdringende Schärfe seines Blickes abzustumpfen. Als er in dem Hause des Marchese Manso, eines Freundes Tasso's, weilte, ward ihm klar, daß dies Geschlecht von Epigonen, trotz aller Fruchtbarkeit seiner Maler, in der Dichtkunst jeder schöpferischen Kraft entbehrte. Durch solche Einsicht stählte er sich in seinem Lieblingsglauben, daß staatliche Freiheit unentbehrlich sei auch für die geistige Größe eines Volkes. Denn mit Erstaunen und Beschämung erfuhr er, daß England — das England Karl's I. — dieser unglücklichen Nation, die unter dem Joche der Spanier seufzte, als ein beneidetes Reich der Freiheit galt. Und wie werthlos erschien dem Puritaner alle künstlerische Herrlichkeit Italiens, als er die römische Hure in ihrem eigenen Babel aufsuchte und den Pomp des Papstthums, „dies schwerste aller Gerichte Gottes," vor Augen sah! In der Stadt des „dreifachen Tyrannen" wappnete er sich mit dem ganzen Stolze eines kühnen Ketzers; den Rath vorsichtiger Freunde verschmähend, gab er laut seinen Abscheu kund über das Treiben der Jesuiten. Voll Ehrfurcht besuchte er den greisen Galilei, das erlauchte Opfer pfäffischen Geisteszwanges. Und mächtiger denn Alles, was ihm Italien bot, wirkte auf Milton ein Gespräch zu Paris mit Hugo Grotius, dem Dichter und Denker, dem Vorkämpfer religiöser und bürgerlicher Freiheit.

So vollendete Milton während drei reicher Jahre in Italien seine ästhetische Ausbildung. Aber noch immer suchte seine Dichterkraft unsicher tastend umher. Der Mann des Bürgerthums trug sich, angefeuert durch die Erinnerung an Tasso, bereits mit dem Plane eines ritterlichen Heldengedichts von König Arthur und seiner Tafelrunde. Da riß ihn der Sturm des Völkerkampfes aus seinen künstlerischen Träumen. Das englische Volk begann jenen Streit, in welchem sich offenbaren sollte, daß der Protestantismus, nachdem er lange als ein

von außen aufgedrungenes Gut nur in den Institutionen des Landes bestanden, jetzt endlich nach langer, stiller, geistiger Arbeit in den Herzen der Nation festgewurzelt, ihr sittliches Eigenthum geworden sei. Die große Kunde traf den Dichter, da er eben nach Griechenland, dem theuersten Lande seiner Sehnsucht, überzufahren gedachte. Alsbald kehrte Milton in die Heimath zurück, denn ihm galt es für „schmählich, fern zu weilen, derweil seine Mitbürger für die Freiheit stritten.“ Ihm war, als sehe er seine „edle und mächtige Nation gleich einem Riesen sich vom Schlummer erheben und ihre Simsonslocken schütteln.“ Noch ein kurzer, herzstählender Aufenthalt in Genf, der hohen Schule und dem Musterstaate der streitbaren Jünger Calvin's; dann betrat er die heimische Insel, die ihm als die Wiege der Reformation galt und nun die letzten blutigen Siege des Protestantismus schauen sollte. Jetzt erfuhr er, welch' ein Segen für den Poeten darin liegt, wenn er auch der ungebundenen Rede mächtig ist, damit er nicht nöthig habe, die Muse zu mißbrauchen für die endlichen Zwecke, zu deren Verfolgung die Härte des Lebens unerbittlich zwingt: — Milton hat kaum je einen satirischen Vers geschrieben, um die persönlichen Händel auszufechten, in welche sein Wirken als Publicist ihn verflocht.

Wollen wir diesen Streitschriften gerecht werden, womit er während eines Vierteljahrhunderts die drei Grundlagen jedes menschenwürdigen öffentlichen Lebens, die religiöse, die häusliche und die politische Freiheit, vertheidigte, so müssen wir uns des gewaltigen Abstandes der Zeit lebhaft bewußt bleiben. Die meisten der Beweisgründe, welche er damals Allen zur Ueberraschung zuerst aussprach, sind im Verlaufe des langen Kampfes um die Freiheit der Völker zu Gemeinplätzen, zu Vorurtheilen aller Gebildeten geworden. Eine Eigenthümlichkeit der Epoche ist die Form, eine Eigenheit des Volkes ist die Breite der Darstellung, welche Milton mit allen Gliedern dieser Nation lakonischer Sprecher sonderbarerweise theilt. Auch sein Mangel an historischem Sinne bei einer Fülle historischen Wissens wird uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß das Verständniß für die Geschichte, obwohl der Idee nach im Wesen des Protestantismus enthalten, damals noch unentwickelt war. Die berufene, gewaltige Heftigkeit seiner Polemik endlich, welcher es auf ein pecus oder stultissimum caput nicht ankam, erklärt sich von selbst aus den Sitten einer Zeit, deren göttliche Grobheit noch heute in den Streitschriften der Theologen fortwirkt, aus dem natürlichen Ingrimm eines Kampfes gegen mächtige Gegner, welche das Verbrennen durch

Henkershand als die geeignete Antwort auf mißliebige Schriften ansahen, und aus Milton's persönlichen Erlebnissen. Denn ein hartes Geschick vereinigte in ihm wie in einem Brennpunkte die Leiden, Hoffnungen und Kämpfe seines Volkes. In seinem eigenen Hause sollte er die großen Schmerzen der Zeit erfahren; darum redet eine dramatische Wahrheit aus seinen Schriften. Der gemeinen Mittelmäßigkeit der Menschen ist der Ausdruck einer Meinung wichtiger als die Meinung selber; deshalb ist Milton, der gemäßigte Ansichten mit schonungsloser Ehrlichkeit aussprach, der thörichten Nachrede verfallen, er zähle zu den Schwarm- und Rottengeistern, den Demagogen des Protestantismus.

Ausgerüstet für seine Aufgabe war Milton mit einer allseitigen Bildung und einer schöpferischen Gewalt über die Sprache, deren Prosa er mit einer Fülle alterthümlich kräftiger Worte bereichert hat. Und was mehr sagen will: er war durchaus getränkt von dem echten Geiste protestantischer Freiheit. Daß, wer erlöst sein will, seinen eigenen persönlichen Glauben haben müsse, blieb seine erste Ueberzeugung, und er stritt für sie mit reinen Händen. Was auch seine erbosten Gegner über die unlauteren Beweggründe seines Handelns fabelten: jede neue historische Forschung erweist immer klarer, daß nie etwas Niedriges, Unreines, Schwächliches in seine Seele Eingang fand. Vielmehr liegen Milton's Fehler auf der entgegengesetzten Seite — es sind die Sünden kühner aufstrebender Menschen. Obwohl kein eigentlicher Parteimann, besaß er doch die ganze jüdische Starrheit der Puritaner, er war vollkommen unfähig, die relative Berechtigung seiner Feinde zu begreifen. Er sah in ihnen nur Götzendiener, Hurer, Despoten, Priester des Bauches; und nie begegnet uns in seinen Schriften jenes überlegene, objective Lächeln, das wir von einem genialen Menschen selbst im Feuer des Parteikampfes dann und wann erwarten. Auch Milton hatte das Schmettern der Posaunen und die frohe Botschaft des Engels vernommen: „sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon die große und ist eine Behausung der Teufel geworden;“ auch ihn, wie die Verwegensten der Puritaner, trieb ein heiliger Eifer, das Volk Gottes zu mahnen zum Auszuge von Babel, „auf daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen.“ In jedem seiner Bücher liegt sein Innerstes ausgesprochen. Nur die Stimme seines wachen Gewissens hieß ihn die Waffen der Publicistik ergreifen — ihn, der sich immer bewußt blieb, daß er zu Höherem geboren sei und in dem kühlen Elemente der Prosa nur den Gebrauch seiner linken

Hand behalte. Doch gerade deshalb verfiel er in den alten Irrthum harmonischer, tief-gewissenhafter Naturen. Er fand einen objectiven Zusammenhang zwischen seinen politischen und religiösen, ästhetischen und sittlichen Meinungen, während dieser Zusammenhang doch nur subjective Wahrheit haben konnte, nur für ihn, den ganzen einheitlichen Menschen bestand. „Religion und Freiheit hat Gott unzertrennlich in Eins verwebt, die christliche Religion befreit die Menschheit von den zwei schrecklichsten Uebeln, Furcht und Knechtschaft". Auf diese Sätze gestützt, gebrauchte er dreist religiöse Argumente für politische Zwecke, und umgekehrt — eine Verirrung, die freilich einer Partei sehr natürlich zu Gesichte stand, welche für die Freiheit des Staats und der Kirche zugleich auftrat. Daher hat er das scharfe philosophische Scheiden der Begriffe nicht verstanden, und er so wenig wie irgend ein Brite besitzt die Gabe der deutschen und hellenischen Philosophen, die Dinge auf ihre letzten Principien zurückzuführen.

Der unvergängliche Werth seiner prosaischen Schriften liegt in der unermüdlichen Durchführung der ewigen Wahrheit, daß die sittliche Tüchtigkeit eines Volkes die Vorbedingung bleibt für seine staatliche Größe, die Blüthe seiner Kunst und die Reinheit seines Glaubens. Auch darin zeigt sich der glaubenseifrige Puritaner, daß er nicht glänzen will durch einen großen Reichthum von Ideen, sondern überzeugen will durch fortwährende Vertiefung und Klärung weniger, aber mit ganzer Seele ergriffener Gedanken. Nur Eines tritt als ein störendes unharmonisches Element in seinen Werken hervor. Selbst dieser freie Geist hat, wie alle seine Zeitgenossen und wie noch heute die ungeheure Mehrzahl der Briten, nicht gewagt, die letzten Consequenzen der protestantischen Freiheit zu ziehen. Auch sein Denken ist theologisch gebunden, ist wesentlich scholastisch. Ihm gilt als selbstverständlich, daß die Forderungen der Vernunft mit den Aussprüchen der heiligen Schrift stets übereinstimmen müssen, und wird der Widerspruch gar zu handgreiflich, so hilft er sich mit dem verzweifelten Ausspruche: „so Unvernünftiges kann die Bibel gar nicht behaupten wollen." Diese theologische Verbildung und die jüdische Härte des puritanischen Wesens entfremdet Milton's Werke gar oft uns Söhnen eines geistig freieren Volkes. Wer den ungeheuren Abstand zwischen deutscher Freiheit und englischer Befangenheit des Geistes ermessen will, der vergleiche Milton mit einem beliebigen Buche unseres Luther. Welche milde, menschenfreundliche Weisheit verbreitet sich in Luther's Tischreden über alle Höhen und

Tiefen des Lebens! Wie herzlich weiß sich der Reformator das Leben der heiligen Familie auszumalen, er sieht es vor Augen, wie die Mutter Maria auf dem Zimmerplatze ängstlich auf ihren Knaben wartet und ihn fragt: wo bist du denn so lang geblieben, Kleiner? Wie pedantisch erscheint neben diesem traulichen Bilde der Jesus Milton's, der die kindlichen Spiele kalt verschmäht und als Knabe schon sich mit dem „öffentlichen Wohle" beschäftigt! Sicher, der deutsche Theolog predigt eine reinere, weltlich freiere Menschlichkeit, er redet uns auch heute noch lauter und freundlicher zum Herzen als der weltlichste und kühnste Kopf der Puritaner, der uns um anderthalb Jahrhunderte näher steht.

Der Protestantismus war gefährdet, seit die Creaturen König Karl's versuchten, die anglikanische Kirche durch Verschärfung der bischöflichen Verfassung dem Katholicismus wieder anzunähern. Gegen diesen Grundschaden der englischen Reformation erhob sich Milton in fünf Streitschriften, welche nach seiner Rückkehr in die Heimath in den Jahren 1641 und 1642 erschienen. Mit dem sicheren praktischen Blicke seines Volkes, den er bei all' seinem idealistischen Schwunge durchaus besaß, eiferte er zunächst nur gegen die Verfassung der Kirche. Durch ihn ward zuerst in vornehmer Sprache den Gebildeten der Nation bewiesen, was die eifrigen Apostel der Puritaner schon längst auf den Gassen gepredigt hatten, daß die bischöfliche Kirche — diese „ephesische Göttin" der Götzendiener — nur eine neue, nicht minder unevangelische Hierarchie an die Stelle der gestürzten römischen gesetzt habe. Abschaffung des Prälatenthums, Beseitigung der Häufung der Pfründen in Einer Hand, welche bereits eine „Vertheuerung der geistigen Speise" hervorgerufen, endlich Wahl der Seelsorger durch die Gemeinden — in diesen Forderungen gab er den Wünschen der Mittelstände klaren Ausdruck. Wie alle echten Jünger der Reformation mahnte er zur Rückkehr in die Armuth und Einfachheit des apostolischen Zeitalters. Wie vordem Dante und mit Dante's Worten erklärte er die Schenkung Constantin's, welche den weltlichen Reichthum der Kirche gegründet, für „die wahre Büchse der Pandora." Er stützte sich auf jenes goldne Wort, das die Summe aller protestantischen Weisheit über kirchliche Verfassungsfragen enthält: „wo zwei oder drei von euch versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Alsbald stürzten die Bischöfe sich auf ihn mit dem furchtbaren Rüstzeuge jener perfiden Mittel, welche nur gereizter Pfaffenhochmuth nicht verschmäht. Weil Milton in seiner eifrigen Strenge einmal von falschen Bärten

und Nachtschwärmern gesprochen, so ward die fleckenlose Reinheit seines Wandels verleumdet; denn nur wer Bordelle und Spielhäuser besuche, könne Kunde haben von solchen Dingen. Steinigt diese hündische Mißgeburt zu Tode, auf daß ihr nicht selbst verderbet, — das war der Ton, den die Bischöfe Hall und Usher anschlugen, um den kecken Reformator zu züchtigen. Doch die Entrüstung gegen die Prälaten ward allgemein; und nach seiner kühnen Weise, der es nur in den Vorderreihen der Streiter wohl war, verschmähte Milton jetzt, noch ferner theilzunehmen an einem Kampfe, dessen Ende nicht mehr zu verkennen war.

Als er nach Jahren (1659) wieder über kirchliche Fragen zu schreiben begann, war sein Denken bereits kühner, sein Standpunkt freier. Er hatte erfahren, daß auch die Presbyterianer, denen er selbst zum Siege über die Bischöflichen verholfen, sich nicht frei hielten von jenen theokratischen Neigungen, deren jede organisirte Kirche voll ist. Man weiß, auf welchen zähen Widerstand Cromwell stieß, als er den finstern Fanatismus seiner Gläubigen zur Duldung bewegen wollte. Milton hatte nicht gesäumt, seinen großen Freund in diesen Kämpfen zu bestärken und anzufeuern, „denn auch der Frieden hat seine Siege.“ Er sang ihm zu: „befrei' die Seelen von der Miethlingsrotte, die ihrem Magen fröhnt als ihrem Gotte.“ Nach dem Tode des Protectors, da die Gefahr religiöser Verfolgung wieder nahegerückt war, richtete er an das Parlament die Denkschrift „über Regierungsgewalt in kirchlichen Dingen“ — eine Verherrlichung der Toleranz. Jetzt wagt er das kühne Verlangen „Trennung von Staat und Kirche;“ denn der Vermischung dieser beiden Gewalten verdanken wir alle Kriege des letzten Jahrhunderts. Der Staat, der seinem Wesen nach nur „die Wirkung, nicht den Sitz der Sünde“ treffen und strafen kann, verzichte fortan auf die väterliche Gewalt, die der Kirche gebührt. Die Kirche verschmähe, obrigkeitliche Rechte zu üben, „sie ist zu hoch und würdig, um sich gleich einer Weinrebe am Stamme des Staats emporzuranken.“ — Freilich, wenn die Kirche nicht von dieser Welt ist, so besteht und wirkt sie doch unzweifelhaft in dieser Welt; diese bittere Wahrheit hatte schon Luther erfahren. Noch im siebzehnten Jahrhundert war Niemand, auch Milton selber nicht, fähig, den ganzen Sinn des großen Wortes „Trennung von Staat und Kirche“ zu begreifen und zu erfüllen. Auch Milton beurtheilt den Staat nach religiösen statt nach rechtlichen Begriffen, und — seine Duldung hat ihre Grenzen. Sie umfaßt alle

Secten, deren Menge er als ein Zeichen des zunehmenden Denkeifers freudig begrüßt, sogar die Socinianer, welche unsern deutschen Lutheranern geradezu als Heiden erschienen; nur Eines umfaßt sie nicht — popery and open superstition. Der Katholicismus ist ihm eine politische Partei, welche unter dem Scheine einer Kirche die priesterliche Tyrannei anstrebt. Selbst die Gottesleugner mag der Staat ertragen, nur diese Papisten nicht, denen der Papst jederzeit einen Freibrief für alle Verbrechen ausstellen kann. Milton so wenig wie nach ihm der Skeptiker Bayle wollte begreifen, daß mit dieser Einen Ausnahme der Befreiung der Kirche vom Joche des Staates die Spitze abgebrochen wird. Fürwahr, wenn jede reinere Menschensitte von den Völkern nur auf Umwegen erreicht wird, so sind die Irrgänge der religiösen Duldung die seltsamsten von allen. Wie in Preußen die Toleranz, die köstliche Frucht der inneren Freiheit der Menschen, damit begann, daß sie den widerstrebenden Predigern vom Staate anbefohlen ward, so ward in England das friedliche Leben der Confessionen neben einander erst dadurch möglich, daß man die aggressive Macht der römischen Kirche eine Zeit lang von der allgemeinen Duldung ausschloß. Selbst ein Idealist wie Milton konnte sich dieser handgreiflichen Nothwendigkeit nicht verschließen. Sein starker Geist, gewohnt die historischen Dinge in der ganzen Schärfe ihrer Gegensätze zu begreifen, bekannte sich zu dem Worte: wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt gar nichts — zu jenem schrecklichen Worte, welches nur darum nicht wahr ist, weil der müden Mehrzahl der Menschen der Muth fehlt, ihren Glauben bis in seine letzten Spitzen zu verfolgen. Ein Ketzer ist in Milton's Augen nur wer in Sachen des Glaubens menschlichem Ansehen folgt; das allein galt ihm als die wahre Sünde wider den heiligen Geist. Und es scheint nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß diese Meinung mit den Lehren der ältesten Kirche, ja sogar noch der päpstlichen Decretalien sehr nahe verwandt ist.

So war Milton unter die kühnsten religiösen Reformer, unter die Independenten getreten, und eine neue, noch im selben Jahre erschienene Schrift „gegen die Miethlinge in der Kirche“ gab davon Zeugniß. Hatte er vordem nur den Lippendienst der Agende bekämpft, weil sie die lebendige Kraft des freien Gebetes verdränge, so wendet er sich jetzt gegen die Geistlichkeit selber, den neuen Stamm Levi. Er versteht das Priesterthum der Laien, dies Palladium der Protestanten, im verwegensten Sinne, er verwirft die Bildung einer theologischen Kaste und

heischt das Recht des Predigens für jeden Bibelkundigen. Hatte er einst die harte puritanische Kirchenzucht vertheidigt, so weiß er nun geistliche und weltliche Dinge klarer zu scheiden und erkennt die Ausschließung als die einzige gerechtfertigte kirchliche Strafe. Während seiner reifsten Jahre hat der fromme Dichter nie mehr eine Kirche betreten. Noch im hohen Alter stellte er sich nach den Worten der Bibel eine christliche Dogmatik zusammen und wahrte sich damit sein protestantisches Recht auf einen persönlichen Glauben. Freilich, hätte er vermocht, die Fesseln der Scholastik abzustreifen, so mußte er noch einen Schritt weiter gehen. Denn er bekannte sich zwar im Ganzen und Großen zu den Lehren des Calvinismus: vereinigte doch diese Kirche damals, da die schöpferische Kraft des Lutherthums erloschen schien, in sich alle treibenden, fortschreitenden Mächte, allen Freiheitsmuth des Protestantismus. Aber ein wahrhaft unbefangener Blick in sein Inneres mußte ihm sagen, wie Vieles ihn von diesem Glauben trennte. Nicht nur hielt er sich rein von den pfäffischen Verirrungen der Gottseligen, welche, gleich vielen Frommen unserer Tage, mit dem Gottseibeiuns auf weit vertrauterem Fuße lebten, als mit dem Herrgott selber; sondern als ein rechter Apostel der Freiheit verwarf er auch die entsetzliche Lehre von der Vorherbestimmung. Ohne die Freiheit des Willens war ihm das Leben des Lebens nicht werth; die Nothwendigkeit, „der Rechtsgrund der Tyrannen", fand keine Stelle in seinem Katechismus. Ja, in seinen letzten Jahren erkannte er bereits die Unvergänglichkeit der Materie, die Untrennbarkeit von Leib und Seele und die Immanenz Gottes. Noch mehr, in Worten und in Werken fügte er den mehr negativen Tugenden des Christenthums die positiven des antiken Heidenthums hinzu. Wie ehrlich gestand er, daß die ersten christlichen Jahrhunderte einen argen Rückschritt in den Sitten zeigen gegen die großen Tage der Hellenen und Römer! Mit welchem naiven Stolze, mit wie heidnischer Unbefangenheit sprach er, gleich dem modernen Heiden Scaliger, von seinem eignen Werthe! Und wie ganz „unchristlich" — nach den theologischen Begriffen der Zeit — war seine Auffassung der Moral: wir sollen zu stolz sein, uns zu hoch halten für die Sünde! „Alle Bosheit ist Schwäche;" er findet nicht Worte genug, die Kleinheit, die Verächtlichkeit der Sünde zu schildern. Mit diesen Zügen durchaus antiker Sittlichkeit vermischen sich in seiner Seele die herbsten Gedanken christlicher Askese, eine tiefe Weltverachtung und die heilige Ueberzeugung, alles Wissen, alle Kunst der Menschen sei werthlos,

wenn sie nicht geradeswegs hinführen zu dem „Leben in Gott" — nur daß er selber dieser Widersprüche nimmer sich bewußt ward. Nach dem geistreichen Holländer Coornhert war Milton der erste Denker, welcher vermochte, in einer Zeit des confessionellen Hasses den Geist des Christenthums in gläubiger Seele zu hegen, ohne sich dem Dogma einer Confession völlig anzuschließen.

Inzwischen hatten sorgenvolle Erlebnisse Milton zum Nachdenken geführt über einen andern Grundpfeiler des Völkerglückes, über die häusliche Freiheit. Der strenge Mann, der nie ein Liebesgedicht geschrieben, fühlte doch nach Art stolzer, spröder Naturen sehr lebhaft das Bedürfniß der Liebe. Er war vielleicht zu sehr ein in abstracten Begriffen befangener Gelehrter, um jene dämonische Anziehungskraft zu besitzen, welche die Naturgewalt großer Künstler auf die Gemüther der Frauen ausübt; immerhin war er wohl im Stande, ein Weib zu beglücken, das tief und innig genug empfunden hätte, um die Schroffheit des Gatten zu tragen und zu mildern. Leider fand er in seiner Gattin Mary Powel nur das platt Alltägliche. Die oberflächliche vergnügungslustige Tochter eines lustigen Landedelmanns sehnte sich bald hinweg aus der ernsten Einförmigkeit des stillen Gelehrtenhauses. Und Milton empfand die traurigste Nachwirkung politischer Kämpfe: die Wirren des Staates störten den Frieden seines Hauses. Die anerzogenen royalistischen Grundsätze seiner Gattin lehnten sich auf gegen das Puritanerthum des Mannes. Nach Verlauf eines Monats entfloh sie zu ihrem Vater, und nachdem Milton vergeblich versucht, sie zurückzuführen, unterfing er sich, die Gesetzgebung seines Landes von einem Makel zu befreien, dessen Schwere er an sich selbst erfahren. Er verfaßte jene vier Schriften über die Ehescheidung (1643—1645), welche der sittlichen Bildung seiner — und leider auch unserer — Tage weit vorauseilten. Die ganze Kühnheit dieses Schritts begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, wie allgemein dieses Zeitalter — Milton selbst nicht ausgeschlossen — der Unart ergeben war, hinter jeder überraschenden Meinung unlautere persönliche Motive des Schriftstellers zu wittern. Von Alters her war die Freiheit der Ehe ein Lieblingsthema jener sinnlichen Naturen, welche der laxen Moral ein bequemes Lotterbett bereiten wollen. Der puritanische Denker dagegen ward ein Vertheidiger der Ehescheidung, weil seine stolze Tugend sehr streng und vornehm dachte von dem Wesen der Ehe.

Milton war hier in der mißlichen Lage, allgemeine Regeln aufzu-

suchen für Fälle, welche als Ausnahmen von der natürlichen Ordnung nur eine individuelle Beurtheilung dulden; aber er löste seine Aufgabe mit der Logik eines schlagfertigen Denkers und mit dem Muthe eines guten Gewissens. Er will die Welt, wie von der Last des Aberglaubens in der Kirche, so von den eingebildeten Schrecken der Sünde im Kreise des Hauses befreien. Siegreich zeigt er die Sinnlichkeit des kanonischen Rechts, das nur durch fleischlichen Ehebruch die Ehe gelöst wissen will. Sein protestantisches Gewissen empört sich gegen die leichtfertigen Dispensationen vom Gesetz, welche solche übertriebene Härte nothwendig veranlaßt. So streitet Milton, ihm selber vielleicht unbewußt, für die harmonische Gleichmäßigkeit der Sitte, die wir modernen Menschen verehren, und gegen die Roheit jener alten Tage, die zwischen Zwang und Ausschweifung haltlos taumelten. Mit ergreifenden Worten schildert er das Glück, das ihm selber versagt war, das Glück der Ehe als einer göttlichen, bürgerlichen und leiblichen Gemeinschaft. Freilich, diese leibliche Gemeinschaft ruhig zu würdigen, war den Männern der Reformation nicht gegeben. Auch Milton haftet noch an der lutherischen Meinung, der natürliche Trieb sei sündhaft, wenn nicht Gottes absonderliches Erbarmen seinen Mantel darüber decke. Der Beruf des echten Liebesgottes, ruft der Puritaner, beginnt und endet in der Seele. Ist jene göttliche Gemeinschaft gebrochen, so ist die leibliche werthlos, so sind die Kinder „Kinder des Zorns." Der Zweck der Ehe ist das Glück der Gatten — und „kein Vertrag kann binden, wenn seine Ausführung dem Zwecke des Vertrages widerspricht." Damit ist einer jener radicalen Sätze gesprochen, die mit ihrem schneidenden Klange die träge Welt aus dem Schlafe rütteln und ihr bei den verschiedensten Anlässen immer und immer wieder in die Ohren gellen: hat doch in unseren Tagen der Freistaat Venezuela genau mit denselben Worten seine Unabhängigkeit gerechtfertigt. — So dringt dieser reine Mensch in Allem, was er ergreift, auf das Wesen, auf den sittlichen Kern der Dinge. Nur leider hindert ihn auch hier seine theologische Verbildung, die köstlichsten Früchte seines Denkens zu ernten. Er ahnt, daß diese höchstpersönlichen Fragen durch gesetzliche Scheidungsgründe niemals genügend gelöst werden können. Aber statt daraus zu folgern, daß sie billigerweise dem Wahrspruche eines Schwurgerichts unterliegen sollten, verwirft er kurzweg jede Einmischung der Gerichte in eheliche Verhältnisse; ja, er will die Entscheidung über die Trennung der Ehe dem Gewissen des Mannes anvertrauen und so unsere milderen Sitten ver-

bessern durch die brutalen Rechtsbegriffe der Juden, welche die Menschenwürde des Weibes nicht fassen konnten!

Abweichend von der dürren Jurisprudenz der Zeitgenossen, aber übereinstimmend mit den großen Staatslehrern unter den Alten sah Milton in der Familie die Grundlage des Staats. Um dem häuslichen Leben nach allen Seiten hin gerecht zu werden, schrieb er — damals beschäftigt mit der Erziehung der Kinder einiger Freunde — sein Buch „über Erziehung". Vielleicht hat in jenen Tagen nur der Deutsche Samuel Hartlieb diese Schrift, welche der englische „Schulmeister" ihm widmete, ganz verstanden; so wenig hatte Milton's Plan eines freien, wahrhaft classischen Jugendunterrichts mit den theologischen Begriffen des Jahrhunderts gemein. Doch die häusliche Freiheit ward nicht zur Wahrheit, so lange nicht „die Geburt des Gehirns ebenso frei war, wie die Geburt des Leibes," so lange der Staat die Preßfreiheit verkümmerte. Die Presbyterianer hatten im langen Parlament die Oberhand gewonnen, aber nach dem Siege bewiesen sie die gleiche Unduldsamkeit wie die gestürzten Bischöflichen, sie beschlossen (1644), daß für den Druck jeder Schrift eine Licenz eingeholt werden müsse. Da erkannte Milton die Gefahr, daß der große Freiheitskampf seiner Nation mit dem Siege einer Partei über die andere kläglich ende. Er richtete an das Parlament die Areopagitica, die berühmte schwungvolle Rede zum Schutze der Preßfreiheit, unzweifelhaft die schönste seiner prosaischen Schriften. Hier ist Milton's großartiger Idealismus an der rechten Stelle, hier redet sein freudiger, zweifelloser Dichterglaube an die Allmacht der Wahrheit, die — ein umgekehrter Proteus — nur aller Fesseln ledig Worte des Heiles kündet. Ein gutes Buch ist wie eine Phiole voll der reinsten Lebenskraft des schaffenden Geistes; wer einen Menschen erschlägt, tödtet ein vernünftiges Wesen, wer ein Buch vernichtet, tödtet die Vernunft selber, denn allerdings ist möglich, daß eine Wahrheit, einmal gewaltsam unterdrückt, nie wiederkehre in der Geschichte. Mit der Vernunft hat uns Gott die Freiheit der Wahl gegeben. Daß *ein* Mensch durch freie Wahl zur Tugend gelange, frommt der Welt mehr, denn daß zehn durch Zwang dazu getrieben werden. — Die Rede vermochte zwar nicht die Herrschsucht der siegreichen Partei zu belehren; doch an einzelnen tieferen Naturen fand der Apostel der Preßfreiheit schon jetzt willige Hörer. Ein Censor legte sein Amt freiwillig nieder, weil er durch Milton die Verächtlichkeit seines Wirkens und den päpstlichen Ursprung der Censur kennen gelernt hatte.

Erst ein Jahrhundert später ging Milton's Saat auf. Seine Rede ward eine Macht in jenen Kämpfen, welche unter Georg III. die Unabhängigkeit der englischen Presse endgiltig entschieden, und kurz vor der Berufung der französischen Nationalversammlung übersetzte Mirabeau die Areopagitica für seine Landsleute und schrieb dazu: nicht seine Verfassung hat den englischen Staat so hoch erhoben, sondern die Durchführung der Miltonischen Ideen, die Achtung vor der öffentlichen Meinung.

Als diese Händel unter steigender Erbitterung der Geistlichkeit durchgefochten waren, verbrachte Milton vier Jahre (1645—1649) in stiller Muße, schrieb an seiner Geschichte Englands in der angelsächsischen Epoche und folgte mit Spannung der anschwellenden Fluth der Ereignisse. Das Königthum von Gottes Gnaden wurde von seinem Verhängniß ereilt. Ein Ausspruch Jacob's I. mag die Bedeutung des Kampfes bezeichnen — jenes blasphemische Wort aus der Thronrede vom Jahre 1609: „Gott hat Gewalt zu schaffen und zu zerstören, Leben und Tod zu geben. Ihm gehorchen Seele und Leib. Dieselbe Macht besitzen die Könige. Sie schaffen und vernichten ihre Unterthanen, gebieten über Leben und Tod, richten in allen Sachen, selber Niemand verantwortlich denn allein Gott. Sie können mit ihren Unterthanen handeln als mit Schachpuppen, das Volk wie eine Münze erhöhen oder herabsetzen." Zwischen dieser frivolen Selbstvergötterung eines durchaus ungermanischen Despotismus und dem gekränkten Rechtsgefühle eines gläubigen Volkes war jede Vermittlung unmöglich. Die Entscheidung mußte der Partei zufallen, welche allein den Muth hatte, ehrlich mit dem Königthume zu brechen, der Partei der Independenten, die nach dem eigenen Geständniß der Royalisten durch den Glanz ihrer Talente im Lager und im Rath alle anderen Parteien verdunkelte. Milton hatte ehemals Englands Heil gesehen in dem ehrlichen Befolgen der alten Verfassung mit ihrem „freien Parlamente unter einem freien, nicht bevormundeten Könige." Er hatte dann sich zu Cromwell's Meinung bekehrt, der von Anfang an die Dinge mit königlichem Blicke beherrschte und den Nagel auf den Kopf traf, als er erklärte, mit dem falschen versteckten Stuart sei jedes Verhandeln vergeblich. Wie sollte ihn, der den Zauber einer tiefern Poesie im Herzen trug, der romantische Reiz der ritterlichen Cavaliererehre blenden? Eine edle Freundschaft verband ihn jetzt mit Cromwell. Er erkannte in dem Helden, „der Gottes Schlachten schlug," der voran stand, „als des

Messias großes Banner flog," den gebornen Herrscher, dem die von Gott gewollte Regierung der Besten zufallen müsse. Wie verschieden geartet die Beiden auch waren: der schöne, feingebildete Dichter und der plumpe, wetterfeste, nüchterne Mann des Kriegs und der Geschäfte begegneten sich in dem tiefen Ernste ihres Glaubens, in ihrer Verachtung des Scheines, und Beide standen hoch genug, um keiner Partei sich gänzlich zu verpfänden. Solche grundverschiedene Naturen mit gleicher Ueberzeugung schließen sich leicht an einander zu dauernder, werkthätiger Freundschaft. Milton ward der Anwalt der großen Rebellion, er ward nach Dante der einzige große Dichter, der als politischer Schriftsteller sich einen Kranz errungen hat. An ihm mag man die Nüchternheit des gesunden Menschenverstandes verlernen, der schon bei dem Worte „Dichter und Politiker" selbstgefällig zu lächeln beginnt. Sicher, Milton war ein Idealist von verwegenster Kühnheit, er konnte an unabweislichen Thatsachen der Wirklichkeit mit einer, in dieser Nation von Baconianern unerhörten Gleichgiltigkeit vorübergehen. Doch es ist gefährlich, zu spotten über die Weissagungen des Genius, denn noch ist Keiner als ein falscher Prophet erfunden worden, der an das Edle in der Menschheit glaubte. Wenn die klugen Leute jener Tage des Dichters lachten, der die Befreiung von Griechenland und Italien träumte, mit welcher Ehrfurcht sollen **wir** vor solcher Sehergabe stehen! Wohl irrte er, wenn er meinte, „der Deutschen männliche Kraft" werde für den Freiheitskampf der Briten in die Schranken treten, denn unser Volk lag damals tief danieder in philisterhafter Verzagtheit und sah in den Puritanern nur eine unbändige Rotte wilder Mörder, — aber wie nun, wenn Milton heute lesen könnte in den Herzen der edelsten Deutschen?

Rasch nach einander hatte der Sturm der Revolution die bischöfliche und die presbyterianische Partei darnieder geworfen. König Karl stand als Angeklagter vor dem Hause der Gemeinen; das Gemeinwesen von England war gegründet. Aus freiem Antrieb begann Milton, noch während der Prozeß des Königs schwebte, die Schrift „über die Stellung der Könige und Obrigkeiten" und ließ sie kurz nach Karl's Hinrichtung erscheinen. Jetzt, da das Wohl des Staats eine große That gebieterisch forderte, schien es ihm feig und müßig, nach Präcedenzfällen und Gründen des positiven Rechts zu fragen. Er gab eine unbedingte Rechtfertigung der furchtbaren That nach Gründen des Naturrechts. Der Erfolg war ungeheuer bei Freund und Feind. Die neue

Republik ernannte ihren feurigen Vertheidiger zum lateinischen Staatssecretär, und im Auftrage des Staatsraths führte er nun den Federkrieg gegen die Cavaliere. Alsbald nach der Hinrichtung des Königs ward offenbar, wie schwere Wunden diese That der Sache der Freiheit geschlagen. Der Spruch war gefällt wider das Recht des Landes, in der Person des Königs schien die Sicherheit jedes Bürgers bedroht. Der königliche Märtyrer, der doch „nur für sich, nicht für die Wahrheit Zeugniß abgelegt,“ fand sentimentale Bewunderer unter denen, welche dem lebenden Tyrannen geflucht, und die Cavaliere säumten nicht, diese weinerliche Stimmung zu benutzen. Der Bischof von Exeter verfaßte die berufene Schrift „Eikon Basilike, das Bildniß seiner geheiligten Majestät in seiner Einsamkeit und Qual.“ Das Buch, voll gefühlvoller Todesbetrachtungen und frommer Wünsche für England, erschien anonym und gab sich für ein nachgelassenes Werk des Königs selber. Es ward bald in 47 Auflagen im Lande verbreitet, und ihm vornehmlich ist zu verdanken, daß der meineidige, herzlose Stuart fortan als ein edler, großmüthiger Herr in dem Herzen der Masse lebte. Unverzüglich antwortete Milton mit seinem Eikonoklastes. Dieser Bilderstürmer enthüllte unbarmherzig den plumpen Betrug, welcher jenem königlichen Bilde zu Grunde lag. Er sprach goldene Worte wider die weibische Schwäche, welche die großen öffentlichen Sünden eidbrüchiger Fürsten vergißt über den kleinen Tugenden ihrer Häuslichkeit — goldene Worte, welche die harmlosen Bewunderer des musterhaften Familienlebens deutscher Kleinkönige noch heute nicht beherzigt haben.

Ein neuer Anwalt des absoluten Königthums und der bischöflichen Kirche trat auf. Der bekannte philologische Polyhistor Claude Saumaise, der noch vor Kurzem das Bisthum als eine papistische Einrichtung verdammt hatte, schrieb jetzt „für den Judaslohn von hundert Jacobsthalern“ die defensio regia. Mit gutem Grunde spottete Milton: wenn Karl Stuart sich den Vertheidiger des Glaubens nannte, so mag sich auch Salmasius den Vertheidiger des Königs nennen, denn Beiden ist eigen, daß sie zerstören, was sie vertheidigen wollen. In der That, nicht unglücklicher konnte die Sache des Königthums verfochten werden. Wie leicht war es, die Unverantwortlichkeit des Königs als einen unumstößlichen Grundsatz des englischen Rechts aufzuweisen! Ja, selbst die absolutistischen Gewaltthaten König Karl's boten einem gewandten Sachwalter einen sehr dankbaren Stoff. Keine Frage, sie

hatten das Land an den Rand des Verderbens geführt, aber dem positiven Rechte widersprachen sie keineswegs so unzweifelhaft, wie man gemeinhin behauptet. Hatten doch die Tudor's hundert Jahre lang ungestraft ein nicht minder absolutes Regiment, freilich zum Ruhme des Landes und zum Besten der niederen Stände, geführt. Aber der Streit zwischen Volk und Krone von England war längst ein großer Principienkampf geworden. So stützte sich denn Salmasius, statt auf die schwer zu widerlegenden Gründe des positiven Rechts, auf das Naturrecht. Er erweiterte die fluchwürdige Politik der Habsburger, das „novus rex, nova lex“ Ferdinand's II. zu einem Systeme des Meineids. „Die Kreuzigung Christi war eine unschuldige Kleinigkeit im Vergleich zu Karl's Hinrichtung. Wie der Einzelne sich freiwillig in ewige Sklaverei verkaufen kann, so auch die Völker. Darum bindet den König kein Schwur, kein Gesetz; seine Gewalt ist göttlich, väterlich, schrankenlos.“ — So furchtbar war die Verblendung und Erbitterung der Parteien, daß selbst ein solches Werk der jungen Republik gefährlich scheinen mußte. Milton schrieb zur Erwiderung die defensio pro populo Anglicano, das berühmteste seiner prosaischen Werke, und brachte damals seinem Lande ein Opfer, würdig der großen Thaten römischer Bürgertugend, ein Opfer, schmerzlicher vielleicht als die Hingabe des Lebens. Längst schon war durch die wiederholte Anstrengung der Nachtarbeit die Gesundheit seiner Augen untergraben. Das eine Auge war bereits trübe geworden, und jetzt gerade erklärten ihm die Aerzte, daß auch das Licht des andern sich nur erhalten lasse durch sorgsame Schonung. Aber Salmasius hatte die Streiter Gottes ein Volk von Räubern und Mördern genannt: Milton ermaß die ganze Schwere des drohenden Verlustes, tröstete sich an dem Bilde des homerischen Achill, wählte gleich ihm ein schmerzenreiches Leben voll Ruhmes, schrieb die Vertheidigung seines Volkes und — erblindete für immer. So offenbart sich in Milton in idealer Vollendung, was auch den Weltlichsten mit immer neuer Bewunderung zu diesem finstern Heiligen hinzieht — die Macht eines Glaubens, der Berge versetzen mag. Die Feinde frohlockten, sie erkannten in Milton's Erblindung Gottes sichtbare Rächerhand und schilderten ihn als das

monstrum horrendum informe ingens cui lumen ademptum.

Er aber schrieb einem Freunde: „was hält mich aufrecht in so schwerem Leid? Nur dies Gefühl: ich gab mein Augenlicht als Opfer

hin für jenen hehren Streit, von dem die Welt im Nord und Süden spricht.“ Das kleine Buch, geschmückt mit dem Wappen der neuen Republik — dem rothen Kreuz und der irischen Harfe — ging von Hand zu Hand; die defensio wurde das politische Erbauungsbuch der Puritaner. Wohl ward das Werk in Paris und Toulouse von Henkershand verbrannt, aber Salmasius erlag dem Fluche des Lächerlichen, den Milton's erbarmungslose Polemik auf ihn herabgerufen. Um den Anwalt der Freiheit drängten sich preisend die Staatsmänner von England und die Gesandten der fremden Mächte. Noch in mehreren kleinen Flugschriften verfocht Milton die Sache der Republik. Das Kriegsrecht herrschte in England; ihn beirrte es nicht. In gräuelvollem Kampfe ward Irland unterworfen, also daß die irische Mutter noch heute mit dem Namen Cromwell ihr weinendes Kind zur Ruhe schreckt; dem Dichter aber war kein Zweifel, wider Papisten und Rebellen müsse der Streiter Gottes das Schwert Gideon's gebrauchen.

In allen diesen politischen Streitschriften Milton's offenbart sich zunächst, welchen mächtigen Schritt die staatliche Einsicht vorwärts gethan durch die Arbeit der Reformatoren. Der Staat war endlich zu seinen Jahren gekommen, er ward gewürdigt nach seinem eigenen Rechte und galt nicht mehr, wie in den Tagen des Papstthums, als ein Reich des Fleisches, ein dienendes Anhängsel der Kirche. Hatte Luther einst, wie er gern von sich rühmte, als der Erste gezeigt, was Stand und Würde christlicher Obrigkeit sei, so war der Glaube an die Selbständigkeit des Staats nunmehr allen Protestanten in Fleisch und Blut gedrungen. Unmöglich konnte die neue Kirche auf die Dauer sich beruhigen bei der lutherischen Lehre vom leidenden Gehorsam; wer die von Gott eingesetzten Oberhirten der Kirche nicht mehr anerkannte, mußte schließlich auch das Königthum von Gottes Gnaden bekämpfen. Den Calvinisten bleibt das Verdienst, daß sie die ersten politischen Consequenzen des Protestantismus gezogen. Seit den Gräueln der Bartholomäusnacht ließ sich die Frage nicht mehr abweisen, wann das Recht des Widerstandes gegen tyrannische Obrigkeiten in Kraft trete. In schlagfertigen Schriften verfochten die hugenottischen Politiker, die Hotoman, la Boétie, Languet, das Recht des Volkes, den König, den es sich selber gesetzt, im Falle des Mißbrauchs der Gewalt wieder abzusetzen. Sie alle waren, wie schon früher der Schotte Buchanan, beherrscht von der calvinistischen Vorstellung, daß der Herr Zebaoth einen Bund, einen covenant, mit seinem gläubigen Volke geschlossen habe. Aber aus

einem Wuste unklarer theologischer Begriffe brach doch bereits jene Lehre vom Widerstandsrechte hervor, welche rechtlich und sittlich unanfechtbar bleiben wird, so lange freie Männer leben. Hubert Languet faßte das Gleichgewicht der Pflichten und Rechte, die wahre Grundlage des Rechtsstaates, in dem classischen Worte zusammen: „wir wollen uns vom Könige beherrschen lassen, wenn er sich von dem Gesetze beherrschen läßt.“

An diese Denker knüpft Milton an, und er verhält sich zu ihnen, wie die Puritaner überhaupt zu den Hugenotten: er ist kühner, tiefsinniger, aber auch härter, fanatischer. Die unbequemen Thatsachen der Geschichte schiebt der Idealist mit einigen kühnen Griffen zur Seite: das Veto des Königs ist unvernünftig und hat daher wohl niemals in England zu Recht bestanden, das Unterhaus ist sicherlich älteren Ursprungs als das Haus der Lords! Osiris, Saul und David, die Erhebung der Schmalkaldener wider Karl V. werden als Präcedenzfälle für die Hinrichtung Karl Stuart's angeführt. Der Schwerpunkt seiner Beweisführung liegt durchaus in dem großartigen Idealismus seiner naturrechtlichen Doctrin. Angeboren ist die Freiheit den Menschen; kein Volk kann für immer darauf verzichten. Der König leitet seine Gewalt vom Volke her und darf sie nur üben innerhalb der Schranken des Gesetzes. Ein Tyrann ist nicht mehr König, nur die Larve eines Königs, er verfällt demselben Strafgesetze wie jeder andere Bürger, denn das Volk ist älter, mächtiger als der König. Doch nicht der Pöbel, zu welchem Milton den Adel und die niederen Klassen zählt, soll herrschen; von dem Kerne der Nation vielmehr, von dem gebildeten Mittelstande wird das christliche Gemeinwesen von England geleitet. Damit, offenbar, ist ohne jede Rücksicht auf die Verschiedenheit der Staatsformen die den Staat auf den Kopf stellende vieldeutige Lehre der Volkssouveränität verkündet — das Kind einer Epoche, welche Alles zu fürchten hatte von dem Mißbrauche fürstlicher Gewalt. Sie hat seitdem ruhigeren Theorien das Feld räumen müssen, welche auch erwägen, wie das Königthum zu schützen sei wider die Uebergriffe des Volkes. Dauern aber für alle Zeit werden jene schlagenden Sätze, womit Milton das göttliche Recht des Königthums widerlegt: „daß ein Staat bestehe, ist Gottes Ordnung, die Wahl der Staatsformen aber ist in der Menschen Hand gelegt. Es ist mehr Göttliches in einem Volke, das einen ungerechten König entsetzt, denn in einem Könige, der ein unschuldiges Volk unterdrückt.“ Eben jetzt war überall in Europa das absolute Königthum im Aufsteigen; doch allmählich

begann in den Gemüthern die Miltonische Lehre Wurzeln zu schlagen: „es giebt keine Götter mehr von Fleisch und Blut,“ und Cromwell durfte das stolze Wort sprechen: „der Wahn, das Volk gehöre dem Könige, die Kirche und das Heilige dem Papste und den Geistlichen, wie ihr sie nennt — beginnt in der Welt ausgepfiffen zu werden.“

Hier wieder indeß verfällt Milton seinem tragischen Loose, daß in den Ursachen seiner Größe zugleich die letzten Gründe seiner Irrthümer enthalten sind. Dieselbe Kraft und Innigkeit des religiösen Glaubens, welche allein ihn und seine Genossen befähigte, den Despotismus zu Boden zu schlagen, sie stürzte ihn auch in die entsetzlichen Lehren des jüdischen Rechts der Rache. Milton hat allerdings, wie Cromwell, die ganze schreckliche Verkettung der Umstände gewürdigt, welche für die Sicherung der Freiheit kaum einen anderen Ausweg offen ließ als die Hinrichtung des Königs. Aber der Beweggrund, welcher seinen Entschluß wirklich bestimmte, war ersichtlich seine tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit der hebräischen Lehre „Aug' um Auge, Zahn um Zahn.“ Dieser glänzende Geist dachte im Grunde der Seele nicht anders als jene gottseligen Dragoner, welche das Parlament bestürmten, „den Blutmann Karl Stuart zur Rechenschaft zu ziehen für das vergossene Blut.“ — Die Anhänger des constitutionellen Königthums waren vorderhand verstummt; nur die feilen Verfechter des frivolen Absolutismus traten dem Dichter entgegen. Was Wunder, daß Milton, solchen Feinden gegenüber, in eine streng republikanische Richtung hineintrieb? Er verdammt jetzt schlechthin die Monarchie. Unter den Menschen ragt kein Geschlecht durch seine Tugenden so unzweifelhaft hervor, wie unter den Pferden die Rasse von Tutbury; unter Gleichen aber — schon Aristoteles sagt es — darf Keiner herrschen. Daß gerade die schreiende Ungleichheit unserer Bürger, die Macht unserer socialen Gegensätze die Monarchie nothwendig hervorruft — die Bedeutung dieser verwickelten wirthschaftlichen Thatsache vermag der starre moralische Rigorismus des Puritaners nicht zu begreifen. Er erklärt jede Staatsverfassung kurzerhand aus dem Volkscharakter; lebt ein Volk in einem unfreien Staate, so fehlt ihm eben jener edle Muth, welcher die Freiheit mit der Armuth dem behaglichen Luxus der Knechtschaft vorzieht.

Um dieser tief-sittlichen Auffassung des Staates willen stehen Milton und alle die protestantischen Vertheidiger der Volkssouveränität, welche die britischen Dissidenten gern als die „liberty authors“ anführen, hoch über den Jesuiten, den Suarez und Mariana, welche dem Wort-

laute nach eine sehr ähnliche Lehre verfochten, aber ohne Glauben an die sittliche Würde, an das selbständige Recht des Staats, lediglich zum Zwecke der Herrschaft der Kirche über den Staat. Selbst jene milden Freidenker, welche später, gehoben durch den glücklichen Erfolg der zweiten Revolution, für Englands Volksrechte stritten, selbst Locke und seine Schüler haben zwar die Probleme der Staatslehre mit dem Lichte einer unvergleichlich reicheren Erfahrung erhellt; aber wie weit bleibt ihr mattherziger Versuch, das Gefühl an die Stelle der Tugend zu setzen, zurück hinter Milton's mannhafter sittlicher Strenge! Wieder und wieder mahnt der blinde Seher seine Landsleute, daß es in ihrer Hand liege, die ungeheuere Umwälzung sittlich zu rechtfertigen. „Wenn ihr jetzt nicht alles von euch abweist, was klein und niedrig, wenn ihr jetzt nicht all euer Denken und Thun auf das Große und Erhabene richtet, dann ist jedes Schmähwort des Salmasius bewährt!“ Die Tyrannei trachtet, die Bürger möglichst schafmäßig im Geist und Willen zu machen; ein freies Volk aber soll den Tyrannen im eigenen Busen niederkämpfen und den Staat also gestalten, daß er Einem großen Christenmenschen gleiche.

Es läßt sich nicht verkennen: Milton's schwungvoller Idealismus, weil er so hoch denkt von dem Wesen des Staats, vermag nicht die Aufgabe des Staats in festen Grenzen zu halten, er vermengt Recht und Sittlichkeit, er führt in die moderne Politik antike Begriffe ein, welche die sociale Freiheitsliebe der Neueren niemals ertragen wird. Jeder scharfe Kopf mußte fragen, wie denn der Staat eine so ausgedehnte erziehende Gewalt üben könne, wenn es wirklich — wie Milton meint — nur eine religiöse Sittlichkeit giebt, die Religion aber dem Staate nicht unterworfen ist. Sehr erklärlich also, daß der geistreichste Gegner der Puritaner, Thomas Hobbes, mit der souveränen Verachtung eines mathematischen Kopfes auf die Widersprüche der Miltonischen Lehre herabschaute. Zu dem Streite des Salmasius mit Milton meinte er in seiner grimmigen Weise, er wisse nicht, bei welchem von Beiden die schönere Sprache und die schlechteren Gründe zu finden seien. Wie viel folgerichtiger wußte Hobbes seine Staatslehre auszuführen, indem er dem Alles verschlingenden Leviathan, dem Staate, die ausschließliche höchste Entscheidung über alle menschlichen Dinge zuwies: „gut und böse, heilig und teuflisch ist was die Staatsgewalt dafür erklärt.“ Der Verfechter der schrankenlosen Staatsallmacht dachte ebenso niedrig, materialistisch, von der menschlichen Natur, wie Milton vornehm, idealistisch; die Beiden redeten zwei Sprachen. Jede Verständigung zwischen den zwei

größten politischen Denkern, welche England damals besaß, war unmöglich. Das mochten sie selber empfinden, sie haben beide weislich vermieden, sich mit einander zu messen.

Am letzten Ende liegt die welthistorische Bedeutung Milton's darin, daß er kühner, eindringlicher, denn irgend Einer zuvor, die Freiheit als ein angeborenes Recht der Völker verkündete, während die Völker noch immer nach mittelalterlicher Weise hergebrachte Freiheiten als einen privatrechtlichen Besitz vertheidigten. Insofern war der Dichter wirklich einer der Pioniere einer neuen Zeit, deren Morgengrauen wir heute erst schauen, und es ist erklärlich, daß noch in den Tagen der heiligen Allianz ein Uebersetzer der defensio in der Schweiz hart bestraft ward. Er selber kannte die Größe seines Wirkens. „Mir ward auferlegt, ruft er, eine edlere Pflanze als jene, die Triptolemus von Land zu Lande trug, von meiner Heimath aus unter den Völkern zu verbreiten, eine freie und bürgerliche Menschensitte in den Städten, den Reichen, den Nationen auszusäen."

Mit schöner Schwärmerei schaute Milton auf den Helden, welchem er nun diente. Seit Cromwell das Ruder der Republik ergriffen, sah die Welt endlich wieder eine wahrhafte Politik der Ideen. Nach Innen freilich konnte das kühne Gebäude der Republik nur durch eine eiserne militärische Zucht vorläufig und nothdürftig gestützt werden. Man bewegte sich in der unfruchtbaren, rein negativen Staatskunst eines Gemeinwesens „ohne König und Oberhaus". Denn gar zu gewaltsam war der Zusammenhang einer uralten Verfassung zerschnitten, gar zu sehr entfremdet waren die Herzen der Stände, welche die Selbstregierung der Grafschaften vorzugsweise tragen, und gar zu schmerzlich vermißten die geängsteten Gemüther der Menschen in der strengen Ordnung des Freistaates jene belebende Kraft, deren auch der Staat nimmer entbehren kann — die Freude, den harmlos-fröhlichen Genuß der Stunde. Um so großartiger und freier entfaltete sich des Protectors Politik nach Außen: der Protestantismus hatte wieder einen gewaltigen Schirmherrn gefunden. Die Staatsschriften, welche Milton im Dienste dieser erhabenen Staatskunst schrieb (ein Theil der unter dem Namen Epistolae Pseudosenatus Anglicani bekannten Sammlung), fesseln nicht blos durch ihr classisches Latein, sie reden auch eine Sprache voll Kraft und Wahrheit, welche wie voller mächtiger Glockenklang das dürftige Gezwitscher des „möchte" und „dürfte" gemeiner diplomatischer Redeweise übertönt. Cromwell's Hoffnung war, „den gesammten protestantischen Namen in

brüderlicher Eintracht zusammenzuknüpfen“ und diese gesammelte Macht dem Hause Habsburg entgegenzustellen. Unermüdlich mahnte Milton den großen Kurfürsten von Brandenburg zum Frieden mit Schweden, die Lutheraner und Calvinisten Deutschlands zum Beilegen des Bruderstreits. Alle protestantischen Höfe rief er in die Schranken zum Schutze der verfolgten Waldenser; ihm schwoll das Herz von Grimm — ein schönes Sonett bezeugt es — wenn er diese ehrwürdige Heimath der Ketzerei mißhandelt sah, „dies Volk, das schon den wahren Gott bekannte, als unsere Väter noch vor Klötzen knieten.“ So glänzend hatte der Inselstaat seit Langem nicht dagestanden, als jetzt, da Cromwell durch gebieterische Drohungen den Papst zur Herausgabe englischer Schiffe zwang und von dem Könige von Spanien seine „beiden Augen“ — Abschaffung der Inquisition und freien Handel in Westindien — forderte. Freilich, diese protestantische Tendenzpolitik erschien zu spät. Schon begannen andere, rein politische, Gegensätze die Welt zu erschüttern, schon hatte die Freiheit Europa's mehr zu fürchten von dem begehrlichen Frankreich als von dem tief gedemüthigten Spanien, und der große Kurfürst wußte wohl, warum er in dem protestantischen Schweden seinen Todfeind sehen mußte. Reiche, angeregte Stunden verlebte Milton an dem Hofe des letzten Helden des Protestantismus im Verkehre mit Waller, Georg Wither und Selden; dann und wann erschien Cromwell mit der Lady Protectreß in Milton's Hause und lauschte dem Orgelspiele des Dichters. Und doch lebte man in schwülen Tagen. Nie hatte das englische Volk die Herrschaft eines ruchlosen Königs so unruhig getragen wie das Regiment seines größten Beherrschers. Die Aufstände wollten sich nicht legen, das Pamphlet Killing no murder verlangte die Ermordung des Protectors. Und bald sollte Milton selbst irr werden an seinem Helden. Von jenen wüsten Träumern freilich, welche das Nahen des tausendjährigen Reiches erwarteten, schied den eleganten Gelehrten schon sein guter Geschmack. Aber der die Wiedergeburt der antiken Freistaaten gehofft hatte, vermochte sich nicht zu befreunden mit der Fortdauer der Dictatur. Er begann den Staatsmann nicht mehr zu verstehen, welcher den Muth hatte, das Nothwendige zu wollen, und das Königthum, das unentbehrliche, neu zu gründen trachtete. Schon einige Jahre vor Cromwell's Tode legte Milton sein Amt nieder.

Erst dann trat er wieder auf den Kampfplatz, als die Zügel des Regiments, den schwachen Händen Richard Cromwell's entgleitend,

schlaff am Boden hingen, als der Freistaat verlassen ward von dem Glauben des Volkes, und immer lauter und zuversichtlicher der Ruf der Cavaliere erklang: the king shall rejoice his own again. Da erfüllte sich Milton's Prophetenwort: die Briten waren „unversehrt durch das Feuer gegangen, um dann an dem Qualm zu sterben." Keine Spur der harten Tugenden, die das gefährdete Gemeinwesen heischte: überall die verzweifelte Müdigkeit, die der Anspannung ungeheurer Thaten zu folgen pflegt. In offenen Briefen und in der Schrift „der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinwesen herzustellen" stritt Milton als der Letzte für die „gute alte Sache." Nach der Weise solcher hellsehenden Naturen im Einzelnen irrend, aber im Großen und Ganzen untrüglich, meinte er einen glatten Heuchler wie Monk durch den Hinweis auf die sittliche Reinheit der Republik zu rühren, und zugleich sprach er die tiefsinnigen Worte, daß ein zurückkehrendes Königthum die schlimmste der Gewaltherrschaften sei, daß Englands Volk noch einmal für sein Recht werde bluten müssen. Eben jetzt, da die kleinen Menschen an dem Gemeinwesen verzweifelten, erhob sich sein Idealismus zum verwegensten Fluge. War nicht mit Cromwell's Tode die Gefahr der Tyrannis verschwunden und die Möglichkeit gegeben, den Staat nach den höchsten Anforderungen protestantischer Freiheit umzugestalten, eine feste Burg des Protestantismus, ein westliches Rom zu gründen? Et nos consilium dedimus Sullae, demus populo nunc, schrieb Milton und entrollte den Plan seines Staatsideals. Alle Standesunterschiede sollen schwinden, vornehmlich muß die Anhäufung des Grundbesitzes in wenigen Händen, welche die normannische Eroberung verschuldet, durch eine Aeckervertheilung vernichtet und also der Schwerpunkt des Staats, der Mittelstand, gestärkt werden. Unbedingte Freiheit des Glaubens, des Wissens, des Verkehrs. Aber mit nichten will Milton, der auf die Masse mit dem vornehmen Stolze aller feineren Geister herabschaute, daß diese demokratisirte Gesellschaft auch demokratisch regiert werde. Auch er bewunderte jene seegewaltige Republik des Protestantismus, welche Cromwell durch einen ewigen Bund mit England zu vereinigen dachte. Ein lebenslänglicher Senat, ähnlich den Generalstaaten im Haag, sollte den verjüngten Freistaat regieren, Großbritannien sollte sich umgestalten zu einem Bunde freier Provinzen und Gemeinden nach dem Muster der Vereinigten Niederlande, nur mit einer ungleich stärkeren Centralgewalt. Noch niemals waren die demokratischen Ideen des Calvinismus so kühnlich durchgeführt worden. Doch

dies königliche England war nicht gesonnen, den Träumen seines Dichters zu lauschen. Erst hundert Jahre später, unter den Männern, die ihren puritanischen Glauben über das Weltmeer gerettet, trat das Staatsideal des Independenten ins Leben; aber auch die Union von Nordamerika hat jenen Adel der Geistesbildung nicht entfaltet, welchen der Dichter von der vollendeten Demokratie erwartete.

Das waren die letzten Worte der sterbenden Freiheit. Milton selber verglich sich dem Propheten, der von den tauben Menschen sich abkehrend die schweigende Welt anruft: „O Erde, Erde, Erde!" Höher und höher schwoll „die Sündfluth dieses epidemischen Wahnsinns," man hatte die traurigste der Künste gelernt, die ein Volk niemals lernen soll, die Kunst, das Unwürdige zu vergessen. Ohne jede Bedingung ward der Staat einem Stuart ausgeliefert, „auf den Knieen ihrer Herzen" begrüßten die Gemeinen von England den legitimen König. Die „Rückkehr nach Aegyptenland" war vollbracht. Das Volk, entledigt des puritanischen Zwanges, tanzte jubelnd um das goldene Kalb, und in den Rathsälen der Cromwell und Bradshaw tummelte sich die Gemeinheit eines verwilderten Hofes. Als jetzt das Gericht der Rache verhängt ward über die großen Rebellen, als man die Leiche des Protectors aus dem Grabe riß, da ward auch Milton von den Verfolgern ereilt. Am 16. Juni 1660 verbrannte der Henker die Defensio, und nur der Verwendung einflußreicher Freunde gelang es, den bereits verhafteten Dichter zu befreien. Aber wenn man meinte, der verstockte Rundkopf werde sich freuen, so billigen Kaufes zu entkommen, so kannte man wenig den unbeugsamen Rechtssinn des Mannes: nicht eher schied er aus dem Gefängniß des Hauses der Gemeinen, als bis er eine Klage eingereicht gegen den serjeant at armes, welcher ihm zu hohe Gebühren angerechnet.

Und nun stand der Letzte der Puritaner allein, das England Karl's II. hatte keinen Platz für einen Milton. Alles, was ihm heilig, war ein Spott der Buben geworden, und jene wunderbare Fügung, welche unter die Herrschaft des verächtlichsten Königs den Beginn des gesicherten constitutionellen Regiments in England verlegte — er sollte sie nicht mehr erkennen. Den ganzen Schmerz eines Patrioten, der an der Würde seines Volkes verzweifelt, legte er nieder in den trostlosen Worten eines Briefes an einen Freund: „Meine kindliche Liebe zum Vaterlande hat mich endlich ohne ein Vaterland gelassen." War es möglich, daß ein römischer Bürger das Verderben seines Landes

über den Freuden seines Hauses vergessen konnte, so sollte Milton auch dieser Trost versagt bleiben. Häusliches Unglück, das Loos der meisten großen Dichter Englands, war auch das seine. Seine ungetreue Gattin hatte nach mehrjähriger Abwesenheit endlich zu Milton's Füßen sich niedergeworfen und die Verzeihung des Sanftmüthigen erfleht. Dann waren die Beiden bis zu Mary's Tode neben einander hingegangen, ohne daß ihre Seelen sich fanden. Darauf, in den Tagen seines politischen Wirkens, ward ihm das Glück, in Catharina Woodcock ein Weib nach seinem Herzen zu finden — doch nur für Ein kurzes Jahr. Wie oft ist dann die liebliche Gestalt der Todten mit ihrem gütigen Lächeln durch seine Träume geschritten, bis ein trauriges Erwachen ihn zurückführte in die kahle Nüchternheit seiner Vereinsamung: „ich wache — und der Tag bringt meine Nacht zurück." Endlich ließ sich der fünfzigjährige hilfsbedürftige Blinde durch das Zureden seiner Freunde zu einer dritten Heirath bewegen. Den der gewaltige Wechsel der Völkergeschicke zu Boden geschmettert, er sollte jetzt noch durch die Nadelstiche alltäglicher kleinlicher Leiden gepeinigt werden. Die rohe, derbe Haushälterin Elisabeth Minshull blieb seinem Herzen ebenso fremd, wie die unholde Kälte seiner älteren Töchter. Und wie sehr mußte er die hilfbereite Güte seiner jüngsten Tochter Deborah ausbeuten, wenn er sie die unverstandenen griechischen Werke vorlesen ließ oder ihr buchstabenweise seine lateinischen Briefe dictirte. Sein Vermögen war in den Wirren des Bürgerkrieges verloren, sein Haus von dem großen Londoner Brande vernichtet worden. Nur einige armselige Gesellen, wie der gutherzige Quäker Elwood, wagten noch den gemiedenen Puritaner aufzusuchen, wenn er Abends im ärmlichen Zimmer seine Thonpfeife rauchte. Am schwersten aber lastete auf seiner thatenlustigen Natur das Gefühl seines Leibesgebrechens. Wenn die verzärtelte Prüderie der Gegenwart dem Dichter gern das Reden über höchst-persönliche Leiden untersagen möchte, so empfand Milton bei allem Stolze viel zu einfach und sicher, um sich die natürlichste der Klagen zu verbieten. Sein Sonett „on his blindness" gehört zu den schönsten Klageliedern aller Zeiten: auf die vorwurfsvolle Frage, warum sein Pfund so frühe sich vergrabe, findet der fromme Poet die tröstliche Antwort, daß der Herr in seinem königlichen Haushalt tausend bereite Diener habe,

und die nur stehn und harren, dienen auch.

Freilich, wie verstand sein feuriger Geist dies „stehn und harren!"

Ein Theil seiner selbst geworden war das freudigste aller Bibelworte: „daß denen, die an Gott glauben, alle Dinge zum Besten gereichen." Auch er, wie alle edleren Naturen, ward durch das Körperleid geadelt, gehoben. Eine Zeit der Schande war gekommen, da jedes ernste, fromme Wort den Schriftsteller in den Verdacht rebellischer Gesinnung brachte. Abermals, und frecher noch als unter Karl I., ward die Unzucht der Bühne vom Hofe begünstigt. Weder Dryden's zierliche Reime, noch jene unfläthigen Späße, womit Butler in seinem Hudibras die geschlagenen Puritaner bewarf, konnten den Kopf eines Milton beschäftigen. Aus dieser Welt der Flachheit und Gemeinheit flüchtete er unter die unvergänglichen Schätze, die er seit Langem im Geiste trug. In den stillen Stunden einsamer Sammlung fühlte er die Kräfte seiner Seele wachsen; laut und lebendig in ihm wurden der Geist der Bibel und die Nachklänge jener großen Dichterwerke, welche die Liebe seiner Jugend gewesen. Während sein leibliches Auge geschlossen war, schwebten vor seiner Seele die reinen Gestalten einer höheren Welt und mahnten ihn, sie festzuhalten. So wurden ihm die Tage körperlicher Leiden, häuslichen Kummers und staatlichen Elends verklärt von einem Glücke, das seinen sonnigsten Jugendtagen so schön nicht gelächelt hatte. Allnächtlich — er selber erzählt es — erschien vor seinem Lager seine Muse, der Geist Gottes, und hauchte ihm himmlische Melodien zu. Der alternde Milton schuf das Verlorene Paradies, und mit gerechtem Stolze durfte er sich selbst der Nachtigall vergleichen, die im Dunkel am herrlichsten singt.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte das Feuer unter der Asche geschlafen, das jetzt in hellen geläuterten Flammen hervorbrach. Nur selten hatte er die harte politische Arbeit unterbrochen und eines jener Sonette hingeworfen, welche darum so tief und unvergeßlich wirken, weil in ihnen der lange verhaltene Strom poetischer Empfindung mit erstaunlicher Kraft hervorbricht. Eine alte Schuld war einzulösen, denn wiederholt war in seinen prosaischen Schriften verkündet, daß er sich mit dem Plane eines großen Epos trage. Wenn andere, ausschließlicher als er für das Schöne geschaffene, Künstler sich weislich hüteten, den Zauber vorlaut zu stören, der über einem werdenden Gedichte wacht, so hatte Milton solche Vorsicht nicht nöthig. Die Aufgabe des Dichters war ihm nicht wesentlich verschieden von dem Berufe des Predigers: „er soll die Tugend und öffentliche Gesittung in den Massen pflegen, die Unruhe des Herzens stillen und die Leidenschaften

in harmonischen Einklang bringen." Um einen Gentleman in Tugend und Edelmuth zu bilden, versichert Milton, ist unser weiser und ernster Dichter Spenser ein besserer Lehrer als Scotus oder Thomas von Aquino. — Man darf in dieser Meinung nicht blos die moralisirende Befangenheit des Puritaners sehen. Wenigstens eine Eigenthümlichkeit der Kunst ist damit auf's klarste erkannt: die wunderbare Thatsache, daß die Kunst, indem sie ein Aeußerliches darstellt, dennoch den Menschen sammelt und auf sich selber zurückführt, während das Aeußerliche der Wirklichkeit uns zerstreut. In diesen Aussprüchen Milton's über den Beruf des Dichters besitzen wir einen Schlüssel, der uns das Verständniß des Paradise lost besser erschließen wird, als der jedes theologische Gedicht verwerfende Christenhaß der Encyclopädisten, oder die bornirte Salbung jener englischen Kritiker, welche, um das „christliche" Gedicht recht hoch zu erheben, allen anderen Dichtern nur eine uninspired inspiration zuerkennen. — Wie unendlich viel hatte doch das englische Leben an Farbenpracht, an Lebenslust und kerngesunder Freude in dem halben Jahrhunderte zwischen Shakespeare's und Milton's Tagen verloren! Nie bewährte sich unbarmherziger und schneidender das traurigste und tiefsinnigste der historischen Gesetze, wonach jeder Fortschritt der Völker zugleich nothwendig einen Verlust enthält. Der protestantische Glaube war ein Gemeingut des Volkes geworden, — aber so gänzlich war in dem besseren Theile der Nation die alte glückliche Lust am künstlerischen Spiel erstorben, daß ein Genius wie Milton in die embryonische Form der Allegorie zurückfallen konnte, wenige Jahre, nachdem sein Volk das vollendete Kunstwerk des Dramas geschaffen! Und so gänzlich hatte frostige Gelehrsamkeit unter den Puritanern die heitere Natürlichkeit der Sitten bewältigt, daß Milton noch für nöthig hält, das Dichten in englischer statt in lateinischer Sprache ausdrücklich zu entschuldigen! Verschwunden war das merry old England der jungfräulichen Königin, vollzogen jene harte Ernüchterung des Volkscharakters, welche noch heute Englands Epos und Drama in dem engen Kreise des Sittenbildes festgebannt hält. Wie später Byron — der einzige englische Dichter, der nach Milton den Muth fand, den Kothurn zu führen — zu solcher Kühnheit nur durch das Beispiel der deutschen Muse begeistert worden ist, so ward Milton nur auf den Flügeln der Religion, der biblischen Dichtung über die prosaische Kälte seiner Zeitgenossen emporgehoben.

Es konnte nicht fehlen, eine Richtung, so überschwänglich reich

an geistigen Kräften, wie der Protestantismus, mußte auch nach künstlerischer Verklärung ihrer Ideen streben. Bereits hatte Shakespeare in Gestalten von unerreichter Großheit jene sittliche Weltanschauung des Protestantismus verkörpert, welche den Schwerpunkt der Welt in das Gewissen verlegt, die Idee der Pflicht über alle andern stellt. Doch solche echte dramatische Kunst, von Grund aus sittlich und dennoch sinnlich schön, konnte dem confessionellen Eifer einer religiös hochaufgeregten Epoche nimmermehr genugthun. Die junge Kirche bedurfte einer religiösen Dichtung, welche der Stimmung der gläubigen Gemüther hinreißenden Ausdruck gab, die Glaubenswahrheiten des gereinigten Christenthums verherrlichte. Wunderbar glücklich entsprach diesem Drange das deutsche Kirchenlied — das Herrlichste, was die specifisch-religiöse Poesie der Evangelischen aufzuweisen hat, denn nur die Lyrik vermochte dem spiritualistischen, durchaus unsinnlichen Wesen des Protestantismus gerecht zu werden. Aber nicht umsonst lebte man in einer gelehrten Epoche. Hatten die Heiden des Alterthums ihre falschen Götter in Epen und Dramen verherrlicht, so sollte auch die religiöse Poesie der Protestanten diesen höheren Flug wagen. Der edle Hugenott Salluste du Bartas war der Erste, der dies widerspruchsvolle Unternehmen versuchte. Sein Epos la semaine de création besang die alttestamentarische Schöpfungsgeschichte — ein Werk voll hohen sittlichen Ernstes, an einzelnen Stellen schwungvoll, doch im Ganzen prosaisch, lehrhaft, ein wunderliches, dem modernen Leser unerquickliches Gemisch von christlicher Moral und classischer Mythologie, worin der Herr Zebaoth friedlich neben Venus und dem paphischen Bogenschützen prangt. Das Gedicht fiel zündend zur rechten Stunde mitten hinein in die Erregung der Hugenottenkriege. Mit überschwänglicher Bewunderung dankten die Streiter Gottes ihrem Sänger. Er war der „Fürst der französischen Dichter", sie verhießen ihm au lieu d'un mort laurier l'immortelle couronne und bezeichneten also mit unbewußter Ironie die Zwitternatur seiner Dichtung. Dem gefeierten Vorgänger folgten glaubenseifrige Dichter in allen Ländern des Calvinismus — alle überragend Hugo Grotius mit seinem Christus patiens und andern lateinischen Tragödien aus der heiligen Geschichte.

Auch Milton lebte des Glaubens, daß ein biblischer Stoff „ein heroischerer Gegenstand sei als der Zorn des Achilles." Alle Pläne weltlicher Dichtung, die er vor Zeiten gehegt, stieß er von sich. Dem Höchsten sollte jetzt sein Dichten gelten. Um Beistand und Erleuch-

tung rief er an „den Geist des Herrn, der mit gespreizten Schwingen gleich einer Taube ob dem Chaos schwebte — den Geist, dem ein aufrechtes, reines Herz willkomm'ner ist als stolzer Tempelbau." Und nicht durch einen Zufall lenkte sich der Sinn des harten Puritaners auf eine Erzählung aus dem alten Bunde. Aus dem milderen neuen Testamente hat nur eine Schrift seinen Dichtergeist mächtig erregt — die Offenbarung Johannis; sie fesselte ihn durch ihren phantastischen Schwung und durch ihren starren judenchristlichen Fanatismus. Von allen Mythen des Alten Testaments wählte er den schrecklichsten: wie durch den Fall der ersten Menschen der Tod in die Welt kam — und nur kurz verkündet in den letzten Gesängen der Engel des Herrn die Botschaft der Versöhnung, daß „ein größerer Mensch" erscheinen und das verlorene Paradies wiederfinden werde. — Wenn die theologische Einseitigkeit der Briten, sogar eines Hallam, in diesem Stoffe, welcher jeden Nichtgläubigen kalt läßt, das menschlichste Thema aller Dichtung finden will, so können wir nicht entschieden genug betonen, daß das Paradise lost ein symbolisches Werk ist. Milton schafft nicht Bilder, in denen eine Idee ungesucht ihren vollkommenen Ausdruck findet, sondern seinen Bildern hat der religiöse Glaube eine ihnen ursprünglich fremde Idee untergeschoben.

Er war zu sehr Dichter, um gleich seinem trockenen Freunde Harrington einen puritanischen Staatsroman zu schreiben, aber er war zu sehr Theolog, um ein reines Epos zu schaffen. Sein Zweck ist didaktisch, er will

die Wege Gottes dieser Welt erklären
und Zeugniß geben von der ew'gen Vorsicht.

Während die naiven Epiker der Alten den Helden zuerst nennen, dem ihre Gesänge gelten, bekennt der Dichter des Verlorenen Paradieses gleich in der Anfangszeile den abstracten Inhalt seines Gedichtes: of man's first disobedience etc. Der harte Sohn eines Jahrhunderts der Kriege, will Milton seine Leser aus dem dumpfen Genußleben des Alltags emporreißen zu der grandiosen Vorstellung, daß die Geschichte der Welt anhebt mit dem Kampfe Gottes wider den Bösen. In der katholischen Zeit hatte der Volksglaube seine derben Possen getrieben mit dem dummen, dem geprellten Teufel. Seit Luther erschien der böse Feind als eine beängstigende, schreckhafte Macht. Milton war der erste Dichter, der diesem finsteren Teufelsglauben der Protestanten einen erhabenen Ausdruck gab. Vor seiner Seele schweb-

ten die Bilder der Apokalypse von dem Kampfe der Seraphim mit den gefallenen Engeln: „Michael und seine Engel stritt und der Drache stritt und seine Engel.“ Er macht Ernst mit den Ideen der Zend-Religion, welche das Judenthum in sich aufgenommen. Ihm ist der Teufel der Ahriman, der Fürst der Finsterniß. Die Fülle des Wissens und des Könnens leiht er seinem Satan, also daß der jüngere Pitt an der prachtvollen Rhetorik dieses Höllenfürsten sein Rednertalent schulen konnte. Herrliche Worte des Titanentrotzes, unbeugsamer Willenskraft läßt der Sänger seinen Teufel sprechen, und es ist bekannt, wie oft besiegte Helden im Unglück sich an dem unbezähmbaren Muthe des Miltonischen Satan erhoben und getröstet haben; dem frommen Dichter aber erschien der Heldenmuth, der nicht dem Himmel dient, als das schlechthin Böse. Er kann sich kaum genug thun in der Schilderung der finsteren Herrlichkeit der Hölle. Thrones, Dominations, Princedoms, Virtues, Pow'rs redet Satan die Fürsten des Pandämoniums, die Millionen der Dämonen mit den flammenden Schwertern an. Wohl wird der König der Finsterniß zu Schanden vor dem Herrn der himmlischen Heerschaaren, und der Fluch, welcher auf Adams Samen haftet, wird hinweggenommen durch den Gottessohn, der das Nahen des himmlischen Reiches verkündet. Aber noch wird die Jahrtausende hindurch die Sünde eine Macht sein unter den Menschen, klein die Zahl der Treuen, die inmitten des Abfalls und der Bosheit zu dem Herrn halten und hienieden schon die Seligkeit des göttlichen Friedens genießen. Und nun zieht der Dichter mit dem ungeheueren Stolze selbstgewisser Tugend die gesammte Menschengeschichte vor seinen Richterstuhl und scheidet die Böcke von den Schafen, spendet durch den Mund seines Engels Segen und Fluch. Erbarmungslos geht er ins Gericht mit seinen Zeitgenossen. Die spitzfindigen Dogmatiker der Hochkirche, die gewandten, gottlosen Künstler des Königsschlosses von Whitehall — sie sitzen zu den Füßen Satans in Milton's Hölle. Die Frechheit der entfesselten Begierde, die am Hofe Karls II. ihre Orgien feierte, geht gräßlich zu Grunde in der Sindfluth, die der zornige Herr über die entartete Welt ergießt. Wahrlich, mild ist sie nicht, die Muse des Puritaners.

Nach alledem wird deutschen Lesern einleuchten, daß das Verlorene Paradies ein echtes Epos nicht ist. In der That, dies siebzehnte Jahrhundert, in welchem gewaltige Gegensätze des staatlichen und des kirchlichen Lebens in bewußtem Kampfe auf einander prallten,

war himmelweit entfernt von jener Einfachheit und naiven Unmittelbarkeit der Empfindung, welcher die epische Dichtung entströmt. Nur mit Wehmuth können wir das Loos des zu spät geborenen großen Dichters betrachten. Nicht einmal von dem Beifalle seiner Glaubensgenossen ward er getragen. Wenn die Helden der Hugenottenkriege den Sänger der „Woche der Schöpfung" auf den Schild hoben, so stritt Milton für eine leidende Sache. Er stand

in argen Tagen, unter bösen Zungen,
blind, einsam, von Gefahren rings umdroht,
doch nicht allein.

Noch in einem tieferen Sinne ist das Verlorene Paradies ein zu spät geschaffenes Werk, ein Anachronismus. Der protestantische Glaube kann und darf keine Mythen bilden, und auch Milton ist an diesem Versuche gescheitert. Wenn die unvollkommenen Götter des Homer, die in Milton den gleichen prosaischen Unwillen hervorriefen wie in Platon, unsere volle menschliche Theilnahme herausfordern, so sind die reinen religiösen Begriffe des Christenthums poetisch ganz werthlos. Denn was wir blöden Sterblichen so gern als den Fluch unseres Geschlechts beklagen, die Schwäche, die Beschränktheit unserer Kräfte — das ist in Wahrheit der Kern alles Lebens. Statt geistlos nachzubeten, was Englands Essayisten uns vorgesagt, sollen wir ehrlichen deutschen Ketzer uns ein Herz fassen und grad' heraus bekennen: dem Satan Milton's, seinen Kämpfen und Sünden folgen wir mit dem lebendigsten Mitgefühle, aber kalt und theilnahmlos blicken wir auf den poetischen Gott Vater und Gott Sohn, die nicht fehlen, nicht irren, Alles wissen und dennoch kämpfen, deren unfaßbares, zwischen Besonderheit und Allgemeinheit hinschwankendes Wesen mit Gewalt die prosaischen Bedenken der Logik, das monumentale omnis determinatio est negatio in uns wachruft.

Nicht ungestraft verachtete Milton die Sinnlichkeit, welche dem Dichter ist was den Fischen das Wasser. Sein Bemühen, das Unsinnliche, das Ewige poetisch zu gestalten, mußte oft scheitern, ja dann und wann in das Komische umschlagen: — so wenn Adam dem Gott Vater die Langeweile seiner Einsamkeit klagt, und dieser erwidert: „was denkst du denn von mir, der ich in Ewigkeit allein bin?" Auf den ersten Blick mag es scheinen, als böte eine Welt, wo Alles Wunder ist, der Phantasie ungeheuren Spielraum. Doch schauen wir schärfer zu, so waren auf dem Gebiete der christlichen Mythologie der

schöpferischen Kraft des Dichters sehr enge Grenzen gesetzt. Dem bibelfesten Protestanten ist es schwerer, trockner Ernst mit seinem Glauben; selbst den Wortlaut der heiligen Schrift sieht er nicht gern durch dichterische Aenderungen gestört. Wir würden dies noch stärker empfinden, wäre das Paradise lost in deutscher Sprache geschrieben. Die lutherische Bibelübersetzung ist mit unserem Volke gewachsen und wir mit ihr; wer als Kind die herzerschütternden Worte der lutherischen Bibel in seine Seele aufgenommen hat, der überwindet nie gänzlich das Gefühl des Befremdens, wenn ihm die biblische Weisheit in poetischer Umbildung entgegentritt. Auch Milton selber hätte es für eine Blasphemie gehalten, die Glaubenslehren der protestantischen Kirche aus ästhetischen Gründen umzugestalten. Die theologischen Fanatiker Englands sind in ihrem guten Rechte, wenn sie den Dichter wegen seiner arianischen Lehren verketzern; denn allerdings, wäre Milton nicht als ein Arianer überzeugt gewesen, daß kein Zeilchen in der Bibel von der göttlichen Natur Christi rede, nimmermehr hätte er in seinem Gedichte den Gottessohn als einen Menschen dargestellt. — Nun aber ist jeder Dichter nothwendig Polytheist: — schon Goethe gestand dies mit jener edlen Unbefangenheit, welche unsere frommen Leute „heidnisch" nennen. Auch Milton fühlte die Nothwendigkeit, den öden protestantischen Himmel zu bevölkern. Die katholischen Heiligen verwarf sein evangelischer Eifer; so blieben ihm nur die Gestalten der Engel und Teufel und einige allegorische Figuren wie „Urania und ihre Schwester, die himmlische Weisheit" — frostige Abstractionen, welche durchaus den Eindruck lebloser Maschinerie hinterlassen. Ja selbst das Loos des ersten Menschenpaares wird durch das Einwirken überirdischer Mächte der menschlichen Theilnahme entrückt. Nur für frei handelnde Menschen empfinden wir Mitgefühl. Wenn aber Gott Vater zu Adam spricht: Alles ist vorher bestimmt, und dennoch deiner freien Wahl anheimgestellt — so erweckt der Dichter philosophische Zweifel, die jedes ästhetische Interesse ersticken. Desgleichen, daß Ein geringfügiger Ungehorsam grenzenlosen Jammer über die Menschheit bringt, ist, als freie Erfindung betrachtet, widersinnig und muß, je nach der Stimmung des Lesers, Gelächter oder Empörung erregen; nur der religiöse Glaube führt über diese Widersprüche hinweg. Mögen also die englischen Eiferer und jene Deutschen, welche die Geistesfreiheit unseres Volkes wieder zu der Beschränktheit englischer Rechtgläubigkeit zurückzuführen denken — mögen sie immerhin versichern,

es gehe bei dem „HErrn“ des blinden Dichters „gar zu menschlich“ her *)! Der unverbildete Schönheitssinn unseres Volkes wird sich nicht wieder von der goldnen Wahrheit trennen, daß die Poesie nur das Menschliche darstellen kann und Milton's Epos eben deshalb keine ungetrübte Freude erregt, weil diese übersinnliche Welt zu wenig menschlich ist.

Und dennoch ist das Verlorene Paradies ein unvergängliches Werk, das nicht mit dem Maße der ästhetischen Theorie allein gewürdigt werden kann. Als Mulciber, der Künstler der Hölle, den Prachtbau des Pandämoniums gegründet, da — erzählt Milton — „bewunderten die Einen das Werk, die Andern den Meister des Werks“ — eine Unterscheidung von Lessingscher Schärfe, die auch Lessing's warmen Beifall fand. Wenden wir dies Wort auf Milton's Gedicht selber an, so ist kein Zweifel, daß dem Meister des Werks der größere Ruhm gebührt. Vergessen wir bei Homer den Dichter völlig über seinen Helden, so empfängt das Verlorene Paradies seinen ganzen Werth von dem erhabenen Charakter des Dichters, der hinter jeder Zeile hervorschaut. Nie wirkt Milton gewaltiger, als wenn er unter fremdem Namen sein eigenes Leben und Leiden schildert, wenn er den Noah, den Abdiel vorführt — „der getreu erfunden ward unter den Ungetreuen, er allein getreu —“ oder den Adam neben der reuig vor ihm niedersinkenden Gattin. Die schönsten Stellen des Gedichtes sind jene, wo der Dichter die Schranken des Epos geradezu überspringt, seinem lyrischen Genius die Zügel schießen und einen mächtigen Choral zum Himmel steigen läßt. Das Paradise lost ist ein Werk von wunderbarer subjectiver Wahrheit: in seiner ernsten Hoheit, seiner herben Strenge ein lebendiges Bild des heldenhaften Mannes, der, leidend für eine große Sache, noch den Muth fand, die Geschichte aller Zeiten dem Richterspruche des Puritanerthums zu unterwerfen. Es ist unsterblich, als das Werk eines reinen und reichen Menschen, der selbst „die letzte Schwachheit edlerer Naturen,“ den Durst nach Ruhm, lächelnd überwunden hatte und seine schöpferischen Gedanken nur noch in den höchsten und heiligsten Regionen schweifen ließ,

> hoch ob dem Lärm und Qualm des trüben Punkts,
> den Menschen Erde nennen.

Und nicht blos die Person des Dichters, auch die Leiden und Kämpfe

*) So Dr. L. Wiese, Milton's Verlorenes Paradies. Berlin 1863.

des puritanischen England treten uns aus den Versen des Paradise lost entgegen. Kein Gesang darin, der nicht mahnend, strafend, begeisternd auf die Nöthe des Jahrhunderts wiese. Wenn Milton das Heer des Erzengels wider die Dämonen der Hölle ausziehen läßt, so meinen wir sie mit Händen zu greifen, jene „Männer, wohlgewappnet durch die Ruhe ihres Gewissens und von außen durch gute eiserne Rüstung, feststehend wie ein Mann" — jenes gottbegeisterte Heer, welchem England seine Freiheit dankt. Wir sehen vor Augen das Schlachtfeld von Dunbar, wir schauen, wie die Eisenseiten Oliver Cromwell's ihr blutiges Schwert in die Scheide stecken und das Haupt entblößen und über das leichenbedeckte Feld das Siegeslied des streitbaren Protestantismus erschallt: „lobet den Herrn, alle Helden, preiset ihn, alle Völker!" Dieser Hintergrund einer großen Geschichte verleiht dem Gedichte Milton's jenen Reiz dramatischer Wahrheit, welchem auch Goethe nicht widerstehen konnte.

In diesem subjectiven Sinne ist selbst dies Werk didaktischer Kunst ein Werk harmonischer Schönheit. Denn wie oft wir auch bei den herrlichen Dialogen des Gedichts die Frage aufwerfen möchten, warum Milton nicht, seinem ersten Plane getreu, ein wirkliches Drama geschaffen, so kehren wir doch immer wieder zu der Einsicht zurück, daß ihm die Berechnung des Moments, der weltliche Sinn, die bewegliche Raschheit des Dramatikers gänzlich fehlte, daß er der tiefen Innerlichkeit seines Wesens nur in einem philosophischen Gedichte gerecht werden konnte. So wenig ein natürlich empfindender Mensch ein Gedicht zum Lebensbegleiter wählen wird, das uns fortwährend spannt und emporträgt über Raum und Zeit: so gewiß wird Jeden das volle Gefühl menschlicher Kraft und Größe überkommen, der in einer trüben Stunde der Abspannung oder Verwirrung einen Gesang des Paradise lost aufschlägt, um den Heldenmuth eines ganzen Mannes zu schauen, welcher „in Worten mächtiger war, als seine Feinde in Waffen."

Haben wir so den nur bedingten — den mehr historischen und subjectiven als rein-ästhetischen — Werth des Verlorenen Paradieses begriffen, so dürfen wir um so freudiger die gewaltige Dichterkraft bewundern, welche einen widerstrebenden Stoff so sicher beherrscht. Milton hat in diesem Werke das Höchste und Edelste von allem niedergelegt, was ihm je Kopf und Herz bewegte. In poetischer Form kehren hier wieder seine Ideen über das Verhältniß des Menschen zu Gott, über die Freiheit des Willens und die Nothwendigkeit eines selbster-

rungenen persönlichen Glaubens. Auch der zweite Ideenkreis, der seine Mannsjahre beschäftigt, lebt hier wieder auf — seine Gedanken über das Verhältniß von Mann und Weib. An jenem unsterblichen Gesange, welcher erzählt, wie Eva — „der Himmel war in ihren Augen" — dem Manne entgegentritt, wie die Beiden geschaffen waren

he for God only, she for God in him —

an der ganzen Darstellung des ersten Menschenpaares mag man erkennen, wie warm und innig der strenge Poet von der Seligkeit der Ehe dachte. Nur leider war der alternde Dichter doch einer der wunderlichen Heiligen (das Wort scheint recht eigentlich für die Puritaner geschaffen). Er ist im Stande dicht auf die feurigsten Schilderungen die trockensten moralischen Betrachtungen folgen zu lassen — so jene Rede des Engels, welche dem Adam the rule of not too much einschärft. Er predigt geradezu, die Liebe sei erlaubt, doch nicht die Leidenschaft — was doch nur sagt, das Feuer solle nicht brennen. Milton war nicht blos verbittert durch schwere persönliche Erfahrungen; er sah auch, wie der Uebermuth unzüchtiger Weiber Unheil über das Land brachte. Daß die Frauen durch den Reiz der Sinne den Mann und die ganze Welt beherrschen, war ein Lieblingsthema der schmutzigen Poesie des Tags (so der letzten Gesänge von Butler's Hudibras). Nur um so fester hielt der Puritaner seine finstere Meinung, der Mann entwürdige sich, der das Weib als Seinesgleichen gelten lasse. Endlich hat Milton auch den Kern seines politischen Nachdenkens in dem Gedichte ausgesprochen. Ganze Stellen seiner prosaischen Schriften wiederholen sich in poetischer Umschreibung, die staatliche Freiheit wird verherrlicht als die Belohnung der Tugend der Völker, und das Glaubensbekenntniß des Republikaners ausgesprochen in dem berühmten Worte:

man over men God made not lord.

Nicht allein die Früchte seines eigenen Nachdenkens, auch das Köstlichste von fremder Geistesarbeit hat Milton hier versammelt. Aus jedem Gesange tönen uns Anklänge an die Werke älterer Dichter entgegen, ganze Capitel der Bibel werden umschrieben. Darum hat die kleinmeisterliche Altklugheit der Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts das Verlorene Paradies oft als eine Schatzkammer voll geraubter Kleinodien verdammt. Für uns erledigt sich die Frage durch die eine Thatsache, daß Milton's Werk lebt und leben wird, derweil die unzähligen geist-

lichen Gedichte, die er ausbeutete, längst der Vergessenheit verfielen. Dem englischen Sänger fällt nicht ein Blatt aus seinem vollen Kranze, wenn man uns nachweist, daß schon vor ihm der gelehrte deutsche Jesuit Jakob Masenius ein lateinisches Epos Sacrotis schrieb, zur Uebung der Jesuitenschüler in der lateinischen Verskunst, und darin die Versammlung der höllischen Geister des Pandämoniums schilderte. Uns, die wir zurückschauen auf eine so lange Arbeit frischen, vollkräftigen Künstlerthums, steht hoffentlich jene Auffassung des geistigen Eigenthums fest, welche zu Recht bestehen wird, so lange rüstige Künstler schaffen: der ohnmächtige Schwächling, dem eine gute Idee über Nacht gekommen, hat nicht das mindeste Recht zur Klage, wenn ein schöpferischer Kopf sie seiner unfähigen Hand entreißt und lebendig verkörpert. Milton's Talent war lyrisch und, was die Charakterzeichnung anlangt, dramatisch. Die Kraft des Dramatikers aber liegt im Gestalten, die des erzählenden Dichters im Erfinden. Darum haben Shakespeare, Calderon, Moliere kraft göttlichen Rechtes mit höchster Unbefangenheit fremde Dichtungen benutzt. Es scheint, als müßten manche große Stoffe der Poesie erst durch viele Hände gehen, bevor das Eisen zu Stahl wird und nun ein echter Künstler die schneidige Klinge schmieden kann. Darum ist auch Milton durchaus original: die fremden Zierrathen sind von einer nicht minder energischen selbständigen Künstlerhand neugeschaffen, wie die homerischen Helden in Shakespeare's Troilus und Cressida; sie fügen sich so harmonisch in die Dichtung ein, wie die antiken Capitäle der Säulen an alten romanischen Kirchen. In gleicher Weise verfuhr Milton auch mit jenem Gedichte, das ihm offenbar die erste Anregung zu seinem Epos gab, mit der Tragödie Adamus exul von Hugo Grotius. Die Holländer, arm wie sie sind an großen Dichtern, hatten dies Jugendwerk ihres großen Landsmanns schon bei seinem ersten Erscheinen, 1601, mit dem enthusiastischen Zurufe nationalen Stolzes begrüßt, und sie pflegen noch heute nicht selten das Verlorene Paradies für eine Copie des Vertriebenen Adam zu erklären. Unter den Deutschen könnte dies Märchen nicht so oft nachgesprochen werden, wenn nicht die Tragödie des Grotius zu den literarischen Seltenheiten gehörte. Wer sie kennt, wird zwar die getragene, an Vergil gemahnende Würde der Darstellung preisen und an einzelnen kraftvollen Sentenzen sich erfreuen, indessen das Ganze doch nur als die Schulübung eines geistreichen Jünglings und eleganten Lateiners gelten lassen. Dürr und prosaisch dehnt sich das Stück, in lehrhafter

Breite und doch ohne jene Fülle des poetischen Details, die den Dichter bezeichnet. Wie reizlos ist die Eva des Grotius, ein gewöhnliches, schwaches Weib, während sie bei Milton trotz aller Gebrechen nie den Adel, die zauberische Hoheit der Ahnmutter unseres Geschlechts verleugnet. Rücksichtsloser, als heute dem Dichter gestattet wird, hat Milton einzelne Stellen des Holländers verwendet, doch der Raub wird zur Beschämung für den Beraubten. Wenn der Satan des Grotius sagt:

alto praeesse Tartaro siquidem juvat
caelis quam in ipsis servi obire munia —

so spricht er bei Milton kurz und wuchtig:

better to reign in hell than serve in heav'n.

Dies eine Beispiel sagt mehr als eine lange Betrachtung. Gerade an der Tragödie des Niederländers mag man lernen, wie grundprosaisch dies siebzehnte Jahrhundert empfand, wie einsam Milton's Künstlergeist in solchen Tagen stand. Aus der Heimath des guten Geschmacks und der eleganten Gelehrsamkeit schreibt Grotius seine Vorrede an den Prinzen von Condé und rühmt die Nützlichkeit seines Gedichts, da viele Verse für den Theologen und Metaphysiker, den Astrologen und Geographen Belehrung böten, welche Stellen denn auch im Index säuberlich verzeichnet stehen! — Dann und wann freilich zeigt sich selbst Milton angekränkelt von dieser prosaischen Schwerfälligkeit seiner Zeit; die ungeheure Gelehrsamkeit des Dichters stört den künstlerischen Eindruck. Wir begreifen leicht, wie der Klang großer historischer Namen dem blinden Sänger, der das wache Traumleben der Erinnerung führte, eine Welt glänzender Bilder vor die Seele führen mußte. Da geschieht es denn, daß „Dame Gedächtniß", die er die Muse schlechter Dichter nannte, auf Augenblicke auch seine Muse wird: oft füllt er ganze Verse mit mächtig tönenden Namen, und nur des jungen Macaulay blinde Schwärmerei konnte diese Schwäche bewundern. Auch die ausführliche Schilderung der Kämpfe der Engel ist einer gelehrten Grille entsprungen. Es war die Meinung der Aesthetiker der Zeit, das kunstgerechte Epos bedürfe der mit Ariostischer Breite ausgeführten Schlachtscenen. Man wußte nicht, daß Ariost und seine Leser als Freunde der schönen Fechtkunst den Kampfschilderungen ein Kenner-Interesse entgegenbrachten, welches im siebzehnten Jahrhundert nicht mehr bestand.

Wie das Werk um seiner subjectiven Erregtheit willen ganz ein-

sam dasteht unter den epischen Gedichten, so ist auch die gedrungene Knappheit der Composition das gerade Gegentheil der behaglichen Breite epischer Darstellung. Auch der reimlose blank verse, den Milton zum Erstaunen der Zeitgenossen zuerst in das Epos einführte, ist der Vers des Dramas; er gewährt dem sprachgewaltigen Dichter volle Freiheit, hebräische, griechische, altenglische Redewendungen zu gebrauchen. Schon oft wurde das musikalische Gefühl des Dichters bewundert, der durch seine Erziehung, seine Bibelkunde, seine Blindheit und seinen Glauben gleich sehr auf die „christlichste der Künste" geführt ward. Merkwürdiger noch, wie mit dieser musikalischen Innigkeit eine solche Prägnanz der Sprache, eine solche plastische Kraft der Schilderung sich paaren. Denn Milton wußte, wie Shakespeare, das reiche Erbtheil der altenglischen Mysterienspiele zu verwerthen: er ist Meister im anschaulichen Personificiren abstracter Begriffe. Mit so dämonischer Kraft reißt er uns in seine Welt hinein, daß wir den blos symbolischen Gehalt derselben oft gänzlich vergessen: eine ästhetisch so unbedeutende That wie der Apfelbiß berührt uns mit dem ganzen Schauder eines ungeheuren Weltereignisses. Freilich kommt es Milton dabei zu Gute, daß die wenigsten Leser im Stande sind, solche von dem Glauben von Jahrtausenden getragene Mythen mit blos ästhetischem Blicke zu betrachten. Den ganzen Farbenreichthum seiner Einbildungskraft verschwendet der blinde Dichter, wo es gilt, die Herrlichkeit der Erde zu schildern, die an goldner Kette dicht bei dem saphir'nen Wall des Himmels schwebt — der Erde, deren Pracht auch den vom Himmel niedersteigenden Engel noch mit Bewunderung erfüllt. Die Schrecken der Hölle dagegen liebt er mit andern, mehr geistigen Mitteln darzustellen. Zwar verschmäht er nicht, seinen diabolischen Figuren jene halb menschliche, halb thierische Mißgestalt zu geben, welche schon die Alten als das Grauenhafteste erkannten. Aber den tiefsten Schauder ruft er hervor durch den sittlichen Ekel; nichts scheußlicher, als jene Reihe von Incesten, wodurch Tod und Sünde mit Satan verwandt geworden. Die Unmöglichkeit, eine Welt zu schildern, „wo Länge, Höhe, Breite, Zeit und Raum verloren sind," weiß er dadurch zu überwinden, daß er das unseren Sinnen Hohnsprechende recht laut und entschieden betont: die berühmten Darstellungen der „sichtbaren Finsterniß" und „des festen Feuers" wirken wie die leibhaftigsten Bilder. Auch Milton allerdings ist nicht immer glücklich mit diesen Versuchen, das Grenzenlose, Unbestimmte, Formlose darzustellen: oft tra-

gen wir statt des Genusses nur einen unklaren panischen Schrecken davon und erinnern uns der echten Künstlerworte Goethe's, daß das Gefühl der Wasserwage und des Perpendikels den Menschen erst zum Menschen macht. Noch weniger vermag der puritanische Eiferer die tiefgemeinen, diabolischen Geister in objectiver Wahrheit vorzuführen. Der Charakter des Satans mit seinem erhabenen Ehrgeiz, seiner gewaltigen politischen Leidenschaft ward von Milton verstanden und lebendig verkörpert, aber die niedrigen sinnlich-lüsternen Geister, die Mammon und Belial, wußte er nur mit tendenziöser Bitterkeit zu schildern. Die größte Kunst entfaltet der Dichter in der Schilderung des Paradieses. Hier gelingt ihm das Unmögliche, in das ermüdende Einerlei ungetrübten Glückes einiges Leben zu bringen. Zur rechten Zeit immer weiß er den Schauplatz zu wechseln; nur der contrastirende Reiz der himmlischen, irdischen, höllischen Scenen macht dem Leser möglich, die überstarke Anspannung der Seele, die der Poet ihm auferlegt, zu ertragen. — Der wahre Zauber des Gedichts, wir wiederholen es, liegt in dem Charakter des Dichters, in dem tief-melancholischen, weltverachtenden Geiste, der das Ganze überschattet.

„So wird die Welt dahingehn
Den Guten feindlich und den Bösen hold,
Aufstöhnend unter ihrer eignen Last“ —

Dies der Weisheit letzter Spruch, die der erzählende Engel aus der Betrachtung der Historie zieht. Und selbst der am Ende des Gedichts auftauchende Hinweis auf die Erlösung des Menschengeschlechts vermag nicht den Eindruck dieser ernsten Stimmung zu verwischen.

Durch solche strenge Hoheit des Sinnes ist Milton nahe verwandt dem ersten großen christlichen Epiker, Dante. Beide Männer von ungeheurer Willenskraft und sprödem Stolze, durch das untrügliche Bewußtsein eines großen Berufs über die gemeinen Nöthe des Lebens emporgehoben, hatten beide die beste Kraft der Mannesjahre an die politischen Kämpfe einer tiefbewegten Zeit gewendet und eine geniale Begabung nicht zu gut gehalten für das Handwerk des Tagesschriftstellers. Und der glühende Vertheidiger der kaiserlichen Monarchie, der den Brutus erbarmungslos in die Hölle verstößt, er steht dem radicalen Anwalte des Königsmordes, dem Feinde der Cäsaren in seinen politischen Schriften näher, als der oberflächliche Blick erkennen mag. Denn der Eine wie der Andere lehrte, daß die Obrigkeit besteht um des Volkes willen, eiferte für die Rückkehr der Kirche zu ur-

sprünglicher Einfachheit und Reinheit und ahnte, ohne doch zu den letzten Folgesätzen zu gelangen, die große Wahrheit der Trennung geistlicher und weltlicher Dinge. — Nach Bürgerpflicht ergriffen Beide Partei, aber der Ueberlegenheit dieser Köpfe blieben die Sünden ihrer Genossen unverborgen: wie Milton aus reiner Höhe vornehm herabschaute auf die plumpe Unduldsamkeit der Puritaner, so mahnte der ghibellinische Dichter: „mit andern, andern Waffen zieh' zum Streit der Ghibelline; Jeden wird's gereuen, der trennt den Aar von der Gerechtigkeit." Dann sahen Beide ihr eigenes Lebensglück in den Schiffbruch ihrer vaterländischen Hoffnungen hineingerissen; gleich schwer vom Schicksal heimgesucht steht der blinde verfolgte Puritaner neben dem landflüchtigen Florentiner, der mit Thränen lernte, wie gesalzen das Brot aus fremden Händen schmeckt und wie bitter es ist, fremde Treppen zu steigen. Nun sammelten sich Beide in ihren reifsten Tagen, um in einem religiös-allegorischen Gedichte die Bilderfülle ihrer stürmischen Laufbahn in dem plastischen Stile Vergil's darzustellen, ihre religiösen und politischen Ideale zu verkörpern und die große Summe ihres Lebens zu ziehen. Beiden erschien der Cherub, der einst den Mund des Propheten gesegnet, und sprach: „siehe, hiermit sind deine Lippen gerühret, daß deine Missethat von dir genommen und deine Sünde versöhnet sei." Also von Gott geweiht sprachen Beide ihren Wahrspruch über die Geschichte der Welt, und noch kühner sogar als der Stolz des Protestanten erscheint die hohe Sicherheit der Seele des mittelalterlichen Menschen, der sich vermaß, er, der katholische Christ, das Thun aller Päpste, Kaiser und Könige zu verdammen oder zu begnadigen und von seinem Gedichte also redete: „Gegenstand ist der Mensch, wie er durch Sündigen oder Gutesthun nach freiem Willen der Gerechtigkeit der Strafe oder des Lohnes verfällt." Beide legen ihrem Werke ein festgeschlossenes System von Glaubenslehren zu Grunde, das nicht blos poetisch wahr sein soll, Beide erkennen in der „Hinaufläuterung des Sinnlichen zum Himmlischen" den Proceß alles Lebens und glauben, der Gerechte werde schon hienieden der Seligkeit theilhaftig. Der Eine wie der Andere übersieht das gesammte geistige Vermögen seiner Epoche und legt in seinem Gedichte einen Schatz von neu geschaffenem fremden Wissen und Denken neben seinem eigenen nieder; doch weder Milton noch Dante vermag die lehrhafte Tendenz zu verleugnen und Massen prosaischen Wissens vollkommen in schöne Gestalten umzugießen. Beide verstehen die Eintönigkeit eines über-

sinnlichen Stoffs reizvoll zu machen, indem sie den Schauplatz und den Ton der Darstellung wechseln. Beide halten eine unübersehbare Fülle von Bildern durch eine kraftvolle Composition zusammen, nur daß der Bau des Kunstwerks bei dem modernen Sänger dramatisch, bei dem mittelalterlichen in scholastische Formeln gebannt ist. Aber der Florentiner giebt in seinen Selbstgeständnissen zugleich ein vollkommenes Abbild des innersten Wesens seines Zeitalters. Die tiefsinnige Mystik der Göttlichen Komödie, ihr phantastischer Frauencultus, ihr halb antiker halb kirchlicher Ideengehalt entspricht den tiefsten Herzensgeheimnissen der zwiegetheilten mittelalterlichen Bildung. Die harmonische Gesittung einer protestantischen Zeit dagegen konnte in einem allegorischen Werke nimmermehr ihren vollen Ausdruck finden. Vor diese beiden christlichen Epen trete Jeder, der verstehen will, was dem Dichter der Glaube seines Volkes bedeutet. „Der war in der Hölle!“ raunten sich die Veroneser erschrocken zu, wenn die düstere Gestalt des verbannten Florentiners majestätisch durch die Straßen schritt. Das Kind einer solchen Zeit erscheint Dante — so seltsam es klingen mag — neben Milton als ein naiver Künstler. Gänzlich unbefangen weist er die Zeitgenossen und die Menschen vergangener Tage der Hölle oder dem Fegefeuer zu; er nennt sie beim Namen, erzählt ihr Geschick, schildert sie ab vom Wirbel bis zur Zehe. Solche Kühnheit durfte Milton inmitten der skeptischen modernen Welt nicht mehr wagen: die Weltgeschichte betrachtet er in Bausch und Bogen in raschem Ueberblick, und den Zeitgenossen gegenüber muß er sich mit Anspielungen behelfen: wir errathen nur, daß unter den grübelnden Dämonen des Pandämoniums die Dogmatiker der Hochkirche gemeint sind. Dergestalt ist das Gedicht des Italieners ungleich reicher an echt historischem Gehalt. Jeder Gesang der „Hölle“ führt uns in monumentaler Großheit ein erschütterndes Bild von Menschenschuld und Menschenleiden vor Augen; und so lange warme Herzen schlagen, werden die Erzählungen von Ugolino, von Francesca von Rimino auch jene Leser im Innersten ergreifen, welche für die symbolische Bedeutung des Gedichts, für Dante's mystische Weltanschauung kein Verständniß haben. Solche Scenen von rein-menschlicher Schönheit sind im Paradise lost weit seltener zu finden. Und wie viel würdiger eines Dichters war Dante's Geschick! Sein Italien war das Herz der Welt; alle Schönheit, alle Tugenden und Laster der Zeit drängten sich zusammen in den gewaltigen Städten seiner Heimath, und über dieser farbenreichen Erde

prangte noch der katholische Himmel mit seiner Fülle glänzender Gestalten. In dieser Welt lernte Dante den Reichthum des Lebens und des Menschenherzens in ganz anderer Weise kennen, als der einseitige Puritaner. Freier, klarer zum mindesten mögen Milton's sittliche Ideen sein; doch um Dante's Haupt schwebt jener Zauber, welcher der großen Künstlerseele die höchste Weihe giebt, der Zauber der Liebe. Der finstere Sänger, der die Greuel der Stadt der Qualerkorenen kündete, er rühmte sich auch, daß er auf alle Liebestöne lausche, er hat auch — menschlicher als der puritanische Weiberfeind — die schmelzende Weise gesungen: „die ihr die Liebe kennt, ihr edlen Frauen." Der Gedanke der Hinaufläuterung des Fleisches zum Geiste ist für Milton ein philosophischer Satz; Dante erfaßt ihn inniger, künstlerischer, er besingt, wie die irdische Liebe sich zur himmlischen verklärt. Der Puritaner wußte mit kühlerem Gleichmuthe als der leidenschaftliche Romane den schweren Wandel seines Geschicks zu tragen; gleichmäßig, stätig wuchs er auf, er hat nicht wie dieser einen Tag von Damascus erlebt. Aber Dante vermag auch den vollen Sturm der Leidenschaft durch seine Verse brausen zu lassen und das Herz des Hörers sogar noch mächtiger als Milton aufzuregen. Der Florentiner wagte, Gott und göttliche Dinge in der mißachteten Sprache der Frauen zu besingen, und erweckte seiner Nation das helle Bewußtsein ihres Volksthums; ja, der gesammten Dichtung der modernen Welt wies er die Bahn, denn sein Gedicht ist das erste seit dem Alterthume, das die scharfen Züge eines eigenartigen Menschen zeigt; durch ihn gelangt die Persönlichkeit in der Kunst zu ihrem unendlichen Rechte. Dem englischen Sänger fiel ein härteres Loos: als ein Spätling erschien er am Ende einer großen Kunstepoche, und erst lange nach seinem Tode, auf fremdem Boden gab seine Dichtung den Anstoß zu einer neuen Entwickelung der Literatur.

Das große Werk, das dem Dichter zweimal fünf Pfund Sterling einbrachte, hatte Mühe, der Censur zu entrinnen. Keine Zeile in dem Gedichte, die den Fanatikern der Restauration nicht staatsgefährlich erscheinen mußte, und doch — da ja das Völkchen den Teufel nie spürt — waren es nur zwei Verse, welche der Censor hochbedenklich fand und nach langem Verhandeln endlich freigab. Noch bei Milton's Lebzeiten ward das Werk viel gelesen, freilich nur von der aufstrebenden Jugend und den Stillen im Lande. Unter die anerkannten Größen der englischen Dichtung ist das Paradise lost erst eingetreten, seit

Addison seine Landsleute darauf hinwies, wie Milton ihrer Sprache neue Kraft und Würde gegeben. Seitdem ward die — leider mehr erbauliche als ästhetische — Bewunderung von Milton's Genius in England so allgemein, daß selbst der arge Spötter Voltaire bei seinem Londoner Aufenthalte den christlichen Dichter bewundern lernte und in Ferney das Bild des Puritaners neben Franklin's Portrait bewahrte. Noch mächtiger wirkte Milton's Vorbild in Deutschland. Nachdem einmal der gerade Weg verlassen war, den Shakespeare der modernen Dichtung gezeigt, fand er zuerst wieder den Deutschen einen Pfad, auf dem sie fortschreiten konnten, um die Fülle und Tiefe ihres Gemüthslebens in erhabenen Gestalten zu verkörpern. Von ihm erbten unsere Bodmer und Klopstock den Muth, Schwung und Empfindung unserer ernüchterten Sprache wiederzubringen, und nur die Gottsched und Genossen schreckten zurück vor dem, was sie Milton's Ueberschwänglichkeit nannten. Unfähig, das Wesen der volksthümlichen Dichtung — also auch des echten Epos — zu verstehen, sah unser achtzehntes Jahrhundert, auch Lessing nicht ausgeschlossen, in Milton das Urbild des epischen Dichters. Dann verdrängte Shakespeare den puritanischen Sänger aus den Herzen der Deutschen. Erst die politische Bewegung der neuesten Zeit zeigt wieder einige Theilnahme für Milton den Bürger, und eben jene Härte des Charakters, welche die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts erschreckte, erwirbt ihm heute Verehrer.

Hatte in dem Verlorenen Paradiese Milton, der Dichter und der Denker, sein volles Selbstbekenntniß abgelegt, so ist in den beiden Gedichten seines Greisenalters je eine dieser beiden Seiten seines Wesens gesondert zur Darstellung gebracht. Das Wiedergefundene Paradies wird immer aufs neue das Befremden erregen, wie doch ein frommer Christ von den heiligsten Glaubenssätzen der christlichen Kirche so weit abweichen, und wie doch ein großer Dichter ein Kunstwerk von so geringem poetischen Werthe schaffen konnte. Nicht das Leiden und Sterben und die Auferstehung Christi war für Milton das Bedeutungsvollste in dem Wirken des Erlösers. In allen theologischen Schriften des Puritaners wird dieser letzte, für die Kirche wichtigste Theil des Lebens Jesu nur kurz berührt. In Milton's Glauben ist nichts von Mystik, nichts von Liebe. Ein Mann der That, erfüllt von dem alttestamentarischen-Gedanken der Gerechtigkeit, sieht er in Jesus vor allem den makellosen, den gerechten Menschen. Das Paradies ward verloren, weil das erste Menschenpaar der Versuchung des Teufels er-

lag, es wird wiedergewonnen, weil ein gerechter Mensch alle Verführungskünste des bösen Feindes abschlägt. Paradise regained ist die Erzählung von der Versuchung Christi durch Satan. Nicht ästhetische Gründe bewogen den Dichter, zu dem Paradise lost dies Gegenbild zu schaffen; die Idee des Werks — die Erlösung der Welt — lag ja bereits poetisch genugsam ausgesprochen in den letzten Gesängen des Verlorenen Paradieses. Nur seine Gedanken über die Nichtigkeit und Schalheit weltlichen Thuns und weltlicher Lust wollte er aussprechen; zu diesem didaktischen Zwecke ergriff er den biblischen Stoff und ließ in langen Gesprächen den Erlöser und den Satan den Werth weltlicher Größe philosophisch erörtern. Schon der Mangel jeder Steigerung des Interesses beweist, daß Milton — ein Meister in der Composition — gar nicht daran dachte, seine Leser ästhetisch zu befriedigen. Die Versuchungsgeschichte ist von Matthäus sehr einfach und sehr wirksam dargestellt: dreimal, und mit immer steigender Kühnheit, versucht Satan den Menschensohn zu bethören. Diese einfache Form der Erzählung, die sich dem Dichter von selber empfahl, hat Milton verschmäht. Er folgt der weit künstlicheren Schilderung des Lucas und schiebt in die Darstellung des Evangelisten neue, selbsterfundene Versuchungen ein: er will den beiden Disputirenden Gelegenheit geben, ihr Thema, den Unwerth irdischer Herrlichkeit, nach allen Seiten hin zu erschöpfen. Und schrecklich, grausam sind die Weisheitssprüche dieses Miltonischen Jesus. Immer mehr verbitterte sich der Geist des einsamen Puritaners inmitten einer verworfenen Zeit, immer tiefer lebte er sich ein in die unmenschliche Härte des Alten Testaments. Die herbsten, die düstersten Stellen des Paradise lost kehren umschrieben im Paradise regained wieder. In den zwei Büchern de doctrina Christiana, die er in diesen Jahren zusammenstellte, vertheidigte er sogar die Vielweiberei als eine von Jehovah den Patriarchen gestattete Sitte. Selbst die Gedichte seiner Griechen erscheinen ihm jetzt leer, eitel, weltlich gegenüber den heiligen Gesängen David's. Ja er läßt seinen Jesus das für einen Dichter entsetzliche Wort sprechen:

Die Schönheit wird allein bewundert
von schwachen Seelen, die sich kirren lassen!

Offenbar, ein so trocken lehrhaftes und zugleich so finsteres Gedicht kann keine ästhetische Freude erregen. Daher ist einer unserer geistreichsten Literaturkenner, der vor kurzem verstorbene J. W. Loebell, auf

die Vermuthung gekommen, das Paradise regained sei ein Bruchstück, Milton habe ursprünglich das Leben des Erlösers weiter führen wollen bis zu der Auferstehung, der rechten Wiedereroberung des Paradieses*). Loebell erklärt, nur die Faulheit der Literaturhistoriker, die einander gedankenlos abschreiben, habe diese unzweifelhafte Thatsache übersehen können. Nun, der Vorwurf gegen die Literaturhistoriker ist nicht grundlos; es steht zu fürchten, daß in Zukunft die Behauptung, das Paradise regained sei unvollendet, aus dem Loebell abgeschrieben werde. Darum will ich in Kürze nachweisen, daß diese Vermuthung sich nicht halten läßt. Wir wissen, das Wiedergewonnene Paradies war dem Dichter das liebste seiner Werke, alle Lebensweisheit seines Alters hatte er darin niedergelegt. Ist es wahrscheinlich, daß er dies Lieblingswerk unvollendet gelassen hätte, da er doch nachher noch den Samson und prosaische Schriften verfaßte? Gehen wir an die erste Quelle, zu der ausgesprochenen Absicht des Dichters selber zurück. Milton eröffnet das Gedicht mit den Worten: „Ich habe vordem besungen, wie das Paradies durch Eines Menschen Ungehorsam verloren ward; jetzt will ich singen, wie es wiedergewonnen ward durch Eines Menschen festen, in jeder Versuchung erprobten Gehorsam, wie der Versucher abgeschlagen und Eden wieder aufgerichtet ward in der weiten Wildniß." Nun folgt die Versuchungsgeschichte. Auf das Wort Jesu „es steht geschrieben: versuche nicht den Herrn, deinen Gott," bricht Satan zusammen und stürzt hinab zur Hölle. Engelschaaren erscheinen, tragen den Erlöser auf ihren Schwingen in ein blumiges Thal und singen ihm zu:

Now, thou hast avenged
supplanted Adam, and by vanquishing
Temptation, hast regain'd lost Paradise

und weiter „ein schönres Paradies ist jetzt gegründet." — Ich begreife nicht, wie man nach diesen Worten noch bestreiten kann, der Dichter habe die Aufgabe, welche er sich selbst gestellt, wirklich zu Ende geführt. Loebell erklärt es für unmöglich, daß ein Milton ein Gedicht mit den Worten schließen konnte:

he (Jesus) unobserved
home to his mother's house private return'd.

---

*) Loebell, Vorlesungen über die Entwicklung der deutschen Poesie seit Klopstock. 1856. I, 185.

Gewiß, diese Verse sind steif und unschön, aber kein unpassender Schluß einer Erzählung. Der Held tritt ab — jene Worte sind das episch ausgeführte exeunt omnes des Dramatikers, ja sie bilden ersichtlich eine Parallelstelle zu dem Schlusse des Paradise lost, wo der Dichter ebenfalls die Helden, Adam und Eva, abtreten läßt:

> they hand in hand, with wand'ring steps and slow
> through Eden took their solitary way.

Und wie diese schönen melodischen Zeilen sich zu jenen hölzernen Versen verhalten, genau so verhält sich der poetische Werth des Verlorenen zu dem des Wiedergewonnenen Paradieses; jenes ist ein herrliches Epos mit einzelnen didaktischen Stellen, dieses ein ernsthaftes Lehrgedicht in epischer Einkleidung. Allerdings, nachdem die Engel dem Menschensohne Glück gewünscht, weil er das Paradies wieder erobert habe, schließen sie ihr Lied mit den Worten:

> Queller of Satan, on thy glorious work
> now enter and begin to save mankind —

Worte, welche in die Zukunft hinausdeuten. Aber wir wissen bereits aus dem Paradise lost: durch die Erscheinung und den straflosen Wandel eines vollkommenen Menschen war, nach Milton's Glauben, der Fluch hinweggenommen, den Adam über unser Geschlecht gebracht; die Vollendung der Erlösung, die Gründung des Reiches Gottes sollte sich erst im Verlaufe der Weltgeschichte, durch fortwährendes Ringen der Gläubigen mit dem Bösen, vollziehen. Wer Milton zutraut, er habe die Leidensgeschichte Christi besingen wollen, der setzt bei dem Puritaner die Gesinnung nicht eines Milton, sondern eines Klopstock voraus.

Dieser Dritte der großen christlichen Epiker nämlich ging zwar gleich dem Puritaner auf die religiöse Erbauung seiner Leser aus, er war beseelt von grenzenloser Verehrung für den englischen Dichter, dessen Bild er „weinend angestaunt wie Cäsar das Bild Alexanders". Aber wie gänzlich hatte sich inzwischen der Protestantismus verwandelt! Das erstarrte Lutherthum war, Dank den Pietisten von Halle, neu belebt. Eine tief gemüthliche, innige Religiosität beseligte die gläubigen Seelen, und diese Stillen im Lande betonten gerade jene christlichen Dogmen von dem Leiden und Tode des Erlösers, welche Milton kalt ließen. Von diesen deutschen Pietisten, welche „in thätiger, brüderlicher und gemeiner Liebe das Evangelium leben" wollten, ging

Klopstock aus. Sein Gott ist der Gott der Gnade, des Erbarmens, Milton's Herr der gerechte, zürnende Jehovah der Juden. Erschrecken wir oft vor Milton's Härte, so lachen wir Söhne einer derberen Zeit bereits herzlich über die zerflossene Empfindelei in Klopstock's Versen:

> eine getreue Zähre der Huld — die seh' ich noch immer —
> netzte sein Antlitz; ich küßte sie auf.

Jede Vergleichung des Verlorenen Paradieses mit Klopstock's Messias richtet sich selbst. Beide Dichter freilich waren wesentlich lyrische Genien, aber Milton besaß zugleich jene plastische Gestaltungskraft des Epikers, welche Klopstock versagt war. Während Klopstock's lyrische Gedichte in den Herzen seines Volkes fortleben, hat der Messias heute nur noch historische Bedeutung. Was man auch sagen möge — er ist unlesbar für die moderne Welt; es schwirrt uns vor den Augen, wenn wir ein Epos lesen, das keine Gestalten enthält. Nur Eines darf der deutsche Dichter als einen Vorzug für sich beanspruchen: das humane Lächeln einer milderen Epoche blickt aus Klopstock's Versen. —

Seit Jahren lebte Milton wieder wissenschaftlichen Arbeiten, auch in dem Paradise regained war überwiegend sein Verstand thätig gewesen. Da ergoß sich noch einmal alle Leidenschaft des Dichters glühend aus seiner gequälten Brust. Er schrieb das Drama Samson Agonistes.

Die Briten, gewohnt, an jede Tragödie den Maßstab der Shakespeare'schen Dramatik anzulegen, sind gegen Milton's letztes Werk ebenso ungerecht, wie sie seine anderen Gedichte in der Regel überschätzen. Sie vergessen, daß die Reinheit der Dichtungsart, welche sie in diesem lyrischen Drama vermissen, bei Milton überhaupt nirgends zu finden ist. Und sie bedenken nicht, daß Milton von dem Shakespeare'schen Drama in bewußter Absicht sich entfernte: die Einmischung des Komischen schien ihm eine Entwürdigung der Tragödie, und er bekannte sich bereits zu der mißverstandenen aristotelischen Lehre von den dramatischen Einheiten. Das Gedicht zeigt Spuren jener manierirten Schreibweise, welche alternde Künstler selten vermeiden. Auch gelehrte Grillen kehren wieder: nach der wunderlichen Art der lateinischen Dramendichter jener Zeit benutzt Milton die Versmaße der Chöre der Alten ohne ihre Musik. Trotzdem bleibt der Samson ein wunderschönes Gedicht, ein Werk aus Einem Gusse, wie es Milton sonst nie gelungen, von der ersten bis zur letzten Zeile ein Mark und Bein er-

schütterndes Klagelied. Der ausgewählte Streiter Gottes, der, geblendet und mißhandelt von den Unbeschnittenen, sich zur letzten That heiliger Rache emporrafft, um die Heiden und Lästerer zu Jehovah's Ehren in den Staub zu schmettern — wahrlich, das war ein Held, zu dessen Preise dem blinden verfolgten Puritaner die Verse von selbst zuströmen mußten. Hier ist Milton ganz Leidenschaft; die Weisheitssprüche, die auch diesmal nicht fehlen, werden mit einer fanatischen Heftigkeit hervorgestoßen, welche ihnen die lehrhafte Trockenheit nimmt. Die Götzendiener, die ihn mißhandelt, sollten es hören, daß der Tag der Vergeltung nahe; nicht ihn, den Herrn selber hatten sie beleidigt —

Der Kampf ist zwischen Gott und Dagon nun allein.

Und wie gewaltig rauschen die Klagen dahin, von dem ersten Ausbruche des Schmerzes:

O Dunkel, Dunkel, Dunkel! Mitten im Mittagsglanz
Unwiederbringlich Dunkel! Ewige Finsterniß —
Und nimmer wird es tagen!
Warum gilt mir nicht Gottes erst Gebot:
Es werde Licht! — und Licht ward's überall? —

bis zu dem finsteren, eines Hiob würdigen Chorgesange über die Falschheit der Weiber und der schweren Frage: was ist der Mensch, wenn die Helden, so Gott feierlich erhoben, dem Schwert der Heiden wehrlos vorgeworfen sind? — Nicht als ein Drama, wohl aber als ein erhabener Hymnus in dialogischer Form ist der Samson das ästhetisch vollendetste von Milton's Gedichten. Schlägt unser Urtheil der Meinung der berühmtesten englischen Kritiker ins Gesicht, so steht uns dafür ein deutscher Geistesverwandter Milton's zur Seite: durch den Samson Agonistes ließ Händel sich anregen zu seinem unsterblichen Oratorium. —

Dies Werk des Hasses und der Klage war das letzte Gedicht des Sängers, der am 8. November 1674 verschied.

Wir verwerfen die Unart der modernen Kritik, welche nur allzu geneigt ist, die Frage nach dem Kunstwerthe eines Gedichtes zu vermengen mit der Frage nach dem sittlichen Werthe des Dichters. Wir wissen sehr wohl, daß eine geheimnißvolle Fügung gar oft den lauteren Wein der Dichtkunst in unreine Schläuche füllt. Wenn aber ein Dichter die Aufgabe, welche Milton dem Künstler zugewiesen, wirklich löst und sein Leben selbst zu einem wahren Gedichte zu gestalten weiß, dann

scheint uns das Höchste gelungen, was dem Menschen zu erreichen beschieden ist. Als ein solcher Mann ist Milton „durch des Lebens eitles Maskenspiel“ geschritten. Sein Name wird leben, so lange die edlen Geister aller Nationen das große Evangelium der Freiheit singen und sagen werden, so lange das Wort eine Wahrheit bleibt:

> no sea
> swells like the bosom of a man set free.

Fichte und die nationale Idee.

In rascher Folge haben sich in den jüngsten Jahren die Feste gedrängt, welche das Andenken der großen Männer unseres Volkes feierten. Aber laut und schneidend klingen in den Jubel der Menge die fragenden Stimmen der Mahnung und des Spottes: ob wir denn gar nicht müde werden, uns behaglich die Hände zu wärmen an dem Feuer vergangener Größe? ob uns denn gar zu wohl sei in dem Bewußtsein einer epigonenhaften Zeit? ob wir denn ganz vergessen, daß alle Straßen und Plätze von Athen prunkvoll geschmückt waren mit den Standbildern seiner großen Männer zur Zeit, da Griechenland des Eroberers Beute ward? — Nicht ein Wort mag ich erwidern auf den Vorwurf, daß wir in einem Zeitalter der Epigonen lebten. Denn mit solchem Willen soll eine jede Zeit sich rüsten, als ob *sie* die erste sei, als ob das Höchste und Herrlichste gerade *ihr* zu erreichen bestimmt sei; und ruhig mögen wir einem späteren Jahrhundert überlassen zu entscheiden, ob unser Streben ein ursprüngliches gewesen — wie ich denn sicher hoffe, es werde unsern Tagen dies Lob dereinst nicht fehlen. Aber wohl gebührt sich eine Antwort auf den anderen Vorwurf der Selbstbespiegelung. Nein, nicht die Eitelkeit, nicht einmal jene ehrenwerthe Pietät, die andere Völker treibt, ihre großen Todten zu ehren — ein tieferes Bedürfniß der Seelen ist es, was gerade jetzt gerade unser Volk bewegt, seiner Helden zu gedenken mit einer Innigkeit, die von den Fremden vielleicht nur der Italiener versteht. Auf uns lastet das Verhängniß, daß wir staatlosen Deutschen die Idee des Vaterlandes nicht mit Händen greifen an den Farben des Heeres, an der Flagge jedes Schiffes im Hafen, an den tausend sichtbaren Zeichen, womit der Staat den Bürger überzeugt, daß er ein Vaterland hat. Nur im Gedanken lebt dies Land; erarbeiten, erleben muß der Deutsche die Idee des Vaterlandes. Jeder edlere Deutsche hat entscheidungsvolle Jahre

durchlebt, da ihm im Verkehre mit Deutschen aus aller Herren Ländern die Erkenntniß anbrach, was deutsches Wesen sei, bis endlich der Gedanke, daß es ein Deutschland gebe, vor seiner Seele stand mit einer unmittelbaren Gewißheit, die jedes Beweises und jedes Streites spottet. Wachsen wir so erst im Verkehre mit den Lebendigen zu Deutschen heran, so begreift sich das Volk als ein Ganzes in seiner Geschichte. Und das ist der Sinn jener Feste, deren die politisch tiefbewegte Gegenwart nicht müde wird, daß wir, rückschauend auf die starken Männer, die unseres Geistes Züge tragen, erfrischen das Bewußtsein unseres Volksthums und stärken den Entschluß, daß aus dieser idealen Gemeinschaft die Gemeinschaft der Wirklichkeit, der deutsche Staat erwachse. Darum fällt die Feier solcher Tage vornehmlich Jenen als ein unbestrittenes schönes Vorrecht zu, die sich nicht genügen lassen an dem leeren Worte von der Einigkeit der Deutschen, sondern Kopf und Hände regen zum Aufbau des deutschen Staates. — Und das auch ist ein rühmliches Zeichen für das lebende Geschlecht, daß aus der langen Reihe von Jahrhunderten, welche dies alte Volk hinter sich liegen sieht und in der Gegenwart gleichsam neu durchlebt, keine Epoche uns so traulich zum Herzen redet, uns so das Innerste bewegt, wie jene siebenzig Jahre seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da unser Volk sich losrang zuerst von der Geistesherrschaft, dann von dem politischen Joche unheimischer Gewalten. Erst heute werden die Helden jener Zeit von ihrem Volke verstanden, besser oft verstanden als von den Zeitgenossen; und wenn es ein Herrliches war, eine Zeit zu schauen, die einen Stein und Goethe gebar, so mögen wir auch als ein Glück preisen, in Tagen zu leben, die diesen Männern zuerst ganz gerecht geworden.

Ein gesegneter Winkel des obersächsischen Landes fürwahr, der in kaum hundert Jahren den Deutschen Lessing, Fichte, Rietschel schenkte — drei Geister im Innersten verwandt, wie fremd sie sich scheinen, der kühne Zertrümmerer der französischen Regeln unserer Dichtung, der tapfere Redner und der weiche sinnige Bildhauer — jeder in seiner Weise ein Träger der besten deutschen Tugend, der Wahrhaftigkeit. Ein Dorfwebersohn, wuchs Fichte auf in dürftiger Umgebung in der altfränkischen Sitte der Lausitzer Bauern. Frühzeitig und stark arbeitet er im Innern mit dem Verstande und mehr noch mit dem Gewissen. Der so begierig lernt, daß er eine Predigt nach dem Hören wiederholen kann, wie rüstig kämpft er doch gegen die Dinge, die so lebendig auf

ihn eindringen! Das schöne Volksbuch vom hörnernen Siegfried wirft er in den Bach als einen Versucher, der ihm den Geist ablenkt von der Arbeit. Als ihm dann durch die Gunst eines Edelmannes eine gelehrte Erziehung auf der Fürstenschule zu Pforta zu Theil wird, stemmt sich der eigenwillige Knabe wider jene Verkümmerung des Gemüths, welche der familienlosen Erziehung anhaftet, sein waches Gewissen empört sich gegen die erzwungene Unwahrhaftigkeit der Gedrückten. Er gesteht seinen herrischen Oberen den Entschluß der Flucht; er flieht wirklich; auf dem Wege, im Gebete und im Andenken an die Heimath kommt das Gefühl der Sünde über ihn; er kehrt zurück zu offenem Bekenntniß. So früh sind die Grundzüge seines Wesens gereift, wie zumeist bei jenen Menschen, deren Größe im Charakter liegt. Der Knabe schon bezeichnet seine Bücher mit dem Sinnspruch, den der Mann bewährte: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

Schwerer, langsamer entscheidet sich die Richtung seiner Bildung. Kümmerlich schlägt er sich durch die freudlose Jugend eines armen Theologen, und sein Stolz — „die verwahrlosetste Seite meines Herzens“ — schämt sich bitterlich der Armuth. Erst in seinem siebenundzwanzigsten Jahre wird ihm das Schicksal gütiger. Er sammelt auf der weiten Fußwanderung nach einer Hauslehrerstelle in Zürich eine für jene Zeit ziemlich ausgedehnte Erfahrung von dem Elend des armen leidenden Volkes, er wird in der Schweiz mit der großen Arbeit der deutschen Literatur vertraut, er lernt in Zürich das schmucklose Wesen eines ehrenhaften Freistaates verstehen, das seinem schlichten Stolze zusagt, und findet dort endlich in Johanna Rahn, einer Nichte Klopstock's, das herrliche Weib seiner Liebe. Eine verwandte Natur, sehr ernsthaft, wirthschaftlich nach Schweizer Weise, nicht gar jung mehr und längst schon gewohnt, ihr warmes Blut in strenger Selbstprüfung zu beherrschen, tritt sie ihm fertig und ruhig entgegen, und oftmals mochten ihre Augen strenge unter dem Schweizerhäubchen hervorblicken: „Höre, Fichte, stolz bist Du. Ich muß Dir's sagen, da Dir's kein Anderer sagen kann.“ Auch in der abhängigen Stellung des Hauslehrers weiß er sich seine feste Selbstbestimmung zu wahren; er zwingt die Eltern, die Erziehung bei sich selber anzufangen, führt ein gewissenhaftes Tagebuch über ihre wichtigsten Erziehungsfehler. Nach zwei Jahren sieht er sich wieder in die Welt getrieben; eine Fülle schriftstellerischer Pläne wird entworfen und geht zu Grunde.

Da endlich erschien seines inneren Lebens entscheidende Wendung, als er, bereits achtundzwanzigjährig, in Leipzig durch einen Zufall Kant's „Kritik der reinen Vernunft" kennen lernte. „Der Hauptendzweck meines Lebens ist der," hatte er früher seiner Braut geschrieben, „mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher, ich merke darin viel Eitles, sondern) Charakterbildung zu geben. Ich habe zu einem Gelehrten von Metier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht blos denken, ich will handeln, ich mag am wenigsten denken über des Kaisers Bart." Und mit der gleichen Verachtung wie auf die Gelehrten von Metier schaute er hinab auf die „Denkerei und Wisserei" der Zeit, auf jene Nützlichkeitslehre, welche nur darum nach Erkenntniß strebte, um durch einzelne hastig und zusammenhangslos aufgegriffene Erfahrungssätze die Mühsal des Lebens bequemer, behaglicher zu gestalten. Der rechte Gelehrte sollte gar nicht ahnen, daß das Wissen im Leben zu etwas helfen könne. Sein Trachten stand nach einer Erkenntniß, die ihn befähige, „ein rechtlicher Mann zu sein, nach einem festen Gesetze und unwandelbaren Grundsätzen einherzugehen." Aber woher diese Sicherheit des Charakters, so lange sein Gemüth verzweifelte über der Frage, die vor allen Problemen der Philosophie ihn von frühauf quälend beschäftigte, über der Frage von der Freiheit des Willens? Sein logischer Kopf hatte sich endlich beruhigt bei der folgerichtigen Lehre Spinoza's, wie Goethe's Künstlersinn von der grandiosen Geschlossenheit dieses Systems gefesselt ward. Sein Gewissen aber verweilt zwar gern bei dem Gedanken, daß das Einzelne selbstlos untergehe in dem Allgemeinen, doch immer wieder verwirft es die Idee einer unbedingten Nothwendigkeit, denn „ohne Freiheit keine Sittlichkeit." Welch ein Jubel daher, als er endlich durch Kant die Autonomie des Willens bewiesen fand, als er jenes große Wort las, das nur ein Deutscher schreiben konnte: „es ist überall nichts in der Welt, überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille." Ueber Kant's Werken verlebt er jetzt seine seligsten Tage; all sein vergangenes Leben erscheint ihm ein gedankenloses Treiben in den Tag hinein, der Weisheit Kant's verdankt er „seinen Charakter bis auf das Streben, einen haben zu wollen." Der Verkündigung dieser Lehre soll nun sein Leben geweiht sein; „ihre Folgen sind äußerst wichtig für ein Zeitalter, dessen Moral bis in seine Quellen verderbt ist." Und zum sichersten Zeichen, daß er hier einen Schatz von Gedanken gefunden, der seinem eigensten

Wesen entsprach, entfaltet sich jetzt seine Bildung ebenso rasch und sicher, als sie schwer und tastend begonnen. Eine Reise nach Polen und Preußen führt ihn zu dem Weisen von Königsberg, dem er ehrfürchtig naht, „wie der reinen Vernunft selbst in einem Menschenkörper." Bei ihm führt er sich ein durch die rasch entworfene Schrift „Kritik aller Offenbarung, 1791."

Damit beginnt sein philosophisches Wirken, das näher zu betrachten nicht dieses Orts noch meines Amtes ist, so reizvoll auch die Aufgabe, zu verfolgen, wie die Denker, nach dem Worte des alten Dichters, die Leuchte des Lebens gleich den Tänzern im Fackelreigen von Hand zu Hand geben. Es genüge zu sagen, daß Fichte die Lehre von der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Willens mit verwegenster Kühnheit bis in ihre äußersten Folgesätze hindurchführte. Weil die Bestimmung unseres Geistes sich nur verwirklichen läßt im praktischen Handeln, das praktische Handeln aber eine Bühne fordert, deshalb und nur deshalb ist der Geist gezwungen, eine Außenwelt aus sich herauszuschauen und als eine wirkliche Welt anzunehmen. „Ich bin ja wohl transcendentaler Idealist," gesteht Fichte, „härter als Kant, denn bei ihm ist noch ein Mannichfaltiges der Erfahrung; ich aber behaupte mit dürren Worten, daß selbst dieses von uns durch ein schöpferisches Vermögen reproducirt wird." Hatte Kant die große Wahrheit gefunden, daß die Dinge sich richten nach der Beschaffenheit unseres Erkenntnißvermögens: sein Nachfolger schreitet weiter und behauptet getrost: „die Dinge werden erst durch unser Ich geschaffen; es giebt kein Sein, sondern nur Handeln; der sittliche Wille ist die einzige Realität." Allein an der Kühnheit dieser Abstractionen, der verwegensten, die deutscher Denkermuth zu fassen wagte, können wir den aufrechten Trotz des Mannes ermessen. Zuversichtlich glauben wir ihm, daß „seine wissenschaftliche Ansicht nur die zur Anschauung gewordene innere Wurzel seines Lebens" selber war; denn „was für eine Philosophie man wählt, richtet sich danach, was für ein Mensch man ist." In sicherem Selbstgefühle faßt der Mann sich jetzt zusammen, als die namenlose Schrift des Anfängers für ein Werk des Meisters Kant gehalten wird, und der triviale Lärm seichter Lobreden ihn rasch die Richtigkeit der literarischen Handwerker durchschauen läßt.

So steht sein Charakter vollendet, mannhaft, fast männisch, des Willens, die ganze Welt unter die Herrschaft des Sittengesetzes zu bringen, gänzlich frei von Schwächen, jenen kleinen Widersprüchen

wider die bessere Erkenntniß — und eben darum zu einem tragischen Geschicke bestimmt, zu einer Schuld, die mit seinem Wesen zusammenfiel, die er selber unwissend bekennt, indem er sich also vertheidigt: „Man paßt bei einer solchen Denkart schlecht in die Welt, macht sich allenthalben Verdruß. Ihr Verächtlichen! Warum sorgt ihr mehr dafür, daß ihr euch den Andern anpaßt, als diese euch und sie für euch zurechtlegt?“ — Andere für sich zurechtlegen — das ist die herrische Sünde der idealistischen Kühnheit. Als in der Noth des Krieges von 1806 sein Weib, einsam zurückgeblieben in dem vom Feinde besetzten Berlin, voll schwerer Sorge um den fernen Gatten, in Krankheit fällt, da schreibt ihr der gewaltige Mann: „ich hoffte, daß Du unsere kurze Trennung, gerade um der bedeutenden Geschäfte willen, die Dir auf das Herz gelegt waren, ertragen würdest. Ich habe diesen Gedanken bei meiner Abreise Dir empfohlen und habe ihn in Briefen wieder eingeschärft. Starke Seelen, und Du bist keine schwache, macht so etwas stärker — und doch!“ So hart kann er reden zu ihr, die ihm die Liebste ist; denn er glaubt an die Allmacht der Wahrheit, ihm ist kein Zweifel, wo die rechte Erkenntniß sei, da könne das rechte Handeln, ja das rechte Schicksal nicht fehlen, und jeden Einwand menschlicher Gebrechlichkeit weist er schroff zurück. Darum keine Spur von Humor, von liebenswürdigem Leichtsinn, nichts von Anmuth und Nachgiebigkeit in ihm, der das derbe Wort gesprochen: „eine Liebenswürdigkeitslehre ist vom Teufel.“ Nichts von jener Sehnsucht nach der schönheitssatten Welt des Südens, die Deutschlands reiche Geister in jenen Tagen beherrschte. Unfähig, ungeneigt sich liebevoll zu versenken in eine fremde Seele, verkündet er kurzab, er lehre alle Dinge nur von einer Seite zu betrachten, „nämlich von der rechten.“ Entfremdet der Natur, die ihm nur besteht, um unterjocht zu werden von dem Geiste, mahnt er zur Hingebung, zur Selbstvergessenheit eine sinnliche, selbstsüchtige Zeit: auch essen und trinken sollen wir nur um Gottes willen. Nicht die leiseste sinnliche Vorstellung soll uns den erhabenen Gottesgedanken trüben: „ein Gott, der der Begierde dient, ist ein Abgott. Gott will nicht, Gott kann nicht das Gute, das wir gern möchten, uns geben außer durch unsere Freiheit; Gott ist überhaupt nicht eine Naturgewalt, wie die blinde Einfalt wähnt, sondern ein Gott der Freiheit.“ Die Freuden des Himmels, die bequeme Tröstung schwacher Gemüther, müssen schwinden vor einer geistigeren Auffassung: „die Ewigkeit kommt der neueren Zeit mitten in ihre Gegenwart hinein;“

die vollendete Freiheit, die Einheit mit Gott ist schon im Diesseits möglich. Beseelt von solchen Gedanken der Ertödtung alles Fleisches, der asketischen Sittenstrenge, ist Fichte ein unästhetischer Held geblieben, wie groß er auch dachte von der Kunst, die der Natur den majestätischen Stempel der Idee aufdrückt. Auch in ihm, wie in allen edleren Söhnen jener an den Helden Plutarch's gebildeten Tage, wogte und drängte ein großer Ehrgeiz; er gedachte an seine Existenz für die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen; aber, fährt er fort, „ob ich's that, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht!" Jene hohe Leidenschaft, die dem strengsten aller Dichter, Milton, nur als die letzte Schwäche edlerer Naturen erscheint, der Durst nach Ruhm, wird scharf und schonungslos als eine verächtliche Eitelkeit verworfen von dieser selbstlosen Tugend, welche leben will aus dem erkannten rein Geistigen heraus. In Augenblicken des Zweifels — als gälte es Schiller's witziges Epigramm zu bewähren — prüft der gestrenge Mann, auf welcher Seite seine Neigung stehe, um dann mit freudiger Sicherheit des anderen Weges zu gehen. Selber folgerichtig im Kleinsten wie im Größten, sagt er den Zeitgenossen erbarmungslos auf den Kopf zu, welches die nothwendigen Folgen ihrer weichlichen Grundsätze seien. Trocken spricht er: „dies weiß man gewöhnlich nicht, giebt es nicht zu, ärgert sich daran, glaubt es nicht; aber es kann alles dieses nichts helfen, so ist's." Er findet unter den Menschen nur wenige bösartig und gewaltthätig — „denn hierzu gebricht es bei der Mehrzahl an Kraft: — sondern sie sind in der Regel blos dumm und unwissend, feige, faul und niederträchtig." In diese Welt tritt er ein mit dem stolzen Bewußtsein eines apostolischen Berufs: „so bin ich drum wahrhaft Stifter einer neuen Zeit — der Zeit der Klarheit — bestimmt angebend den Zweck alles menschlichen Handelns, mit Klarheit Klarheit wollend. Alles Andere will mechanisiren, ich will befreien." — Wenn Goethe fürchtete, der eigenrichtige Mann sei für sich und die Welt verloren: für den Philosophen war das Widerstreben der Welt gar nicht vorhanden. „Wenn ich im Dienste der Wahrheit stürbe, sagt er einfach, was thäte ich dann weiter als das, was ich schlechthin thun müßte?" —

Ein Eloge zu halten ist nicht deutsche Weise, und in Fichte's Geiste am wenigsten würde ich handeln, wenn ich nicht trotzig sagte, wie gar fremd unserer Zeit, die an sich selber glaubt und glauben soll,

dieser Idealismus geworden ist, der so nur einmal möglich war und keinen Schüler fand. Seit jenen Tagen ist das Leben unseres Volkes ein großer Werkeltag gewesen. Wir haben begonnen in harter Arbeit den Gedanken der Welt einzubilden und sind darüber der Natur freundlich näher getreten. Sehr Vieles nehmen wir bescheiden hin als Ergebniß der Natur und Geschichte, was Fichte dem Sittengesetze zu unterwerfen sich vermaß. Mit dem steigenden Wohlstande ist ein hellerer Weltsinn in die Geister eingezogen; ein schönes Gleichmaß von Genuß und That soll uns das Leben sein; und wer unter uns bezweifelt, daß die Sittlichkeit der Athener eine reinere war als die Tugend der Spartaner und dem Genius unseres Volkes vertrauter ist? Seitdem ist auch die gute Laune wieder zu ihrem Rechte gelangt, wir heißen sie willkommen auch mitten in der Spannung des Pathos, und die kecke Vermischung von Scherz und Ernst in Shakespeare's Gedichten ist erst dem realistischen Sinne der Gegenwart wieder erträglich geworden. Doch eben weil jener Idealismus Fichte's unserem Sinne so fern liegt, weil längst der Zeit verfiel, was daran vergänglich war, weil Lust und Noth des rastlosen modernen Lebens uns von selber ablenken von jeder Ueberspannung des Gedankens — ebendeshalb gereicht es unseren fröhlicheren Tagen zum Segen, sich in diese weltverachtenden Ideen selbstloser Sittlichkeit zu versenken wie in ein stählendes Bad der Seele, Selbstbeherrschung davon zu lernen und zu gedenken, daß ein thatloses Wesen dem Humor anhaftet und der Dichter sicher wußte, warum er seinem Hamlet die Fülle sprudelnden Witzes lieh. Wie beschämt muß all unsere heitere Klugheit verstummen vor dem Einen Worte: „nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch nicht der Tod, beugt und abschreckt, taugt der Mensch etwas."

Noch immer, leider, werden übergeistreiche Beurtheiler nicht müde, das Bild des Denkers in eine falsche Beleuchtung zu rücken. Man nennt ihn einen Gesinnungsgenossen der Romantiker — ihn, dessen spartanische Strenge so recht den Gegensatz bildet zu der vornehm spielenden Ironie der Romantiker — ihn, der, obwohl nicht frei von mystischen Stimmungen, dennoch als ein herber Protestant, für alle katholisirenden Richtungen nur Worte schärfster Verachtung hatte. Auch Fichte genoß ein wenig von dem Segen jener schönen, reizvollen Geselligkeit, welche die Gegenwart nicht mehr kennt; geistreiche Frauen saßen zu seinen Füßen und stritten sich um die Ehre, ihm Famulus-Dienste zu leisten, wenn er über die höchsten Gegenstände der Erkennt-

niß sprach. Und doch ist nie ein Mann freier gewesen von jeder romantischen Vergötterung der Frauen. Abhängigkeit, Bedürftigkeit war ihm das Wesen des Weibes. Leidenschaftslos, voll warmer, treuer Zuneigung steht er ehrenfest neben seinem Weibe, gleich einem jener derben Bürger auf alten deutschen Holzschnitten; kein schöneres Lob weiß er ihr zu sagen als „männlichere Seele, Johanna!“ — Das Aergste aber in der Umkehrung der Wissenschaft hat Stahl geleistet; er nennt Napoleon das verkörperte weltschaffende Ich Fichte's. Also, in dem Helden der souveränen Selbstsucht wäre Fleisch geworden das System des deutschen Denkers, der unermüdlich eifert, es sei die Seligkeit des Ich, sich der Gattung zu opfern?! — Auch das ist Vielen ein Räthsel gewesen, wie dieser schroffe, schneidige Charakter gerade aus dem obersächsischen Stamme hervorgehen konnte. Er selber sagt von seiner Heimath, sie berge „einen Grad von Aufklärung und vernünftiger Religionskenntniß, wie ihn in dieser Ausdehnung gegenwärtig kein Land in Europa besitzt.“ Doch das Alles sei „durch eine mehr als spanische Inquisition eingezwängt. Daraus entsteht denn eine knechtische, lichtscheue, heuchlerische Denkungsart.“ In der That, alle Voraussetzungen echter Geistesfreiheit, eine Fülle von Bildungsmitteln, eine weit verbreitete Volkscultur waren vorhanden in dem Mutterlande der Reformation. Aber Druck von oben und das Uebermaß geistigen Schaffens, dem kein großes politisches Wirken das Gegengewicht hielt, hatten in dem ohnedies mehr elastischen als massiven Stamme endlich jene Schmiegsamkeit und Höflichkeit erzeugt, welche schroffe, reformatorische Naturen nur schwer erträgt. Nächst dem schwäbischen hat das obersächsische Land die größte Zahl von Helden des deutschen Geistes geboren; aber während die großen Schwaben zumeist Schwaben blieben und mit rührender Liebe an ihrem Boden hingen, verstieß das sächsische Land die Mehrzahl seiner freieren Söhne. In allen diesen Heimathlosen, in Pufendorf und Thomasius, in Lessing und Fichte, erhebt sich der freie Geist, der so lange mit der zahmen Sitte seiner Umgebung gerungen, zu schroffem Stolze: rücksichtsloser Freimuth wird ihnen allen zur Leidenschaft. —

Dem Vielgewanderten kamen endlich frohere Tage, als eine Aenderung seiner äußeren Lage ihm erlaubte, seine treue Johanna heimzuführen, und der Ruf ihn traf zu der Stelle, die ihm gebührte, zum akademischen Lehramte in Jena. Schon der erste Plan des jungen Mannes war der kecke Gedanke gewesen, eine Rednerschule zu gründen

in einem Volke ohne Rednerbühne. Nach seiner Auffassung der Geschichte wurden alle großen Weltangelegenheiten dadurch entschieden, daß ein freiwilliger Redner sie dem Volke darlegte, und er selber war zum Redner geboren. Zur That berufen sind jene feurigen Naturen, denen Charakter und Bildung zusammenfallen, jede Erkenntniß als ein lebendiger Entschluß in der Seele glüht; doch nicht das unmittelbare Eingreifen in die Welt konnte den weltverachtenden Denker reizen. Von ihm vor allen gilt das Stichwort des philosophischen Idealismus jener Tage, daß es für den wahrhaft sittlichen Willen keine Zeit giebt, daß es genügt, der Welt den Anstoß zum Guten zu geben. Auf den Willen der Menschen zu wirken, des Glaubens, daß daraus irgendwo und irgendwann die rechte That entstehen werde, das war der Beruf dieses eifernden geselligen Geistes. Daher jener Brustton tiefster Ueberzeugung, der, wie alles Köstlichste des Menschen, sich nicht erklären noch erkünsteln läßt. Daher auch der Erfolg — in diesem seltenen Falle ein sehr gerechter Richter — denn was der große Haufe sagt: „ihm ist es Ernst," das bezeichnet mit plumpem Wort und feinem Sinn den geheimsten Zauber menschlicher Rede. Vergeblich suchen wir bei Fichte jene Vermischung von Poesie und Prosa, womit romanische Redner die Phantasie der Hörer zu blenden lieben. Sogar die Neigung fehlt ihm, freie Worte als ein Kunstwerk abzuschließen; der Adel der Form soll sich ihm gleich der guten Sitte ungesucht ergeben aus der vollendeten Bildung. Nur aus der vollkommenen Klarheit erwächst ihm jede Bewegung des Herzens; die Macht seiner Rede liegt allein begründet in dem Ernste tiefen gewissenhaften Denkens, eines Denkens freilich, das sichtbar vor unseren Augen entsteht. Er strebt nach der innigsten Gemeinschaft mit seinen Hörern; an der Energie seines eigenen Denkens soll ihre Selbstthätigkeit sich entzünden; er liebt es, „eine Anschauung im Discurs aus den Menschen zu entwickeln." „Ich würde," sagt er schon in einer Jugendschrift, „die Handschrift ins Feuer werfen, auch wenn ich sicher wüßte, daß sie die reinste Wahrheit, auf das Bestimmteste dargestellt, enthielte, und zugleich wüßte, daß kein einziger Leser sich durch eigenes Nachdenken davon überzeugen würde." Diese Selbstbesinnung des Hörers zu erwecken, ihn hindurchzupeitschen durch alle Mühsal des Zweifels, angestrengter geistiger Arbeit — dies ist der höchste Triumph seiner Beredsamkeit, und es ist da kein Unterschied zwischen den „Reden" und den Druckschriften; alle seine Werke sind Reden, das Denken selber

wird ihm alsbald zur erregten Mittheilung. Ein Meister ist er darum in der schweren Kunst des Wiederholens, denn wessen Geist fortwährend und mit schrankenloser Offenheit arbeitet, er darf das hundertmal Gesagte noch einmal sagen, weil es ein Neues ist in jedem Augenblicke, wie jeder Augenblick ein neuer ist. Doch vor allem, er denkt groß von seinen Hörern, edel und klug zugleich hebt er sie empor, statt sich herabzulassen. Die Jugend vornehmlich hat dies dankend empfunden; denn der die Menschheit so hoch, das gegenwärtige Zeitalter so niedrig achtete, wie sollte er nicht das werdende Geschlecht lieben, das noch rein geblieben von der Seuche der Zeit? Der stets nur den ganzen Menschen zu ergreifen trachtet, er war der geborene Lehrer jenes Alters, das der allseitigen Ausbildung der Persönlichkeit lebt, bevor noch die Schranken des Berufs den Reichthum der Entwicklung beengen. Endlich — fassen wir die Größe des Redners in dem Einen von tausend Hörern wiederholten Lobe zusammen — was er sprach, das war er. Wenn er die Hörenden beschwor, eine Entschließung zu fassen, nicht ein schwächliches Wollen irgend einmal zu wollen, wenn er die Macht des Willens mit Worten verherrlichte, die selbst einem Niebuhr wie Raserei erschienen: da stand er selber, die gedrungene überkräftige Gestalt mit dem aufgeworfenen Nacken, der streng geschlossenen Lippe, strafenden Auges, nicht gar so mild und ruhig, wie Wichmann's Büste ihn zeigt, welche die Verklärung des Todten verkörpert, voll trotzigen Selbstgefühles und doch hoch erhaben über der Schwäche beliebter Redner, der persönlichen Eitelkeit — in jedem Zuge der Mann der durchdachten Entschließung, die des Gedankens Blässe nicht berührte. Darum hat sich von allen Lehrern, die je an deutschen Hochschulen wirkten, sein Bild den jungen Gemüthern am tiefsten eingegraben; sein Schatten ist geschritten durch die Reihen jener streitbaren Jugend, die für uns blutete und in seinem Sinne ein Leben ohne Wissenschaft höher achtete denn eine Wissenschaft ohne Leben.

Jene „mehr als spanische Inquisition" seiner Heimath sollte endlich auch ihn ereilen. Eine pöbelhafte Anklage bezichtigte Fichte bei dem kursächsischen Consistorium des Atheismus und vertrieb ihn aus Jena, weil er nicht im Stande war, den Schein des Unrechts auf sich zu nehmen, wo sein Gewissen ihm Recht gab. Da wollte eine glückliche Fügung, daß der Rath des Ministers Dohm ihn nach Preußen führte, in den Staat, der gerade diesem Manne eine Heimath werden mußte. Der Staat Preußen hat den Lehrer und Philosophen zum Patrioten gebildet.

Ein strenger Geist harter Pflichterfüllung war diesem Volke eingeprägt durch das Wirken willensstarker Fürsten, fast unmenschlich schwer die Lasten, die auf Gut und Blut der Bürger drückten. Was Andere schreckte, Fichte zog es an. Nur das Eine mochte ihn abstoßen, daß jener Sinn der Strenge schon zu weichen begann, daß zu Berlin bereits ein Schwelgen in weichlichen unpoetischen Empfindungen, eine seichte selbstzufriedene Aufklärung sich brüstete, deren Haupt Nicolai unser Held bereits in einer seiner todtschlagenden humorlosen Streitschriften gezüchtigt hatte. Ein rührender Anblick, wie nun der Kühnste der deutschen Idealisten den schweren Weg sich bahnt, den alle Deutsche jener Tage zu durchschreiten hatten, den Weg von der Erkenntniß der menschlichen Freiheit zu der Idee des Staates: wie ihn, dem die Außenwelt gar nicht existirte, die Erfahrung belehrt und verwandelt. Noch zur Zeit der Austerlitzer Schlacht konnte er schreiben: „welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? Im Allgemeinen ist es Europa, insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Cultur steht. Mögen doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten was sie wollten und was sie beglückt. Der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgersinne können wir über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen bis an das Ende der Tage.“ Dann ward durch den Wandel der Weltgeschicke auch der Sinn des weltverachtenden Philosophen nicht verwandelt, oder vertieft und zu hellerem Verständniß seiner selbst geführt. Kein Widerspruch allerdings, aber eine höchst verwegene Weiterentwicklung, wenn Fichte jetzt erkennt, daß der Deutsche Licht und Recht nur in Deutschland finden könne. Er begreift endlich, daß der Kosmopolitismus in Wirklichkeit als Patriotismus erscheine, und verweist den Einzelnen auf sein Volk, das „unter einem besonderen Gesetze der Entwickelung des Göttlichen aus ihm“ stehe. —

Längst schon war der Philosoph der freien That durch das Wesen seines Denkens auf jene Wissenschaft geführt worden, welche den nach außen gerichteten Willen in seiner großartigsten Entfaltung betrachtet. Aber sehr langsam nur lernte er die Würde, den sittlichen Beruf des Staates verstehen. Auch er sah — gleich der gesammten deutschen

Staatswissenschaft, die ihre Heimath noch allein auf dem Katheder fand — im Staate zuerst nur ein nothwendiges Uebel, eine Anstalt des Zwanges, gegründet durch freiwilligen Vertrag, um das Eigenthum der Bürger zu schützen. Unversöhnlichen Krieg kündete er dem Gedanken an, daß der Fürst für unsere Glückseligkeit sorge: „Nein, Fürst, du bist nicht unser Gott; gütig sollst du nicht gegen uns sein, du sollst gerecht sein." Diese Rechtsanstalt des Staates aber soll sich entwickeln zur Freiheit, also daß jeder das Recht habe, „kein Gesetz anzuerkennen, als welches er sich selbst gab;" der Staat muß das Princip der Veränderung in sich selber tragen. — Der also dachte, war längst gewohnt von dem vornehmen und geringen Pöbel sich einen Demokraten schelten zu lassen. Und radical genug, mit dem harten rhetorischen Pathos eines Jakobiners, hatte er die Revolution begrüßt als den Anbruch einer neuen Zeit und die staatsmännische Kälte, womit Rehberg die große Umwälzung betrachtete, gröblich angegriffen. Mit grimmiger Bitterkeit hatte er dann die Denkfreiheit zurückgefordert von den Fürsten; denn die einzigen Majestätsverbrecher sind jene, „die Euch anrathen Eure Völker in der Blindheit und Unwissenheit zu lassen und freie Untersuchungen aller Art zu hindern und zu verbieten." Doch im Grunde ward sein Geist nur von Einer Erscheinung der Revolution mächtig angezogen: von dem Grundsatze der Gleichheit des Rechts für alle Stände. Privilegien fanden keine Gnade vor diesem consequenten Kopfe: aus seinen heftigen Ausfällen wider den Adel redet der Zorn des sächsischen Bauernsohns, der eben jetzt seine mißhandelten Standesgenossen sich erheben sah gegen ihre adlichen Bedrücker. Sehr fern dagegen stand er den Ideen der modernen Demokratie, welche die freieste Bewegung des Einzelnen im Staate verlangen; eine harte Rechtsordnung sollte jede Willkür des Bürgers bändigen. Dieser despotische Radicalismus trat in seiner ganzen Starrheit hervor, als er jetzt das Gebiet des „Naturrechts" verließ und das wirthschaftliche Leben der Völker betrachtete. In socialistischen Ideen ist jederzeit der verwegenste Idealismus mit dem begehrlichsten Materialismus zusammengetroffen. Durch die Mißachtung des banausischen Getriebes der Volkswirthschaft wurde Platon auf das Idealbild seiner communistischen Republik und die Alten alle zu dem Glaubenssatze geführt, daß der gute Staat des Nothwendigen die Fülle besitzen müsse; durch die Ueberschätzung der materiellen Güter gelangten die modernen Communisten zu ihren luftigen Lehren. Und wieder die Verachtung

alles weltlichen Genusses verleitete den deutschen Philosophen zu dem vermessenen Gedanken: der Staat, als eine lediglich für die niederen Bedürfnisse des Menschen bestimmte Zwangsanstalt, müsse sorgen für die gleichmäßige Vertheilung des Eigenthums. Solchem Sinne entsprang die despotische Lehre von dem „geschlossenen Handelsstaate", der in spartanischer Strenge sich absperren sollte von den Schätzen des Auslandes und das Schaffen der Bürger also regeln sollte, daß ein jeder leben könne von seiner Arbeit.

Auf dem Gebiete des Rechtes und der Wirthschaft gelang es dem Idealisten wenig, die Welt für sich zurechtzulegen. Indessen sank der Staat der Deutschen tief und tiefer. „Deutsche Fürsten, ruft Fichte zornig, würden vor dem Dey von Algier gekrochen sein und den Staub seiner Füße geküßt haben, wenn sie nur dadurch zum Königstitel hätten kommen können." In diesen Tagen der Schmach brach ihm endlich die Erkenntniß an von dem Tiefsinn und der Größe des Staatslebens. Er sah vor Augen, wie mit dem Staate auch die Sittlichkeit der Deutschen verkümmerte, er begriff jetzt, daß dem Staate eine hohe sittliche Pflicht auferlegt sei, die Volkserziehung. Auf diesem idealsten Gebiete der Staatswissenschaft hat Fichte seine tiefsten politischen Gedanken gedacht. Wir fragen erstaunt: wie nur war es möglich? Ist doch dem Politiker die Erfahrung nicht eine Schranke, sondern der Inhalt seines Denkens. Hier gilt es, nach Aristoteles Vorbild, mit zur Erde gewandtem Blicke eine ungeheure Fülle der Thatsachen zu beherrschen, Ort und Zeit abwägend zu schätzen, die Gewalten der Gewohnheit, der Trägheit, der Dummheit zu berechnen, den Begriff der Macht zu erkennen, jenes geheimnißvolle allmähliche Wachsen der geschichtlichen Dinge zu verstehen, das die moderne Wissenschaft mit dem viel mißbrauchten Worte „organische Entwickelung" bezeichnet. Wie sollte Er dies Alles erkennen? Er, dessen Bildung in die Tiefe mehr als in die Breite ging, der die Menschheit zur Pflanze herabgewürdigt sah, wenn man redete von dem langsamen natürlichen Reifen des Staates? Er hat es auch nicht erkannt; nicht einen Schritt weit kam sein Idealismus der Wirklichkeit entgegen. Aber er lebte in Zeiten, da allein der Idealismus uns retten konnte, in einem Volke, das, gleich ihm selber, von den Ideen der Humanität erst herabstieg zur Arbeit des Bürgerthums, in einer Zeit, die nichts dringender bedurfte als jenen „starken und gewissen Geist", den Er ihr zu erwecken dachte. Mit der Schlacht von Jena

schien unsere letzte Hoffnung gebrochen; „der Kampf — so schildert Fichte das Unheil und den Weg des Heils — der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters." Wohl mögen wir erstaunen, wie klar der Sinn des nahenden Kampfes in diesen Tagen der Ermannung von Allen verstanden ward, wie diese Worte Fichte's überall ein Echo fanden. Die Regierung selber erkannte, daß allein ein Volkskrieg retten könne, allein die Entfesselung aller Kräfte der Nation, der sittlichen Mächte mehr noch als der physischen — „einer der seltenen, nicht oft erlebten Fälle," sagt Fichte rühmend, „wo Regierung und Wissenschaft übereinkommen." So, gerade so, auf dieser steilen Spitze mußten die Geschicke unseres Volkes stehen, einen Krieg der Verzweiflung mußte es gelten um alle höchsten Güter des Lebens, eine Zeit mußte kommen von jenen, die wir die großen Epochen der Geschichte nennen, da alle schlummernden Gegensätze des Völkerlebens zum offenen Durchbruch gelangen, die Stunde mußte schlagen für eine Staatskunst der Ideen, wenn gerade dieser Denker unmittelbar eingreifen sollte in das staatliche Leben.

Nicht leicht ward ihm seine Stelle zu finden unter den Männern, die dieser Staatskunst der Ideen dienten. Denn was den Nachlebenden als das einfache Werk einer allgemeinen fraglosen Volksstimmung erscheint, das ist in Wahrheit erwachsen aus harten Kämpfen starker eigenwilliger Köpfe. Wie fremd stehen sie doch nebeneinander: unter den Staatsmännern Stein, der Gläubige, der schroffe Aristokrat, und Hardenberg, der Jünger französischer Aufklärung, und Humboldt, der moderne Hellene, und Schön, der geniale Kantianer; unter den Soldaten die denkenden Militärs, die Scharnhorst und Clausewitz, denen die Kriegskunst als ein Theil der Staatswissenschaft erschien, und Blücher, dem der Schreibtisch Gift war, der Eines nur verstand — den Feind zu schlagen, und Yorck, der Mann der alten militärischen Schule, der Eiferer wider das Natterngezücht der Reformer; unter den Denkern und Künstlern neben Fichte Schleiermacher, dessen Milde jener als leichtsinnig und unsittlich verwirft, und Heinrich v. Kleist, der als ein Dichter mit unmittelbarer Leidenschaft empfindet, was Fichte als Denker erkennt. Ihm zitterte die Feder in der Hand, wenn er in stürmischen Versen die Enkel der Cohortenstürmer, die Römerüberwinderbrut zum Kampfe rief. Einen Schüler Fichte's meinen wir zu hören, wenn Kleist seinem Könige die Thürme der Hauptstadt mit

den stolzen Worten zeigt: „sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken, für beſſ're Güter in den Staub zu sinken.“ Und er selber war es, der Fichte die höhnenden Verse ins Gesicht warf:

> setzet, ihr träft's mit eurer Kunst und zögt uns die Jugend
> nun zu Männern wie ihr: liebe Freunde, was wär's?

Wenn er seine Adler geschändet sah von den Fremden, wie mochte der stolze Offizier ertragen, daß dieser Schulmeister herantrat, die Nöthe des Augenblicks durch die Erziehung des werdenden Geschlechts zu heilen? Und dennoch haben sie zusammengewirkt, die Männer, die sich befehdeten und schalten, einträchtig in dem Kampfe der Idee gegen das Interesse, der Idee des Volksthums wider das Interesse der nackten Gewalt.

Schon vor der Schlacht von Jena hatte sich Fichte erboten, mit dem ausrückenden Heere als weltlicher Prediger und Redner, „als Gesandter der Wissenschaft und des Talents“, zu marschiren, denn was — ruft er in seiner kecken, die Weihe des Gedankens mitten in die matte Wirklichkeit hineintragenden Weise — „was ist der Charakter des Kriegers? Opfern muß er sich können; bei ihm kann die wahre Gesinnung, die rechte Ehrliebe gar nicht ausgehen, die Erhebung zu etwas, das über dies Leben hinaus liegt.“ Doch das letzte Heer des alten Regimes hätte solchen Geist nicht ertragen. Die Stunden der Schande waren gekommen. Fichte floh aus Berlin und sprach: „ich freue mich, daß ich frei geathmet, geredet, gedacht habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen.“ Auch ihn überwältigte jetzt auf Augenblicke die Verzweiflung, da er zufrieden sein wollte, ein ruhiges Plätzchen zu finden, und es den Enkeln überlassen wollte, zu reden — „wenn bis dahin Ohren wachsen zu hören!“ Nicht die Zuversicht fand er wieder, aber die Stärke des Pflichtgefühls, als er nach dem Frieden dennoch redete zu den Lebendigen ohne Hoffnung für sie, „damit vielleicht unsere Nachkommen thun was wir einsehen, weil wir leiden, weil unsere Väter träumten.“ In Stunden einsamer Sammlung war nun sein ganzes Wesen „geweiht, geheiligt“; der alte Grundgedanke seines Lebens, in eigener Person das Absolute zu sein und zu leben, findet in dieser weihevollen Stimmung eine neue religiöse Form, erscheint ihm als die Pflicht „des Lebens in Gott.“ Rettung um jeden Preis — dieser ungeheuren Nothwendigkeit, die leuchtend vor seiner Seele stand, hatte er Manches geopfert von der Starrheit des Theoretikers. Er pries jetzt sogar Machiavelli's Weis-

heit der Verzweiflung; denn von der entgegengesetzten, der niedrigsten, Schätzung des Menschenwerthes gelangte dieser Verächter aller hergebrachten Sittlichkeit doch zu dem gleichen Endziele, der Rettung des großen Ganzen auf Kosten jeder Neigung des Einzelnen. Gereift und gefestigt ward dieser Ideengang, als Fichte jetzt sich schulte an den großartig einfachen Mitteln uralter Menschenbildung, an Luther's Bibel und an der knappen Form, der herben Sittenstrenge des Tacitus.

Also vorbereitet hielt er im Winter 1807/8, belauscht von fremden Horchern, oft unterbrochen von den Trommeln der französischen Besatzung, zu Berlin die „Reden an die deutsche Nation." Sie sind das edelste seiner Werke, denn hier war ihm vergönnt, unmittelbar zu wirken auf das eigentlichste Object des Redners, den Willen der Hörer; ihnen eigen ist im vollen Maße jener Vorzug, den Schiller mit Recht als das Unterpfand der Unsterblichkeit menschlicher Geisteswerke pries, doch mit Unrecht den Schriften Fichte's absprach, daß in ihnen ein Mensch, ein einziger und unschätzbarer, sein innerstes Wesen abgebildet habe. Doch auch der Stadt sollen wir gedenken, die, wie eine Sandbank in dem Meere der Fremdherrschaft, dem kühnen Redner eine letzte Freistatt bot; die hocherregte Zeit und die hingebend andächtigen Männer und Frauen sollen wir preisen, welche des Redners schwerem Tiefsinn folgten, den selbst der Leser heute nur mit Anstrengung versteht. Riesenschritte — hebt Fichte an — ist die Zeit mit uns gegangen; durch ihr Uebermaß hat die Selbstsucht sich selbst vernichtet. Doch aus der Vernichtung selber erwächst uns die Pflicht und die Sicherheit der Erhebung. Damit die Bildung der Menschheit erhalten werde, muß diese Nation sich retten, die das Urvolk unter den Menschen ist durch die Ursprünglichkeit ihres Charakters, ihrer Sprache. — Unterdrücken wir strenge das wohlweise Lächeln des Besserwissens. Denn fürwahr ohne solche Ueberhebung hätte unser Volk den Muth der Erhebung nie gefunden wider die ungeheure Uebermacht. Freuen wir uns vielmehr an der feinen Menschenkenntniß des Mannes, der sich gerechtfertigt hat mit dem guten Worte: „ein Volk kann den Hochmuth gar nicht lassen, außerdem bleibt die Einheit des Begriffs in ihm gar nicht rege." — Diesem Urvolke hält der Redner den Spiegel seiner Thaten vor. Er weist unter den Werken des Geistes auf die Größe von Luther und Kant, unter den Werken des Staates — er, der in Preußen wirkte und Preußen liebte — auf die alte Macht der Hansa und preist also

die streitbaren, die moderneren Kräfte unseres Volksthums — im scharfen und bezeichnenden Gegensatze zu Fr. Schlegel, der in Wien zu ähnlichem Zwecke an die romantische Herrlichkeit der Kaiserzeit erinnerte.

In diesem hochbegnadeten Volke soll erweckt werden „der Geist der höheren Vaterlandsliebe, der die Nation als die Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert und der Unedle, der nur um des Ersteren willen da ist, sich eben opfern soll.“ Und weiter — nach einem wundervollen Rückblick auf die Fürsten der Reformation, die das Banner des Aufstandes erhoben nicht um ihrer Seligkeit willen, deren sie versichert waren, sondern um ihrer ungeborenen Enkel willen — „die Verheißung eines Lebens auch hienieden, über die Dauer des Lebens hinaus, allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann.“ Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, da der Tod uns allen gemein und der Krieger ihn nicht wollen darf, sondern Siegen schlechtweg. Solchen Geist zu erwecken, verweist Fichte auf das letzte Rettungsmittel, die Bildung der Nation „zu einem durchaus neuen Selbst“ — und fordert damit, was in anderer Weise E. M. Arndt verlangte, als er der übergeistigen Zeit eine Kräftigung des Charakters gebot. Noch war die Nation in zwei Lager gespalten. Die Einen lebten dahin in mattherziger Trägheit, in der lauwarmen Gemüthlichkeit der alten Zeit; ihnen galt es eine große Leidenschaft in die Seele zu hauchen: „wer nicht sich als ewig erklärt, der hat überhaupt nicht die Liebe und kann nicht lieben sein Volk.“ Das sind dieselben Töne, die später Arndt anschlug, wenn er dem Wehrmann zurief: „der Mensch soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden; das kann kein Thier, weil es leicht vergisset.“ Den Anderen schwoll das Herz von heißem Zorne; schon war unter der gebildeten Jugend die Frage, wie man Napoleon ermorden könne, ein gewöhnlicher Gegenstand des Gesprächs. Diese wilde Leidenschaft galt es zu läutern und zu adeln: „nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüthes ist es, welche Siege erkämpft.“ Ein neues Geschlecht soll erzogen werden fern von der Gemeinheit der Epoche, entrissen dem verderbten Familienleben, erstarkend zu völliger Verleugnung der Selbstsucht durch eine Bildung, die nicht ein Besitzthum, sondern ein Bestandtheil der Personen selber sei. In Pestalozzi's Erziehungsplanen meint Fichte das Geheimniß dieser Wiedergeburt gefunden. War doch in ihnen der Lieblingsgedanke des Philosophen ver-

körpert, daß der Wille „die eigentliche Grundwurzel des Menschen“, die geistige Bildung nur ein Mittel für die sittliche sei; gingen sie doch darauf aus, die Selbstthätigkeit des Schülers fort und fort zu erwecken. Wenn die Stein und Humboldt unbefangen den gesunden Kern dieser Plane würdigten: dem Philosophen war kein Zweifel, der Charakter der Pestalozzi'schen Erziehungsweise sei — „ihre Unfehlbarkeit“; fortan sei nicht mehr möglich, daß der schwache Kopf zurückbleibe hinter dem starken.

Zu solchem Zwecke redet er „für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der Einen Nation gemacht haben.“ „Bedenket — beschwört er die Hörer — daß Ihr die letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als Eines nennen hören, Ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen oder davon vernommen, unter Euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höheren Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach Euch kommt, wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen, es wird fremde Formen und einen andern Geschäfts- und Lebensgang annehmen, und wie lange wird es noch dauern, daß Keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen oder von ihnen gehört habe?“ — Auch den letzten kümmerlichen Trost raubt er den Verzagten, die Hoffnung, daß unser Volk in seiner Sprache und Kunst fortdauern werde. Da spricht er das furchtbare Wort: „ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig, seine Sprache aufzugeben.“ So geschieht ihm selber, was er seinem Luther nachrühmte, daß deutsche Denker, ernstlich suchend, mehr finden als sie suchen, weil der Strom des Lebens sie mit fortreißt. In diesem radicalen Satze schlummert der Keim der Wahrheit, welche erst die Gegenwart verstanden hat, daß ein Volk ohne Staat nicht existirt. — „Es ist daher kein Ausweg, schließen die Reden — wenn Ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.“

Wir Nachgeborenen haben den bewegenden Klang jener Stimme nicht gehört, welche die andachtsvollen Zuhörer zu Berlin ergriff, — und jeder rechte Redner wirkt sein Größtes durch einen höchstpersönlichen Zauber, den die Nachwelt nicht mehr begreift — aber noch vor den todten Lettern zittert uns das Herz, wenn der strenge Züchtiger

unseres Volkes „Freude verkündigt in die tiefe Trauer“ und an die mißhandelten Deutschen den stolzen Ruf ertönen läßt: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“ — Und welchen Widerhall erweckten diese Reden in der Welt? Achselzuckend ließ der Franzose den thörichten Ideologen gewähren, gleichgiltig erzählte der Moniteur von einigen Vorlesungen über Erziehung, die in Berlin einigen Beifall gefunden. Die Fremden wußten nicht, aus wie tiefem Borne dem deutschen Volke der Quell der Verjüngung strömt; und kein Verräther erstand, ihnen den politischen Sinn der Reden zu deuten. Mit wie viel schärferem politischen Blicke hatte einst Machiavelli seinem Volke den allerbestimmtesten Plan der Rettung mit den bestdurchdachten Mitteln vorgezeichnet! Aber sein Principe blieb ein verwegenes Traumbild, die Reden des deutschen Philosophen wurden einer der Funken, daran sich die Gluth der Befreiungskriege entzündete. Fichte freilich meinte, sein Wort sei verhallt in den „tiefverderbten“ Tagen, sein ganzes System sei nur ein Vorgriff der Zeit. Denn es ist das tragische Geschick großer Männer, daß sie ihren eigenen Geist nicht wieder erkennen, wenn er von den Zeitgenossen empfangen und umgeformt wird zu anderen Gestalten, als sie meinten. Und dennoch war der Redner an die deutsche Nation nur der Mund des Volkes gewesen, er hatte nur dem, was jedes Herz bewegte, einen kühnen, hochgebildeten Ausdruck geliehen. Denn was war es anders, als jene höhere Vaterlandsliebe, die der noch ungeborenen Enkel denkt — was anders war es, das den Landwehrmann von Haus und Hof und Weib und Kindern trieb, das unsere Mütter bewog, alles köstliche Gut der Erde bis zu dem Ringe des Geliebten für ihr Land dahinzugeben? Was anders war es, als daß sie unser gedachten? In diesem Sinne — denn wer ermißt die tausend geheimnißvollen Kanäle, welche das durchdachte Wort des Philosophen fortleiteten in die Hütte des Bauern? — in diesem Sinne hat Fichte's Wort gezündet, und die Kundigen stimmten ein, wenn Friedrich Gentz, diesmal wahrhaft ergriffen, sagte: „so groß, tief und stolz hat fast noch Niemand von der deutschen Nation gesprochen.“

Wieder kamen Jahre stiller Arbeit. Unter den Ersten wirkte Fichte bei der Gründung der Berliner Hochschule, die dem erwachenden neuen Geiste ein Herd sein sollte. Ein Glück, daß Wilhelm Humboldt, als ein besonnener Staatsmann, an die altbewährten Ueberlieferungen deutscher Hochschulen anknüpfte und die verwegenen Gedanken des Phi-

losophen verwarf; denn mit der ganzen Strenge seiner herrischen Natur hatte Fichte einen Plan mönchischer Erziehung entworfen, der die Jugend absperren sollte von jeder Berührung mit den Ideenlosen, doch in Wahrheit jede echte akademische Freiheit vernichtet hätte. Um so unerschütterlicher bekämpfte er auf der neuen Hochschule die falsche akademische Freiheit; er fand es verwerflich, grundverderblich, Nachsicht zu üben mit alten unseligen Unsitten der Jugend. Das wüste Burschenleben war ihm eine bewußte, mit Freiheit und nach Gesetzen hergebrachte Verwilderung. In diesen Jahren weihte er seine ganze Kraft dem Lehramte. Die gewohnte Macht über die jugendlichen Gemüther blieb ihm nach wie vor. Er nutzte sie, den Keim zu legen zu der deutschen Burschenschaft. Er förderte, wie schon früher in Jena, unter den Studirenden den Widerstand gegen den Unfug der alten Landsmannschaften und warnte die Gesellschaft der „Deutsch-Jünger“ vor jenen beiden Irrthümern, welche später die Burschenschaft lähmten: sie sollten sich hüten, mittelalterlich und deutsch zu verwechseln, und sorgen, daß das Mittel — die Verbindung — ihnen nicht wichtiger werde als der Zweck — die Belebung deutschen Sinnes. —

Endlich erfüllten sich die Zeiten; dies Geschlecht, das er verloren gab, fand sich wieder; denn so tief war es nie gesunken, als der Idealist meinte. Die Trümmer der großen Armee kehrten aus Rußland heim, die Provinz Preußen stand in Waffen, der ostpreußische Landtag harrte auf das Wort des Königs. Der König erließ von Breslau den Aufruf zur Bildung von Freiwilligen-Corps; aber noch war der Krieg an Frankreich nicht erklärt. Auf der Straße begegneten den französischen Gensdarmen dichte Haufen still drohender Bauern, die zu den Fahnen zogen; und Fichte's Schüler zitterten vor Ungeduld, dem Rufe des Königs zu folgen, doch sie warteten des Lehrers. Wer meinte nicht, daß in diesen schwülen Tagen der Erwartung ein glühender Aufruf aus Fichte's Munde wie ein Blitzstrahl einschlagen sollte? — Schlicht und ernst, wie nach einem großen Entschlusse, tritt er endlich am 19. Februar 1813 vor seine Studenten. Nur selten berichten die lauten Annalen der Geschichte von dem Edelsten und Eigenthümlichsten der großen historischen Wandlungen. So ist auch das Herrlichste der reinsten politischen Bewegung, die je unser Volk erhob, noch nicht nach Gebühr gewürdigt — jener Geist schlichter, gefaßter Mannszucht, der das Ungeheuere vollzog so ruhig, so frei von jedem falschen Pathos, wie die Erfüllung alltäglicher Bürgerpflichten. Nichts staunens-

würdiger an diesen einzigen Tagen, als jener ernste, unverbrüchliche Gehorsam, der unser Volk selbst dann noch beherrschte, da die hochgehenden Wogen volksthümlicher Entrüstung die Decke sprengten, die sie lange gehemmt. Ein Heldenmuth ist es, natürlich, selbstverständlich in den Tagen tiefer Bewegung, dem Rohre der feindlichen Kanone freudig ins Gesicht zu blicken; aber jedes Wort des Preises verstummt vor der mannhaften Selbstbeherrschung, die unsere Väter beseelte. Als ein Heißsporn des ostpreußischen Landtags die Genossen fragte: „wie nun, meine Herren, wenn der König den Krieg nicht erklärt?" — da erwiderte ihm Theodor von Schön: „dann gehen wir ruhig nach Hause." Durchaus getränkt von diesem Geiste ernster Bürgerpflicht war auch die Rede, die Fichte jetzt an seine Hörer richtete. Er habe, gesteht er, lange geschwankt, ehe er mit solchem Worte vor seine Schüler getreten. Die Wissenschaft allerdings sei die stärkste Waffe gegen das Böse, und in diesem Kampfe würden Siege erfochten, dauernd für alle Zeit. Aber zu dem geistigen Streite bedürfe es des äußern und des innern Friedens: und nur darum, weil diese Ruhe des Gemüthes ihn selber, trotz vielfacher Uebung in der Selbstbesinnung, zu verlassen beginne, schließe er jetzt seine Vorlesungen. — Das einfache Wort genügte, die Jünglinge in die Reihen der Freiwilligen zu führen. Noch einmal ist ihm dann der Gedanke gekommen, als ein Redner in das Lager zu gehen — noch einmal vergeblich. Dann ist Fichte krank und halbgelähmt mit den gelehrten Genossen und dem kaum mannbaren Sohne in den Landsturm getreten; Lanze und Säbel lehnten nun an der Thüre des Philosophen.

Als die Kunde erscholl von den herrlichsten deutschen Siegen, von den Tagen von Hagelsberg und Dennewitz, selbst dann hat er nicht gelassen von der alten tüchtigen Weise, den Dingen nachzudenken bis zum Ende. Im Sommer 1813 hält er vor den wenigen Studirenden, die dem Kampfe fern blieben, Vorlesungen über die Staatslehre. Auch jetzt noch bewegt er sich ausschließlich im Gebiete der Ideen; seinen kühnsten Sätzen fügt er stolz abweisend hinzu: „es gilt vom Reiche (der Vernunft), nicht von ihren Lumpenstaaten." Noch immer geht er dem Staate der Wirklichkeit mit radicaler Härte zu Leibe; Erblichkeit der Repräsentation ist ihm ein absolut vernunftwidriges Princip, „die erste Pflicht der Fürsten wäre, in dieser Form nicht da zu sein," der Wahn der Ungleichheit ist bereits durch das Christenthum praktisch vernichtet. Aber wie viel reicher und tiefsinniger erscheint ihm

jetzt der Staat! Mit scharfen Worten sagt er sich los von der naturrechtlichen Lehre, die er bereits in den Reden an die deutsche Nation verlassen hatte. Er verwirft die „schlechte Ansicht", welche im Staate nur den Schützer des Eigenthums erblickt und darum Kirche, Schule, Handel und Gewerbe allein den Privatleuten zuweist und im Falle des Krieges die Ruhe für die erste Bürgerpflicht erklärt. Der Staat ist berufen, die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. Der einst mit dem Mißtrauen des deutschen Gelehrten die Zwangsanstalt des Staates betrachtet, er sieht jetzt mit der Begeisterung eines antiken Bürgers in dem Staate den Erzieher des Volkes zur Freiheit, alle Zweige des Volkslebens weist er der Leitung des Staates zu. Nur in einem solchen Staate ist „ein eigentlicher Krieg" möglich, denn hier wird durch feindlichen Einfall die allgemeine Freiheit und eines Jeden besondere bedroht; es ist darum Jedem für die Person und ohne Stellvertretung aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod. Schon längst waren seine radicalen Theorien dann und wann erhellt worden durch ein Aufblitzen historischer Erkenntniß; bereits in seiner Jugendschrift über die französische Revolution hatte er Friedrich den Großen gepriesen als einen Erzieher zur Freiheit. Doch jetzt erst beginnt er die historische Welt recht zu verstehen. Er erkennt, daß ein Volk gebildet werde durch gemeinsame Geschichte und berufen sei, „in dem angehobenen Gange aus sich selber sich fortzuentwickeln zu einem Reiche der Vernunft." Alle Staaten der Geschichte erscheinen ihm jetzt als Glieder in der großen Kette dieser Erziehung des Menschengeschlechts zur Freiheit. Ist diese Erziehung dereinst vollendet, dann wird „irgendeinmal irgendwo die hergebrachte Zwangsregierung einschlafen, weil sie durchaus nichts mehr zu thun findet," dann wird das Christenthum nicht blos Lehre, nein, die Verfassung des Reiches selber sein. In diesem Reiche werden „die Wissenschaftlichen" regieren über dem Volke, denn „alle Wissenschaft ist thatbegründend." So gelangt auch Fichte zu dem Platonischen Idealbilde eines Staates, welchen die Philosophen beherrschen. Und wenn der nüchterne Politiker betroffen zurückweicht vor diesem letzten Fluge des Fichte'schen Geistes, so bleibt doch erstaunlich, wie rasch die große Zeit sich ihren Mann erzogen hat: der Held des reinen Denkens wird durch den Zusammenbruch seines Vaterlandes zu der Erkenntniß geführt, daß der Staat die vornehmste Anstalt im Menschenleben, die Verkörperung des Volksthums selber ist. Näher eingehend auf die Bewegung des Augenblicks schildert er das Wesen des gewal-

tigen Feindes, der unter den Ideenlosen der Klügste, der Kühnste, der Unermüdlichste, begeistert für sich selber, nur zu besiegen ist durch die Begeisterung für die Freiheit. So stimmt auch Fichte mit ein in die Meinung unserer großen Staatsmänner, welche erkannten, daß die Revolution in ihrem furchtbarsten Vertreter bekämpft werden müsse mit ihren eigenen Waffen. Fast gewaltsam unterdrückt er den unabweislichen Argwohn, daß nach dem Frieden Alles beim Alten bleibe. Nicht ungerügt freilich läßt er es hingehen, daß man in solchem Kampfe noch gotteslästerlich von Unterthanen rede, daß die Formel „mit Gott für König und Vaterland“ den Fürsten gleichsam des Vaterlandes beraube. Aber alle solche Makel der großen Erhebung gilt es als schlimme alte Gewohnheiten zu übersehen; „dem Gebildeten soll sich das Herz erheben beim Anbruche seines Vaterlandes.“ Beim Anbruche seines Vaterlandes — die aus der Ferne leidenschaftlos zurückblickende Gegenwart mag diese schöne Bezeichnung der Freiheitskriege bestätigen, welche die hart enttäuschten Zeitgenossen kummervoll zurücknahmen.

Auch zu einer rein publicistischen Arbeit ward der Denker durch die Sorge um den Neubau des Vaterlandes veranlaßt. Alsbald nach dem Aufrufe des Königs an sein Volk schreibt er den vielgenannten „Entwurf einer politischen Schrift.“ Die wenigen Blätter sind unschätzbar nicht blos als ein getreues Bild seiner Weise zu arbeiten — denn hier, in der That, sehen wir ihn pochen und graben nach der Wahrheit, den Verlauf des angestrengten Schaffens unterbrechen mit einem nachdenklichen „Halt, dies schärfer!“ und die Schlacken der ergründeten Wahrheit emporwerfen aus der Grube — sondern mehr noch, weil uns hier Fichte entgegentritt als der erste namhafte Verkündiger jener Ideen, welche heute Deutschlands nationale Partei bewegen. Schon oft war, bis hinauf in die Kreise der Mächtigsten, der Gedanke eines preußischen Kaiserthums über Norddeutschland angeregt worden. Hier zuerst verkündet ein bedeutender Mann mit einiger Bestimmtheit den Plan, den König von Preußen als einen „Zwingherrn zur Deutschheit“ an die Spitze des gesammten Vaterlandes zu stellen. Parteien freilich im heutigen Sinne kannte jene Zeit noch nicht, und Fichte am wenigsten hätte sich der Mannszucht einer Partei gefügt; er schreibt seine Blätter nur nieder, damit „diese Gedanken nicht untergehen in der Welt.“ Aber kein Parteimann unserer Tage mag das tödliche Leiden unseres Volkes, daß es mediati-

sirt ist, klarer bezeichnen als er mit den Worten, das deutsche Volk habe bisher an Deutschland Antheil genommen allein durch seine Fürsten. Noch immer schwebt ihm als höchstes Ziel vor Augen eine „Republik der Deutschen ohne Fürsten und Erbadel,“ doch er begreift, daß dieses Ziel in weiter Ferne liege. Für jetzt gilt es, daß „die Deutschen sich selbst mit Bewußtsein machen.“ — „Alle großen deutschen Literatoren sind gewandert,“ ruft er stolz; und jenes freie Nationalgefühl, das diese glänzenden Geister trieb, die Enge ihres Heimathlandes zu verlassen, muß ein Gemeingut des Volkes werden, damit zuletzt der Einzelstaat als überflüssig hinwegfalle. Ein haltbarer Nationalcharakter wird gebildet zunächst durch die Freiheit, denn „ein Volk ist nicht mehr umzubilden, wenn es in einen regelmäßigen Fortschritt der freien Verfassung hineingekommen.“ Aber auch im Kriege wird ein Volk zum Volke, und hier spricht er ein Wort, dessen tiefster Sinn sich namentlich in Fichte's Heimathlande als prophetisch bewährt hat: „wer den gegenwärtigen Krieg nicht mitführen wird, wird durch kein Decret dem deutschen Volke einverleibt werden können.“ Als einen Erzieher zur Freiheit, zur Deutschheit brauchen wir einen Kaiser. Oesterreich kann die Hand nie erheben zu dieser Würde, weil es unfrei und in fremde undeutsche Händel verwickelt ist; sein Kaiser ist durch sein Hausinteresse gezwungen, „deutsche Kraft zu brauchen für seine persönlichen Zwecke.“ Preußen aber „ist ein eigentlich deutscher Staat, hat als Kaiser durchaus kein Interesse zu unterjochen, ungerecht zu sein. Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reich (das will sagen: zum Vernunftreiche); nur so kann es forteristiren, sonst geht es zu Grunde.“

So — nicht eingewiegt, nach der gemeinen Weise der Idealisten, in leere Illusionen, aber auch nicht ohne frohe Hoffnung ist Fichte in den Tod gegangen für sein Land. Welch ein Wandel seit den Tagen der Revolutionskriege, da er der Geliebten noch vorhielt, daß sie gleichgiltig sei gegen die Welthändel! Der Schwung der großen Zeit, die opferbereite Empfindung weiblichen Mitgefühls führt jetzt Johanna Fichte unter die wunden Krieger der Berliner Hospitäler. Alle guten und großen Worte des Gatten von der Macht der göttlichen Gnade werden ihr lebendig und strömen von ihrem Munde, da sie die unbärtigen Jünglinge der Landwehr mit dem hitzigen Fieber ringen, in letzter Schwäche, in unbezwinglichem Heimweh die Heilung von sich weisen

sieht. In den ersten Tagen des Jahres 1814 bringt sie das Fieber in ihr Haus. Einen Tag lang verweilt der Gatte an ihrem Lager, eröffnet dann gefaßt seine Vorlesungen und findet, zurückgekehrt, die Todtgeglaubte gerettet. In diesen Stunden des Wiedersehens, meint der Sohn, mag den starken Mann der Tod beschlichen haben. In seine letzten Fieberträume fiel noch die Kunde von der Neujahrsnacht 1814, da Blücher bei der Pfalz im Rheine den Grenzstrom überschritt und das feindliche Ufer widerhallte von den Hurrahrufen der preußischen Landwehr. Unter solchen Träumen von kriegerischer Größe ist der streitbare Denker verschieden am 27. Jan. 1814. Sein Lob mag er selber sagen: „Unser Maßstab der Größe bleibe der alte: daß groß sei nur dasjenige, was der Ideen, die immer nur Heil über die Völker bringen, fähig sei und von ihnen begeistert."

Seitdem ist eine lange Zeit vergangen, Fichte's Name ist im Wechsel gepriesen worden und geschmäht, ist aufgetaucht und wieder verschwunden. Als die kriegerische Jugend, heimkehrend von den Schlachtfeldern, in die Hörsäle der Hochschulen zurückströmte, da erst ward offenbar, wie tief das Vorbild des „Vaters Fichte" in den jungen Seelen haftete. „Die Jugend soll nicht lachen und scherzen, sie soll ernsthaft und erhaben sein," war seine Mahnung, und wirklich, wie Fichte's Söhne erschienen diese spartanischen Jünglinge, wie sie einherschritten in trutziger Haltung, abgehärteten Leibes, in altdeutscher Tracht, hochpathetische Worte des sittlichen Zornes und vaterländischer Begeisterung redend. Die Ideen, welche diese jungen Köpfe entzückten, lagen zwar tief begründet in der ganzen Richtung der Zeit, aber unzweifelhaft gebührt den Lehren Fichte's daran ein starker Antheil. Vor seinem Bilde, dessen lautere Hoheit uns kein Schopenhauer hinwegschmähen wird, erfüllte sich das junge Geschlecht mit jenen Grundsätzen herber Sittenstrenge, die unseren Hochschulen eine heilsame Verjüngung brachten. Und welch ein Vorbild der „Deutschheit" besaß die Jugend in ihm, der aus der dumpfen Gemüthlichkeit des kursächsischen Lebens sich emporrang zu jenem vornehmen Patriotismus, welcher nur noch „Deutsche schlechtweg" kennen wollte und den Kern unserer Nation in der norddeutsch-protestantischen Welt erblickte. Mochte er immerhin seinen politischen Ideen die abwehrende Weisung hinzufügen: „auf Geheiß der Wissenschaft soll die Regierung Jene bändigen und strafen, welche diese Lehren auf die Gegenwart anwenden:" — die Jugend wußte nichts von solcher Unterscheidung. Die Hoheit seiner Ideen und

der Radicalismus seiner Methode wirkten berauschend auf die deutschen Burschen. „Der deutsche Staat ist in der That Einer; ob er nun als einer oder mehrere erscheine, thut nichts zur Sache" — solcher Worte dictatorischer Klang drang tief in die jungen Seelen, und die Vorstellung, daß das Bestehende schlechthin unberechtigt sei und einem deutschen Reiche weichen müsse, ward durch Fichte's Lehren mächtig gefördert. Als eine edle Barbarei hat man treffend die Stimmung der Burschenschaft bezeichnet, und auch an den Sünden dieser edlen Barbaren ist Fichte nicht schuldlos. Seine mönchische Strenge spiegelt sich wider in dem altklugen, unjugendlichen Wesen, das uns so oft zurückstößt von der wackern teutonischen Jugend. Wenn er immer wieder die Bildung des Charakters betonte, war es da zu verwundern, daß schließlich die Jugend, die den Werth eines gereiften Charakters noch nicht zu beurtheilen vermag, mit Vorliebe den polternden Moralpredigern folgte und an alle glänzenden Geister unseres Volkes den Maßstab der „Gesinnungstüchtigkeit" legte? Wenn er unermüdlich die Jugend darstellte als den noch reinen Theil der Nation und die „Wissenschaftlichen" als die natürlichen Lenker des Volkes: — mußte da nicht endlich die Anmaßung aufwuchern in der wissenschaftlichen Jugend? — „Unser Urtheil hat das Gewicht der Geschichte selbst, es ist vernichtend!" — in solchen Reden, die im Burschenhause zu Jena, als Arnold Ruge jung war, widerhallten, offenbart sich die Kehrseite des Fichte'schen Geistes. Fichte starb zu früh; bei längerem Leben wäre all' seine wache Sorge dahin gegangen, die edle Barbarei der Jugend maßvoll und bescheiden zu erhalten. Weder Luden noch Oken oder Fries, und am allerwenigsten der alte Jahn stand hoch genug, um die spartanische Rauheit des jungen Geschlechts zu mäßigen. — Vornehmlich in dieser sittlichen Einwirkung auf die Gesinnung des werdenden Geschlechts liegt Fichte's Bedeutung für die Geschichte unserer nationalen Politik — und wer darf leugnen, daß der Fluch dieses Wirkens tausendmal überboten ward von dem Segen? Nimmermehr wird diesem Denker gerecht, wer ihn lediglich beurtheilt als einen politischen Schriftsteller. Der Publicist mag lächeln über Fichte's ungeübten politischen Scharfblick, der „Gelehrte von Metier" mag erschrecken vor seiner mangelhaften Kenntniß der politischen Thatsachen; aber hoch über die Fachgelehrten und die Publicisten hinaus erhebt sich der Redner an die deutsche Nation, wenn er mit der Kühnheit des Propheten das Ethos unserer nationalen Politik verkündet, wenn er den zersplitterten Deut-

schen den Geist der echten Vaterlandsliebe predigt, der über den Tod hinaus zu hassen und zu lieben vermag.

Das war mithin kein Zufall, daß der Name dieses Denkers durch den deutschen Bundestag in den Koth getreten ward. Viel zu milde, leider, lautet das landläufige Urtheil, daß unser Volk mit Undank belohnt worden für die Errettung der Throne, die sein Blut erkauft. Als ein Verbrechen vielmehr galt zu Wien und Frankfurt der Geist des Freiheitskrieges. Und wer hatte den „militärischen Jacobinismus" des preußischen Heeres schroffer, schonungsloser ausgesprochen als Fichte in den Worten: „kein Friede, kein Vergleich! Auch nicht, falls der zeitige Herrscher sich unterwürfe und den Frieden schlösse! Ich wenigstens habe den Krieg erklärt und bei mir beschlossen, nicht für seine Angelegenheit, sondern für die meinige, meine Freiheit." Wie sehr mußte die Woge demokratischen Zornes und Stolzes, welche in diesen Worten brandet, jene Schmalz und Kamptz erschrecken, die den Freiheitskrieg für eine That gewöhnlichen Gehorsams erklärten, vergleichbar dem Wirken der Spritzenmannschaft, die zum Löschen befehligt wird! Darum, als die Central-Untersuchungscommission zu Mainz den unbeschämten Augen des Bundestags die demagogischen Umtriebe darlegte, standen obenan unter den verbrecherischen Geheimbünden — die Vereine, welche in den Jahren 1807—13 sich gebildet zum Zwecke der Vertreibung der Franzosen, und die Liste der Verdächtigen ward eröffnet mit den erlauchten Namen von — Fichte und Schleiermacher. Nur mit Erröthen denken wir der Tage, da man in Berlin verbot, die Reden an die deutsche Nation aufs neue zu drucken.

Mag es sein, daß Fichte's nervige Faust den Bogen zu heftig spannte und über das Ziel hinausschoß; in der Richtung nach dem Ziele ist sicherlich sein Pfeil geflogen. Die Zeit wird kommen, die Sehergabe des Denkers zu preisen, der Preußen die Wahl stellte, unterzugehen oder fortzuschreiten zum Reiche. Mag es sein, daß der verwegene Idealist oftmals abirrte in der nüchternen Welt der Erfahrung: — ein Vorbild des Bürgermuthes ist er uns geworden, der lieber gar nicht sein wollte als der Laune unterworfen und nicht dem Gesetz. Und auch das praktisch Mögliche hat der Theoretiker dann immer getroffen, wenn er handelt von den sittlichen Grundlagen des staatlichen Lebens. Alle Vorwände der Zagheit, all das träge Harren auf ein unvorhergesehenes glückliches Ereigniß — wie schneidend weist er sie zurück, wenn er versichert, keiner der bestehenden Landesherren

„könne Deutsche machen," nur aus der Bildung des deutschen Volksgeistes werde das Reich erwachsen. Wenn wir willig diesem Worte glauben, so hoffen wir dagegen — oder vielmehr wir müssen es wollen, daß ein anderer Zukunftsspruch des Denkers nicht in Erfüllung gehe. Schon einmal sahen wir ihn, nach der Weise der Propheten, sich täuschen in der Zeit: sechs Jahre schon nach den Reden an die deutsche Nation erhebt sich das Geschlecht, das er gänzlich aufgegeben. Sorgen wir, daß dies Volk nochmals rascher lebe als Fichte meinte, daß wir mit eigenen Augen das einige deutsche Reich erblicken, welches er im Jahre 1807 bescheiden bis in das 22. Jahrhundert verschob. — Wieder ist den Deutschen die Zeit des Kampfes erschienen; wieder steht nicht der Gedanke gerüstet gegen den Gedanken, nicht die Begeisterung wider die Begeisterung. Die Idee streitet gegen das Interesse, die Idee, daß dieses Volk zum Volke werde, wider das Sonderinteresse von Wenigen, die an das nicht glauben, was sie vertheidigen. Wenn die Langsamkeit dieses Streites, der uns aus sittlichen noch mehr denn aus politischen Beweggründen zu den Fahnen ruft, uns oft lähmend auf die Seele fällt, dann mögen wir uns aufrichten an dem Fichte'schen Worte der Verheißung, daß in Deutschland das Reich ausgehen werde von der ausgebildeten persönlichen Freiheit und in ihm erstehen werde ein wahrhaftes Reich des Rechts, gegründet auf die Gleichheit alles dessen, was Menschenangesicht trägt. Damit, fürwahr, sind bezeichnet die bescheidensten, die gerechtesten Erwartungen der Deutschen. Was die Deutschen, wenn sie den Einmuth finden, ihren Staat zu gründen, bei mäßiger Macht dennoch hoch stellen wird in der Reihe der Nationen, ist allein dieses: kein Volk hat je größer gedacht als das unsere von der Würde des Menschen, keines die demokratische Tugend der Menschenliebe werkthätiger geübt.

Mit schönen Worten pries Fichte das Schicksal des großen Schriftstellers: „unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage." Nicht ganz so glücklich ist das Loos, das den Werken Fichte's selber fiel; denn nur Wenige scheuen nicht die Mühe, den echten Kern seiner Gedanken loszuschälen aus der Hülle philosophischer Formeln, welchen die Gegenwart mehr und mehr entwächst. Doch daß der Geist des Redners an die deutsche Nation nicht gänzlich verflogen ist in seinem Volke, davon gab die Feier seines hundertjährigen Geburtstages

ein Zeugniß. Wohl mancher Nicolai verherrlichte an jenem Tage den lauteren Namen des Denkers und ahnte nicht, daß er seinen Todfeind pries. Aber nimmermehr konnte ein ganzes, ehrliches Volk einen Helden des Gedankens als einen Helden der Nation feiern, wenn nicht in diesem Volke noch der Glaube lebte an die weltbewegende Macht der Idee. Und er wird dauern, dieser vielgeschmähte Idealismus der Deutschen. Und dereinst wird diesem Volke des Idealismus eine schönere Zukunft tagen, da eine reifere Philosophie die Ergebnisse unseres politischen Schaffens, unseres reichen empirischen Wissens in einem großen Gedankensysteme zusammenfaßt. Wir Lebenden werden Fichte's Geist dann am treuesten bewahren, wenn alle edleren Köpfe unter uns wirken, daß in unsern Bürgern wachse und reife der „Charakter des Kriegers", der sich zu opfern weiß für den Staat. Die Gegenwart denkt, wenn Fichte's Name genannt wird, mit Recht zuerst an den Redner, welcher diesem unterjochten Volke die heldenhaften Worte zurief: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend." —

Hans von Gagern.

Auch in der Darstellung der Geschichte bewährt sich der Glaubenssatz jedes Künstlers, daß das Individuelle zugleich das Allgemeine bedeutet. Aus einer anspruchslosen Skizze von dem Wachsen eines innerlich ringenden und arbeitenden Charakters treten uns die Widersprüche des Lebens, die Gesetze der menschlichen Entwicklung leicht unmittelbarer, ergreifender entgegen, als aus der Schilderung eines ganzen Zeitraumes. Sogar einige politische Wahrheiten lassen sich am klarsten aus dem Leben einzelner Menschen erkennen. Die ganze Schwere eines staatlichen Uebels empfinden wir nie lebhafter, als wenn wir die Kraft eines wackeren Mannes darüber verkümmern und auf falsche Wege geführt sehen. Unter den Staatsmännern der deutschen Kleinstaaten ist Hans Gagern von keinem in Lauterkeit des Willens, von wenigen in Einsicht übertroffen worden. Wenn wir dennoch in dem Leben des edlen Mannes so gar viel des Widerwärtigen erblicken, bald wahrhaft ungeheuerlichen Irrthum, bald verlorene Arbeit für reine Zwecke, bald das klägliche Schauspiel vergeudeter herrlicher Kraft im engsten Kreise, dann überkommt uns überwältigend und beschämend das Bewußtsein der Unreife, der Verworrenheit, der Kleinlichkeit unserer Zustände. Und schwer fällt uns Gagern's eigenes Wort auf das Herz: „echte und gesunde politische Maximen, wie sie die anderen Nationen um uns her bereits praktisch befolgen, sind bei uns noch roh, Gegenstand der Controverse." Nur der Unverstand wird sich dieser ernsten Betrachtung mit dem leichtfertigen Troste entziehen: weil uns die Irrthümer der Gründer des deutschen Bundes heute fast unerklärlich erscheinen, eben deshalb sind wir ihnen entwachsen. Sicherlich haben sich seitdem unsere theoretischen Ueberzeugungen wunderbar verwandelt; und nicht blos wir, die wir der optischen Täuschung der Nähe unterliegen, — auch die Nachwelt wird dereinst gestehen, unser Volk habe in diesem halben Jahrhundert erstaunlich rasch gelebt. Aber

noch heute spukt in tausend Köpfen der verderblichste Wahn jener alten Zeit, als genüge für den nüchternen Ernst unseres politischen Daseins die gute Gesinnung, der ehrliche Wille, einträchtiglich zu leben. Auch die Institutionen des deutschen Bundes sind die alten geblieben und werden immer wieder die gleichen Verirrungen gebären. So lange wir als Volk politisch noch nicht existiren, so lange wir einen deutschen Staat noch nicht besitzen oder nicht mindestens den festen Entschluß gefaßt haben, diesen einen deutschen Staat zu bauen — rund und nett, ohne jeden particularistischen Vorbehalt: — ebenso lange giebt es keine gesunde deutsche Staatskunst. Bis dahin wird die Politik unserer Kleinstaaten nach wie vor in unreinen Händen ein verrätherisches Spiel treiben mit dem Vaterlande, in reinen Händen sich verflüchtigen in politischen Dilettantismus oder mit bitterer Enttäuschung endigen. Aus dem Leben des alten Gagern wird sich uns diese Erkenntniß dann ungesucht ergeben, wenn wir es schildern mit jener schlichten Aufrichtigkeit, die ihn selber zierte, aber ohne jene gutmüthige Schonung, welche er, oft zur Unzeit, an Freund und Feind übte.

Schon die Erlebnisse seiner Jugend waren ganz dazu angethan, die wohlwollende, versöhnliche Milde des Charakters zu entwickeln, welche dem Reichsfreiherrn Hans Ernst Christoph von Gagern angeboren war. Sein Vater, dem er am 25. Januar 1766 zu Kleinniedesheim bei Worms geboren ward, hatte nach der Weise der Zeit, trotz seines reichsritterlichen Geschlechts, in seiner Jugend im Regimente Royal-Deuxponts, unter französischen Fahnen, gefochten und war dann im Zweibrückner Hofdienste zu den höchsten Würden aufgestiegen. Auch der Sohn ward natürlich zuerst von einem französischen Hofmeister erzogen. Dann brachte man den protestantischen Knaben zu den Jesuiten nach Worms, und die geistlichen Herren sorgten, daß der Zögling fleißig lerne, ohne sich um sein ewiges Heil zu kümmern. Endlich ward die Vorbildung des künftigen Weltmanns vollendet auf jener berühmten Schule des alten Pfeffel zu Kolmar, welche so viele tüchtige junge Leute aus guten Häusern nach den unzweifelhaften Grundsätzen deutsch-französischer Aufklärung erzogen hat. Schon im sechszehnten Jahre bezog Gagern die Leipziger Universität, später die hohe Schule der jungen Diplomaten des heiligen Reichs, die Georgia Augusta. Lernte er bei Pütter die damals übliche fable convenue vom deutschen Staatsrechte, so ward sein historischer Sinn geweckt durch Spittler's Vorträge. Es war ein leichter, heiterer Bildungsgang. Von frühauf hatten gewaltige

Culturgegensätze nach und neben einander auf den jungen Mann gewirkt: deutsches und französisches Wesen, protestantische und katholische Weltanschauung, Religion und Philosophie, die kaiserlichen Traditionen der reichsritterlichen Häuser wie die kleinstaatlichen Begriffe seines heimischen Hofes. Seine sanguinische, friedfertige Natur sprang leicht über diese Widersprüche hinweg. Die humanen Ideen der Zeit wurden sein Eigenthum, als er in emsiger, doch nie gewaltsamer, Arbeit an Herder, Hume, Montesquieu sich begeisterte. Aufrichtig fromm und herzlich dankbar seinem wohlwollenden Gotte, blieb er ein im guten Sinne weltlicher Mensch, dem Lichte zugewendet, gänzlich unempfänglich für mystische Ideen. Eifrige, doch leider unmethodische Studien machten ihn vertraut mit dem politischen Leben aller Völker und Zeiten; und zu so umfassender wissenschaftlicher Kenntniß sollte bald eine reiche praktische Erfahrung hinzutreten. Aber sein rasch fassender, leicht verarbeitender Kopf war nicht original, nicht selbständig genug, um diese Vielseitigkeit der Bildung zu ertragen. Er wußte sich in seiner Gutmüthigkeit mit den großen Gegensätzen des Lebens nicht besser abzufinden, als indem er versuchte, das Unversöhnliche zu versöhnen. Das Vermitteln und Beschwichtigen ward ihm im Leben zur Leidenschaft, wie der Eklekticismus in seinen ausgebreiteten wissenschaftlichen Studien. Leibhaftig steht der zartgebaute, bewegliche Mann mit den feurigen Augen vor uns, wie er, rastlos mit den Armen zuckend, im lebhaften Gespräche zwischen dem Orthodoxen und dem Ungläubigen einhergeht, aufmerksam jedem Einwurfe lauschend, froh, bald den Karl Borromäus, bald einen großen Heiden mit warmen Worten zu preisen, bis er zuletzt mit seinem gewinnenden Lächeln sagt: „ich bin Rationalist, aber ich hasse das kalte ergo, ergo, das endlich zu der Frage führt: wozu das Gebet? — Also so etwas wie Jacobi!“ Das achtzehnte Jahrhundert, selber überreich an eigenartigen Charakteren, hegte herzliche Vorliebe für die Biographie; unzähligen seiner Söhne ward die Lebensbeschreibung eines großen Mannes bestimmend für das ganze Leben. Gagern fand ein solches Werk in dem Leben Cicero's von Middleton; vor dem Bilde des römischen Vaters des Vaterlandes kräftigte er den Entschluß, sein ganzes Sinnen dem Staate zu widmen, und der unselbständige Eklekticismus des römischen Denkers entsprach seiner eigenen Sinnesrichtung. Mit dieser vermittelnden Neigung vertrug sich sehr wohl ein starkes Rechtsgefühl, eine vornehme Abwendung von allem Niedrigen und Gemeinen. An Gagern's Bilde haftet etwas von dem friedlichen Zauber

des Zeitalters der Humanität. Aber ehrte es die Zeit und den Menschen, wenn schon der Knabe in der Jesuitenschule an dem Zeitalter Ludwig's XIV. nicht den Schlachtenruhm, sondern die Werke Corneille's und Racine's als das Höchste pries, wenn noch der Greis die Alten des Orients darum rühmte, daß die Priester den Kriegern voranstanden: so kamen doch eiserne Tage, wo nur die schneidige Einseitigkeit einer leidenschaftlichen Ueberzeugung retten konnte. Und leider ist auch in der Zeit des Kampfes Gagern's versöhnliche Natur oft stärker gewesen als das klare Gebot der Nothwendigkeit. Solche sanguinische, leicht erregbare Menschen ändern wohl später ihre Meinung über dies und jenes, doch ihre eigentliche Entwickelung schließt früh ab. Gagern gehört zu jenen Männern, die wir uns am liebsten im Alter vorstellen; jene milde Weisheit, die an dem jüngeren Manne leicht fälschlich als Mangel an Grundsätzen erscheint, steht dem alten Herrn, der in dem Garten von Hornau seine Reben zieht, vortrefflich zu Gesicht.

Von solcher humanen Bildung erfüllt war Gagern, als er in den Zweibrückner Staatsdienst trat. Er blieb nur kurze Zeit, wenig erbaut von dem wüsten Regimente. Da traf ihn in seinem einundzwanzigsten Jahre ein Ruf, welcher über sein Leben entschied. Das Fürstenthum Nassau-Weilburg bedurfte eines Premier-Ministers. Familienverbindungen lenkten die Wahl auf den pfälzer Assessor. Er schulte sich erst nach altem Reichsbrauch ein Jahr lang am Wiener Reichshofrathe, widerstand den lockenden Anerbietungen des Fürsten Kaunitz — denn sein Ehrgeiz war von dem kleinen, ruhigen Dienste in der rheinischen Heimath vollauf befriedigt — und übernahm sein leichtes Amt. Ein Collegium alter, bewährter Räthe hatte das Ländchen schlicht und recht, ganz nach dem Sinne des neuen Präsidenten, verwaltet. So gingen die Dinge im selben Gleise weiter; der brave junge Minister erwarb sich bald die Liebe des Landes und hatte Muße genug, die ersten Freuden einer glücklichen Ehe zu genießen. Damals glaubte er die Meinung, es gebe kein vollkommenes Glück, als einen Wahn zu erkennen.

In diesen Jahren muß auch seine Auffassung der deutschen Politik sich gebildet haben, jene sonderbare Mischung kaiserlicher und kleinstaatlicher Gedanken, welche Stein später am treffendsten bezeichnete, wenn er von dem „Erzföderalisten“ Gagern sprach. Seines eigenen reinen Willens sicher, vermochte der wackere Reichsritter keineswegs, in dem verfaulten heiligen Reiche jenes monstrum politicum zu erblicken, welches die großen Politiker vor seiner Zeit darin erkannt hatten und

welches die nächste Zukunft jedem unverblendeten Auge offenbaren sollte. Er fand darin sein Lebtag eine heilsame Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente. Der Zauber jener historischen Romantik, welcher die Kaiserkrone und die großen Namen des Reichsadels umschwebte, blendete ihn gänzlich, der gegen die Dichtkunst kalt und der religiösen Mystik fremd blieb. Er sah sehr wohl, daß in dieser grauenhaften Wildniß des historischen Naturwuchses seit Jahrhunderten kein bewußter Wille aufgeräumt hatte, daß es keinen klaren Begriff mehr in diesem Reichsrechte gab, daß nicht einmal die Grenzen des Reiches fest bestimmt waren. Aber gerade jenes „lose Band,“ das Schlesien, Preußen, die Schweiz, die Niederlande an Deutschland kettete, war ihm „der echte Germanismus.“ „Wer uns zu anderen Formen, zu anderem Sinn bringen will, der drückt und preßt uns wider die Natur.“ Corpus nomenque Germaniae — in diesen klingenden Worten liegt ihm das Wesen der deutschen Politik. Er sah, daß die Anarchie im Reiche herrschte, die kaiserliche Gewalt ein Possenspiel geworden war. Aber selbst die Eifersucht gegen die kaiserliche Würde war ihm erfreulich, denn sie erhalte eine wachende Politik, die sehr nöthig sei in einem Staatskörper, der immer in Gefahr schwebe einzuschlafen. Darum schien ihm der Fürstenbund Friedrichs des Großen, jener anarchische Nothbehelf in einem tiefverderbten Reiche, ein gutes Zeichen; Preußen sei dazu berufen, immer an der Spitze der Opposition zu stehen. Während die andern Nationen wie die asiatischen Sklaven sich in große Monarchien zwängen ließen, „sind wir unbesiegt geblieben und der Freiheit Lieblingssöhne.“ — Wir fassen uns heute an die Stirn, wenn wir solche Worte lesen, und fragen uns, wie es möglich war, daß geistreiche Patrioten jene unselige Libertät der deutschen Stände als einen Vorzug rühmen konnten. Aber ist diese Denkweise, welche damals Tausende theilten, bereits völlig überwunden? Haben wir etwa gelernt, das ABC der Politik auf den deutschen Bund anzuwenden, oder streiten wir nicht vielmehr noch heute alles Ernstes über die Frage, ob die erbliche Opposition von Staat gegen Staat im deutschen Bunde ein Vorzug sei oder ein Uebel?

Zu jener Ueberschätzung des alten Reiches, die den Reichsrittern gemein war, gesellte sich bei Gagern die Vorliebe für die kleinen Staaten. Während von den regsameren seiner Genossen die Mehrzahl sich nach Oesterreich wandte, wohin sie der Name des deutschen Staates lockte, ging der größte der Ritter des Reichs, Stein, nach Preußen, wo er

das Wesen des deutschen Staates fand; Gagern aber war in einen jener Kleinstaaten geführt worden, welche bald darauf den Reichsrittern als die bittersten Feinde galten. Er sah das Ländchen glücklich, er bekannte sich zu dem allgemeinen Wahne der Epoche, welche den Kleinstaaten die Förderung der Cultur und des Wohlstandes als eine eigenthümliche Tugend nachrühmte, ja er wollte die großen Mächte nur als ein nothwendiges Uebel gelten lassen in einer Zeit der Kriege. So bildete sich ihm der Entschluß, die Kleinstaaten als die getreuesten Stützen des Reiches zu vertheidigen, insbesondere gegen Oesterreich und Preußen. Wohl sprach er schon damals mit Achtung, ja oft mit einer gewissen furchtsamen Scheu von Preußen. Aber der barsche Militärstaat war ihm unheimlich; das in jener Zeit zu einem vollen Drittheile slavische Land erschien dem eifrigen Deutschen als eine fremde Macht. Gedachte er vollends der polnischen Theilung, so überkam ihn ein erklärliches Mißtrauen. Wie die Mehrzahl der aufgeklärten Zeitgenossen, wollte er die furchtbare Nothwendigkeit dieser That nicht erkennen; er sah darin nicht das Symptom jener Cabinetspolitik, welche seit Jahrhunderten die großen wie die kleinen Höfe beherrschte, sondern eine den Großmächten eigenthümliche Schandthat, die „wahre Büchse der Pandora." — In allen inneren Streitfragen blieb er, der Aristokrat von Geburt und Gesinnung, den liberalen Ideen der neuen Zeit sehr zugänglich; er wußte sich das constitutionelle System in seiner Weise zu idealisiren, dachte es sich mit Montesquieu in den deutschen Wäldern erfunden und nur während einer Uebergangszeit durch einen undeutschen Despotismus verdrängt. Wie die Zustände der deutschen Gesammtheit immerdar um eine Welt zurückblieben hinter der politischen Durchbildung der Einzelstaaten, so geschah es auch mit den politischen Ideen der Zeit. Der Chef der tüchtigen, aufgeklärten Verwaltung eines Kleinstaats huldigte in der Reichspolitik der hohlsten Phantastik. Derselbe vage Idealismus, der den Begriff des Vaterlandes weit über seine politischen Grenzen, bis zum Texel und zum Genfersee, ausdehnte, getröstete sich der gutmüthigen Hoffnung, der loyale Sinn der Reichsfürsten werde die zerrüttete Reichsverfassung in jeder Gefahr erhalten.

Bald sollte dieser Gesinnung eine fürchterliche Probe bereitet werden. Die Heere der Revolution überschwemmten das Reich, und mit bitterem Unmuthe sah der wackere Reichsritter die Schmach seines Landes wie das Gebaren der Pariser Schreckensherrschaft. In ritter-

licher Begeisterung für die Tochter seiner Kaiser erbot er sich, natürlich umsonst, Marie Antoinette zu vertheidigen; in einem Aufruf beschwor er seine Landsleute, durch einen Bund der besseren Reichsstände das Reich zu retten. Der Baseler Frieden ward geschlossen, und in seinem patriotischen Zorne wollte Gagern nie begreifen, daß dieser Friedensschluß sich von selbst ergab aus der, auch von ihm gepriesenen, erblichen Opposition Preußens im Reiche. Der Nassauer Hof flüchtete unter preußischen Schutz. Dort im Exile, auf der Eremitage bei Baireuth entstanden Gagern's erste literarische Versuche, zumeist gegen revolutionäre Erscheinungen des Tages gerichtet, darunter ein Sendschreiben an den jungen Gentz. Gagern erkannte sehr fein den revolutionären Geist, der in dem berühmten Briefe von Gentz an Friedrich Wilhelm III. — in der Form mehr als im Inhalte — sich aussprach. Er stellte „den Berliner" streng zur Rede und hatte später die Genugthuung, daß der bekehrte Gentz ihm in tiefer Zerknirschung dankte für die wohlverdiente Züchtigung jener „thörichten und heillosen Anmaßung, bei der mich mein guter Genius ganz und gar verließ." In dieser Zeit begann auch Gagern's diplomatische Thätigkeit. Nie ward ihm das Glück, in einem wirklichen Staate die harte Schule einer auf Traditionen und Interessen ruhenden Politik zu durchlaufen und eine ernste Verantwortlichkeit zu tragen. Mit dem gerechten Bewußtsein, daß er fähig sei, in der ernsten Zeit ein gutes Wort zu sprechen, aber ohne jeden Rückhalt an seinem lächerlichen Zwergstaate, trieb der unermüdliche Mann hinein in vage, allbereite Vielgeschäftigkeit und spielte nur zu oft die Rolle des ungerufenen Rathers, des ungebetenen Vermittlers. So schon jetzt, als er, um die Wende des Jahrhunderts, nach Wien ging und dem kaiserlichen Hofe einen Bund der Mindermächtigen als das Heil des Reiches predigte. Seiner Seele fehlte die große Leidenschaft, der Ehrgeiz, an entscheidender Stelle in einem wirklichen Staate Großes zu wirken; aber so wenig er daran dachte, das Stillleben des Kleinstaates gänzlich zu verlassen, Selbstgefälligkeit und wohlmeinender Pflichteifer reizten ihn doch fortwährend, aus der Ferne keck hinein zu reden in die großen Geschicke der Welt. In solcher schiefen Stellung erscheint der wackere Mann schonungslosem Urtheile oftmals als eine komische Person.

Das Gebot der Noth riß ihn aus diesem dilettantischen Treiben. Die deutsche Fürstenrevolution begann, das heilige Reich brach zusammen. Es galt, dem Hause Nassau seinen Antheil zu sichern an dem großen Raubzuge der Erbfürsten wider die geistlichen Staaten. Gagern

ging mit unbeschränkter Vollmacht nach Paris. Selbst in dieser erniedrigenden Lage wußte er mindestens die äußere Haltung zu bewahren. Er überließ es anderen deutschen Fürsten und Gesandten, mit dem Schoßhündchen Talleyrand's zu kosen, um sich die Gunst des Allgewaltigen zu sichern. Aber die kleinen Mittel der alten Diplomatie verschmähte er nicht, nicht das glänzende Haus und das eifrige Spiel „als ein Mittel der Annäherung," nicht die geheimen Verhandlungen in der Dachstube des Straßburgers Matthieu, welcher damals die Geschicke unserer Fürsten entschied. Dort begründete sich auch die vielfach angefochtene Freundschaft des deutschen Ritters mit Talleyrand. Ein feiner Kopf, ein tüchtiger Gelehrter, im Grunde des Herzens gutmüthig und ein stolzer Aristokrat, war der verschlagene Franzose dem Deutschen mehrfach verwandt. Fand sein gewissenloses Handeln an dem deutschen Freunde einen allzumilden Richter, die kurzsichtige Schlauheit seiner Staatskunst einen willigen Bewunderer, so lernte er dagegen Gagern schätzen, als selbst in den Tagen des Rheinbundes der deutsche Klein-Minister niemals zum Sklaven Frankreichs herabsank. So haben die Beiden manches Jahr, bald in der Rue du Bac zu Paris, bald in Warschau und Wien Gedanken ausgetauscht, große und kleine Pläne geschmiedet, und nur allzu oft sollte der Deutsche das arglose Werkzeug des fremden Intriganten werden. Sie blieben bis zu Talleyrand's Tode im Verkehr, und der Vielgewandte pflegte im Alter zu sagen, daß Niemand ihn so ganz verstanden habe wie Gagern. Die Früchte dieser Freundschaft reiften schnell. Gagern durfte sich rühmen, das Gesammtreich Nassau auf das Doppelte des Umfanges gebracht zu haben. In welche seltsamen Widersprüche trieb doch die harte Zeit den milden Mann hinein! Er war ein Verehrer der constitutionellen Monarchie, und doch mußte er auch an den absolutistischen Gewaltstreichen der Epoche Theil nehmen. Stücke von Kurtrier waren an Nassau gefallen. Mit Widerstreben sah sich Gagern gezwungen, die landständische Verfassung dieser Lande zu beseitigen; gutmüthig erklärte er in derselben Verordnung, welche die Verfassung aufhob, die Regierung erkenne sehr wohl die Vorzüge „dieser durch legislativische Weisheit und durch die Erfahrung geprüften Verfassungsform." Sein Vater war des Reichs vom Adel und hatte noch auf dem Rastatter Congresse mit zähem Stolze die Ansprüche der oberrheinischen Reichsritterschaft vertreten. Auf den Sohn war Vieles übergegangen von solcher Gesinnung. Wenn in späteren Tagen die Conservativen der neuen Zeit

allzu eifrig redeten von der Legitimität der angestammten Fürstenhäuser, dann brauste das reichsritterliche Blut auf und er rief: „ich kenne noch eine andere, bessere, Legitimität: die des deutschen Wahlkaiserthums und — meine eigene, die freilich nur in der Mitherrschaft in einem Dorfe bestand!“ — Und doch schuf er jetzt — „durch seine plastische Hand,“ wie Stein spottete — aus den Trümmern der alten Legitimität einen neuen Kleinstaat. Noch mehr. Er war Patriot, und doch förderte er im Eifer seiner dynastischen Ergebenheit, obwohl widerwillig, jene schmachvollen Verträge, welche die Linie Nassau-Oranien für den Verlust der Niederlande durch deutsche Länderfetzen entschädigten. So trieb man dem Verderben entgegen.

Das Jahr 1804 sah die Gewaltigen unseres Westens, auch den nassauischen Minister, zu Mainz den Thron des neuen Imperators umgeben. Im folgenden Jahre war Gagern muthig genug, jede directe Theilnahme am Kriege gegen Oesterreich zu verweigern. Aber als bald darauf Preußen um Nassaus Bundesgenossenschaft warb, gab man keine Antwort. Damit war Nassaus künftige Stellung gegeben. Zerfallen mit den deutschen Großmächten, Rebellen gegen das Reich, wie sollten die Kleinen zaudern, wenn sie wählen mußten zwischen Rheinbund und Vernichtung? Die Kunde kam, daß der Allgewaltige, nachdem die geistlichen Fürstenthümer des heiligen Reichs säcularisirt waren, nunmehr die weltlichen Fürsten und Herren zu mediatisiren gedenke. Alsbald drängten sich die geängsteten Kleinfürsten um den Imperator, flehten ihn an, ihr Schirmherr zu werden oder gar die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Auch Gagern eilte wieder nach Paris, und wie einige Jahre zuvor in der Mansarde Matthieu's, so mußte er jetzt in dem finsteren Hinterzimmer des blinden Pfeffel markten und bitten für sein Fürstenhaus. Zufall und Laune entschied Alles. Einmal warf Napoleon den Gedanken hin, Nassau zu mediatisiren. Der Minister des bedrohten Hauses vermittelte die Geldgeschäfte Talleyrand's mit den deutschen Fürsten. Durch solche unziemliche Beflissenheit rettete Gagern das Dasein seiner Dynastie. Der Handel war für die deutsche Linie des Hauses Nassau um so schmählicher, da Napoleon gleichzeitig die holländische Linie Nassau-Oranien aus ihrem neuerworbenen deutschen Fürstenthume verjagte und die deutschen Nassauer zwang, sich auf Kosten ihrer holländischen Verwandten zu vergrößern. Jede erdenkliche Demüthigung ward den beute- und gunstsuchenden deutschen Ministern bereitet; man erlaubte

ihnen nicht einmal, sich über die Rheinbundsacte gemeinsam zu berathen. Vom Spieltische hinweg rief Talleyrand eines Abends seinen deutschen Freund, zeigte ihm die fertige Gründungsacte des Rheinbundes — und Gagern unterschrieb. Glänzend bewährte sich Talleyrand's Gunst: Nassau, ein neufürstliches Haus, erhielt die Herzogskrone und sogar den Vorsitz in dem Fürstenrathe des Rheinbundes. Da bestand er endlich, jener von Gagern ersehnte „Bund der Mindermächtigen!" Wie anders hatten ihn seine Träume gemalt! Und Gagern hat nie begriffen, daß ein solcher Bund der Kleinen in anderer Weise auf die Dauer nicht bestehen kann. Nichts thörichter, als jene wohlfeile Gesinnungstüchtigkeit, welche wegen dieser rheinbündischen Tage über Gagern rasch den Stab bricht. Stein freilich machte damals seinen großen Namen zuerst der Welt ruchbar durch jenen herrlichen Brief an den Herzog von Nassau, worin er die Hoffnung aussprach, auch die Schützlinge Napoleon's würden dereinst, wie jetzt die Reichsritter, vernichtet werden, „und Gott gebe, daß ich dies glückliche Ereigniß erlebe!" Doch Gagern war darum noch kein Verräther, weil er nicht vermochte, sich zu einer Großheit des Sinnes zu erheben, die von den Zeitgenossen kaum verstanden ward. Der treue Diener glaubte in der kritischen Lage seine Dienste seinem Fürsten nicht versagen zu dürfen; und konnte er ihm zur Selbstvernichtung rathen in einem Augenblicke, wo sie nur Deutschlands Feinden zu Gute kommen mußte? Wir Nachlebenden aber sollen, wenn wir beschämt die guten Namen Gagern und Reitzenstein unter der Urkunde des Rheinbundes lesen, die furchtbare Wahrheit begreifen, daß für die Ohnmacht unserer kleinen Staaten, sobald sie auswärtige Politik treiben, die Grundsätze der Sittlichkeit nicht vorhanden sind.

Unwillig war er an das häßliche Werk gegangen und hatte jeden Lohn verschmäht. Doch kaum war der Bund gegründet, so begann er auch mit allem Eifer seines leichten Blutes die Gunst der Lage auszubeuten. Die Schlacht von Jena hatte die kleinen Dynasten des Nordens zu Napoleon's Füßen geworfen. Jetzt war der Augenblick, sich als Retter der Kleinen zu erweisen. Er eilte nach Polen in das französische Hauptquartier, und von Anhalt, von Lippe, von Reuß, Waldeck und den Ernestinern kamen ihm Briefe oder Gesandte oder gar die Fürsten selbst, um Rettung flehend. Auch Friedrich August von Sachsen erschien, das leibhaftige Bild der versunkenen alten Zeit, groß geworden in der spanischen Etikette seines altväterischen Hofes, unfähig

zu begreifen, „wie man mit diesen Leuten leben solle.“ Gagern hatte Trost für jeden. Der romantische Reiz der erlauchten Namen und das menschliche Mitleid mit den armen Kleinen mußten seine föderalistische Ueberzeugung noch bestärken. Er schmeichelte Napoleon und Talleyrand mit der feinen Frage, ob sie als Edelleute aus altem Hause es über sich gewinnen könnten, Deutschlands hohen Adel zu verderben? Auch drängte die Stunde; Napoleon bedurfte neuer deutscher Truppen für den Winterfeldzug. Und zu Gagern's Glück ließ der gutmüthige La Besnardière, der jetzt an Matthieu's und Pfeffel's Stelle Deutschlands Vertheilung besorgte, mit sich handeln. „Schenken Sie mir einige Ihrer Fürsten,“ meinte der Franzose. „Nicht Einen! Il faut les avaler, und sollten Sie daran ersticken!“ So gelang die rettende That, und jene Fürstenhäuser stammten ihren Völkern wieder an — durch ein Mißverständniß, wie wir jetzt aus den Memoiren des Grafen Senfft wissen. Napoleon sagte später zornig, über Lippe, Reuß und Waldeck sei er getäuscht worden; hätte er gewußt, wie es mit ihnen stände, so würden diese Staaten nicht mehr bestehen. In der That, ein eigenthümliches Zeugniß für Gagern's diplomatische Feinheit. In eigner Sache hatte der nassauische Minister, wenn wir seiner Versicherung trauen dürfen, Bestechung verschmäht. Zum Besten anderer Dynastien scheute er, jetzt wie vordem in Paris, auch vor diesem Mittel nicht zurück und half sich mit dem leidigen Troste, daß er blos bezahlt, doch nie gehandelt habe. Ueber diesen deutschen Händeln verging der Winter. Gagern war glücklich, daß das Unrecht der Theilung Polens durch die Gründung des Großherzogthums Warschau gesühnt sei, er schwärmte für das ritterliche Polen und seine schönen Frauen, und sein scharfer Blick erkannte sofort in dem Tage von Eylau den Wendepunkt des Napoleonischen Glücks. Eine kurze Zeit trug er sich wohl mit dem Gedanken, Napoleon für den Plan eines karolingischen, wesentlich deutschen, Reiches zu gewinnen, und noch im Jahre 1808 widmete er dem Kaiser, „dem großen Völkerhaupte meiner Zeit,“ den ersten Theil seiner Sittengeschichte, allerdings mit dem für einen Rheinbundsminister seltsamen Motto: virtus et in hoste laudanda. Aber das Gefühl der tiefen Unsittlichkeit der rheinbündischen Dinge lastete von Tag zu Tag quälender auf ihm. Stein ward geächtet, sein Besitzthum eingezogen, und nur mit Mühe gelang es dem wohlwollenden nassauischen Minister, der bei solchem Werke helfen mußte, die bittere Noth abzu-

wenden von der Familie des Patrioten. Als endlich das Edict von Trianon (1811) alle auf dem linken Rheinufer Geborene für französische Unterthanen erklärte, so ergriff er gern diesen Vorwand und verließ den nassauischen Dienst, um in Wien als ein freier Mann für die Befreiung des Landes zu arbeiten.

Es war ihm heiliger Ernst mit dieser Arbeit. Nur lag in seinem gutartigen Wesen keine Spur von jenem dämonischen, vernichtenden Franzosenhasse, dessen die Leiter der Bewegung bedurften, um den langen Schlaf zu enden. Ueberhaupt war unter den Männern der Kleinstaaten eine solche grimmige verzehrende Erbitterung nicht möglich, wie in dem freventlich mißhandelten Preußen. Unsere reinsten Kräfte wirkten damals, daß die Nation wieder lerne, an sich selbst und ihre Größe zu glauben. Unter ihnen auch Gagern, als er in Wien seine „Nationalgeschichte der Deutschen" begann, kein wissenschaftliches Werk natürlich, aber eine beredte, feurige Schilderung der germanischen Vorzeit und — eine Verherrlichung des „echten Germanismus." „Der Mann wollte noch etwas mehr als ein Buch schreiben," urtheilte Goethe, und der Erfolg des Werkes rechtfertigte die Meinung. Aber auch diesmal verleugnet sich nicht der Jünger der Humanität. Dasselbe Buch, das die Nation für den Entscheidungskampf entflammen sollte, preist als das Ideal des Staatsmannes — Probus, den milden Sieger, der den bezwungenen Völkern das Glück der Reben bringt. — Es war die Zeit, da die Edelsten und Kühnsten das finstere Handwerk des Verschwörers trieben, da ein Stein mit chemischer Tinte schrieb und Pläne entwarf, die Truppen des Rheinbundes in Masse zum Eidbruche zu verführen. Die Katastrophe von Moskau brach herein. Da ward auch Gagern in die geheimen Entwürfe der Patrioten eingeweiht. Erzherzog Johann hegte mit Hormayr und anderen Häuptern des Gebirgskrieges von 1809 die Absicht, das Einzige zu beginnen, was noch retten konnte, den Volkskrieg zu entzünden in den Bergländern von Tyrol bis Dalmatien. Gagern, der schon während der Revolutionskriege am Rheine bei den kleinen Höfen das Aufgebot des Landsturms empfohlen hatte, nahm Theil an der Verschwörung. Aber treu seinem alten Glauben, daß man die kleinen Dynastien um jeden Preis erhalten müsse, hoffte er auch jetzt noch zu vermitteln zwischen der drohenden Volkserhebung und den Interessen der Höfe. Er hatte Verbindungen in München und meinte sehr richtig, Baiern werde gegen volle Entschädigung auf Tyrol verzichten. Noch weit minder

als Gagern selber war das Wiener Cabinet gesonnen, die rheinbündischen Höfe durch eine hochbegeisterte Volkserhebung zu zermalmen. „Dem siegreichen Feinde stopfe ich mit einer Provinz den Mund; aber das Volk bewaffnen, heißt den Thron untergraben“ — diesem alten Worte Cobenzl's war das Haus Habsburg nur ein einziges Mal, im Jahre 1809, während der kurzen Monde der Verwaltung Stadion's, untreu geworden. Unter Metternich stand die überlieferte Hauspolitik wieder hoch in Ehren. Kaum erhielt der Hof durch einen Verräther Kunde von dem Plane der Volkserhebung, so ward das alte Mißtrauen des Kaisers gegen den Ehrgeiz seiner Brüder geweckt. Die einheimischen Verschworenen verschwanden in Festungen, Erzherzog Johann in den steyrischen Bergen. Gagern ward des Landes verwiesen, aber Metternich bat ihn (März 1813), in das Hauptquartier der Verbündeten zu gehen und Oesterreichs nahen Uebertritt insgeheim anzukündigen. In diesem Gespräche enthüllte der Staatskanzler die geheimste Unwahrheit der habsburgischen Staatskunst: die persönliche Bekämpfung Napoleon's sei die Aufgabe, nicht der phantastische Gedanke der Wiedererwerbung des linken Rheinufers. Und sein Zuhörer — bewunderte die Klugheit des Fürsten und erkannte „sein deutsches Herz und Gemüth!“ Auch als später die Folgen dieser Politik der kleinen Menschen und der kleinen Mittel sich offenbarten, als mit dem Eintritt Oesterreichs in die Allianz der Volkskrieg zusammenschrumpfte zu einem Kriege der Cabinette, als Oesterreich in den Verträgen von Ried und Fulda die Souveränität der Rheinbundskönige anerkannte und somit jede Aussicht auf eine ernsthafte Neugestaltung der deutschen Verfassung abschnitt, da murrte der treue Anhänger des alten Reiches wohl über „so leere, zweideutige Verträge,“ aber sein Vertrauen auf den Wiener Meister blieb unerschüttert. Nach dem Frieden fragte ihn Kaiser Franz mit jener zweifellosen Selbstgefälligkeit, welche den vollendeten Despoten bezeichnet: „Schaun's, bin ich nicht viel gescheidter gewesen als Sie? Hab' ich nicht in Ordnung gethan, was Sie in Unordnung thun wollen?“ — und Gagern war so unverzeihlich gutmüthig, diese Zurechtweisung ganz in der Ordnung zu finden.

So voll Vertrauen auf Oesterreichs edle Absichten, überdies mit dem glücklichen Bewußtsein, daß er zu Wien die Heirath des Erzherzogs Karl mit einer nassauischen Prinzessin vorbereitet — wandte sich Gagern nach Breslau. Er sah es vor Augen, das Erwachen jener einzigen Tage, er sah dies Volk hingeben „Gold für Eisen,“ er sah

die endlosen Züge der Freiwilligen, die einen Volkskrieg ohne Gleichen verkündeten. Aber den ein zweideutiges Gespräch Metternich's von Oesterreichs Treue überzeugte, er blieb Angesichts solcher Erscheinungen störrisch bei dem alten Mißtrauen gegen die preußische Habsucht! Schon auf seiner Reise hatten sich wiederum zitternde Kleinfürsten an den alten bewährten Retter gewendet; der Erbprinz von Oranien, der Prätendent der Niederlande, bedurfte der erprobten Dienste des treuen nassauischen Staatsmannes. Gagern trat als Vertreter dieses Fürsten und des entthronten Kurfürsten von Hessen in den provisorischen deutschen Verwaltungsrath unter Stein's Befehle. Einsam stand dieser gewaltige Mensch unter den Genossen, der, hohen Sinnes, die Einheit als das große Ziel des Kampfes erblickte — „und ist sie nicht möglich, eine Vermittlung, einen Uebergang.“ Hatte Gagern sich geschmeichelt, „seine Hochachtung im Sturme zu erobern,“ so stand er bald rathlos vor „dem heißen Kopfe und exasperirten Gemüthe“ des großen Mannes. Wir wissen heute: war die Hitze dieses Kopfes und die Erbitterung dieses Gemüthes nur um einen Grad geringer, so endete der deutsche Krieg am rechten Ufer des Rheines „mit einem Possenspiele.“ Es war nicht wohlgethan, wenn Gagern jetzt versuchte, seinem Chef „Wasser in den Wein zu gießen,“ und Stein gab keine Antwort, als der Dienstwillige sich erbot, der Melanchthon dieses Luther zu werden. Aber wie hoch auch Stein emporragte über seine Umgebungen, so war es gerade für einen Vertreter „rein-deutscher“ Staaten sehr wohl möglich, einen heilsamen Einfluß auf Stein zu üben. Sein in Rußland gefaßter Plan, die Fürsten des Rheinbundes als betitelte Sklaven und Untervögte des Eroberers zu behandeln, erwies sich schon jetzt als unausführbar, weil die Verbündeten selbst vor solcher Kühnheit zurückschreckten und mehr noch, weil die Völker damals noch fest an ihren Dynastien hingen und nirgends wagten, sich wider den Willen des Fürstenhauses für Deutschland zu erheben. Wenn Gagern in diesem Falle die wirkliche Lage richtiger beurtheilte als Stein, so begegneten sich beide in der klaren Einsicht, man müsse schon jetzt für Deutschlands künftige Verfassung bindende Verträge schließen. Am wichtigsten aber war, dem Einzigen entgegenzuwirken, was sich Stein in dieser Zeit vorwerfen läßt und von Gagern richtig durchschaut wurde, — seinem allzugroßen Vertrauen auf Rußland. Wenigstens versuchen konnte der „rein-deutsche“ Minister, für die eroberten kleinen Staaten zu erreichen, was in Altpreußen durch die Schön und Auerswald be-

reits erreicht war — die Verwaltung des Landes durch ausschließlich deutsche Behörden. Statt dessen begann er wieder mit kleinen dynastischen Bestrebungen. Gagern erwirkte den Beschluß, daß der Kurfürst von Hessen sofort in sein Land zurückgeführt werden sollte. Also geschah es, daß Kurhessen, Dank dem unverbesserlichen Geize seines Fürsten, keinen Antheil nahm an dem Freiheitskriege, und Stein über den zurückgekehrten Herrscher in die grimmigen Worte ausbrach: „geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist bei dem nichts anzufangen!" Zu Gagern's Glück rief ihn, bevor der offene Bruch mit Stein sich entschied, der Erbprinz von Oranien zu sich nach England.

Damit erschloß sich ihm endlich ein größerer Wirkungskreis, aber leider nicht auf dem Boden eines wirklichen, sondern in dem luftigen Bereiche eines erst zu bildenden Staates. Und phantastisch genug waren die Ideen, die damals in seinem regsamen Geiste entstanden. „Nassau-Oranien! Je maintiendray" — der historischen Poesie dieser Klänge vermochte er nicht zu widerstehen. Dieses Haus, dessen deutscher Zweig längst in Nichtigkeit versunken war, während der holländische längst aufgehört hatte deutsch zu sein, erschien ihm jetzt als der geborene Träger der „Politik der rechten Mitte" in Deutschland und in Europa! Die Zustimmung, die er bei Stein vergeblich gesucht, fand er jetzt bei dem Grafen Münster, der sich in ähnlichen Spielen einer traumhaften Welfenpolitik gefiel. Während Stein alle dynastischen Ränke in solcher Zeit verächtlich als Streitigkeiten der Montecchi und Capuletti verdammte, begegneten sich in den Tagen, da Napoleon's Herrschaft ins Wanken kam, sämmtliche Staatsweise unserer Kleinstaaten in dem einen Gedanken: nicht von Preußen dürfe Deutschlands Rettung kommen. Daneben trug sich ein jeder mit der Hoffnung, von seinem Fürstenhause werde die Befreiung Europa's ausgehen. So hoffte der Sachse Senfft, Deutschland werde befreit werden durch — die Polen, da ja das Haus Wettin in Warschau regierte oder vielmehr regiert wurde. Vor Gagern's leichterregter Seele stiegen sinnbethörend die Heldengestalten des schweigsamen und des dritten Wilhelm von Oranien empor, und Münster träumte von der Herrlichkeit Heinrichs des Löwen. Während Stein auf den Staat Preußen und seine soeben herrlich bewährte Lebenskraft seine Hoffnungen gründete, bauten die beiden ministeriunculi (wie Stein in grobem Zorne zu sagen pflegte), weil sie nie in der Zucht eines

wirklichen Staates gelebt hatten, auf die Wunderkräfte zweier fürstlicher Häuser, die ihrer alten Größe seit langem ungetreu geworden. Bei Münster trat dazu ein neidischer Preußenhaß, der Gagern's ängstliches Mißtrauen weit überbot. Der welfische Staatsmann gedachte — in dem Jahre der Schlachten von Dennewitz und Großbeeren! — Altpreußen den Russen zu geben und Preußen auf das Land zwischen Weichsel und Elbe einzuschränken. Als Preußen sich erhob, um in blutiger Arbeit die vor sechs Jahren wirklich erlittene Mißhandlung zu rächen, da polterte er wider die preußische Habgier. Dafür meinte er die Stunde gekommen, das den Welfen vor sechs Jahrhunderten (1180) angeblich widerfahrene Unrecht zu sühnen! Vor solchen Ausbrüchen bösartigen Hasses bewahrte Gagern schon sein billiger Sinn. Aber als er im Sommer 1813 in England und Schweden in oranischen Geschäften umherreiste und mit Münster deutsche Projecte austauschte, mahnte er doch dringend: kein russischer Bund, aber auch kein preußischer! Darum sollte der deutsche Verwaltungsrath in Hannover seinen Sitz nehmen — in demselben Hannover, dessen Leistungen für den deutschen Krieg auch den geringsten Anforderungen nicht entfernt entsprachen. Preußen könne je nach Umständen eintreten oder draußen bleiben; dagegen sei es wünschenswerth, den Wirkungskreis des Verwaltungsrathes auf die Schweiz und die Niederlande auszudehnen! — In London überredete Gagern auch den Herzog von Braunschweig mit großer Mühe, daß er sich an Hannover, nicht an die unter preußischem Einflusse stehende deutsche Centralverwaltung anschließe. Die Projecte der beiden Staatsmänner erweisen sich schon deshalb als verkehrt, weil beide von groben thatsächlichen Irrthümern ausgingen. Gagern nämlich gefiel sich in dem vertrauensseligen Wahne, kein deutscher Fürst habe den Rheinbund wirklich gewollt, man denke in München ebenso gut deutsch als in Berlin u. s. f. Münster aber ahnte nicht die gewaltigen sittlichen Bande, womit ein ruhmreicher Staat seine Glieder umschlingt; er war bitterlich enttäuscht, als das Volk aufstand für „den preußischen Prügel und Ladestock" und nirgends die Sehnsucht sich regte nach der „welfischen Freiheit." — Gern wenden wir den Blick von diesem kleinen Treiben in großer Zeit und freuen uns, den tüchtigen Patrioten wieder zu erkennen in der Schrift „Berichtigung einiger politischer Ideen." In dem Augenblicke, da man im Hauptquartiere der Verbündeten ernstlich daran dachte, am Rheine stehen zu bleiben, forderte

er muthig die avulsa imperii, Elsaß und Lothringen, zurück; das sei der Weg für Oesterreich zur Kaiserkrone, für Preußen zu unbeneideter Vergrößerung.

Gegen Ende des Jahres sandte ihn sein Souverän in das wiedergewonnene oranische Land Dillenburg. Dort leitete Gagern ein Jahr lang die Verwaltung, wirkte redlich für die Heeresrüstungen und erfuhr schon jetzt, wie die Oranier die „Politik der rechten Mitte" verstanden. Im November erhob sich das holländische Volk und rief das oranische Haus zurück; im Laufe des Winters wurden die Festungen des Landes vornehmlich durch preußische Waffen den Franzosen entrissen. Der Erbprinz erlangte von der begeisterten Nation die Souveränität in den Niederlanden — also mehr, als sein Haus je besessen hatte — und dennoch forderte er, der für die Befreiung der Welt durchaus nichts gethan, mit maßloser Begehrlichkeit noch außerdem die für die verlorenen Niederlande vormals empfangenen deutschen Entschädigungslande — die Sache und den Preis, wie Gagern ihm mahnend vorstellte. Der Oranier hoffte, die Niederlande durch deutsche Gebiete am Niederrhein also zu vergrößern, daß die Länder der deutschen und der holländischen Nassauer eine zusammenhängende Masse — ein Groß-Nassau von Bieberich bis zum Texel — bildeten. Doch beirrten solche Erfahrungen den deutschen Staatsmann keineswegs in seiner dynastischen Gesinnung.

Erfüllt von ausschweifenden oranischen Entwürfen kam er auf den Wiener Congreß als Gesandter des Erbprinzen und des Gesammthauses Nassau. In Wien rühmte man bald sein gastfreies Haus, den Koch aus Véry's Schule und die edlen Nassauer Weine. Zu Deutschlands Unheil traf er hier seinen alten Freund Talleyrand, der jetzt mit eiserner Stirn unter dem Banner der Lilien dieselben Pläne französischen Ehrgeizes verfolgte, welche er vordem unter dem kaiserlichen Adler betrieben hatte. Arglos trat Gagern abermals mit dem argen Feinde unseres Volkes in vertrauliche Verbindung. Den zweiten Gesandten Frankreichs, Emmerich Dalberg, einen deutschen Ueberläufer, dem alle Deutschen mit herber Mißachtung begegneten, nahm er gutmüthig unter seinen Schutz; er verwunderte sich, was man denn an dem witzigen, unterhaltenden Manne zu tadeln finde. Nach allen Seiten hin knüpfte er Verbindungen an und begann eine unermüdliche Thätigkeit. Der Boden für die oranischen Hoffnungen war der günstigste. Da Oesterreich sich entschieden weigerte, die Herrschaft in Belgien wieder anzu-

treten, so hatten sich die Mächte schon während des Winterfeldzuges in Frankreich dahin verständigt, die hergestellten Niederlande durch Belgien und einen großen Theil des linken Rheinufers (das Roer-Departement mit Cöln und Aachen) zu vergrößern. England war der große Gönner des neuen Staates, denn die Kolonien Hollands waren in seiner Hand; auch die Flotte, welche im Antwerpener Hafen durch überwiegend deutsche Truppen erbeutet worden, war nach England abgeführt; und das Cabinet von St. James durfte nur dann hoffen, diese reiche Beute zu behalten, wenn man die Niederlande auf dem Continente entschädigte. Man gefiel sich zu London in der, von den Oraniern schlau genährten, Hoffnung, Belgiens Industrie und den Hafen von Antwerpen durch solche gehäufte Wohlthaten der englischen Handelspolitik dienstbar zu machen. Auch trug man sich eine Zeit lang mit dem Gedanken, den Prinzen von Oranien mit der Erbin des englischen Thrones, der Prinzessin Charlotte, zu vermählen. Welch eine Gelegenheit für Gagern, die luftigsten Pläne zu spinnen! Schien sie nicht wiederzukehren, die Zeit, da der dritte oranische Wilhelm England und Niederland und mit ihnen den Welttheil lenkte? Ward nicht durch den Bund der beiden Seemächte eine schon von Blackstone gepriesene „Ur- und Fundamentalidee der englischen Verfassung“ erneuert? — Die anderen Mächte huldigten wieder dem schwächlichen Gedanken der alten Barrierenpolitik. Mit einigem Scheine ließ sich beweisen, daß man im Norden an einer ähnlichen strategisch wichtigen Stelle ein ähnliches neutrales Bollwerk zwischen Deutschland und Frankreich einschieben müsse, wie im Süden die ebenfalls vielsprachige und confessionell gespaltene Schweiz. So wurden die Niederlande das „Schoßkind der Mächte,“ das sie nach Metternich's Geständniß „mit wahrer Affenliebe“ großzogen. Gagern verschloß sich nicht der Einsicht, daß diese Barrierenpolitik lediglich hervorgerufen werde „durch die Ueberlegenheit der französischen Einheit über die deutsche Vielheit.“ Die Frage endgiltig zu lösen, indem man der französischen Einheit eine deutsche Einheit gegenüberstellte — dieser Gedanke war damals unausführbar und hätte an Gagern, dem Verehrer der Kleinstaaterei, einen Gegner gefunden. Einen andern Weg schlug bald nach dem Frieden Alexander Everett vor, der als Gesandter der Vereinigten Staaten im Haag die innere Schwäche des neuen Staats scharf durchschaute. Wollte man Deutschland wirklich vor Frankreich schützen, meinte der Amerikaner mit dem sichern Menschenverstande seines Volks, so mußte man Preußen

die Herrschaft über ganz Nord-Deutschland einräumen. Auch dies war auf dem Wiener Congresse unmöglich, nachdem Preußen bereits in die Wiederherstellung und Vergrößerung von Hannover und Kurhessen gewilligt hatte. Und Gagern am wenigsten hätte diesen Gedanken gebilligt: bei der „politischen Exaltation des preußischen Volkes“ schien es ihm eine schwere Gefahr für den Frieden der Welt, wenn die kriegerischen Staaten Frankreich und Preußen an einander grenzten. Dies zu verhindern durch einen dazwischen geschobenen friedfertigen Staat galt ihm als „die wohlthätigste und weiseste Maßregel des Congresses.“

So gar einfach, wie die Tagespolitiker heute meinen, lag die niederländische Frage freilich nicht; eine Lösung derselben nach dem Grundsatze der Nationalität war und ist unmöglich, denn drei, nicht zwei, Nationen wohnen dort zusammen. Doch allerdings übersah Gagern — mit jenem leichtblutigen Eifer, der ihm eigen war, sobald einmal ein Plan sich seines lebhaften Hirns bemächtigt hatte — gänzlich den unversöhnlichen Gegensatz der belgischen und der holländischen Geschichte. Kecklich leugnete er, daß jemals Haß bestanden habe zwischen beiden Ländern. Sogar die Theilung des Reiches Karls des Großen mußte ihm als ein Beweis dienen für die Nothwendigkeit eines Deutschland und Frankreich trennenden Zwischenreichs. Ueber solchen historischen Phantasien überhörte er den lauten Widerspruch des französischen, des belgischen und des holländischen Volkes. Auch in Deutschland fehlte es nicht an tadelnden Stimmen. Wiederholt warnte der Rheinische Mercur, und ein bewährter Kenner der niederdeutschen Dinge, Ludwig v. Vincke, urtheilte kurzab: die Belgier werden sich nie gutwillig dem neuen Reiche fügen! Und wahrhaftig, auch die Holländer wußten sehr wohl, warum sie die Vergrößerungspläne der Oranier nur widerwillig duldeten. Die Republik der Niederlande war eine Großmacht gewesen, so lange die Landpolitik der Oranier durch die Seemacht von Holland unterstützt ward; sie war ausgeschieden aus der Reihe der selbständigen Mächte, seit ihre Flotte verfiel und der Staat allein geschützt ward durch die Barriere der Landfestungen. Jetzt vollends, da die Flotte geraubt und der größte Theil der Kolonien verloren war, lag der Staat gelähmt danieder und konnte nicht hoffen, eine widerstrebende Provinz zu bändigen.

Theilte Gagern diese Täuschungen mit den meisten seiner Genossen, so trifft dagegen ihn allein der harte Vorwurf, den Stein ihm zurief: „vergessen Sie über dem Batavisiren das Germanisiren nicht.“

Getreu der phantastischen Grille vom echten Germanismus sah er in den Niederlanden zwar nicht den „Bundesgenossen", aber den „Bundesverwandten", der in die „Gesammtmacht", aber nicht in die inneren Verhältnisse Deutschlands eintreten müsse. Er hoffte von Hollands Seemacht eine starke maritime Stellung für Deutschland, er meinte Holland berufen, unsere Kleinstaaten um sich zu versammeln, sie zu schützen gegen die deutschen Großmächte. Dies Alles sollte sich erreichen lassen, ohne daß die Niederlande in den deutschen Bund einträten; denn natürlich die Holländer und das Haus Oranien widerstrebten dem hartnäckig, und Gagern selber gesteht: „mir schien weder das alte Reich so liebenswürdig und achtbar, noch die neuen Machinationen so einladend, daß den Niederlanden, besonders dem holländischen Theile, damit ein besonderer Dienst und Gefallen gethan würde." Wie aber konnte trotzdem das neue Königreich Einfluß auf Deutschland ausüben? In seiner Verlegenheit verfiel Gagern auf einen höchst außerordentlichen Ausweg: er „opinirte weder für die gänzliche Verbindung noch für die gänzliche Sonderung." Lag nicht „das Beispiel Dänemarks" so nahe, das nur mit einem Theile seiner Länder dem Bunde angehörte? Nun hatte der gewandte oranische Unterhändler soeben das Großherzogthum Luxemburg sehr vortheilhaft eingetauscht gegen die „urnassauischen Lande" Dillenburg-Siegen; jetzt sorgte er rüstig, daß Luxemburg wirklich in den Bund eintrat. Er handelte damit den Absichten seines Fürsten zuwider und tröstete den Oranier durch die Nothlüge: „on a insisté et j'ai laissé faire." Mit hoher Befriedigung beschaute er das Vollbrachte: „die wesentlichen Zwecke des Bundes, des Zusammenseins, der Verpflichtung zur Vertheidigung von Luxemburg, des Austausches der Ideen und Ansichten, der Mitwissenschaft, des Einflusses und der Beredung wurden dadurch fast ebenso vollständig erreicht!" Er beklagte als einen „immensen Fehler," daß nicht auch die Schweiz in ein ähnliches Zwitterverhältniß zum deutschen Bunde gebracht wurde. Nach Jahren noch tröstete er die deutschen Unzufriedenen: Alles, was Deutschland an die Fremden verloren habe, werde reichlich ersetzt durch die segensreiche Verbindung Hannovers mit England, Holsteins mit Dänemark, Luxemburgs mit den Niederlanden! — Sicherlich, der Eintritt des gesammten belgisch-niederländischen Staats in den deutschen Bund konnte beiden Theilen nur zum Unsegen gereichen, nur eine neue Unwahrheit in das deutsche Bundesrecht einfügen. Aber nicht minder unselig war jene halbe Ver-

bindung, welche Gagern bewirkte. Nicht umsonst, leider, hatte der wohlwollende Mann in Talleyrand's Schule das frivole Markten um Land und Leute gelernt: nach dem Willen der verhandelten Völker zu fragen, kam ihm nicht in den Sinn. Daß Holland seit zweihundert Jahren sich vollständig und mit hellem Bewußtsein dem deutschen Wesen entfremdet hatte, wollte er nicht begreifen. Er ließ den geliebtesten und begabtesten seiner Söhne in holländische Dienste treten, ohne zu ahnen, daß er ihn in die Fremde schickte. Alles Ernstes wähnte er als ein guter Deutscher zu handeln, wenn er ein Stück nach dem andern vom deutschen Reiche, sogar preußisch Geldern für den Fremden verlangte. Und regte sich ihm ja einmal die Frage: ob er nicht leichtsinnig eine Verbindung als bereits vorhanden annehme, welche vielleicht in ferner Zukunft der deutsche Staat, wenn er besteht, wieder wird schließen können? — dann tröstete er sich: „die Hauptsache liegt nicht in solchen Distinctionen, sondern daß es treu und fest gemeint sei und so nach der Gestaltung gemeint sein müsse." So stellte ein Staatsmann die ernsteste Machtfrage auf den guten Willen der Oranier, deren schlechten Willen gegen Deutschland er täglich vor Augen sah. Ihnen zu Liebe bot der leidenschaftliche Beschützer der Kleinstaaten sogar die Hand zur Mediatisirung des Fürstenthums Bouillon — denn „der kleine Staat dort taugte nichts." Dabei beherrschte ihn wieder die Angst vor Preußens Habsucht — vor jener preußischen Habsucht, welche in den jüngsten zwanzig Jahren das Haus Oranien zweimal gerettet und öfter noch bis zum Uebermaße beschützt und gefördert hatte. Darum that er im Bunde mit Hannover sein Bestes, um Holland von einer „erschreckenden" Nachbarschaft zu befreien und Preußen fern zu halten von der Maas, vom linken Rheinufer und von der Nordseeküste, die doch allein durch Preußen für Deutschland gesichert werden kann. Den Umtrieben Gagern's dankt Deutschland, daß unser Rheinland gegen Holland eine schlechthin lächerliche Grenze hat und von der Wasserstraße der Maas abgeschnitten ist.

Widersetzte sich Gagern schon jenen Gebietserweiterungen Preußens, welche zu Deutschlands Sicherung unumgänglich nöthig waren, so kam vollends ein heiliger Eifer über ihn, als über Preußens Ansprüche auf Sachsen verhandelt ward. Schon einmal sahen wir den Allbereiten für das Haus Wettin wirken; der friedfertige alte Friedrich August blieb dem humanen nassauischen Staatsmanne immerdar eine hochehrwürdige Erscheinung. Gänzlich unberufen, ja sogar gegen

Willen und Interesse seines Souveräns, mischte sich der geschäftige Mann in den Handel, denn er meinte die heiligsten Grundsätze des Rechts bedroht. Und sicherlich war auch sein Rechtsgefühl mit im Spiele, wenn er Castlereagh beschwor, den Umsturz eines legitimen Thrones zu hindern. Aber predigte er wirklich Rechtsgrundsätze, wenn er den österreichischen Staatsmännern versicherte, jener kaiserliche Minister verdiene das Schaffot, der nach den Erfahrungen des siebenjährigen Krieges Preußen zu den Pässen des Erzgebirges vordringen lasse? Vor wenig Monden noch, als Preußens Fahnen auf dem Montmartre wehten, hatte der Welttheil einmüthig gestanden, daß Preußen das Größte gethan für die Befreiung Europas, und Niemand wagte laut zu widersprechen, als der Dichter sang: „Tapfre Preußen, tapfre Preußen, Heldenmänner, seid gegrüßt! Beste Deutsche sollt ihr heißen, wenn der neue Bund sich schließt!“ Seitdem schien die Welt verwandelt. Dieselben Rheinbundskönige, die vor kurzem flehentlich um Aufnahme in die große Allianz gebeten hatten, wagten jetzt die offenkundigen Thatsachen der jüngsten Vergangenheit zu leugnen, sie schilderten Preußen als eine Macht, die „erst kürzlich das Mitleid der Alliirten angefleht habe,“ sie stellten diesen Staat dar als den Störenfried Europa's, weil er das in dem gerechtesten der Kriege eroberte Sachsen behaupten wollte. Talleyrand ergriff die willkommene Gelegenheit, um den verlorenen Einfluß Frankreichs auf Deutschlands Geschicke wiederzuerlangen. Er nannte Frankreich den geborenen Beschützer der mindermächtigen deutschen Staaten — jener Staaten, welche von Thiers als „so sanfte, so angenehme, so freundschaftliche Nachbarn Frankreichs“ belobt werden — das will sagen: er versuchte, den Rheinbund in modernerer Form herzustellen. Er, der sich selber vordem als den Henker des alten Europa bezeichnet hatte, erfand jetzt das Zauberwort „Legitimität“ und predigte salbungsvoll wider die Zertheilung der Völker. Alle geheimen Anhänger des Bonapartismus sammelten sich unter seinen Fahnen. „Zum ersten Male seit die Welt steht predigen die Franzosen Principien und man hört sie nicht!“ — klagte der badische Minister Hacke. Auch Gagern hielt treulich zu dem alten Freunde.

Es war doch eine gar zweideutige Gesellschaft, welche den wackeren Mann jetzt aufnahm. Denn wahrlich, wenn die Persönlichkeiten der streitenden Parteien allein den Ausschlag geben könnten, dann wäre die sächsische Frage ebenso leicht zu entscheiden, wie sie in Wahrheit schwer zu beurtheilen ist. Mit Talleyrand zusammen wirkten Prinz Anton von

Sachsen, der die gemüthliche Theilnahme seines Schwagers, des Kaisers Franz, für Friedrich August zu erregen versuchte, und der sächsische Gesandte Schulenburg, der alles Ernstes die Vernichtung Preußens verlangte. Auch Münster meinte, der Staat, der Hannover gerettet hatte, müsse zerstört werden; er jubelte: „Wir spielen eine partie en trois; ist der Feind geschlagen, geht es gegen den Freund." Vor allen hatte Gagern seine Freude an dem bairischen Marschall Wrede, der in polternden Drohungen das Aeußerste leistete und mit dem Säbel klirrend sich vermaß, das preußische Heer zu schlagen. Schnell hatte Oesterreich erkannt, der Augenblick sei gekommen, sein an Preußen verpfändetes Wort zu brechen. Lord Castlereagh ward durch Münster's und Gagern's Belehrungen für die Sache der Feinde Preußens gewonnen. So schloß denn am 3. Januar 1815 Kaiser Franz mit England und Frankreich das berufene geheime Bündniß wider die Gäste seines Hauses, die Herrscher von Preußen und Rußland. Gagern eilte, für die Niederlande dem Bunde beizutreten. Die schlechtesten Mittel wurden von seinen Genossen in Bewegung gesetzt. In München druckte man gefälschte Actenstücke, welche Preußens gefährliche Pläne enthüllen sollten, und wer ein Ohr hatte, mußte aus den wüthenden Schimpfreden der bairischen Blätter gegen Preußen die wohlbekannten Laute des Bonapartismus heraushören. Das Alles beirrte den Helden der Kleinstaaterei nicht. Aus reiner Begeisterung für Deutschlands Recht und Ehre bot er die Hand dazu, daß die französischen Heere abermals in Deutschland einfallen sollten!

Die großen Mächte, welche die Verantwortung eines Krieges selbst zu tragen hatten, stießen endlich die kleinen dilettantischen Politiker zur Seite. England zuerst erkannte, daß der Krieg allein dem französischen Interesse zu Gute kommen konnte. Auch dem milden Gagern ward bei der drohenden Kriegsgefahr unheimlich zu Muthe: er dachte nach seiner Weise wieder an eine Vermittlung. Zuletzt einigte man sich — wie in den meisten Fragen, welche den Congreß beschäftigten — über ein jammervolles Compromiß. Die Mittelmäßigkeit triumphirte: anstatt der harten Züchtigung eines Bonapartistischen deutschen Fürsten beschloß man ein schweres Unrecht gegen ein deutsches Land. Gagern klagte bitter, doch er trug selbst einen guten Theil der Schuld; ja nach seiner sanguinischen Art tröstete er sogar die murrenden Preußen: ihr erhaltet ja doch ein Stück des Landes! Immerhin war er von den Widersachern Preußens einer der Redlichsten, freilich

auch der Unklarsten einer. Denn vergeblich fragen wir: wo sollte denn nach Gagern's Meinung Preußen das Verlorene wiedergewinnen? Daß Preußen sein Franken, sein Ostfriesland und Hildesheim nicht zurückfordern dürfe, verstand sich dem Freunde der Kleinstaaten von selbst. Am Rhein wie in Sachsen schien ihm Preußens Macht gefährlich. Hielt er wirklich für heilsam, daß Preußen sich mit den unseligen polnischen Landen wieder belaste? Oder meinte er wirklich, der Staat, der uns gerettet, solle aus einem siegreichen Kampfe kleiner hervorgehen denn zuvor? Schien es ihm heilsam, daß, wie es in der That geschah, Preußen mit dem schwierigen Amte des Grenzhüters am Rheine betraut ward, ohne daß man diesem Staate die nöthigen Mittel dazu gewährte? Eine sichere Antwort ist nicht möglich, und wir denken nicht Gagern allein diese Verworrenheit vorzuwerfen. Die Schärfe der deutschen Stammesgegensätze wurde damals von aller Welt maßlos überschätzt — auch von Preußens Staatsmännern, wenn sie Sachsen nur durch eine Personalunion mit Preußen zu verbinden dachten. Und Gagern hat die Attractionskraft des preußischen Staates auch später nie begriffen; als ein rechter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts blieb er blind für die Verschmelzung unserer Volkstheile, die sich vor unsern Augen so stätig und sicher vollzieht. Noch im Jahre 1826 konnte er meinen, der erste deutsche Nationalkrieg müsse, um des guten Gewissens willen, mit der Wiederherstellung Sachsens beginnen! Von den Grundsätzen der deutschen Politik, welche dem alten Geschlechte als unumstößlich galten, hatte in den Tagen der Noth keiner sich bewährt; und die einzige neue Wahrheit, welche die letzten Jahre zu predigen schienen, die nothwendige Freundschaft der deutschen Großmächte, erwies sich schon jetzt als ein Wahn. Was Wunder, wenn in solcher Zeit der Gährung aller politischer Ideen die Diplomaten der Kleinstaaten in die leersten Projecte sich verirrten? Der schwerste Vorwurf vollends, welchen die freiere Gesittung unserer Tage gegen diesen sächsischen Handel erheben muß, wäre von den Diplomaten der alten Schule nicht einmal verstanden worden: fand man es recht, diesen Friedrich August zu entthronen, so durfte man ihn nimmermehr entschädigen. Denn war er unwürdig des sächsischen Thrones, — welche frivole Mißachtung der Völker konnte dann wagen, ihn für ein anderes deutsches Land gut genug zu finden?

Vor allen anderen Fragen lag Gagern die Neubildung der deutschen Verfassung am Herzen, und hier bewährte er sich als

einer der bravsten und — soweit die Unreife der Zeit es gestattete — auch der einsichtigsten Streiter. Noch gab es kaum die Keime wirklicher Parteimeinungen über die deutsche Frage. Das Bild, welches selbst die Gebildeten von der deutschen Verfassung sich entwarfen, war nicht viel klarer als jener Plan eines deutschen Reichswappens, den damals der Rheinische Mercur besprach: der Doppelaar den schwarzen Aar „zärtlich umhalsend" und der bairische Löwe „friedlich dazugesellt." Den Meisten galt es für kleinlich, in den großen Tagen der nationalen Wiedergeburt um Verfassungsfragen zu sorgen. Die ungeheuerlichste aber der Selbsttäuschungen der Zeit offenbarte sich, wenn die Patrioten wieder und wieder versicherten, das Volk sei in seinen Wünschen vollkommen einig, wisse ganz genau, was es wolle! Blindlings trieb man hinein in die Berathung über die deutsche Verfassung, bevor man noch wußte, für welche Länder dies neue Staatsrecht gelten sollte. In der Nation fand keiner der zahlreichen Reformpläne überwiegende Unterstützung, und kein Einzelstaat war mächtig genug, um die Verhandlungen nach seinem Sinne zu leiten. In solcher Lage mußten die Berathungen nothwendig dazu führen, daß man eine Restauration des Zustandes vor dem Rheinbunde — oder vielmehr: die gesetzliche Anerkennung des augenblicklich Bestehenden — beschloß. Die souveränen Fürsten standen gleichberechtigt nebeneinander; die Nation dagegen war seit Jahrhunderten mediatisirt; und da überdies die Verhandlungen in den althergebrachten Formen des völkerrechtlichen Verkehrs, durch Vertreter der Fürsten, gepflogen wurden, so ließ sich voraussehen, daß Deutschland als ein Bund der Fürsten, nicht der Völker constituirt werden würde. Gagern freilich griff mit seiner Restaurationslust in eine noch weiter entlegene Vergangenheit zurück. Der Reichsritter verlangte die Herstellung des alten Reiches mit Beseitigung des Unmöglichen, also namentlich der geistlichen Fürstenthümer. Schon im Beginne des Feldzuges von 1813 hatte er an Metternich geschrieben, die Kaiserwürde müsse von selbst wieder aufleben. Mit solcher kaiserlichen Gesinnung vertrug sich diesmal sehr glücklich seine Vorliebe für die kleinen Staaten.

Eigenmächtig hatten die beiden Großmächte, Hannover, Baiern und Würtemberg einen Ausschuß zur Berathung der deutschen Verfassung gebildet. In diesem Fünfer-Comité offenbarten Baiern und Würtemberg sofort das von Stein gebrandmarkte rheinbündische System „der Vereinzelung gegen den Bund, des Ehrgeizes gegen die Kleinen, des Despotismus gegen ihre Länder." „Aus verschiedenen Völkerschaf-

ten, z. B. Preußen und Baiern, so zu sagen eine Nation zu bilden, könne nicht die Absicht sein" — so klang Würtembergs Antwort auf den Vorschlag einer kräftigen Centralgewalt. Mit um so verdächtigerem Eifer ergriff der Würtemberger Despot den Gedanken einer Kreisverfassung; insbesondere der Südwesten schien ihm eines kräftigen, mit voller Militärgewalt ausgestatteten, Kreisobersten dringend bedürftig! So trat schon während der Geburtswehen des Bundes die seitdem niemals gänzlich erstorbene Absicht hervor, das Chaos der deutschen Dinge zu vereinfachen, die Vielheit der Staaten zu wenigen größeren Gruppen zusammenzufassen. So natürlich schien dieser Gedanke der Kreistheilung Deutschlands, daß sogar Wilhelm Humboldt ihn auf dem Congresse wiederholt vertheidigte. Und doch konnte man billigerweise weder an Baden noch an Darmstadt das Verlangen stellen, daß sie sich den Befehlen Würtembergs unterordnen sollten. War doch Würtemberg kaum minder ohnmächtig als jene Staaten selbst, und welche Aussicht auf Ränke der unlautersten Habsucht erschloß sich, wenn man den in der Schule des Rheinbundes erzogenen Kleinkönigen die leicht zu mißbrauchende Gewalt eines Kreisobersten in die Hand gab! Gagern allerdings, der begeisterte Verehrer des alten Reichsrechts, mußte wissen, daß im heiligen Reiche sowohl die Kreisverfassung als auch die höhere Berechtigung der mächtigeren Fürsten — des Kurfürstencollegiums — bestanden hatte. Doch wo er seine theuren Kleinstaaten gefährdet sah, da vergaß er gern die Bedenken des correcten Reichsjuristen. Rührig schürte er den Unwillen der Kleinen wider die deutsche „Pentarchie."

Am 14. October versammelte er die kleinstaatlichen Genossen zu einem munteren Frühstück in seinem Hause, mahnte sie, das einseitige Vorgehen der Fünf zu „rectificiren" und stiftete den Verein der deutschen souveränen Fürsten und freien Städte zur Wahrung der Rechte der Kleinstaaten. Zuversichtlich meinte er noch in späteren Jahren: „die Mindermächtigen, zusammenhaltend, hätten die Eintracht der Mächtigen nicht erfleht, sondern geboten!" Der Widerwille gegen Oesterreich und Preußen beherrschte ihn völlig. Nicht die von dem Ehrgeiz Baierns und Würtembergs den Kleinen wirklich drohende Gefahr bestimmte sein Verfahren; vielmehr sah er in dem Ausschusse der Fünf nur „die verhüllte Zweiherrschaft" der Großmächte, die Gefahr der Zweitheilung des Vaterlandes. Im Eifer seines Batavismus und seines Mißtrauens gegen die „Löwengesellschaft" mit Oesterreich und Preußen stellte er die Wahl: entweder gleichmäßige Theilnahme aller Staaten an der Ver-

fassungsberathung — oder ein Bund der Kleinstaaten allein ohne Oesterreich und Preußen, aber mit Dänemark und den unvermeidlichen Niederlanden! So zerrannen dem wunderlichen Manne die gesundesten Gedanken unter den Händen. Eben diese Schwäche Gagern's ward von Stein durchschaut. Stein bewog also hinter Gagern's Rücken den Verein der neunundzwanzig Kleinstaaten, am 16. November an Oesterreich und Preußen eine Note zu richten: die beiden Großmächte wurden darin gebeten, der Berathung aller Staaten einen Verfassungsplan, der die Herstellung des Kaiserthums enthielte, vorzulegen. Die Note war im Wesentlichen nach Gagern's Sinne, nur daß er nimmermehr die Initiative an Oesterreich und Preußen übertragen wollte. Uns freilich erscheint es heute nahezu lächerlich, daß man dies verjüngte Preußen einem habsburgischen Kaiser zu unterwerfen und Deutschland abermals mit jenem österreichischen Wahlkaiserthum zu belasten gedachte, das so lange unser Fluch gewesen. Aber was berechtigt uns, die Anschauungen unserer Tage in jene Zeit zurückzutragen? Die Besten gerade der deutschen Patrioten, auch Stein, forderten damals die Herstellung des Kaiserthums, schon damit der Name des Reichs nicht untergehe. An jeder Tafelrunde der jungen germanischen Schwärmer klang es feierlich: „woll'n predigen und sprechen vom Kaiser und vom Reich", und noch zwei Jahre nach dem Congresse urtheilte der wackere F. G. Welcker mit größter Zuversicht, alle Uebel, daran Deutschland kranke, besonders das Raubsystem der souveränen Staaten, rührten daher, „daß dem verfallenen Deutschland kein Kaiser werden sollte!" Zwar haben einzelne der kleinstaatlichen Gesandten später gestanden, daß ihnen zunächst darum zu thun war, das Fünfercomité zu sprengen; und Gagern's Gutmüthigkeit wollte nicht sehen, daß einigen seiner Genossen der vage Kaiserplan lediglich als frivoler Vorwand diente. Doch die Mehrzahl der Kleinfürsten war von dem, der Schwäche natürlichen, Wunsche beseelt, daß eine starke Reichsgewalt sie schützen möge gegen die Uebergriffe der Stärkeren. Der nebelhafte Plan enthielt einzelne sehr bestimmte, sehr heilsame Vorschläge, die Gagern's ganzen Beifall hatten: die Kleinen waren bereit, ihren Unterthanen ausdrücklich bezeichnete landständische Rechte zu gewähren, nicht minder Einschränkungen ihrer Souveränität im Innern und nach Außen zu ertragen.

Der Widerstand der Kleinen trug wesentlich dazu bei, daß der Rath der Fünf sich auflöste. Im selben Augenblicke ward durch die sächsischen Händel der Fortgang der deutschen Berathungen überhaupt un-

terbrochen. Im Verlauf des Winters einigte man sich in der Stille, wer in den Bund aufzunehmen sei. Auch Gagern begriff, ungern genug, daß eine Wiederherstellung aller kleinen Herren nicht möglich sei, und der Anwalt aller Kleinfürsten verwies jetzt klagende Mediatisirte trocken auf „das Anerkenntniß der Mächte und den Besitzstand." Seine Kaiserpläne erledigten sich durch jene merkwürdigen Noten, worin Capodistrias und Stein mit unwiderleglichen Gründen die Nothwendigkeit der Kaiserwürde bewiesen und Humboldt nicht minder schlagend die Unfähigkeit Oesterreichs zu dieser Würde darthat. Das einfache logische Ergebniß dieses Für und Wider zu finden, war dieser Zeit noch nicht gegeben. Immer neue, immer schwächere Bundespläne tauchten auf; in dringenden Erinnerungsnoten mahnte Gagern mit seinen Getreuen, daß man endlich die Berathungen Aller beginne. Ein anderer, gewaltigerer Dränger erschien, der rückkehrende Napoleon. Man stand an der Schwelle eines neuen Kriegs, der König von Würtemberg ersehnte bereits die Rückkehr unter Napoleon's ruhmvolle Fahnen. Offenbar, das war die Stunde nicht, Deutschlands Verfassung zu gründen. Verschob man die Berathungen bis nach dem Siege über Napoleon, wie Hardenberg vorschlug, so durfte man hoffen, die Rheinbundskönige, die eben jetzt trotzig das Haupt erhoben, gebeugt zu finden und eine Schmälerung ihrer Souveränität durchzusetzen. Gagern dagegen und seine kleinstaatlichen Genossen bestanden mit unüberlegtem Eifer darauf, daß der Bund sofort gegründet werde, und Metternich stimmte bei, denn gerade jener halb hastigen, halb verzweifelnd müden Stimmung, welche jetzt der Gemüther sich bemächtigt hatte, bedurfte er für seine Pläne. Das Stichwort des Congresses „c'est une question vide" ward jetzt auch auf die wichtigste der europäischen Fragen, auf die deutsche Verfassung, angewendet: man beschloß kleinmüthig, sich mit den „Grundzügen" der Bundesverfassung zu begnügen — mit Grundzügen, deren Ausbau von vornherein rechtlich unmöglich war, da er nur durch einstimmige Beschlüsse der Bundesstaaten erfolgen konnte! Stein und jene Monarchen, von denen sich ein ernsthafter Widerstand gegen den Particularismus erwarten ließ, hatten Wien bereits verlassen. Da endlich, im Mai und Juni, erfolgten die Berathungen Aller über jene „Grundzüge" der Bundesverfassung: die Entscheidung über unsere Zukunft ward im Submissionswege ausgeboten und schließlich jenen zugeschlagen, welche das Geringste leisten wollten. Bis zum Ende suchte Gagern zu retten, was zu retten war. Er beantragte zu dem berüchtigten Artikel 13 („In allen

Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung stattfinden"), daß statt des „nackten, unbefriedigenden: soll" eine Angabe der landständischen Rechte gesetzt werde. Der Edelmann hatte früher gesorgt, daß die Bundesacte der Reichsritter des linken Rheinufers gedachte: mit gleichem Eifer vertrat er jetzt die Rechte des Volkes. Ihm war kein Zweifel, mit dem Worte Landstände seien „alle Consequenzen" gemeint, welche die „Mutation der Zeit" mit sich führe. Während Münster in hochpathetischen Noten gegen den fürstlichen Absolutismus donnerte, aber mit all seinen großen Worten lediglich die Herstellung des selbstherrlichen hannoverschen Junkerthums, der feudalen Stände von Calenberg-Grubenhagen, bezweckte, verlachte Gagern diese höfische Lehre von der „deutsch-rechtlichen" Vertretung ständischer Corporationen als hohlen Mysticismus. Vergebliche Worte. Man beschloß, statt jenes „soll" das verhängnißvolle „wird", statt eines Befehles eine Prophezeiung zu setzen, — und unsere Fürsten sorgten dafür, daß sie als falsche Propheten erfunden wurden. Ein böser Unstern ließ endlich Gagern ganz zuletzt ein unbedachtes Wort von schwersten Folgen sprechen. Als am 5. Juni die letzte Aeußerung über die Bundesacte eingefordert ward, erklärte er Luxemburg bereit zum Beitritt „zu diesem gemeinschaftlichen Bande, das Zeit und Erfahrung erst bessern müssen:" — doch unter der Voraussetzung, daß der Bund ganz Deutschland umfasse. Er hatte sicherlich ganz arglos geredet; der Vorbehalt verstand sich von selbst, denn nach der ausdrücklichen Erklärung der Mächte hing es nicht von der Willkür der Einzelstaaten ab, ob sie dem Bunde beitreten wollten. Aber in diesem kritischen Augenblicke, wo man einen neuen Sieg Napoleon's befürchtete, wurde das arglose Wort des Guten ein willkommener Vorwand für die Bösen. Die Vorbehalte gleichen Sinnes mehrten sich, und in der Angst, es könne endlich gar kein Bund entstehen, gab man Baiern zu Liebe auch das Bundesgericht, das will sagen die Rechtsordnung in Deutschland, dahin.

So entstand die Bundesacte, und nie ist ein vollendetes Werk von seinen Werkmeistern mit trübseligeren Worten begrüßt worden. Besser immerhin ein so unvollkommener Bund als gar keiner! — also trösteten die Noten Preußens und Hannovers die verstimmte Nation. Aus dem Munde des Mannes, der oftmals irrend, doch brav und unermüdlich an der entstehenden Bundesacte arbeitete, stammt auch das schlagendste Urtheil über das vollendete Werk. Nach den Karlsbader Conferenzen schrieb Gagern an seinen Freund, den Mecklenburger Plessen, der zu

Wien mit ihm die Gesandten der Kleinstaaten geleitet hatte: „Sie sprechen von der bestehenden Ordnung der Dinge. Ich suche vergeblich den Bestand. Ich sehe eine Bundesacte, die wir zu entwickeln zu Wien uns erst vornahmen und die Sie zu entwickeln Sich jetzt abermals vorgenommen haben; einen Artikel 13, von dem Sie bald behaupten, daß er klar sei, und bald, daß er nicht klar sei; dazu Souveränität, die so höchst schwer zu definiren ist!“ — Das Urtheil gilt noch heute, und eher nicht sind wir reif zur nationalen Reform, als bis wir den ganzen Ernst dieses guten Wortes begriffen haben: was man uns preiset als die deutsche Ordnung, das ist einfach die constituirte Anarchie! Trotz so heller Einsicht in die Mängel des Beschlossenen fand der gutmüthige Mann bald wieder einen Trostgrund. „Zu Wien, meinte er, war sicher die Idee vorherrschend, das Bessere zu suchen.“ Ob man wirklich das Bessere auch nur suchte, das ließ sich bezweifeln nach so mancher Erfahrung, die Gagern an seinem eignen Fürstenhause machte. Noch während des Congresses verkaufte das deutsche Haus Nassau ein Bataillon an seine holländischen Vettern — oder vielmehr, wie die Zeitungen beschwichtigend erklären mußten, diese deutschen Truppen wurden nicht verkauft, sondern blos „verliehen.“ — Gagern's dynastischer Eifer fand bei seinem königlichen Herrn schlechten Lohn. Dem offenen Hause, das Gagern in Wien gehalten, verdankte er einen guten Theil seiner Erfolge; aber es war nicht befohlen gewesen, der Aufwand ward ihm nicht ersetzt. Alle Rührigkeit des Gesandten vermochte die Ländergier des Oraniers nicht zu befriedigen. „Es scheint, als würden meine Herren Agnaten besser bedient als ich,“ schrieb der König einmal an Gagern; darauf der Reichsritter: „Ich habe die Ehre Ihnen zu bemerken, daß Ihre Kammerdiener und Schreiber Sie bedienen; angesehene Edelleute und Staatsmänner dienen Ihnen. Eine solche Behandlung ist der sicherste Weg, sich Verräther zu bereiten. Mögen Ew. Kgl. Majestät keine schlimmeren Verräther finden als die Gagern!“ — Der König erkannte sein Unrecht, erklärte, er wollte den Handel der Vergessenheit übergeben, und die dynastische Ergebenheit seines gutherzigen Diplomaten war vollauf zufriedengestellt.

Alsbald sollte Gagern mit Schmerz erfahren, was Deutschlands Macht von der „nicht bestehenden“ Verfassung zu erwarten habe. Deutschland führte seinen ersten Bundeskrieg. Oder vielmehr keinen Bundeskrieg. Denn als die kleinen Fürsten schon im März 1815 verlangten, unter Zustimmung der Großmächte, daß der Krieg „bundes-

mäßig" begonnen werde, da war der Bund noch gar nicht vorhanden! Und wäre auch der Krieg erst nach dem Abschluß der Bundesacte ausgebrochen, so war damit die Führung eines Bundeskrieges noch keineswegs entschieden. Hatte doch Gagern selbst mit erlebt, wie man zu Wien sich nicht einigen konnte über die Frage, was ein Bundeskrieg sei! Um doch etwas zu thun, waren endlich in den Art. 11 der Bundesacte die Worte aufgenommen worden: „bei einmal erklärtem Bundeskriege darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen!" — Worte, die unter solchen Umständen jedes Sinnes entbehrten. Die kleinen Staaten mußten sich begnügen, einzeln durch Accessionsverträge in die Allianz der großen Mächte aufgenommen zu werden. Also war entschieden, daß der deutsche Bund auf dem bevorstehenden Friedenscongresse keine Vertretung haben werde, und stillschweigend gestanden, daß er überhaupt nicht im Stande ist, ernsthafte auswärtige Politik zu treiben. — Man kennt Blücher's Toast nach Waterloo: „mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was das Schwert der Völker mit so großen Anstrengungen errungen!" Die Wahrheit ist: sie hatten bereits Alles verdorben, noch bevor das Schwert aus der Scheide flog. Wieder ward versäumt, den Preis des Sieges im voraus zu nennen; man erklärte den Krieg an — den Usurpator Bonaparte und erschwerte sich also den Weg zur Verstärkung Deutschlands auf Frankreichs Kosten. Zwei Jahre zuvor fanden wir Gagern mit harmloser Bewunderung zuhören, wie Metternich diese gleißnerische Lehre von der persönlichen Bekämpfung Napoleon's predigte. Inzwischen hatte er gelernt von der großen Zeit. Schon zu Wien protestirte er förmlich gegen solche falsche Großmuth. Er schrieb dem englischen Gesandten: „des unruhigen Frankreichs Kräfte entfalten sich, um uns Provinzen zu nehmen. Um es zu strafen, entfalten sich die unsrigen in derselben Absicht. Unsere Grenzen sind ungünstig, man muß sie verbessern." Selbst von den Franzosen ward diese entschiedene Offenheit des Verfahrens an dem Feinde rühmend anerkannt. Auf dem Marsche in Heidelberg errang Gagern wenigstens den halben Erfolg, daß in der Proclamation der Verbündeten an das französische Volk nach den Worten „l'Europe veut la paix" das bedenkliche „et rien que la paix" gestrichen wurde. Anfangs hatte Gagern, und gleich ihm die Mehrzahl der rheinbündischen Minister, dahin gestrebt, daß die deutschen Kleinstaaten, die den erdrückenden Oberbefehl Preußens oder Oesterreichs fürchteten, unter niederländischem Commando in den Krieg ziehen soll-

ten. Diese Hoffnung freilich ward zu Schanden; aber auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance bewährte sich das Heer des neugeschaffenen Königreichs vortrefflich, und mit der besten Absicht, den Sieg zu Deutschlands Heile zu benutzen, ging Gagern nach Paris.

Man weiß, wie schroff auf dem Friedenscongresse die Mächte einander gegenüberstanden. England und Rußland hatten von Frankreich keine Landerwerbung zu erwarten und wetteiferten in dem Streben, den Besiegten durch Großmuth auf Deutschlands Kosten an sich zu fesseln. Gewandt wußten die Franzosen die unselige Kriegserklärung gegen den Usurpator Bonaparte auszubeuten; sie erklärten dreist, ein Friedensschluß sei nicht nöthig, denn Niemand sei mit Frankreich im Kriege gewesen, und die Parteiwuth deutscher Legitimisten stimmte ihnen zu. Adam Müller schrieb damals aus dem österreichischen Hauptquartiere an Gentz: werde der Krieg gegen Napoleon als ein Krieg gegen Frankreich angesehen, dann sei „das lächerliche Recht der Völker, eine Art von Willen zu haben, anerkannt!“ Solcher selbstmörderischen Verblendung trat Preußen im Bunde mit allen Mittelstaaten ernsthaft entgegen. Humboldt vernichtete mit schneidiger Dialektik die legitimistischen Trugschlüsse. Der Kronprinz von Würtemberg berührte in einer denkwürdigen Note die noch heute eiternde geheimste Wunde des deutschen Bundes, indem er geradezu gestand: Versäumt man, das Elsaß wieder zu erwerben, so treibt man früher oder später den deutschen Südwesten in einen neuen Rheinbund! Gagern bot all seinen Einfluß bei Wellington auf, um England von den Bourbonen hinweg auf die deutsche Seite zu ziehen. Er mahnte, jetzt sei es Zeit, Europas Gebietsfragen dauernd zu ordnen, wie weiland im westphälischen Frieden. Den Legitimisten sagte der Kenner des Völkerrechts: „die Nationen sind es, die sich bekämpfen, mögen ihre Häupter Kaiser oder Könige, Senatoren oder Landammänner heißen. Darum vermeiden wir in der neuen Zeit die Könige oder die Völker zu nennen; wir sagen: die Mächte.“ Sehr alte Wahrheiten — sollte man denken — schon anderthalb Jahrhunderte zuvor von Cromwell behauptet; aber sehr kühne Worte in der legitimistischen Verbildung dieser Tage! So wenig scheute Gagern zurück vor den letzten Folgesätzen seiner nüchternen Erkenntniß, daß er sogar Ney's Abfall von den Bourbonen zu vertheidigen wagte: „solche Eide sind nie persönlich, gelten dem Staate, enthalten nothwendig eine reservatio mentalis.“ Indeß weder der unwiderlegliche Beweis, daß Frankreich büßen müsse, was Frankreich verschuldet, noch die klare Nothwendigkeit der

Sicherung unserer Grenzen vermochten durchzudringen. Wohl klang es stattlich, wenn Gagern ausrief: „ich höre sagen: es giebt kein Deutschland. Es scheint mir jedoch, daß wir nicht übel bewiesen haben, es gebe ein solches, ein Deutschland sowohl als Deutsche, ein Deutschland, das man nicht reizen und beleidigen darf, ein Deutschland, das seine Art von öffentlichem Geiste besitzt.“ Aber wie ärmlich erschien solches Pathos patriotischer Worte gegenüber der harten Thatsache, daß weder ein deutscher Staat noch eine gesammtdeutsche Politik existirte! Oesterreich war nicht gesonnen, die Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen ernstlich zu fördern, denn weder dem norddeutschen Großstaate noch seinem beneideten Bruder Erzherzog Karl gönnte Kaiser Franz einen Landerwerb im Westen, und Metternich zitterte bereits vor dem „bewaffneten Jacobinismus“ des preußischen Heeres. Die Staatsmänner der Mittelstaaten selber wußten nicht, wem die Beute zufallen sollte; Gagern verfiel sogar auf den wunderlichen Vorschlag, Elsaß und Lothringen in die Eidgenossenschaft aufzunehmen. Und was konnten die Gründer des deutschen Bundes erwidern, wenn Castlereagh höhnend fragte: wird ein so loser Bund, wie der deutsche, das Elsaß behüten können? War sie nicht allzu wahr, die Klage des Dichters: „ganz Frankreich höhnt uns nach, und Elsaß, du entdeutschte Zucht, höhnst auch, o letzte Schmach?“

Die Entscheidung konnte Gagern nicht hindern. Hier in Paris zuerst zeigte sich klar, daß das moderne Staatensystem aristokratisch gestaltet ist: die Großmächte allein erledigten den Handel, die Kleinstaaten blieben von den Conferenzen ausgeschlossen, obgleich einige derselben kraft ihrer Allianzverträge Theilnahme an den Berathungen verlangen konnten. Der Anwalt der Kleinstaaten grollte schwer, er meinte: „der Begriff Großmächte ist mir unverständlich.“ Doch das Nothwendige vermochte er nicht zu ändern. Und als die Kleinen verlangten, daß die Niederlande an der Spitze der Mindermächtigen gegen die einseitige Entscheidung der Großmächte feierlich protestirten, da mußte er den Vorschlag von der Hand weisen. „Das Schoßkind der Mächte“ durfte so kühne Schritte gegen seine Erzeuger nicht wagen. Uebrigens blieb er diesmal ganz frei von den batavischen Phantasien; es schreckte ihn nicht mehr, Lothringen und sogar Luxemburg in preußische Hände kommen zu lassen. In der gemeinsamen Arbeit für das deutsche Recht trat er den preußischen Staatsmännern näher, er sorgte mit ihnen, daß die geraubten Kunstschätze aus den napoleonischen Museen nach Deutschland zurückkehrten. Auch Stein be-

gann sich dem alten Widersacher zu versöhnen. Der unglückliche Frieden ward geschlossen; — und seitdem hat sich Europa mit Recht gewöhnt, den deutschen Bund in der großen Politik als nicht existirend zu betrachten.

Sobald die Würfel gefallen waren, begann Gagern's unsterbliche Vertrauensseligkeit sich wieder über das Unabänderliche zu trösten. Er hörte, wie Gentz dem deutschen Volke verkündete, Lothringen und Elsaß seien legitime Besitzungen Frankreichs, und die deutschen Mächte hätten nie daran gedacht, sie ihrem legitimen Könige zu entreißen! Er hörte denselben Gentz, als diese Behauptung bezweifelt wurde, mit der Zuversicht des guten Gewissens erklären: wenn unsere Erzählung falsch ist, „so haben wir das Publikum aus Unwissenheit oder geflissentlich falsch berichtet!“ Und trotzdem vermochte Gagern später über den zweiten Pariser Frieden zu sagen: „selbst voll guten Sinnes, durfte man sich auf den guten Sinn der Nachkommen verlassen!“ Eine unvergeßliche Erfahrung hatte ihn auf dem Wiener Congresse in den Geist der Gründer des Bundes eingeweiht. Er sah dann die heilige Allianz entstehen, und der feine Kopf des Jüngers der Aufklärung erkannte sofort in der frommen Urkunde den „orientalischen Stil.“ Er hörte täglich in den höfischen Kreisen die modischen Declamationen wider den Geist der Revolution und verwarf sie kurz und sicher: „Revolution ist jede starke Aenderung.“ Damals schrieb er schwer besorgt an Metternich: „ich bin keineswegs blind über die Gefahren einer ständischen Verfassung. Aber wir entgehen ihnen nicht; sie sind verheißen, sie sind sehnlich erwartet und begehrt. Damit die Nation hingehalten zu haben, über die Folgen möchte ich meine Hände in Unschuld waschen.“ Treffliche Worte; doch wie mochte er ernstlich eine deutsche Politik erwarten von einem Oesterreicher, dem er selber zurief: „für Eure Fürstliche Gnaden ist immer die Nothwendigkeit da, sich aus Ihrer Stelle, aus der Rolle und dem Standpunkte des Oesterreichers, hinauszudenken!“ Nach solchen Augenblicken ernster Sorge fiel Gagern immer wieder zurück in seine alten rosigen Erwartungen, und er stand mit diesem naiven Vertrauen keineswegs allein. Selbst in den Kreisen der Opposition täuschte man sich in unglaublicher Weise über die leitenden Personen; fand doch der Rheinische Mercur einen Franz II. „rührend wahr!“

Der Bundestag ward endlich eröffnet, und der König der Niederlande schickte Gagern dahin als Gesandten für Luxemburg. Schon zu Wien hatte ihm der Staatssecretär Falck gesagt, der Bund mit Deutschland sei hoffnungslos und unbequem für Holland, und die Minister

rühmten sich, von den deutschen Dingen nichts zu verstehen. Er aber ließ jetzt seine oranischen Ideen, obwohl er sie nie gänzlich aufgab, zur Seite liegen und dachte, einfach als Mann von Wort und guter Deutscher für die Ausführung der Bundesacte zu wirken. So erlebte man gleich beim Beginn des Bundes das seltsame Schauspiel, daß der Gesandte einer halbfremden Macht lediglich durch die Kraft und den Ernst seines persönlichen Willens die Anderen „zu einem lebhafteren Schwunge wenigstens anregte," wie die Allgemeine Zeitung ihm nachrühmte. Obwohl er von Wien her wissen mußte, daß die Absicht der Stifter nur auf einen losen völkerrechtlichen Bund ging, obwohl Metternich schon in der ersten Instruction für seinen Gesandten die deutsche Staatsform ausdrücklich als den Gegensatz des Bundesstaates bezeichnete, wollte sich der Reichsritter nicht von dem Glauben trennen, der deutsche Bund sei ein Bundesstaat. Der Bundestag repräsentirte ihm die fürstliche Hoheit in ihrer höchsten Vernunft; Krone und Scepter sollten auf seinem Tische liegen. Ein Staatenbund war ihm ein non-ens, er kannte kein Drittes zwischen dem Bundesstaate und der vorübergehenden Allianz. So trug er hoffnungsvoll seine gute Meinung in die schlimme Wirklichkeit; und vollauf entschuldigt wird dies sanguinische Verfahren durch die arge Unklarheit der Bundesacte selbst und die nicht geringere der öffentlichen Meinung. Denn schrecklich trat jetzt an den Tag, wie weit die Staatswissenschaft hinter unserer übrigen gelehrten Bildung zurückstand. Die Schriften, womit Fries und Heeren den deutschen Bundestag begrüßten, beweisen, daß jene Lebensfragen des öffentlichen Rechts der Föderativstaaten, welche die ungelehrten Amerikaner bereits glorreich in Theorie und Praxis durchgefochten hatten, den gelehrten Deutschen noch durchaus fremd waren.

Ueberschwänglich, wie Gagern's Begriffe von der rechtlichen Natur, war auch seine Anschauung der Machtstellung des Bundes. Die „Attribute einer europäischen Gesammtmacht" gebührten dem Bunde; Frankfurt war „Centrum und Bühne" für eine großartige Politik neben und mit Oesterreich und Preußen — ganz wie Heeren in dem Bundestage den „europäischen Senat" begrüßte. Gagern sagte nicht mit dürren Worten, was die Logik unserer Sprache zu sagen verbietet, aber seine unbescheidene Meinung, welche noch zur Stunde einen großen Theil der Nation beherrscht, ging dahin, Deutschland solle mit dem Einfluß und Ansehen dreier Mächte und dennoch als Eine Macht in die Völkergesellschaft eingreifen. Er erlebte noch am Bundestage, wie die europäische

Gesammtmacht bittend an die deutschen Großmächte und diese bittend an die Seemächte sich wandten, um die Schiffe der Hanseaten vor der Raubgier der Barbaresken zu schützen. Er erlebte noch, daß die Verträge, welche die deutschen Grenzen ordneten, dem „europäischen Senate" nicht einmal zur Ansicht vorgelegt wurden. Ja, sogleich bei der Eröffnung des Bundestages durfte der französische Gesandte zu der „Gesammtmacht" ungescheut sagen: Wenn die Bundesacte abgeändert werden sollte, dann haben die Gesandten von Frankreich und Rußland ein Recht, den Berathungen beizuwohnen! — Nicht minder ausschweifend dachte Gagern von der Competenz des Bundes im Innern. „Alles, was deutsch ist," gehöre vor das Forum des Bundestages; sei dieser einmal nach dem Wegfall des Bundesgerichtes leider eine zugleich richterliche und politische Behörde geworden, so müsse er auch wirklich als der supremus judex Deutschlands auftreten. Mit kurzen Worten: er gedachte, einem Gesandtencongresse die Befugnisse einer Staatsgewalt einzuräumen.

Solcher Gesinnung voll trat er in die erlauchte Versammlung, welche gleich im Anfang jenem Fluche des Lächerlichen verfiel, der seitdem auf ihr haften blieb. Schon vor dem Beginn des Bundestags hatte der Pöbel oftmals gespottet über die thatlos in Frankfurt harrenden Gesandten. Welch ein Eindruck aber, als jetzt Graf Buol den deutschen Senat mit einem sinnlosen Redeschwall leerer Allgemeinheiten eröffnete, dessen k. k. Satzbau jedem deutschen Ohre unverständlich blieb! Der k. k. Gesandte begann mit einer Charakteristik der Deutschen im Allgemeinen: „im Deutschen als Menschen, auch ohne alle willkürlichen Staatsformen, liegt schon das Gepräge und der Grundcharakter desselben als Volk;" er schilderte sodann den Verfall Deutschlands während der letzten Jahrhunderte: „ich fahre fort den Weg zu verfolgen, wohin mich der berührte neigende Gipfel geschwächter Nationalität führt;" er gab ferner die bekannte Erklärung, daß Oesterreich den Vorsitz am Bunde lediglich als ein Ehrenrecht betrachte, und schloß mit der brünstigen Versicherung seiner „Deutschheit." Die meisten andern Gesandten begnügten sich darauf, „sich der Gewogenheit sämmtlicher Gesandtschaften zu empfehlen," oder die kühne Hoffnung auszusprechen, „daß der heutige Tag schon über's Jahr und bis in späte Zeiten den für das deutsche Gesammtvaterland erfreulichsten möge beigezählt werden." Gagern jedoch erwiderte in längerer Rede, die von ihm selber später ein Quodlibet genannt ward, aber nach der Rhetorik des Präsidial-

gesandten immerhin ein Labsal war. Er rühmte den deutschen Sinn seines Königs, der ja einen Deutschen in den Bundestag gesendet. Er versuchte die historische Berechtigung des niederländischen Reiches nachzuweisen, das der natürliche Vermittler in Deutschland sein solle. Alsdann schien es ihm angemessen, „in diesem erlauchten deutschen Senate, fast nach Art jenes merkwürdigen alten Volkes, ein Todtengericht zu halten:“ so erinnerte er denn an den Fürsten von Nassau-Weilburg, an die für Deutschland gefallenen Welfen, und „damit man mir nicht vorwerfe, daß ich der Fürstlichkeit allein huldige,“ auch an Andreas Hofer und Palm. Zum Schluß fehlte nicht das theuere „je maintiendray“. Nach so wunderlichem Anfange folgte eine sehr ernste, sehr rühmliche Thätigkeit.

Vor allem verlangte Gagern die Erfüllung des Versprechens landständischer Verfassung, er forderte sie als Pflicht, nicht als Gnade. Sein gerader Sinn vermochte den Unterschied nicht zu finden zwischen dem „wird“ und „soll“ in jenem Art. 13. Unsere Fürsten selbst, meinte er harmlos, würden erröthen zu behaupten, daß sie Napoleon zu Despoten gemacht habe. Bald sollte er diese fürstliche Gesinnung besser kennen lernen. Karl August von Weimar gab, als der Erste der deutschen Souveräne, seinem Lande die verheißene Verfassung, um, wie er schön sagte, die für Deutschland aufgegangenen Hoffnungen in seinem Lande zu verwirklichen, und die Weimaraner, „beglückte Unterthanen in einem engbegrenzten Lande,“ jubelten „dem altfürstlichen Gemüthe“ ihres großen Herzogs zu. Gagern war hocherfreut, daß die Erfüllung des Versprechens in einem seiner geliebten Kleinstaaten begonnen, er beantragte den Dank des Bundes für „diesen Vorgang, der eine Triebfeder mehr für andere Fürsten sein werde.“ Aber schon überwog in der Versammlung das Mißtrauen gegen den erlauchten Beschützer der Burschenschaft. Gagern's Vorschlag ward verworfen, und der König von Würtemberg schalt den Antragsteller einen Revolutionär. Auch die wenigen anderen „Rechte der Deutschheit“, welche die Bundesacte in unbestimmten Worten gewährte, wollte der Wackere redlich und bis zu den letzten Consequenzen durchgeführt wissen. — Das Versprechen der Freizügigkeit erklärte er mit Recht für illusorisch, wenn nicht jedem Deutschen gestattet sei, seiner Militärpflicht in diesem oder jenem Bundesstaate zu genügen: „das Vaterland wird hier und dort vertheidigt.“ Verlorene Worte. Um die preisgegebene Rechtsordnung mindestens auf Umwegen wieder zu erlangen, beantragte er eine permanente Austrägalinstanz — vergeb-

lich. Er mahnte an die heiligsten Pflichten, als während der Hungersnoth von 1817 die Mauthlinien das Elend noch erhöhten; er forderte die verheißene Ordnung des deutschen Handels und mußte den unwiderleglichen Einwurf hören, der Bundestag sei schon wegen seiner Unwissenheit zu jeder technischen Verwaltung unfähig. Während er also täglich erfuhr, wie der Bundestag nicht im Stande war, seine unzweifelhaften Obliegenheiten zu erfüllen, wollte er doch den Wirkungskreis desselben fort und fort erweitern, und es ist schwer zu sagen, was in Gagern's Reden erstaunlicher sei: die Wärme wohlmeinenden Eifers oder die Unklarheit der Rechtsbegriffe. Sogar der Name des Reichs sollte wieder hergestellt werden. „Ich kenne wohl, rief er als ein rechter Legitimist, eine kaiserliche Abdication, nicht die des Reichs oder deren, die es zunächst anging. Man nehme den Fall, daß zwei deutsche Fürsten einander bekriegten: nun, nach vorigen Begriffen, blieben sie Reichsgenossen; aber werden wir sie, mitten in den Schlachten begriffen, noch Bundesgenossen nennen? In der Idee des Reichs lag schon das Princip ihrer Wiedervereinigung." — In seiner pfälzischen Heimath hatte Gagern die Anfänge der deutschen Auswanderung gesehen und schon im achtzehnten Jahrhundert, einer der Ersten in Deutschland, die wachsende Bedeutung dieses Hergangs errathen. Jetzt hatte der Unermüdliche einen Agenten „im Dienste der menschlichen Gattung" über das Meer geschickt, um die Lage unserer Auswanderer zu untersuchen. Er verlas dessen Berichte, verlangte Ordnung der Sache von Bundeswegen — und die Bundesversammlung ermannte sich zu einem Dankvotum. Trotz alledem sah er die deutschen Dinge im heitersten Lichte. Als der Bundestag im Sommer 1817 zum ersten Male seine berühmten Ferien begann, hielt Gagern eine lange hoffnungsvolle Rede zur Beruhigung der Unzufriedenen: „Was wir gewonnen haben? rief er begeistert — daß die Mutter heiterer das Kind unter ihrem Herzen trägt, der Sorge und Angst enthoben, einen Sklaven zu erziehen, sondern im Vorgefühle, daß sie einen freien Mann dem Vaterlande darbringen wird." Einem Volke, das seit tausend Jahren immer politisch verbunden gewesen, muthete er jetzt zu, sich mit dem Bewußtsein zu begnügen, „daß das Wesentliche dieser Union nichts anderes ist als eben diese Union." Der deutsche Bund sei „weniger fürchtend als furchtbar, also die Wärme und der Eifer weniger sichtbar!" Dann gab er sein politisches Glaubensbekenntniß, er verherrlichte das seit Polybios und Cicero's Tagen von allen unselbständigen Geistern gepriesene Wahnbild

des „gemischten Staates." Er lobte die Monarchie, desgleichen die Aristokratie als das nothwendige „Temperament" der guten Verfassung; „und nachdem ich diesen gerechten Tribut der Monarchie und Aristokratie gebracht habe, bin ich nicht minder auch Demokrat. Ich bekenne mich dazu so unumwunden, daß ich manche Herren an der Donau vielleicht damit in Erstaunen setzen werde." Die Wirkung dieser Rede war nach beiden Seiten hin unglücklich. Die öffentliche Meinung schaute längst mit Ekel auf den Bundestag, sie wollte den Ruf des Beschwichtigers nicht hören. Von Luden mußte Gagern die bittere Gegenfrage vernehmen: „was wir verloren haben? den Glauben an die Redlichkeit aller Häupter und Führer." Freilich, nach wenigen Jahren war die Erbitterung der Gemüther gegen den Bundestag so hoch gestiegen, daß man sich zurücksehnte nach der schönen Zeit, wo noch solche Reden im Bundestage gehalten wurden *). Noch weniger verziehen die Herren an der Donau das Lob der Demokratie. Als Gagern nach dem Wiederbeginne der Sitzungen die Veröffentlichung der Bundesprotokolle vertheidigte, antwortete die k. k. Gesandtschaft mit Drohungen.

Eine kleine Minderheit, die Plessen, Smidt, Eyben, hielt sich zu ihm; die Mehrheit aber der Gesandten verabscheute an seinen Reden den abspringenden, schwer zu verfolgenden Vortrag, mehr noch den Reichthum an Wissen und Gedanken, und am meisten, daß sie überhaupt gehalten wurden. An dem „Ultra" erkannte man mit Schrecken, daß sogar im Bundestage ein unerschrockener Mann zwar nichts fördern, wohl aber das Gefühl des Mangels wach halten konnte. Er erfuhr jene gesellschaftlichen Beleidigungen, welche in diplomatischen Kreisen dem politischen Dissenter nie erspart bleiben. Eben jene particularistische Presse des Südwestens, welche weiland in der sächsischen Frage getreulich zu dem Staatsmanne der Kleinstaaten gehalten, schmähte jetzt auf den „blauen Dunst" der Reden des „Unitariers." Der holländische Hof am wenigsten begriff das Treiben seines deutschen Gesandten. So von allen Seiten bedrängt, erbat und erhielt er im April 1818 seine Abberufung und versicherte dem Bundestage, der Grund seines Ausscheidens sei „mehr eine zu hohe Würdigung von meiner Seite als ein Verschmähen meines Amtes." Der ehrliche Föderalist hatte sich am Bunde nicht halten können. An seinem Nachfolger, einem Holländer, der die deutschen Dinge so gründlich kannte, daß er sich mit dem Vor-

*) Lindner, geheime Papiere. Stuttgart 1824.

schlage trug, Frankreich für das Elsaß in den Bund aufzunehmen — an diesem Grafen Grünne fand am Bundestage Niemand etwas zu tadeln. Seine beste Kraft hatte Gagern eingesetzt, um den kleinen Dynastien ihre Throne zu erhalten. Jetzt sollte er die argen Früchte seines Wirkens schauen. Seine politische Vergangenheit brachte ihn mit Nassau, sein Grundbesitz mit Hessen-Darmstadt in Verbindung: in beiden Staaten lernte er nun die Kleinstaaterei von ihrer häßlichsten Seite kennen. Sein Nassau sah er in den Händen des Ministers Marschall, des willigsten von allen Werkzeugen der Wiener Politik; das nassauische Volk zerfiel in „Dienerschaft und Bürgerschaft," und ein kaum minder geistloses, hoffärtig bureaukratisches Regiment schaltete in Darmstadt. Von den kleinen Fürsten, die Gagern zwölf Jahre zuvor Rettung erflehend umdrängten, ward er nun gemieden. Bald wollte auch der Hof zu Wiesbaden den Gründer des Nassauer Gesammtreiches nicht mehr sehen. Und die deutsche Gesinnung der Oranier, die seine Träume so herrlich malten, erwies sich vor der Welt, als dies durch preußische Waffen gerettete Fürstenhaus zuerst durch harte Landzölle, dann durch das unvergeßliche jusqu'à la mer den Volkswohlstand des preußischen Rheinlandes in gehässiger Absicht lähmte.

Unter solchen Erfahrungen verfaßte Gagern die Schrift „Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung 1818" — zur Versöhnung der öffentlichen Meinung mit dem Bundestage! Wenn er auf ein Buch über den Bundestag das Motto schrieb: ut ameris amabilis esto, so war, was uns als ein raffinirter Hohn erscheint, in seinem Munde ehrliche wohlgemeinte Mahnung. Er mahnte die Jungen, zu lassen von dem „Grobianismus und Barbarismus" teutonischer Sitten, und versicherte gemüthlich: „Kotzebue war nicht mehr Spion als sein Sohn (der Weltumsegler), der auch fremde Länder durchforschte." Den Alten zeigte er die Vorzüge, den vaterländischen Sinn der Burschenschaft: „so möchte ich wohl noch einmal jung sein!" „Besteht, rief er aus — besteht wahrer föderalistischer Sinn unter den deutschen Fürsten, was könnte uns noch zu dem Wunsche nach dem Einheitsstaate bewegen?" — Sogar noch später, als Jedermann schon wußte, daß der Bund nur dann activ auftreten konnte, wenn er durch Ausnahmegesetze seine eigene Verfassung brach: auch da noch suchte der immer Hoffnungsvolle zu beschwichtigen. Mitten unter solchen weichherzigen Versuchen, das Volk mit dem Unerträglichen zu versöhnen, stehen dann wieder so feine durchdachte Worte wie dies prophetische: „die Sehn-

sucht nach neuen Erwerbungen, wenn auch den Cabinetten fremd, wird in den Völkern rege, wenn für sie die Last zu schwer wird, wenn der Eine die Kosten trägt, der Andere gar nichts. Das gilt insbesondere von Preußen!" — Wer über solche Widersprüche vornehm lächeln mag, der bedenke: es war nicht die schlechteste Seite dieses seltsamen Charakters, daß seine Thaten klarer, entschiedener waren als seine Worte, während den großen Durchschnittsschlag der Diplomaten das Gegentheil bezeichnet.

Dem an rastlose Thätigkeit Gewöhnten fiel es gar schwer, im noch kräftigen Alter in die Muße des Landlebens sich zurückzuziehen. Er that es in der, damals sehr seltenen, gewissenhaften Ueberzeugung, „daß die Deutschen sich gewöhnen müssen, nicht wie die Kletten am Amte zu hängen." Doch unmöglich mochte er es in seinem Monsheim und Hornau blos bei ländlicher Arbeit, beim „Sammeln und Meditiren" über literarischen Werken bewenden lassen. Wieder und wieder trieb ihn sein Pflichtgefühl ebenso sehr wie die alte Gewohnheit und die Selbstgefälligkeit hinaus in die große Welt. War er schon im Dienste als Vertreter von Kleinstaaten oftmals der unbetheiligte Unterhändler gewesen, so gewöhnte er sich jetzt vollends an vielgeschäftiges Dilettiren; er begnügte sich mit dem Grundsatze, den der Staatsmann nicht kennen darf: Dixi et salvavi animam meam. Der Bundestag war und ist der rechte Herd der diplomatischen Commérage, der Quell, der alle kleinen Höfe mit großen und kleinen politischen Klatschereien tränkt; und nicht umsonst hatte Gagern in der Eschenheimer Gasse geweilt. Mochte er immerhin versichern, ihm sei am wohlsten in seiner ländlichen Einsiedelei: er konnte es doch nicht lassen, mit Max Joseph von Baiern zusammenzutreffen und diesem seinem munteren Duzbruder fröhliche Pfälzer Geschichten zu erzählen, oder später zu König Ludwig nach München zu fahren, um den angehenden Selbstherrscher in den guten Vorsätzen constitutioneller Regierung zu bestärken. Gebeten und ungebeten erschien er jetzt bei Capodistrias, um über die orientalische Frage Ideen zu tauschen; dann bei Itzstein, dem Diplomaten des Liberalismus, um Versöhnlichkeit zu predigen. Selbst die Ruchlosen, wie den Herzog Karl von Braunschweig, ereilten des Unermüdlichen mahnende Briefe. Umsonst warnte sein klarblickender Sohn Friedrich, nur Interessen, nicht Principien ließen sich vermitteln; nicht an der Einsicht, sondern an gutem Willen oder an Macht fehle es den Fürsten. — Friedfertig von Natur und mehr noch durch das Alter, gewöhnt an die

milden Formen der vornehmen Welt, konnte er heute in Hernsheim seinen französischen Schützling Dalberg besuchen und ruhig anhören, wie Talleyrand's Nichte von der Größe des Empire schwärmte, und morgen mit Stein verkehren, der gern, wenn auf die Franzosen die Rede kam, mit einem grimmigen „Hol' sie alle der Teufel!“ herausfuhr. Gleichzeitig entstanden zahlreiche Flugschriften und Zeitungsartikel — natürlich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welche schon damals die Kunst verstand, der Sprechsaal Aller zu scheinen und das servile Werkzeug des Einen in Wien zu sein. Leicht begeistert ergriff er jedes Ding: wie er „gut arabisch“ war, als er für seine Sittengeschichte den Koran las, so ward er „gut griechisch,“ als der griechische Freiheitskampf ausbrach. Er war der Erste, der in einem deutschen Landtage für die Sache der Griechen ein muthiges Wort sprach. Die Philhellenen jubelten ihm zu, und Krug widmete dem „nicht blos hoch- und wohlgebornen, sondern auch hoch- und wohlgesinnten“ Freiherrn sein Buch über Griechenlands Wiedergeburt. Auch diesmal verließen ihn die alten Lieblingsgrillen nicht. Obwohl er die Kehrseite des griechischen Kampfes sehr wohl erkannte und warnend auf die von Rußland drohende Gefahr hinwies, so träumte er doch wieder oranische Pläne, wollte die wiedergeborenen Hellenen in holländischen Seeschulen bilden, den Prinzen Friedrich der Niederlande zum griechischen Könige erheben. Er wünschte, die Türkei möge in Kleinstaaten zerfallen, welche dem Kindersegen deutscher Kleinkönige ein standesgemäßes Unterkommen bieten würden u. s. w. Und doch liegt in diesem wunderlichen Gebaren ein ehrwürdiger Zug, der auch dem Frivolen zu lachen verbietet. Wohl nur einmal hat die Schlaffheit der Zeit dem alten Gagern ein so schlaffes Wort entrungen wie dieses: „Und ist in der europäischen Sitte nicht so ein Schlendrian, der einstweilen doch die Sachen so so in ihrem Esse erhält?“ Sonst ist in diesem langen Leben Alles Frische, Muth, Rüstigkeit, und wenn uns im Mißmuth über Deutschlands Elend Haupt und Hände sinken, dann mögen wir aus den Briefen des alten Herrn lernen, was es heißt, nicht müde zu werden!

Gagern's Ausscheiden war der erste Schritt auf der Bahn jener „Epuration“ des Bundestages, welche endlich damit endete, daß die Herrschaft der Habsburger in Deutschland auch in den Personen der Bundesgesandten sich widerspiegelte und der k. k. Gesandte einer Schaar schmiegsamer Diener gegenüberstand. Als nun Oesterreich zu Karlsbad mit dämonischem Geschick die Nation in ihrem Heiligsten und Liebsten,

in Schrift und Wissenschaft, verwundete, da riß auch dem Langmüthigsten die Geduld. Gagern schrieb jenen trefflichen Brief an Plessen, woraus wir schon das Urtheil über den deutschen Bund mittheilten. Er kündete dem alten Freunde, der mit zu Karlsbad gewesen, „offene Fehde“ an, er beklagte seine eigene und der Anderen Sorglosigkeit, die zu Wien die „Grundzüge“ des Bundes nicht entwickelt hatten. „Hintergehen Sie Ihre Herren nicht, bringen Sie ihnen nicht den Wahn bei, daß das, was jetzt vorgeht, Neuerungssucht, von Seiten der Fürsten nur Langmuth und Gnade sei. Sagen Sie ihnen, daß die Beurtheilung der deutschen Staatsformen von jeher ganz frei war.“ Hätte Gagern das große Geheimniß des Jahres 1819 gekannt, hätte er gewußt, was die Nation erst im Jahre 1861 durch die Privatarbeit eines wackern Professors erfahren hat, daß die Karlsbader Beschlüsse nur durch eine Minderheit im Bunde zum Gesetze erhoben und die Deutschen mit einem Gaukelspiele sonder Gleichen belogen wurden: sein Zorn würde noch andere Worte gefunden haben und so schnell nicht verflogen sein, wie er leider in der That verrauchte.

Bald vertraute er wieder den Mächtigen. Stein und Gagern sollten das „cogitat ergo est Jacobinus“ an ihrem Leibe erfahren, sie galten in Frankfurt als Häupter des rheinischen Liberalismus. Als einige Burschenschafter die jungen Gagern zu Hornau besucht hatten, da prangte der Name Hans Gagern in den Acten der Bundes-Untersuchungscommission zu Mainz. Stein schlug um sich in gewaltigem Zorne „über eine solche viehische Dummheit, eine solche teuflische Bosheit, einen solchen nichtswürdigen, aus einem durchaus verfaulten Herzen entstehenden Leichtsinn.“ Gagern aber lachte der Thorheit, und von dem Urheber alles dieses Unheils vermochte der alte Kämpe des Föderalismus bis zu seinem Ende sich nicht ganz zu trennen. Die Besuche auf dem Johannisberge waren ihm ein Bedürfniß. Da gab es wohl Stunden, wo er den Fürsten durchschaute und ihn „nur den Augenblick berechnend, kurz zu leicht“ fand und ihm nachsagte, er mache keinen Unterschied zwischen Boudoir und Cabinet; ja, im Jahre 1823 schrieb er dem Fürsten: „wenn Sie dahin geführt würden, einen rückläufigen Gang, was Sie Stabilität nennen, zu wollen, den Artikel 13 zu entstellen, uns zu entnationalisiren, unser Bundessystem zu entfärben und zu zersetzen — dann, verlassen Sie sich darauf, werden Sie in mir einen entschiedenen Feind haben, ich werde Haupt der Opposition sein.“ Aber als nun das System der Entfärbung und Entstellung und Zer-

setzung wirklich nackt vor Aller Augen lag, da konnte sich die deutsche Gutmüthigkeit immer nicht zum Bruche entschließen, da meinte er beschwichtigend, „wir sind in den Grundsätzen einverstanden, nur über die Anwendungen denken wir verschieden." Er fragte Metternich arglos: „Sagen Sie selbst, gab es nicht eine Zeit, wo Sie mit dem Bunde zufriedener waren als jetzt?" — und erhielt die tiefsinnige Antwort: „Allerdings. Aber es sind inzwischen Dinge vorgegangen, welche dem entgegenwirkten." Gleich den meisten Zeitgenossen bewunderte er im Stillen die Festigkeit des Metternich'schen Systems und erkannte nicht, daß der Schein der Consequenz das unsterbliche Vorrecht der Beschränktheit ist. Und wieder trägt von solcher Halbheit die größere Schuld nicht der Mann, sondern Deutschlands Lage. Denn wo war, bevor es einen preußischen Landtag gab, bei uns die Stätte für eine Opposition im großen Stile? —

Näher, natürlicher war das Verhältniß zu seinem Nachbar Stein, dem Gagern, der Erste, ein Denkmal setzte, als er (1833) Stein's Briefe herausgab und das undankbare, über den Rhein hinüberblickende Volk an seinen edlen Todten mahnte. Gar seltsam stehen sie neben einander, die Briefe Stein's, schroff, rücksichtslos, ein bestimmtes Ziel wie mit einem Keulenschlage treffend — und Gagern's Schreiben, anregend, sprudelnd von Einfällen, moderner, billiger im Urtheil, weil ihnen die große Leidenschaft des Anderen abgeht. Leise scheint hindurch jener Gegensatz des altpreußischen, mehr auf die Verwaltung, und des süddeutschen, mehr auf die Verfassungsfragen gerichteten, politischen Sinnes, welcher erst in einem deutschen Staate die nothwendige leicht erreichbare Ausgleichung finden kann. „Sie finden uns geschieden durch Glauben und Preußenthum," schreibt einmal Stein, „das heißt geschieden für Zeit und Ewigkeit." Den einen Vorwurf durfte Gagern leicht hinnehmen: „à tout prendre halte ich mich für einen bessern Christen als Sie," schrieb er dem Orthodoxen, „weil ich zufriedener bin." Von Preußen aber begann er allmählich größer zu denken; auch er empfand endlich das Elend der Kleinstaaterei, beneidete den Freund um seinen großen Staat und den großen Gesichtskreis, erkannte, daß ein Kleinstaat nur dann erträglich sei, wenn er bescheiden dem laisser faire huldigte, und bedauerte zu Zeiten, daß ihn das Glück nicht unter den schwarzen Adler geführt. Zu einer entschiedenen Umkehr freilich von der föderalistisch-kleinstaatlichen Richtung konnte der Alternde sich nicht mehr bekehren. Als der Zollverein im Entstehen war und der

souveräne Dünkel der norddeutschen Mittelstaaten durch unhaltbare Sonderbünde unsere wirthschaftliche Einigung zu hindern versuchte, da dachte auch Gagern, der alte Gegner der Binnenmauthen, an ein „tertium aliquid“ neben dem preußischen Zollvereine. Wenn Stein kategorisch schrieb: „Nassau muß beitreten“ — der Mann der Kleinstaaten wollte dies „muß“ nimmermehr zugeben. Nach alledem wollte eine rückhaltlose Freundschaft zwischen den Beiden nicht gedeihen, am wenigsten jetzt, da in dem alternden Stein die großartige Einseitigkeit und Härte des Charakters immer schärfer hervortrat. Er liebte wohl, mit dem beweglichen, geistreichen Nachbar einige Stunden in anregendem Gespräche zu verbringen, doch mit unveränderter, grenzenloser Verachtung sah er auf die dynastischen Ränke der kleinstaatlichen Diplomatie herab. „Einem preußischen General,“ warf ihm Gagern vor, „haben Sie mich vorgestellt als einen quidam und leidlichen politischen Schriftsteller, statt zu sagen: einen Mann von richtigem Blick und edlem Herzen, meinen werthen Freund!“ — Als Gagern aus dem Bundestage ausschied, sah er in einer „Alles verzehrenden Hauptstadt“ ein Unglück für Deutschland. „Nur fortgesetzte Thorheiten, nur die Wahrnehmung, daß Deutschland bei solcher Trennung Beute, Zielscheibe der Feinde oder der Eroberer bleiben müsse, könnte meine Sinnesart ändern.“ Die Thorheiten häuften und häuften sich; ohne das Schwert zu ziehen, ließ sich der Bund, unwürdiger als das heilige Reich in seinen unwürdigsten Tagen, das halbe Luxemburg entreißen — und der ewig Vertrauende vertraute noch immer dem „nicht bestehenden“ Bunde.

Jene luxemburgische Schmach mußte gerade ihn auf's tiefste erschüttern, denn mit der belgischen Revolution war das Lieblingswerk seiner Mannesjahre zu Schanden geworden, und die Männer der Bewegung hatten seinen Vermittelungsversuch von der Hand gewiesen. Schier theilnahmlos schaute die deutsche Nation dem Abfalle des Grenzlandes zu: so wenig hatte Gagern's künstliche Ländertheilung Wurzeln geschlagen in der Seele des Volkes. Nicht blos persönliches Interesse erregte seinen Zorn; er sah, was heute nur die Wenigsten glauben wollen, daß auch die gegenwärtige Lage eine definitive Lösung der niederländischen Frage nicht gebracht hat. Für Luxemburgs Vertheidigung stritt er in seinen „Vaterländischen Briefen.“ Aber nur ein Jahr nachdem der Bund das Bundesland preisgegeben, noch im Jahre 1840 träumte Gagern wieder, so überschwänglich wie nur je in

den Honigmonden des Bundestags, von großer Bundespolitik und empfahl die Kolonisation der Balkan-Halbinsel der Bundes-Militärcommission zur Berathung.

Mit einiger Scheu sprach er selbst dann und wann von den „gestählteren Sprößlingen des neunzehnten Jahrhunderts.“ In der That, ein neues Geschlecht wuchs heran, ein Geschlecht, dem die kleinen dynastischen Sorgen der alten Zeit bald nur wie ein neckischer Traum erschienen. Eine Ahnung dieser anderen Tage mochte den alten Herrn wohl überkommen, wenn er umschaute in seinem eigenen Hause. Es war ein schönes Bild deutschen Lebens, dies alte Haus. Man hat oft gespottet über die „Familienpolitik“ der Gagern. Gewiß, ein Lord aus alter Whigfamilie hat ein Recht zu fragen, wie man von Familienpolitik reden könne in einem Hause, das vom Unitarier bis zum Ultramontanen fast alle Schattirungen des Parteilebens darstellte. Aber in der Unreife der deutschen Dinge war es schon ein Großes, wenn der Alte auch nur die Pflicht für Deutschland zu wirken — sein Spartam nactus es, hanc exorna — den Söhnen fort und fort einschärfte. Wachte ein Sinn, wie der des alten Reichsritters, in vielen unserer vornehmen Häuser, — es stünde anders um den deutschen Adel. Dabei ein Geist der Duldung in der confessionell gespaltenen Familie, wie er nur unter Deutschen möglich ist. Ob auch die diplomatischen Freunde den Vater bei seinem makellosen Namen zur Strenge mahnten, sein Heinrich durfte unbehelligt seine liberalen Wege gehen. Daß den Liebling Fritz der Alte nicht störte, verstand sich ohnehin; denn mehr empfangend als gebend stand der Vater früh schon der überlegenen Nüchternheit dieses groß angelegten Kopfes gegenüber.

Aber auch zu geben wußte er redlich. Sogar für seine Schriften dachte er sich am liebsten seine Söhne als Leser. Er schrieb den Stil sanguinischer, anempfindender Naturen; seine Rede ist unruhig, zerhackt, wimmelt von Winken, Citaten, Ausrufungen, sie sticht gar seltsam ab von jener knappen, sachgemäßen, schmucklosen Darstellungsweise, welche den Schriften seines thatkräftigen Sohnes Friedrich einen unwiderstehlichen Reiz giebt. Mit hohem Selbstgefühle schaute er selber auf seine Werke: „ich bilde mir fürwahr ein, Richtiges, Geschichtliches, Zusammenhängendes, Erhabenes zu Tage zu fördern, auf classisches Alterthum und seine Weltweisen und auf der Vorfahren ritterlichen Geist gestützt.“ Wer über die absichtlich aphoristische Form seiner Bücher klagte, den schalt er kurzweg einen gelehrten Pedanten; und doch leidet der

schlichte Leser am schwersten darunter, muß manche der Schriften als ein Buch mit sieben Siegeln hinweglegen. Wer aber schärfer hineinblickt in dies krause Durcheinander, findet eine Fülle gelehrten Wissens, geistreicher, oft überraschend feiner Bemerkungen und trotz mancher eklektisch matter Worte überall ehrenhaften Muth, eine herzgewinnende Milde. Mit dem Werke „mein Antheil an der Politik" genügte Gagern einer Pflicht, die er mit Recht der Muße des Staatsmanns zumuthete, füllte an seinem Theile durch diese Memoiren eine Lücke, welche die deutsche Literatur damals noch zu ihrem Nachtheile von dem Schriftschatze der Fremden unterschied. Leider hinderten ihn hundert wirkliche und eingebildete Rücksichten, die Ereignisse, wie er sie kannte, vollständig zu enthüllen. Durch solche Zurückhaltung verdiente er sich allerdings das Lob Metternich's, daß seine Werke immer „den Ton der guten Gesellschaft" zeigten; dem Historiker aber ist diese räthselhafte Weise zu erzählen ein rechtes Kreuz. Nur die Geschichte der rheinbündischen Zeit und des zweiten Pariser Friedens wagte er etwas rücksichtsloser zu schildern. Durch den größten Theil seines Lebens zog sich die Arbeit an den „Resultaten der Sittengeschichte." Die ersten Bände handeln vom Staate: sie betrachten historisch die Staatsformen, geben jeder das Ihre, der Demokratie freilich das Mindeste, denn mit Unrecht werde die Demokratie darum gepriesen, weil sie Spielraum für alle Talente gewährte: „der Staat ist nicht die Maschine für das Talent und seine Demonstration." Das Werk mußte allen Parteien mißfallen. Wie wenig aber das eklektische Buch darum ein gesinnungsloses sei, das erkennt auch der Mißwollende an dem Abschnitte über den verfassungsmäßigen Gehorsam. Ueber dies gefährliche Thema verkündet der an den Höfen Auferzogene muthig die von den Fremden gelernte Lehre, welche allein eines freien Volkes würdig ist. Sehr einsam steht er also neben seinen deutschen Vorgängern; denn nur mit Scham erinnert sich der Deutsche, welche knechtische Weisheit selbst unsere großen Denker des achtzehnten Jahrhunderts über diese Grundfrage staatlicher Freiheit gepredigt. An den letzten Bänden über Freundschaft und Liebe geht der moderne Leser schweigend vorüber; wir verstehen sie nicht mehr, diese altväterische Weichheit zerfließender Empfindung.

Das wissenschaftlich bedeutendste, zugleich das allein vollendete von Gagern's größeren Werken ist die „Kritik des Völkerrechts" (1840). Hier redet wieder der Mann der Kleinstaaten. Leyden, Zürich, Hamburg sind ihm der Herd des Völkerrechts, die Lehre vom Gleichgewicht

sein Ideal. Schlechterdings kein Unterschied zwischen potestas und auctoritas großer Staaten über kleine; nur in gänzlich unbeschränkter Souveränität kann der Kleinstaat seinen Beruf als der rechte Hüter friedlicher Cultur erfüllen; schlechthin verwerflich also ist das Recht der Intervention. Aber man fühlt, der alte Herr hat Seeluft geathmet, sein Blick hat in Holland gelernt, einen weiten Horizont zu umfassen, den deutsche Stubengelehrsamkeit selten umspannt. Er bespricht Kolonisation, Auswanderung, Negerhandel, das Nächste und das Fernste so anregend, daß es schwerlich ein Zufall war, wenn kurz nach dem Erscheinen dieses Werkes die seit Langem erstarrte deutsche Völkerrechtswissenschaft wieder erwachte und zu neuen unerwarteten Erfolgen gelangte. Das Buch ist reich an scharfsinnigen Urtheilen über Menschen und Dinge. Auf die europäische Bedeutung jenes Vertrags vom 3. Januar 1815, den er selbst dereinst im Eifer für die unantastbare sächsische Krone gefördert, hat meines Wissens Gagern zuerst aufmerksam gemacht: er erkannte, daß seitdem die alten Bundesgenossenschaften des Welttheils sich verschoben, die lange verfeindeten Westmächte in ein Verhältniß der entente cordiale traten, das bisher sich auf die Dauer nicht wieder gelöst hat. — Ueber den Prätendenten Ludwig Napoleon sagte der alte Diplomat: „er ist offenbar mehr aus der Schule des Oheims als des Vaters." — Ein geschlossenes juristisches System aufzubauen lag seinem Sinne fern; verständiges Wohlwollen ist ihm das Princip des Völkerrechts.

Auch den kirchlichen Dingen dachte er zeitlebens eifrig nach. Obschon er gegen Stein seinen Deismus wacker vertheidigte, manchmal überkam ihn doch „ein kleiner Neid, daß ich so nicht glauben konnte." Mit tiefem Bedauern sah er die aristokratische Verfassung der katholischen Kirche Deutschlands zerfallen. Schon während der Freiheitskriege schlug er vor, mindestens die Reichserzkanzlerwürde und den deutschen Orden wiederherzustellen, und vom Bundestage verlangte er Ordnung der kirchlichen Verhältnisse von Bundeswegen. Aus allen Richtungen des Katholicismus wußte der duldsame Mann das Ehrenwerthe herauszufinden. In Rom verkehrte er freundschaftlich mit seinem Wiener Genossen, dem Cardinal Consalvi. Er — wohl der erste Ketzer, dem solche Ehre widerfuhr — hörte mit Erbauung eine Ansprache des Papstes an die Cardinäle. Ungleich mehr reizten ihn die Ideen Wessenberg's; auch er dachte die Reformpläne des fünfzehnten Jahrhunderts zu erneuern und hoffte auf eine deutsche Nationalkirche. Gern

berief er sich auf jenes Wort des heiligen Bernhard, daß die den Erdkreis richten, auch durch den Erdkreis gewählt werden sollen; er verlangte Mitwirkung aller Nationen bei der Besetzung des Cardinalcollegiums. Noch einen anderen Lieblingstraum der milderen Geister seiner Zeit, den Traum der Vereinigung aller Confessionen, hat Gagern mitgeträumt. Sehr ernst nahm der correcte Mann des Reichsrechts die Clausel des Westphälischen Friedens: donec per Dei gratiam de religione ipsa convenerit, und weil ihm immer leicht fiel zu glauben was er wünschte, so fand er auch, die katholische Kirche sei protestantischer geworden, der Protestantismus aber „katholisirt“ und der bischöflichen Gewalt bedürftig. Er wähnte, ein von allen Confessionen beschicktes Concilium könne den Zwiespalt leicht beilegen. Suchte er doch die Größe der christlichen Religion in ihrem „elastischen Charakter.“ War er doch selber elastisch genug, um den Marienkultus und das Klosterleben zu vertheidigen. So folgte er, wie nach ihm Friedrich Wilhelm IV. und Max II. von Baiern, unsicher tastend den Spuren der Grotius und Leibniz und ahnte nicht, daß die humane, rein-weltliche Geistesfreiheit der modernen Zeit innerlich bereits zur Hälfte verschmolzen hat, was Gagern äußerlich versöhnen wollte.

Solchen friedlichen Träumen hing der Einsiedler von Hornau ungestört nach, so lange der milde Kirchenfürst, Stein's Freund, Graf Spiegel die Kirche des Rheinlandes leitete. Nach dessen Tode brach der Streit zwischen Staat und Kirche gewaltsam aus. Abermals wie in den Tagen des heiligen Reichs ward Köln eine Hochburg der ultramontanen Partei; die Krone Preußen sah sich gezwungen, Spiegel's ungleichen Nachfolger, den Erzbischof Droste-Vischering, gefangen zu setzen. Jetzt erst kam an den Tag, welche schwierige Lage die Ländervertheiler des Wiener Congresses dem preußischen Staate bereitet hatten. Bald nachher begann die deutsch-katholische Bewegung, unklar, geistlos von Haus aus, aber ein unvermeidlicher Rückschlag gegen den Uebermuth der Ultramontanen. Gagern war entsetzt, daß wiederum die Zornrufe confessionellen Haders in Deutschland widerhallten — „so alte, so arge Uebel, die wir gänzlich beseitigt glaubten!“ In München spannen Gagern's alte Genossen im Kampfe wider Preußen von neuem ihre dunklen Ränke, sie gedachten das Rheinland mit einem Wittelsbachischen Throne zu segnen. Görres schickte seinen grimmigen Athanasius in die Welt wider den preußischen Staat, den „ungeschlachten, starren Knochenmann,“ der eine Staatsreligion nach dem

Muster der Chinesen zu gründen trachte. Brandschriften der belgischen Ultramontanen reizten das Rheinland zum Aufruhr, und Papst Gregor XVI. sprach die unvergeßlichen Worte: „Aus dem Wahn, daß man in jedem Glauben selig werden könne, fließt der Wahnsinn, daß jedem Menschen Gewissensfreiheit gebühre." Inmitten dieses wüsten Taumels entfesselter Leidenschaften hoffte Gagern Versöhnung zu predigen. Er schrieb die beiden „Ansprachen an die Nation wegen der kirchlichen Wirren" (1838 und 1846). Nicht umsonst war er bei Stein in die Schule gegangen: er vertheidigte das Recht der Nothwehr der preußischen Krone und mahnte die Rheinländer, sich ihrem Staate zu fügen. Aber wie ahnt er doch so gar nichts von der Schroffheit der Gegensätze, die hier aufeinander prallten! Den plumpen Fanatiker, der sich als Märtyrer geberdete, spricht er an: „Sie sind Erzbischof, Deutscher, Europäer und Mensch!" — während doch Droste weder Europäer noch Mensch und am allerwenigsten ein Deutscher sein wollte. Den Geist der Verfolgung meint er zu beschwichtigen, wenn er mahnt, jeder Priester solle „ein Lichtfreund" sein! Die Glaubenseifrigen denkt er zu versöhnen, wenn er für jeden Auswuchs des Katholicismus irgend eine gutmüthige Entschuldigung findet; den alten Deisten verdroß es nicht, seine frommen Enkelinnen zum heiligen Rock nach Trier zu begleiten. Er sieht nicht, daß gegen gewisse Krankheiten der katholischen Kirche die schonungslose Derbheit des trivialen Rationalismus durchaus im Rechte ist; er fühlt nicht, daß einer grundsätzlich unduldsamen Macht gegenüber die Toleranz leicht zur Schwäche wird. Sehr fein allerdings erkennt er den Hauptgrund des Wiedererwachens einer starken ultramontanen Partei, indem er zweifelnd fragt: „wäre es Folge der Säcularisationen, daß der deutsche Sinn aus den Bischöfen wiche?" — und dennoch empfiehlt er die Gründung einer deutschen Nationalkirche in einem Augenblicke, da die Kirchenhäupter jeden Gedanken daran mit Abscheu zurückwiesen! — Der wohlmeinende Vermittler vermochte den Sturm nicht zu beschwören, er erntete Vorwürfe von beiden Seiten.

Auch ein Feld für praktisch-politisches Wirken fand der vom Bundestage Verwiesene wieder in der Darmstädtischen Volksvertretung. Zunächst in der zweiten Kammer. Doch schon nach der zweiten Sitzungsperiode gelangten die gesinnungstüchtigen Wähler von Pfeddersheim — so recht im Geiste der verbissenen Opposition jener Tage — zu der Einsicht: ein Mann, der Orden trug, ja, schnöde genug, den Excellenz-

titel führte, könne nimmermehr das freie Volk vertreten. Die Regierung besann sich noch einige Jahre, bis sie Gagern auf den Platz in der ersten Kammer rief, der ihm längst gebührte. Raum für sein Talent fand er auch hier nicht. Denn es waren die kleinstaatlichen Volksvertretungen jener zwanziger Jahre, da die politischen Bestrebungen in Nord und Süd noch nach den verschiedensten Zielen gingen, dasselbe, was sie heute, seit ein preußischer Landtag besteht, wieder geworden sind — bescheidene Provinziallandtage. Und als nach der Julirevolution der französische Liberalismus der Zeit die Kammern des Südwestens zu vorübergehender unnatürlicher Bedeutung emporhob, blieb der alte Gagern der neuen Richtung fremd. Er durfte anfangs hoffen, den Beruf der „vernünftigen Mediation," den er dem niederen Adel zuwies, zu erfüllen. Tagten doch in diesem kleinen Herrenhause zahlreiche Standesherren, denen die wirthschaftlichen und historischen Voraussetzungen eines echten Adels keineswegs fehlten. Um so mehr mangelte in ruhiger Zeit der vornehme Opfermuth, und in den Tagen der Noth sogar der triviale Muth, der den Bauer treibt, sein Besitzthum zu vertheidigen. In solcher Umgebung blieb der Wackere einsam. „Ich bin Tory und Royalist, ganz so wie die echte oranische Partei es versteht" — so hatte er selbst seine Parteistellung bezeichnet; und bald beargwohnten ihn die vornehmen Genossen als einen Jacobiner, da es galt, die sociale Reform des flachen Landes durchzuführen, und er den Bevorrechtigten — auch sich selber — sein „Pätus, es schmerzt nicht" zurief. Man kam bis zu persönlichen Händeln, als er dem präsidirenden Grafen Solms-Lich und dem Minister Linde den treffenden Vorwurf zuschleuderte: „Es kommen uns vorzüglich aus dem Norden allerlei mystische sophistische Behauptungen zu, die wie die Nebel von den Sonnenstrahlen des natürlichen Verstandes zerstreut werden;" und manche Sitzung hat der Alte gemieden oder vor der Zeit verlassen, weil die Quälereien im höfischen Kreise kein Ende nahmen. Am wenigsten verziehen ihm die Genossen, daß er die Emancipation der Juden vertheidigte und die Wuth der Partei wider das rheinische Recht nicht theilte. Der in den Freiheitskriegen von dem gerechten Hasse des Volkes nur leicht berührt worden, wie hätte er nun mit einstimmen sollen in den verbissenen Haß der Kaste? Er that das Seine, daß den Rheinhessen ihr Code erhalten blieb.

Was aber seine Wirksamkeit in der Kammer zumeist untergrub —:

jenem Zweige des Staatslebens, den er am gründlichsten kannte, der auswärtigen Politik, blieb die klägliche Enge eines kleinstaatlichen Parlamentes verschlossen. So stand er außerhalb der Parteien wie der Dinge und begnügte sich wieder mit löblicher Gesinnung. „Vaterland, ein großes Vaterland, Nationalität, deutsche Ehre, Ansehen, Zusammenhang, Kraft, Cultur, Entwickelung“ — diesen Zielen sollten seine Reden gelten. Und körperlos, traumhaft, wie das Vaterland der Deutschen war und ist, war auch das vaterländische Wirken des Föderalisten. Er sprach mit Vorliebe in der Adreßdebatte, nur selten über bestimmte Gegenstände: so mehrmals gegen die Heimlichkeit des Bundestages und mit schöner Wärme für die Begnadigung der Opfer der Demagogen-Verfolgung. Welche bedeutende rednerische Begabung aber unter der Ungunst der deutschen Zersplitterung verkümmerte, das erfuhr man, wenn einmal eine Rechtsverletzung zur Sprache kam, so roh und frech, daß der Muth des guten Gewissens allein genügte, sie sittlich zu vernichten. Das erfuhr widerwillig der hessische Adel, als der alte Herr sein lautes Zornwort sprach wider den großen Verfassungsbruch in Hannover. Solche Augenblicke, da die Presse ihn wieder feierte, gingen rasch vorbei. Er blieb doch fremd der verwandelten Zeit, er sah die Welt „rettungslos hin- und herschwanken zwischen Despotismus und Revolution,“ eiferte alternd wider die „lockeren Blätter“ und das Treiben der Demagogen.

So fand ihn die deutsche Revolution. Der Staatsmann wollte kein Vertrauen fassen zu dem neuen Wesen, dem Vater mochte wohl das Herz groß werden, wenn er den Namen seines guten Hauses aus jedem Munde preisen hörte. Eine Stunde noch lächelte ihm die Gunst des Volks, die nie gesuchte, als in bewegter Volksversammlung zu Wiesbaden ein Redner an die Männer der Vergangenheit erinnerte und die Masse den Besten, den sie kannte, herbeiholte, und die Freiheitsredner den Aristokraten umringten, ihm die Hände küssend. Es war die flüchtige Wallung einer unklaren Empfindung gewesen. Die Bewegung ging ihren furchtbaren Gang; nur wenige Wochen, und der General Friedrich Gagern fiel als der deutschen Revolution edelstes Opfer. Das brach dem Greise den Lebensmuth. Noch einmal ist er auf den Markt getreten mit einer Allocution an das Volk; hier schweigt das politische Urtheil, uns bleibt nur die unvergleichliche Güte dieses Herzens zu bewundern, das von der milden Lehre der Versöhnung auch dann nicht lassen wollte, als ihm sein Liebstes ent-

rissen war. Dann sah er den schnell errungenen Ruhm der Söhne schneller noch verbleichen, und der Lebenssatte mußte noch sein Weib begraben. Am 22. October 1852 starb Hans v. Gagern.

Sehr ernste Gedanken werden uns rege, wenn wir zurückschauen auf dies bewegte Leben. Wie reich ist es an Geist und Muth und herzlicher Güte, und doch wie trostlos arm an dauernden Erfolgen, an folgerichtigem Wirken! Denn was blieb übrig von den politischen Werken, denen der Unermüdliche sein emsiges Schaffen weihte? Was anders als — das Gesammtreich Nassau! In die vagsten Träume sahen wir den edlen Patrioten sich verirren, weil er zu geistreich war für die dürftige Routine kleinstaatlichen Lebens und nie in der Schule eines großen Staates lernte, daß auch in der Staatskunst erst die Beschränkung den Meister zeigt. Hören wir sie einzeln, die kleinstaatlichen Lieblingsgedanken, welche den alten Föderalisten beherrschten, so läßt sich mit einem jeden rechten; denn eine baare Thorheit zu sagen war Gagern außer Stande, und die meisten jener Ideen sind blos Anachronismen, keineswegs an sich verkehrt. Aber bitterer Unmuth übermannt uns, wenn wir sie zusammen finden, eng bei einander in dem Leben eines Mannes, alle diese ungeheuern Widersprüche: den Aberglauben an die culturfördernde Macht der Kleinstaaten, während Gagern seine eigene Bildung darunter verkümmern sieht und an gefährdeter Grenzstelle selbst zur Mediatisirung schreiten muß; diese Angst vor einer Alles verschlingenden Hauptstadt, während ihn selber die Sehnsucht verzehrt nach einem Centrum, einer Bühne deutscher Politik; dies begehrliche Hinüberschweifen der patriotischen Phantasien nach den entfremdeten Töchtervölkern unseres Landes, derweil das Vaterland eine „Union", und in Wahrheit nicht einmal diese, bleiben muß; dies Pläneschmieden für die fremden Häuser der Oranier und Welfen, während Preußen von ehrlichen Patrioten an jeder Abrundung gehindert wird und eben dadurch, zum Erstaunen der Mißgünstigen, immer tiefer hineinwächst in Leib und Seele der Nation. Beschämt gestehen wir bei solchem Anblick: Grillen, Launen, recht eigentlich Steckenpferde sind es, die uns hindern, wieder einzutreten in die Reihe der Nationen. Wie die Praxis des deutschen Bundes in dem Zustande embryonischer Staaten verharrt und hochwichtige Staatszwecke durch Sonderbünde erreichen muß, als lebten wir noch in den Tagen des Faustrechtes: so sind auch unsere Meinungen über deutsche Politik zuchtlos, kindlich, unreif geblieben.

Unstät hat in den letzten Jahrzehnten die Meinung der Menschen über den alten Föderalisten hin- und hergeschwankt. Wie ein Patriarch ward er verehrt, so lange sein Sohn Heinrich als der Held des nationalen Gedankens galt. Heute, seit wir die Verdienste der Söhne ruhiger zu würdigen beginnen, ist man sehr geneigt, den alten Gagern kurzab zu den falschen Götzen einer überwundenen Epoche zu werfen. Solche Meinung ist unhistorisch, sie würdigt zu wenig, wie sehr dem Deutschen, vornehmlich dem Nichtpreußen, noch vor zwei Menschenaltern erschwert war, die Macht der Phrase von sich zu schütteln. Und doch begrüßen wir diese ungerechten Urtheile mit Freuden; sie sind uns ein Zeichen, daß wir allmählich von jener Krankheit genesen, welche sich in dem alten Gagern gleichsam verkörpert: von der echt deutschen Sünde vertrauensseliger Gutmüthigkeit. Im Leben der Einzelnen eine liebenswürdige Schwäche, wird sie im öffentlichen Wirken ein schweres Unrecht, ja, dem deutschen Bunde gegenüber, die ärgste Verschuldung, die ein Staatsmann auf sein Haupt laden kann. Neben einem Metternich erscheint der alte Gagern zu Zeiten würdelos in der Arglosigkeit seines Hoffens. Weil wir gehofft und vertraut während eines halben Jahrhunderts, eben deshalb ward die deutsche Politik so gründlich verdorben, daß an eine Ausführung der „Grundzüge" der Bundesverfassung nicht mehr zu denken, nur von einem Neubau noch ein Heil zu erwarten ist. Wir durchblättern Gagern's Sittengeschichte und lesen kopfschüttelnd die Widmungsblätter: an Napoleon, an Erzherzog Karl, an Friedrich Wilhelm III., an Stein! So haltlos ward der milde, vielseitige Mann von den hochgehenden Wogen einer stürmischen Zeit hin- und hergeworfen. Lernen wir von Gagern, mit gleicher Reinheit des Sinnes, gleicher Unermüdlichkeit, aber mit einer ganz anderen Kraft des Hasses und der Liebe die vaterländischen Dinge zu ergreifen, bei gleichem Vertrauen zur menschlichen Gattung um vieles nüchterner und härter zu werden gegen die Personen. Denn noch streiten wir um die fürchterliche Frage, ob diese Nation existiren solle. In solchem Kampfe wird zur ernsten Pflicht jene herbe Strenge des Urtheils, welche vermag, was Gagern nie vermochte, die schönen Reden des Particularismus kalt und stolz zu verachten.

Karl August von Wangenheim.

Noch haben wir Deutschen kein Recht zur Klage, wenn der Engländer mit absprechender Unwissenheit das undurchdringliche Dunkel der deutschen Politik belächelt. Denn wie mögen wir fordern, daß der Fremde — gewöhnt an bestimmte Parteigegensätze und an eine alte, dem ganzen Volke heilige Rechtsordnung — den männlichen Widerwillen gegen alles Kleinliche und Unklare überwinde und mit dem Wirrwarr der deutschen Bundesgeschichte sich vertraut mache? Schon das Treiben der Parteien im Innern der deutschen Staaten wird er kaum verstehen, wenn er neben entschlossenen Constitutionellen und Demokraten, neben blinden Fürstendienern und rücksichtslosen Feudalen noch eine andere Richtung sich entfalten sieht, welche ein angeblich echt deutsches Regiment verlangt, ein „ehrlich constitutionelles" und doch nicht parlamentarisches System. Betreten wir vollends das Gebiet, wo alle diese Parteibestrebungen sich durchkreuzen, das Gebiet der deutschen Bundespolitik, so enthüllt sich ein Chaos von Widersprüchen, dessen ganzen Widersinn ein Theil der Nation noch immer nicht begriffen hat. Wir sahen und sehen, wie dieselben Landtage, welche die feste Einigung der Nation unermüdlich fordern, dennoch der einzigen nationalen Behörde, die wir besitzen, unablässig widerstreben. Und blicken wir um einige Jahrzehnte zurück, so begegnet uns ein noch erstaunlicheres Schauspiel. Jener Reformplan, der nach der deutschen Revolution von allen Einsichtigen als eine Kinderei oder als ein Deckmantel des Landesverraths verworfen wurde und erst während der grenzenlosen Verwirrung der jüngsten schleswig-holsteinischen Bewegung in einigen unklaren Köpfen wieder aufgetaucht ist — der Triasgedanke ward in den zwanziger Jahren mit redlichem vaterländischen Eifer vertheidigt von jenen liberalen Staatsmännern des Südwestens, denen wir es danken, daß die feindseligen Absichten des Wiener Cabi-

nets nur zur Hälfte in Erfüllung gingen. Die Erklärung so unnatürlicher Erscheinungen liegt in zwei allbekannten Thatsachen. Der Frankfurter Bundestag war, statt eines Brennpunktes deutscher Macht, ein Denkmal deutscher Schande, das gehaßte Werkzeug österreichischer Fremdherrschaft geworden, und der Staat, welchem die Pflicht oblag, dies Joch zu zerbrechen, Preußen, hat bis auf wenige lichte Augenblicke dieses Amtes nicht gewartet. Denn keine Frage: von den politischen Sünden, welche die deutsche Revolution heraufbeschworen, fällt die letzte und schwerste Schuld auf die Schultern von Preußen. Ist dies Geständniß beschämend, so springt uns doch auch ein Quell des Trostes und der Hoffnung aus der Einsicht, daß dieses Staates Schuld und Verdienst, Thun und Lassen nothwendig Deutschlands Geschicke bestimmt. Gänzlich unterblieben freilich wären die gefährlichen Versuche, in dem „reinen Deutschland" einen Bund der Mindermächtigen zu bilden, gewiß auch dann nicht, wenn Preußens Staatsmänner jener hochherzigen deutschen Staatskunst treu geblieben wären, die sie noch auf dem Wiener Congresse verfochten. Aber nimmermehr konnten redliche Patrioten sich auf die Dauer mit den verschlagenen Ränkeschmieden des mittelstaatlichen Particularismus verbünden, nimmermehr — um das unseligste Uebel der Zeit vor dem Jahre 1848 in Einem Satze zu bezeichnen — nimmer konnte der deutsche Liberalismus während langer Jahre wider Wissen und Willen eine antinationale Richtung verfolgen, wenn Preußen seinen Beruf erfüllte, als der Vorkämpfer des Liberalismus der österreichischen Fremdherrschaft entgegenzutreten.

Die Stürme der Revolution haben inzwischen die Luft gereinigt, sie haben die Regierenden im Ganzen unbelehrt gelassen, aber größere Klarheit und Gesundheit in das Parteileben des Volkes gebracht. Sichernde Gewähr für die Volksfreiheit wird heute am entschiedensten von jenen gefordert, welche das Banner des Einheitsstaates in Händen halten. Seit also Unitarier und Liberale sich einander genähert haben, können wir unbefangen einen Staatsmann würdigen, der es vermochte, zugleich ein vorurtheilsfreier Liberaler und ein Helfer mittelstaatlichen Dynastendünkels, zugleich ein leidenschaftlicher deutscher Patriot und ein Todfeind Preußens zu sein. Sehen wir ab von Wilhelm v. Humboldt's flüchtigem Erscheinen zu Frankfurt, so hat vor der Revolution wohl kein begabterer Staatsmann in der Eschenheimer Gasse getagt als der Freiherr von Wangenheim. Das anerkannte Haupt der deutschen Opposition

in jenen verhängnißvollen Tagen am Anfang der zwanziger Jahre, welche den sittlichen Untergang des Bundestages entschieden, hat er ein denkwürdiges Zeugniß abgelegt für die Stärke des gesunden politischen Triebes in unserem Volke. Denn er wagte das Vermessene, das Bollwerk volksfeindlicher Fürstengewalt, den Bundestag selber, in eine Pflegestätte der nationalen Gedanken zu verwandeln. In Hans v. Gagern schilderten wir einen Staatsmann, der mit dem Gedanken eines Bundes der Kleinstaaten dilettantisch spielte. Jetzt stellen wir ihm einen Genossen gegenüber, der diesen Plan zu verwirklichen trachtete und — noch bei Lebzeiten von seinem Volke vergessen — für immer bewies, daß jeder Versuch einer deutschen Reform ohne Preußen nur neue Zwietracht säen kann und nothwendig enden muß in einer kläglichen Sonderbündelei, von der das Volk sich widerwillig wendet. Was aber in jenen Tagen ein beklagenswerther Fehler war, ist seitdem nach schweren Erfahrungen ein unverzeihlicher Frevel geworden, und wenn wir Wangenheim's politische Irrthümer zu verstehen suchen, so sind wir keineswegs gemeint, die politischen Sünden der Beust und Pfordten damit zu entschuldigen oder die schwere Verschuldung jener Verblendeten abzuleugnen, welche jüngst in der Krone Baiern den Retter Deutschlands begrüßten.

Von Alters her hat das alte, doch überaus zahlreiche und darum unvermögende Geschlecht der Wangenheim den Hof- und Staatsdienst der thüringischen Kleinfürsten als seine erb- und eigenthümliche Versorgungsstätte betrachtet. So trat auch Karl August v. Wangenheim (geb. in Gotha 14. März 1773) in den Dienst des Hauses Coburg-Saalfeld, nachdem aus dem unbändig wilden Knaben ein glänzender Cavalier geworden war, eine hohe vornehme Gestalt, sprudelnd von Geist und Leben. Unter dem alten Döring in Gotha, der so viele Männer von tüchtiger klassischer Bildung auf seinem Gymnasium erzogen, war er mit dem Gedankengange des Rationalismus vertraut geworden. Als er darauf in Jena und Erlangen studirte, ohne eines bedeutenden Lehrers Schüler zu werden, hatte er mit unersättlicher Wißbegierde alle Strömungen deutschen Geisteslebens auf sich wirken lassen, vornehmlich die Lehren der noch jugendlichen romantischen Schule, und brachte nun in den Dienst des bescheidenen Kleinstaates eine ungebührliche Fülle von Talent und ungeordnetem Wissen. Erfreut und verwundert begrüßte man anfangs am Hofe die befremdende Erscheinung des jungen Mannes, der bald in der Hitze des Gesprächs, fortgerissen von seiner

unstäten Phantasie, sich mit nie versiegender Redseligkeit über alle Höhen und Tiefen des Wissens verbreitete, bald mit rücksichtsloser burschikoser Offenherzigkeit seine heftigen Empfindungen herauspolterte. Aber die Landesväter von Coburg-Saalfeld hatten dafür gesorgt, daß diese sorglose Ehrlichkeit in den verwickelten und verfaulten Zuständen ihres Ländchens nicht Wurzeln schlagen konnte. Seit einem Menschenalter hauste eine kaiserliche Debitcommission im Lande und ordnete das verworrene Schuldenwesen. Der Minister v. Thümmel, der einst auf seinem hohen Posten die Muße gefunden hatte, die „Inoculation der Liebe“ zu schreiben, war längst aus dem Staatsdienste geschieden, um die mittägigen Provinzen Frankreichs zu bereisen. Als dann die Wende des Jahrhunderts einen neuen Herzog brachte, meldeten sich ungestüm neue Gläubiger. In solcher Bedrängniß berief man als Erlöser den Minister v. Kretschmann, der in preußischen Diensten wohl die philanthropischen Grundsätze und die durchgreifende Entschlossenheit, nur leider nicht die Ehrlichkeit des altpreußischen Beamtenthums sich angeeignet hatte. Alle guten Köpfe, Wangenheim voran, wandten sich gläubig dem neuen Sterne zu. Es war eine Lust, den großen Faiseur reden zu hören von dem neuen unfehlbaren Steuersysteme, dem wohlgeordneten Straßennetze und der coburg-saalfeldischen Landesbank. Als nun gar Jean Paul an den Hof von Coburg gezogen ward und dem aufgeklärten Minister mit schwärmerischer Verehrung sich anschloß, da verlebte Wangenheim in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe, in geistreichem, heiterem Umgange frohe hoffnungsvolle Tage. Unschwer erkennen wir noch in Wangenheim's spätesten Schriften die Nachklänge jener übermüthigen Stunden, die er damals mit dem Altmeister des spielenden Witzes beim edlen Frankenweine verbrachte.

Die Täuschung nahm ein Ende, sobald der junge Rath, zum Vicepräsidenten der Landesregierung ernannt, sich ein selbständiges Urtheil bilden konnte über das neue Regiment und ein gewissenloses fiskalisches Aussaugungssystem, ja den frechsten Betrug kennen lernte. Da war „die Schlange losgerissen von seinem Herzen,“ und, gestützt auf die Zustimmung der Agnaten und aller Rechtlichen im Lande, versuchte er schonungslos dem Fürsten die Augen zu öffnen. Der Herzog aber sah, nach deutscher Fürstenweise, in Wangenheim's Enthüllungen einen Angriff auf „Unsere eigene höchste Person,“ entließ ihn schimpflich des Dienstes. In jenen Tagen sollten die Charaktere des kleinen Landes sich erproben; auch der Vater des trefflichen Freiherrn v. Stockmar hat

damals mit gelitten unter den Gewaltstreichen des erbitterten allmächtigen Ministers. Doch noch gab es in Deutschland, in den Kleinstaaten mindestens, einen Rechtsweg wider fürstliche Willkür. Wangenheim wandte sich klagend an den Reichshofrath zu Wien und trat überdies mit seiner guten Sache auf den Markt hinaus. In zwei umfänglichen Bänden belehrte er, sehr scharf und überzeugend, aber auch sehr wortreich und mit dem ganzen hochtrabenden Pathos der guten alten Zeit, das Publikum über „die Organisation der coburg-saalfeldischen Lande". Es waren böse Tage. Soeben war ihm ein Kind gestorben, ein zweites lag auf dem Tode; da wurde der Vater von dem ergrimmten Hofe des Landes verwiesen. Auf der altehrwürdigen Bettenburg in Franken gewährte ihm der Freiherr v. Truchseß nach alter Ritterweise Schutz und Herberg, und der Schüler der Romantik erfreute sich an dem biderben Wesen dieser vielgefeierten Blume der Ritterschaft. Inzwischen hatte der Reichshofrath sein Urtheil gefunden. Schon war der Kurfürst von Sachsen von Reichswegen beauftragt, den coburgischen Präsidenten wieder in sein Amt einzusetzen. Da — brach das heilige Reich zusammen, der souveräne Herzog von Coburg-Saalfeld hatte keinen Herrn mehr über sich. Wangenheim harrte vergeblich seines Rechtes, und erst nach Jahren ward ihm die traurige Genugthuung, daß sein Feind Kretschmann als ein feiler Helfer der rheinbündischen Staatskunst den Haß von ganz Thüringen auf seine Schultern lud.

Bald darauf wurde Wangenheim von der Herzogin von Hildburghausen zu König Friedrich von Würtemberg geschickt, um einen häuslichen Zwist ihrer mit einem würtembergischen Prinzen vermählten Tochter beizulegen. Den leicht erregbaren, für alles Starke und Muthige empfänglichen Mann fesselte das geistvolle, willenskräftige Wesen des Despoten, des Letzten aus jener langen Reihe kraftstrotzender Tyrannengestalten, welche das Haus Würtemberg aufweist. Voll Sehnsucht nach einem großen Wirken ließ er sich bereden, die Leitung der Finanzen des neuen „Reiches" zu übernehmen, und versuchte schon jetzt jene Reform des Rechnungswesens, welche weit später nach seinen Entwürfen durchgeführt wurde. Abermals also trat ein Mann voll hoher Begabung und reinen Willens mitten unter die verächtlichen Werkzeuge der Lüste König Friedrichs und hoffte, wie vor ihm Spittler, unter diesem Fürsten ein wohlmeinendes Regiment zu begründen. Aber am wenigsten in diesen Jahren, da der Selbstherrscher sich in dem stolzen Gefühle der kaum errungenen Souveränität aufblähte, vermochte er einen

unabhängigen Mann zu ertragen. Der stolze Reichsfreiherr ward dem Hofe bald unbequem und endlich mit der Curatur der Universität Tübingen abgefunden. Das war kein leichtes Amt, denn soeben erst (1811) war das Selbstgefühl der akademischen Corporation durch willkürliche bureaukratische Eingriffe bitterlich gereizt worden. Der liebenswürdige, selber unablässig mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigte Mann verstand bald ein glückliches Verhältniß herzustellen. Noch lange nachher wußte man an der Hochschule zu erzählen von dem gastfreien Wangenheim'schen Hause, von des Curators lebenslustiger und doch nachdenklicher, heftiger und doch milder Weise und von dem freundlichen Rathe, den Lehrer und Studenten jederzeit bei ihm fanden. Eine verständnißvolle Förderung echter Wissenschaft vermochte er freilich, bei dem groben Materialismus der rheinbündischen Politik, von der Regierung nicht zu erlangen.

Oftmals sah man den Nachfolger Spittler's unter den Studenten zu den Füßen eines Lehrers sitzen; mit allen bekannten Namen, mit Gustav Schwab, Uhland und vielen Anderen stand er in lebhaftem Verkehre. Der Vermittlung Wangenheim's dankte der junge Uhland, daß die Cotta'sche Buchhandlung sich entschloß, seine Gedichte zu verlegen. Von den Tübinger Gelehrten fesselte den Curator keiner so mächtig, wie der wunderliche Eschenmayer, der damals die Grundsätze der modischen Naturphilosophie auf die Staatswissenschaft anwendete. War sie nur lächerlich, diese Philosophie, wenn sie in der Rechtslehre von der „heiligen Dreifaltigkeitsblume Glaube, Liebe und Hoffnung" geheimnißvolle Worte sprach, so wirkte sie gefährlich und verführerisch auf ungeschulte Köpfe, wenn sie ihre tolle Mystik unter mathematischen Formeln verbarg und in der Staatswissenschaft von Sphären und Gleichungen, Abscissen und Ordinaten faselte. Auch Wangenheim widerstand nicht dem Zauber dieser ungesunden Vermischung von lebloser Poesie und phantastischer Prosa. Er schwur mit dem Feuereifer des Dilettanten auf die Worte des Meisters, trug einige Ergebnisse seiner geschäftlichen Erfahrung hinzu und bildete sich so ein doctrinäres System der Politik, ein wüstes Durcheinander von Grundsätzen der Epoche deutsch-französischer Aufklärung, die er in seiner Jugend eingesogen, von guten Beobachtungen aus dem Leben und vornehmlich von „Anschauungen" der Naturphilosophie, die das Erkennen als eine Arbeit prosaischer Naturen mißachtete. Ihm war kein Zweifel, ein nach solchen Ideen geleiteter Staat müsse ebenso sicher zu einem gedeihlichen Ende gelangen,

„wie ein regelrechter Syllogismus." Zweimal schon hatte er despotischer Willkür mannhaft widerstanden und den Beifall aller Guten geerntet. In Coburg mußte er die Geistesarmuth der Meisten in seiner Umgebung belächeln, in Tübingen fühlte er den Gelehrten gegenüber die Ueberlegenheit des Weltmannes. Was Wunder, daß sein leichtblütiges Selbstgefühl sich hoffnungsvoll erhob, daß er die Kräfte überschätzte, welche er weder in der harten Schule ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit, noch in einem großen politischen Wirkungskreise hatte messen können? Er dachte sich Mannes genug, mit seinem zugleich schulgerechten und weltmännischen politischen Systeme die Leiden der Zeit zu heilen.

Bald sollte die neue Heimath eines solchen Retters bedürfen. Die Folgen der alten Unthaten waren schrecklich über König Friedrich hereingebrochen. Keine Hand im Lande hatte sich gerührt, als er einst das Wort des schwäbischen Volkswitzes zur Wahrheit machte, König von Schwaben wurde und dann, Napoleon's Weisung „chassez les bougres" getreulich befolgend, die alten Stände auseinandertrieb. Nur zwei Beamte, darunter Wangenheim's Freund Georgii, hatten damals dem Selbstherrscher den neuen Eid verweigert. Seitdem aber war durch des Königs beispiellose Willkürherrschaft die Stimmung des Volkes von Grund aus verwandelt. Die vormals herrschenden Klassen sehnten sich zurück nach dem Genusse der alten Vorrechte. Dem Volke war, unter dem härteren Drucke der Gegenwart, die Erinnerung an die Leiden der alten Zeit abhanden gekommen. Alle Tüchtigen sahen tief empört die Mißhandlung des Landes, und während der König auf dem Wiener Congresse für die unumschränkte Fürstenmacht stritt, entsannen sie sich wieder, daß einst Fox die Verfassung des alten Würtemberg der englischen verglichen, und daß das alte gute Recht des Landes auf freiem Vertrage beruhe. Der unverbesserliche Dynastendünkel bewog den König endlich zu einem versöhnenden Schritte. Er fürchtete, der Congreß oder gar der deutsche Bund möchte ihm die Grundsätze seines öffentlichen Rechts vorschreiben; er fürchtete mehr noch, daß Preußen, dessen militärischen Jacobinern die kleinen Höfe damals die verwegensten Pläne zutrauten, durch die Gewährung von Reichsständen die Bundesgenossen überflügeln werde. Darum gab er seinem Reiche eine Verfassung Napoleonischen Stiles. Aber in der Ständeversammlung brach der lange verhaltene Groll des Volkes furchtbar aus. So lange die starke Hand Napoleon's den König schirmte, hatte das Land geschwiegen zu allem,

was die sacra regia majestas beschloß. Jetzt war der Eidschwur kaum verklungen, den König Friedrich auf die neue Verfassung ablegte, und drohend mahnten ihn die Stände an jenen älteren Eid, den er dereinst auf das altwürtembergische Landesrecht geschworen hatte. Einmüthig wurden die Vorlagen des Königs verworfen, in einer langen Beschwerdeschrift die Klagen des Landes niedergelegt. Feste Männer sah man weinen, da sie verlesen ward, und es zu Tage kam, daß in Einem Oberamte 21,584 Mann zur königlichen Jagdfrohne aufgeboten worden. Die Welt erfuhr: es war bitterer Ernst gewesen, wenn dieser König oftmals Nero und Tarquinius als Vorbilder starken Fürstenthums gepriesen hatte. Nach erbittertem Streite ward die Versammlung vertagt, und der König ließ seine Reiter um Ludwigsburg streifen, um das in Massen mit seinen Bitten und Klagen heranziehende Landvolk zu zerstreuen.

Aufmerksam hatte Wangenheim diese Wirren verfolgt. War doch bereits auf dem Congresse unter seiner stillen Mitwirkung von seinem Freunde, dem weltgewandten und schon damals durch seine Hamburger und Augsburger Zeitungen mächtigen Cotta, für die Herstellung eines rechtlichen Zustandes in Würtemberg gearbeitet worden. Jetzt schien ihm der Zeitpunkt gekommen, ein wohlgemeintes Wort der Vermittlung zu sprechen; im Sommer 1815 schrieb er die Schrift: „Die Idee der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Würtembergs alte Landesverfassung." Lassen wir uns nicht beirren durch das elegische Schlußwort: „So gehe denn hin, mein Buch, und wirke auf das Leben. Vermagst du es nicht, so betrübe dich deswegen nicht. Wärst du auch nur ein Traum, so hast du doch den Träumer beglückt und veredelt. Grüße mir die theilnehmenden Freunde in den verschiedenen deutschen Landen herzlich" u. s. w. Solche Reden sind zwar überaus bezeichnend für den Geist der Zeit, der sich in dilettantischen Schriftwerken meist am getreuesten abspiegelt. Doch diese Gefühlsinnigkeit, die von dem kurz angebundenen Wesen der Gegenwart so seltsam absticht, vertrug sich damals sehr wohl mit thatkräftigem Ehrgeiz. Einen praktischen Zweck hatte der Verfasser im Auge, als er in dem seltsamen Buche ein treffendes Urtheil fällte über die altwürtembergische Verfassung, welche die Stände zurückforderten.

In der That, es war kein Zufall, daß in Deutschland außer Würtemberg fast allein Mecklenburg im achtzehnten Jahrhundert die alte Macht der Stände sich bewahrt hatte. Denn was Mecklenburgs Verfassung für die Vorrechte des Junkerthums leistete, das that das alt-

würtembergische Landesrecht für die Sonderrechte einer bürgerlichen Oligarchie von Theologen und Juristen, oder, wie der Schwabe sagt, von Helfern und Schreibern. Wie dort jeder Edelmann sich selbst vertrat, so war hier, in dem Gebiete des starrsten Localpatriotismus, jedes kleinste Kirchthurminteresse gewahrt durch die überzahlreiche Ständeversammlung. Diese Landschaft, seit Langem vorwiegend vertreten durch permanente, sich selber ergänzende Ausschüsse, erhob und verwendete die Steuern ebenso selbständig, wie der Kirchenrath das große Vermögen der alleinherrschenden lutherischen Landeskirche. Wie oft hatte der ständische Ausschuß tiefe Griffe gethan in die geheime Truhe der Stände, um seine Klagen gegen den Landesherrn zu fördern oder auch um seine Mitglieder zu bereichern. Es war dafür gesorgt, daß in diesem Lande des vetterschaftlichen Zusammenhaltens nur die Söhne der Familien der „Ehrbarkeit" die dankbare Laufbahn durch das Schreiberamt in die Stände und von da in die Ausschüsse durchmachten. Immer wieder erscheinen unter den Häuptern des altschwäbischen Beamtenthums, des „Herrenstandes", die Namen Pfaff, Stockmaier und Teuffel, sowie die drei jedem strebsamen deutschen Jünglinge wohlbekannten: Tafel, Schwab und Osiander. Selbst der tüchtigste Bestandtheil dieses Landesrechtes, das nach oben unabhängige Gemeindewesen, war verkümmert und in die Hände oligarchischer Magistrate gefallen. In Wahrheit, was ursprünglich eine Staatsverfassung gewesen, war allmählich ein Vertragsverhältniß zwischen Herzog und Landschaft geworden, ein Vertrag, aufrecht erhalten durch fortwährende Klagen beim Reichshofrathe und durch das Einschreiten der garantirenden Mächte Preußen, Dänemark und Hannover, welche auch jetzt wieder von den Männern des guten alten Rechts angerufen wurden. Ueber diesen Wust alter Mißbräuche waren nun acht Jahre der Fürstenallmacht dahingegangen, — eine kurze Frist freilich, aber eine Zeit weltverwandelnder Geschicke. Zu dem protestantischen, bürgerlichen alten Lande war das größere Neu-Würtemberg mit seinen zahlreichen Edelleuten und Katholiken hinzugekommen, und 2300 selbstherrliche Rescripte hatten in diesem Gemisch von mehr als siebzig selbständigen Staaten und Staatsantheilen die alten Rechte gänzlich beseitigt, sie alle zu Einem Staate verschmolzen.

Es fiel dem geistvollen Manne nicht schwer, zu zeigen, wie unvereinbar das alte Landesrecht mit den modernen Staatsbegriffen sei, und wie unmöglich seine Zurückführung in dem neuen Staate, dessen größere Hälfte nicht einmal das Recht hatte das alte Recht zurückzufordern.

Aber in wie seltsamer Form ward die Aufgabe von Wangenheim durchgeführt! Die landläufige Montesquieu'sche Lehre von dem Gleichgewicht der Gewalten wird in den spielenden Formeln der Naturphilosophie vorgetragen. Das demokratische Element zeigt sich in der Masse nur als Vorstellungskraft, in den Gemeinden bereits als Einbildungskraft, während es in den Ständen als Begehrungsvermögen (Petitionsrecht) sich entfaltet. Dem gegenüber steht das aristokratische Element des Gutsadels (Gefühl), der Gelehrten (Verstand) und der Geistlichen (Gemüth). Ueber beiden aber thront das autokratische Element, das im Ministerium als Staatsvernunft, in dem Hofstaat als Staatsphantasie erscheint und in dem Regenten, dem Staatswillen, gipfelt. Zu dieser untrüglichen Staatsidee soll das alte Landesrecht hinaufgebildet werden. Indeß bestreitet Wangenheim das Recht der Altwürtemberger auf ihre Verfassung keineswegs; er gesteht auch, daß dieselbe, trotz des Veralteten, so viel Treffliches enthalte, wie kaum ein Staatsrecht der Welt, während die vom Könige octroyirte Verfassung wegen ihrer groben Mängel nur als eine Proposition gelten könne.

Was mochte nun den König, der alle Gelehrten als „Schreiber, Schulmeister und Barbierer" verachtete, zu dem Verfasser dieses doktrinären Buches hinziehen? Fühlte er sich dem Manne verwandt, der eine heilige Gewissenssache dieses Volkes mit einigen abstracten Sätzen zu lösen wagte und also von dem innersten Wesen des schwäbischen Stammes, von der rührenden Liebe zum Alten und zur Heimath, so wenig verstehen mußte, wie der König selber? Oder hoffte er in dem Verherrlicher des „Staatswillens" ein Werkzeug seiner Laune zu finden? Oder wollte er durch die Berufung eines Staatsmannes von liberalem Rufe eine versöhnliche Absicht beweisen? Vermuthlich wirkten alle diese Beweggründe zugleich, als der König dem Schriftsteller, der ihn damals fast allein in der Presse unterstützte, das Werk der Vermittlung mit den Ständen übertrug. Höher denn je flogen jetzt Wangenheim's frohe Erwartungen. Nicht nur den Verstand und Muth, auch den guten Willen des Königs — dieses Königs! — sah er jetzt im hellsten Lichte, und nach Jahren noch hat er den König Friedrich als einen gehässig verkannten edlen Charakter geschildert. Der aber fand sich geschickt und sicher in die ungewohnte Rolle des freisinnigen Fürsten. Er schüttelte wohl den Kopf zu der überschwänglichen, phantastischen Weise seines Ministers, nannte ihn lachend „mein Student;" doch der gescheidte Mann erkannte, die Zeit sei vorüber, da er hochfahrend seinen

Ständen alle „Disceptationen über Verfassungsangelegenheiten" verboten hatte. Er ließ sich durch Wangenheim's zuversichtliche Betheuerung, der Friede mit den Ständen könne gar nicht ausbleiben, zu einem entschlossenen Bruche mit seiner despotischen Vergangenheit bewegen. Schon war Würtemberg den Plänen Wangenheim's zu eng; das ganze Deutschland sollte ihm zujubeln, wenn er das erste deutsche Verfassungswerk, eine Verkörperung aller gesunden politischen Ideen der Zeit, zu Stande gebracht. Und allerdings sehr verständig waren die 14 Artikel, welche er im Herbst 1815 den wiederberufenen Ständen als Grundlage für ihre Berathungen vorlegte. Sie enthielten sehr bedeutende Zugeständnisse: unbedingtes Steuerbewilligungsrecht, Einkammersystem, Revision aller in der achtjährigen Willkürherrschaft erlassenen Gesetze. Denn in diesem originellen Kopfe lagen die feinsten und klarsten Gedanken dicht neben phantastischen Grillen; und vielleicht bedurfte er nur der Schule eines großartigen Staatslebens, so wären, wie bei so vielen anderen Staatsmännern, diese abenteuerlichen Neigungen auf eine unschuldige Liebhaberei abgelenkt worden, seine politische Thätigkeit aber davon frei geblieben. Nach so großen Gewährungen wandte sich ein Theil der deutschen Presse dem Könige zu, und die unbefangensten, einsichtigsten Nicht-Würtemberger, die Stein und Gagern, versuchten die Stände zum Entgegenkommen zu bewegen. Ueber die Stimmung des Landes dagegen hatte Wangenheim sich gröblich getäuscht. Nach seiner doctrinären Weise hielt er sich überzeugt, die Staatsvernunft dürfe sich nie auf eine Fraction stützen, müsse über allen Parteien stehen; die göttliche Macht der Wahrheit werde von selber durchdringen.

So trat er den Ständen mit cavaliermäßiger Zuversicht und burschikoser Derbheit entgegen. Wie sollten die trockenen Juristen dieser Kammer zu einem Minister sich stellen, der ihnen also ihr eigenes Bild im Spiegel zeigte: „ein Schreiber ist ein Subject, das von Himmel und Erde nichts weiß als Rechnungen zu machen, die Niemand versteht, als wieder ein Schreiber!" Sie priesen ihr Landesrecht mit bündigen Worten als „ein Werk menschlicher Vollkommenheit"; und e r nannte die alte Verfassung das ausschließliche Eigenthum einiger Wenigen, er warf der Landschaft vor, sie habe es nur mit sich selber gut gemeint und das unmündige Volk zugleich gegängelt und ausgesogen! Erkaufen wollte er sich eine Opposition, hatte er trotzig gemeint, wenn er sie nicht fände. Doch eine Opposition nicht blos, eine gehässige Feindschaft vielmehr begegnete nun ihm, in dem die Stände den Verächter des alten Brauches

haßten. Vergessen war sein jahrelanges segensreiches Wirken im würtembergischen Dienste. Er galt nur noch als ein Nachfolger jener begehrlichen mecklenburgischen Adlichen, der Mandelsloh, Jasmund, Lühe, die der König vordem als willige Diener wider sein Land benutzt hatte. Der schwäbische Particularismus, damals noch selbstgefälliger denn heute, schmähte den fremden Eindringling; man eiferte wider die gemüthlose Glätte von Wangenheim's hochdeutscher Aussprache. Seine Schrift erschien als ein boshaftes Pasquill, und an den cabbalistischen Formeln der Naturphilosophie übte sich der stumpfe Witz der harten Köpfe, der Zahn und Feuerlein, welche die trefflichen Gedanken des Buches nicht zu fassen vermochten und herablassend fragten, ob es auch der Mühe werth sei, solche werthlose Einfälle „des würtembergischen Solon“ zu widerlegen. Hatte er in seinem Buche die Zahl der Würtemberger angegeben, welche 8000 fl. an Vermögen besaßen, so überhäufte ihn der Parteihaß und die philisterhafte Engherzigkeit seiner Gegner darob mit Vorwürfen: welchen Gebrauch könne ein einrückendes feindliches Heer von dieser Mittheilung machen! Die verlebten Ansprüche aus den alten Tagen des Feudalismus und die gährenden demokratischen Gedanken der neuen Zeit verbanden sich in diesem ersten Verfassungskampfe der modernen deutschen Geschichte zu einer höchst buntscheckigen Opposition.

Zu den steifen Juristen der alten Schule, die in den Formeln des alten Landesrechts lebten und webten, gesellte sich der erbitterte Standesegoismus des reichsunmittelbaren Adels, der jetzt endlich das durch die Rheinbundfürsten erlittene Unrecht zu rächen gedachte. Allen voran jener mit Wangenheim tödlich verfeindete hochadliche Demagog Graf Waldeck, der hartnäckig versicherte, das hochgräflich limpurgische Haus habe die Abdankung des letzten römischen Kaisers noch nicht anerkannt. Durch den ganzen Südwesten, vielleicht selbst über die deutsche Grenze hinaus, reichten die Verbindungen jenes Adelsvereins, der unter Waldeck's Führung den modernen, auf den Trümmern des heiligen Reiches emporgestiegenen Staatsbau zu erschüttern trachtete. Ungleich stärker als diese conservativen waren die demokratischen Elemente der Opposition, welche den ständischen Ausschuß und seine Casse als ein nothwendiges Bollwerk gegen fürstliche Willkür aufrecht halten wollten. Woher, fürwahr, sollte das Vertrauen kommen zu den guten Worten dieses Königs? Noch in den Tagen der Leipziger Schlacht hatte er herrisch seinen Dienern befohlen, „nur diejenige Sache, für welche ihr

Souverän sich erklärt, für die wahre und gute zu halten," noch bei der Eröffnung der Stände frohlockend hingewiesen auf Napoleon's Rückkehr von Elba. Man wußte im Lande, daß sich Würtemberg in schamloser Selbstsucht von den Verhandlungen über die Gründung des deutschen Bundes zurückgezogen hatte; doch das Land erfuhr nicht, daß der König nachträglich dem Bunde noch beitrat. Vielmehr glaubte man im Volke bis zu seinem Tode, er bleibe dem deutschen Gemeinwesen fremd, und diese Feindschaft des Königs gegen Deutschland war ein Grund mehr, um die Vertreter des altschwäbischen Bürgerthums, die Weishaar und Bolley, in ihrem harten Schwabentrotze gegen die Krone zu bestärken. Die kindliche Unreife unserer politischen Bildung während jener Erstlingsversuche im constitutionellen Leben trat kläglich zu Tage, da mit den Wortführern des oberdeutschen Junkerthums jener abenteuerliche Oberst Massenbach treulich zusammenging, der mit den Gemeinplätzen des demokratischen Naturalismus unverdrossen um sich warf, den Adel aufforderte „sich bürgerlich taufen zu lassen" und hartnäckig versicherte: „so weit muß es kommen, daß jeder Staatsbürger seinen Beitrag zur Staatshaushaltung selbst berechnen kann." Zu all diesen Unzufriedenen trat noch eine starke Beamtenpartei, welche das schlechthin Unmögliche erstrebte und jene gesicherte Selbständigkeit, die der altständische Staat den Beamten gewährte, auch im constitutionellen Staate bewahren wollte.

Diese so seltsam gemischte Partei ward getragen von dem Beifall des ganzen Volkes. Ein schöner, echtmenschlicher, echtschwäbischer Zug in der That, daß das tiefbeleidigte Gewissen des Volks, dem launischen Despotismus gegenüber, der alles Heilige mit Füßen getreten, keinen Fußbreit von dem alten Rechtsboden lassen wollte. Mit Recht durften die Stände sagen: „das Volk erhebt sich nicht auf den Standpunkt der Politik, die Ansichten des Privatlebens trägt es auch auf das öffentliche Leben über. Der Würtemberger ist gewohnt, an seinen Herrn unter den Formen der alten Verfassung mit Liebe zu denken. Nimmt man sie hinweg, so ist die beste Stütze des Thrones gesunken." Einem solchen tiefernsten Volksgefühle, das durch die glückliche Erinnerung an den guten Herzog Christoph sich verstärkte, mußte man mit der zartesten Schonung begegnen. Wie warm und heilig sprach es doch aus den Liedern jenes Uhland, der damals entschlossen war, die geliebte Heimath zu verlassen, wenn das alte Recht verloren ginge; wie ehrenfest und wahrhaftig sprach es aus den Reden jenes Georgii, der jetzt von seinem

alten Freunde sich zornig wandte! Wenn Wangenheim in den monatelangen Händeln der geheimen Sitzungen den rechtlichen Ausführungen der Stände immer nur den Beweis entgegenstellte, daß sein doctrinäres System weit vortrefflicher sei, als das alte Recht, so erschien er den Erbitterten nothwendig als ein frivoler Sophist und verdiente sich so den Vorwurf des Dichters:

„Was unsre Väter schufen
zertrümmern ohne Scheu,
um dann hervorzurufen
das eigne Luftgebäu — —
die alten Namen nennen
nicht anders als zum Scherz,
das heißt, ich darf's bekennen,
für unser Volk kein Herz."

Während in den Ständen nur zwei Männer, allerdings die welterfahrensten von allen, dem Vermittler zur Seite standen, begann bereits seine festeste Stütze zu wanken, die Gunst des Königs. Als die sanguinischen Verheißungen des Ministers sich nicht erfüllten, brach das böse Wesen des Despoten wieder aus und offenbarte sich im Größten wie im Kleinsten, in willkürlichen Steueredicten wie in dem Verbote jedes Vivatrufes im Lande, als das Volk dem Grafen Waldeck ein Hoch gebracht hatte. Welchen dankbaren Boden mußten in der argwöhnischen Seele dieses Fürsten die Anklagen Schmalz's wider die geheimen Bünde finden! Wangenheim eilte, die arge Saat zu zerstören, bewies dem Könige in einem, bald veröffentlichten, Briefe (12. Januar 1816), eine Verfassung sei das einzige Mittel gegen die Geheimbünde. Er schmeichelte dem begehrlichen Sinne des Fürsten, indem er versicherte, in Preußen und Baiern allerdings gährten gefährliche Elemente, das ferngesunde Würtemberg aber sei gesichert. Dies schrieb er in demselben Augenblicke, da von allen Deutschen eben nur die Würtemberger von fieberischer politischer Erregung ergriffen waren! Dann fuhr er fort: bestände, wenn in Preußen ein Aufstand ausbräche, ein deutscher Staat mit einer freien Verfassung, gehoben von der Gunst der öffentlichen Meinung, dann wäre ein Umschwung der Dinge möglich, wie ihn die kühnste Phantasie kaum erfinden könnte! Und darauf folgten die schonungslosesten Urtheile über deutsche Regierungen, folgte — dem Rheinbundskönige in's Angesicht — die treuherzige Bemerkung, der Jacobinismus sei der Vater des Bonapartismus, folgte endlich das offene Aussprechen des, allerdings richtigen, Gedankens, die stän-

dische Opposition sei aus grundverschiedenen Elementen gemischt und werde schließlich durch gegenseitiges Mißtrauen gesprengt werden.

So lag denn der „beliebte Plan des Freiherrn von Wangenheim," durch Theilung zu herrschen, nackt vor den Blicken der argwöhnischen Stände. Und auch der Arglosesste mußte dem Minister jetzt die gehässigsten Pläne zutrauen, als er, in diesen Tagen heilloser Verwirrung, das Einzige in Frage stellte, worüber bisher alle Theile einig gewesen, — das Einkammersystem. Im September 1816 gab er die Schrift heraus: „Ueber die Trennung der Volksvertretung in zwei Abtheilungen." Schon in der „Idee der Staatsverfassung" fand sich der Gedanke, man müsse „in dem aristokratischen Element das Hypomochlion suchen, in welchem die Last der Demokratie mit der Kraft der Autokratie in ein oscillirendes Gleichgewicht komme." Seitdem war der deutsche Adel rührig gewesen und an den Höfen die Meinung zur Herrschaft gelangt, nur durch das Zweikammersystem werde das constitutionelle Wesen ungefährlich für die Throne. Ein großer Theil der Liberalen freilich begünstigte diese Lehre in jener Zeit der politischen Unschuld aus dem entgegengesetzten Grunde. Der Kronprinz von Würtemberg wünschte zwei Kammern, damit nicht in Einer Kammer der unruhige Adel — der damals in allen Rheinbundsstaaten als das gefährlichste Element der Opposition galt — den friedsamen Bürger und Bauersmann aufstachele! Offenbar jedoch war es weniger die staatskluge Rücksicht auf die Stimmung der Höfe, als die Vorliebe für seine eigene Doctrin, die Schwärmerei für die heilige Dreizahl der Naturphilosophie, welche Wangenheim bewog, zur ungünstigsten Stunde die Theilung der Volksvertretung zu vertheidigen. Er that es nach seiner wunderlichen Weise, in allgemeinen philosophischen Sätzen, welche dann auf Würtemberg angewendet wurden und ihren Abschluß fanden in der Lehre: „der Adel soll den Gegensatz zwischen Regierung und Volk vermitteln, der Regent aber soll durch seine Minister den Gegensatz zwischen Adel und Volk reguliren." In diesem Satze voll Widerspruchs war ein Grundirrthum der deutschen Constitutionellen ausgesprochen, welcher seitdem — genährt an den wunderbar nachhaltig fortwirkenden Lehren Montesquieu's und an Englands mißverstandenem Beispiele — auf das zäheste festgehalten wurde, obgleich die Erfahrung in allen deutschen Ländern ihn alltäglich unbarmherzig widerlegt. Weil die englische Aristokratie von Altersher ein mächtiger Schirmer der Volksrechte gewesen, so ist der Aberglaube entstanden: keine gesicherte Freiheit ohne einen kräftigen Adel. Im Glauben an

dies bedingungslose politische Ideal beklagt man die demokratische Gestaltung der deutschen Gesellschaft, während wir doch der sehr gleichmäßigen Vertheilung unseres Volksvermögens, der aufstrebenden Kräfte unseres Bürgerthums uns freuen sollten, und begeht die Thorheit, unserem unpolitischen Adel eine politische Aufgabe aufzubürden, zu deren Lösung ihm sowohl die Kraft als der Wille fehlen. Wenn Niebuhr kurz zuvor in seinem Verfassungsentwurfe für die Niederlande gerathen hatte, in jenen Provinzen, wo der Adel fehle, müsse man ihn zu schaffen suchen, so stimmte der Gegner des vulgären Liberalismus fast wörtlich überein mit dem Satze des würtembergischen Doctrinärs: „werden Primogenitur und Fideicommisse eingeführt, so kann es in Würtemberg an einem Adel nicht fehlen, wie ihn die Idee einer Staatsverfassung unbedingt zu fordern scheint!“ Den Ständen natürlich fehlte jedes Verständniß für das aristokratische Hypomochlion. Sie argwöhnten in der ersten Kammer eine Körperschaft, welche unter dem Scheine der Vermittlung „dem Sonnenwagen zum Trabanten dienen solle,“ und verlangten nach gut mittelalterlicher Weise einen ungetheilten Landtag, der aber in Theile gehen sollte, sobald die Sonderrechte einzelner Stände zur Sprache kämen! So stand hier wieder — wie in dem ganzen unseligen Streite — der Minister als ein Liberaler mit modernen Ideen einer mittelalterlichen Staatsgesinnung gegenüber, während er leider dem großen Haufen als ein Verfechter fürstlicher Willkür erschien. Denn allerdings die Meinung der Masse ward von den deutschen Burschen ausgesprochen, als sie auf der Wartburg Wangenheim's erste Schrift mit den Worten verbrannten: „der Mensch knechtet und frohnt dem Zwingherrn klar und offenbar.“ Die argwöhnische Menge witterte bonapartistische Neigungen, als Wangenheim im Rheinischen Mercur überzeugend nachwies, den Mediatisirten in Würtemberg dürfe nimmermehr gestattet werden, Staaten im Staate zu bilden. Und die Fechterkünste, mit denen Hegel, auf des Ministers Veranlassung, jetzt die Sache des Königs vertheidigte, konnten die arge Meinung nur verstärken.

Jedes Hinderniß schien plötzlich aus Wangenheim's Wege zu schwinden, als König Friedrich starb (30. October 1816), und den neuen König weit über Würtembergs Grenzen hinaus ein Jubelruf begrüßte, so hoffnungsvoll und ungetheilt, wie er seitdem, nach den herbsten Enttäuschungen, selbst aus dem gutmüthigen Herzen unseres Volkes keinem Fürsten wieder erklang. Der „Prinz Wilhelm, der

edle Ritter," den die schwäbischen Poeten gefeiert, der Freund Stein's, der Held von Troyes und Montereau, brachte auf den Thron den guten Willen, den Verfassungskampf durch reiche Gewährung zu enden. Sein unruhiger Ehrgeiz, genährt durch die Verschwägerung mit Rußland und die überschwänglichen Zeichen der Volksgunst, schweifte bereits planend über das enge Land hinaus. Endlich wieder sah Würtemberg ein rechtschaffenes Regiment. Der byzantinische Prunk, die freche Unsittlichkeit des alten Hofes verschwand; ein Soldat und nüchterner Mann der Geschäfte, wandte der König seine ernste Sorge dem Heere und der Pflege des Landbaues zu. Verständige Reformen in der Verwaltung, Erleichterungen des geplagten Volkes bezeichneten den Beginn des neuen Wesens. Wangenheim, erhoben zu dem Posten des Cultusministers, der seinem Talente am meisten entsprach, begeisterte sich für die freisinnigen Absichten des Hofes, und sicherlich ist nie wieder in Schwaben so wohlmeinend und eifrig regiert worden wie von dem „Reform-Ministerium" Wangenheim-Kerner. Man entwarf Pläne, um das bonapartistische System in Gemeinden und Oberämtern durch die Selbstverwaltung zu verdrängen, und der Unermüdliche wandte seine liebevolle Sorge wieder der Tübinger Hochschule zu. Es reifte der ebenso glücklich gedachte als verkehrt ausgeführte Gedanke, eine eigene Facultät der Staatswirthschaft zu gründen; Friedrich List bestieg den ersten Lehrstuhl der praktischen Staatswissenschaft. Zugleich knüpfte der vielseitige Minister Verbindungen mit Sulpiz Boisserée an, um die schönste Sammlung altdeutscher Gemälde für Schwaben zu gewinnen. Doch es war kein Glück bei diesem löblichen Thun. Den unseligen, in Wahrheit tragischen Widerspruch in Wangenheim's Stellung erkennen wir am sichersten an der Haltung der regsameren Köpfe unter der schwäbischen Jugend. Friedrich List und Schlayer, der spätere Minister, spotteten des Eigensinns der „Altrechtler" und lernten unter dem verehrten, geistvollen Minister die Elemente moderner Staatsverwaltung. Uhland dagegen hielt nach wie vor zu dem alten Rechte. Niemand wird bestreiten, daß List und Schlayer als praktische Staatsmänner den edlen Dichter weitaus überragten. Doch ebenso gewiß war Uhland ein weit getreuerer Vertreter der schwäbischen Stammesart als jene Beiden, und auch die einsichtigste Regierung wird niemals ungestraft außerhalb ihres Volkes stehen. Der König, den kein Eid an das alte Recht band, mußte jetzt büßen für den Eidbruch des Vaters. Weder er, der den Soldaten nie verleugnen konnte,

noch Wangenheim mit seinem kecken Uebermuthe fand den rechten Ton, als der Landtag abermals berufen und ihm ein neuer Verfassungsentwurf vorgelegt ward. Abermals, während die gesammte politische Einsicht Deutschlands jetzt auf Seiten des Königs stand, scheiterte jeder Vermittlungsversuch an der Starrheit der Stände. Sie fuhren fort, das mit dem modernen Staate durchaus Unverträgliche, eine ständische Steuercasse, zu verlangen, und konnten noch immer auf die Zustimmung der Menge zählen. Noch in späten Jahren bewahrte Wangenheim andächtiglich den alten Käsleib, der ihm damals bei einem Volksauflaufe durch das Fenster flog.

Jetzt endlich, nach dieser neuen Niederlage des Ministers, wagte sich eine neue Partei aus dem Dunkel hervor, die bureaukratische. Der Freiherr von Maucler bewog den König, hinter Wangenheim's Rücken den Ständen ein Ultimatum vorzulegen. Eine sehr freisinnige Gewährung freilich, das Liberalste, was vor der Revolution ein deutscher Fürst seinem Volke geboten hat; aber wie mochte man hoffen, von diesen Ständen die Annahme binnen acht Tagen zu erlangen? Und wie deutlich verrieth doch der barsche Ton der königlichen Botschaft, daß König Wilhelm, der zu vergessen niemals lernte, den Ständen ihren Eigensinn in gekränkter Seele nachtrug! Die Vorlage fiel, und die Abstimmung des Freiherrn von Varnbüler bezeichnete schlagend den pessimistischen Eigensinn der Versammlung: „ich ziehe es vor, das würtembergische Volk unter der Regierung des jetzigen Königs ohne Verfassung zu sehen, als demselben für künftige Zeiten das Recht, seine von seinen Voreltern ererbte Verfassung zu reclamiren, zu vergeben.“

Nun schritt der König selbständig vor mit dankenswerthen Reformen. Er trennte die Rechtspflege von der Verwaltung, gestaltete das Gemeindewesen unabhängiger, erleichterte die bäuerlichen Lasten nach den Grundsätzen, die Wangenheim längst vorgezeichnet. Aber die Stellung des Ministers, bereits erschüttert durch jene Ränke des Beamtenthums, sollte bald einen letzten Stoß erhalten. Der König, in diesen Tagen seiner aufstrebenden Entwürfe eifrig bemüht, Talente an sich zu ziehen, berief — wieder hinter Wangenheim's Rücken — den wohlbekannten weiland westphälischen Minister Malchus, um eine Reorganisation der Finanzen und des Beamtenthums vorzunehmen. Die Vorschläge des rheinbündischen Staatsmannes waren, wie sich erwarten ließ, im Geiste der romanischen, ebenso logischen als ungeschichtlichen Centralisation entworfen. Da widersprach Wangenheim's

maßvoller Freisinn. Mit gewohnter Offenheit gestand er, sein Widerspruch gründe sich weniger auf die Worte als auf die Grundsätze selber. Nicht einen neuen Staat habe man zu gründen, wie einst in Westphalen, sondern anzuknüpfen an das Bestehende. Der König mißachtete jetzt die Stimme seines alten Vertrauten in einer Weise, welche, nach Wangenheim's eigenen Worten, „sein menschlichstes Gefühl verletzen mußte." Getreu seinem Ausspruche, daß ein Minister das Gute, das er gewirkt, dem Könige zuschreiben, alle Vorwürfe auf seine Schultern nehmen und im Falle der Meinungsverschiedenheit zurücktreten müsse, forderte Wangenheim (November 1817) seinen Abschied und gab damit als der Erste das von den Staatsmännern des deutschen Bundes selten begriffene Beispiel für das Verhalten constitutioneller Minister. Der König hatte sich inzwischen von seinen ersten liberalen Anwandlungen abgewendet, er erschrak über seinen eigenen Freisinn und bat in der Stille den österreichischen Hof um Hilfe gegen seine Stände. Da näherte sich endlich die Bureaukratie der Opposition der Bureaukratie des Ministeriums. Kaum zwei Jahre noch, und dieselben Stände, die dem aufrichtigen Liberalen so störrisch widerstanden, empfingen — inmitten eines ermüdeten Volkes, und in der Angst vor den Karlsbader Beschlüssen — aus König Wilhelm's Händen in übereilter Hast eine Verfassung, welche, redigirt von der gewandten Hand des aufgeklärten Absolutisten v. Groß, nur die Formen, nicht das Wesen der politischen Freiheit gewährte. — Das also war das traurige Ergebniß des ersten deutschen Verfassungskampfes. Das Schreiberregiment, darunter Würtemberg seit grauen Zeiten seufzte, lebte wieder auf in moderner Gestalt in dem neuwürtembergischen Beamtenthume, der wohlgeschulten „Garde" des Freiherrn v. Maucler. Durch die boshafte Verfolgung, welcher bald nachher Friedrich List zum Opfer fiel, sollte die Welt erfahren, daß Schwaben, nachdem Wangenheim's Reformen gescheitert, abermals von einer oligarchischen Kaste beherrscht ward. Und leider weit über Würtembergs Grenzen hinaus erstreckte sich die verderbliche Wirkung des Starrsinns der Stände. Durch lange Jahre blieb jener unbeugsame schwäbische Landtag ein abmahnendes Schreckbild für jeden deutschen Fürsten, dem der Ruf nach Verfassung zu Ohren drang. Selbst wohlmeinende Staatsmänner, wie Eichhorn, zogen daraus die Lehre, ein Fürst könne wohl eine Verfassung verleihen, doch niemals dürfe er mit einer Volksvertretung über eine künftige Verfassung verhandeln. —

Hatte Wangenheim's ehrenhaftes, aber durch doctrinäre Grillen

und die Ungunst der Verhältnisse entstelltes Verfahren ihm bisher fast nur den zweideutigen Beifall seiner Freunde in der Presse eingetragen, so eröffnete sich ihm jetzt die Bahn zur ungetheilten Gunst des Liberalismus. Im Innern seines Landes wußte der König mit dem rücksichtslosen Liberalen nichts zu beginnen, aber den Großmächten gegenüber galt es, den verwegensten Freisinn zu zeigen. Wangenheim ward zum Gesandten am Bundestage ernannt, und welchen brauchbareren Mann konnte man für die unfertigen, der gestaltenden Hand noch harrenden Zustände des Bundes wählen, als diesen unruhigen, ewig neue Pläne gebärenden Kopf? Ein warmer Bewunderer der Freiheitskriege, war Wangenheim dennoch, gleich den meisten Süddeutschen jener Zeit, nicht in tiefster Seele getränkt von dem Geiste der großen Bewegung und, wie sein König, bethört von dem Dunstkreise particularistischer Märchen und Ansprüche, welcher die Höfe der Mittelstaaten umnebelt. Er betheuerte, gleich dem eifrigsten Rheinbundsmanne, die von Napoleon den Mittelstaaten geschenkte Souveränität sei nichts anderes als die Bestätigung eines Rechtes, das diesen Höfen seit Jahrhunderten zugestanden.

Lediglich ein Gegensatz der Gesinnung ist es, der die Mittelstaaten von den Kleinstaaten abscheidet, nicht eine wesentliche Verschiedenheit der Macht. Steht doch die Unfähigkeit, sich durch eigene Kraft zu erhalten — das will sagen, der Mangel jener Gabe, welche einen Staat in Wahrheit zum Staate macht — allen diesen politischen Mißbildungen gleich deutlich auf der Stirn geschrieben. Suchen wir nach einem klaren Sinne für jene gedankenlose Unterscheidung von Mittelstaat und Kleinstaat, so finden wir nur eine Antwort: In den Kleinstaaten ist das Gefühl der eigenen Ohnmacht stärker als das Widerstreben der dynastischen Eitelkeit gegen das Eingeständniß dieser Schwäche. In den Mittelstaaten dagegen lebt noch die Erinnerung an jene Zeit, da Welfen, Wettiner, Wittelsbacher Deutschlands Geschicke bestimmten — bis die Geschichte über sie alle hinwegschritt, weil sie sämmtlich das Wohl ihres Hauses der Pflicht gegen den deutschen Staat voranstellten. Selbst das Haus Zähringen, dessen große Tage um ein halbes Jahrtausend zurücklagen, warf in der napoleonischen Zeit begehrliche Blicke auf „das Erbe seiner Väter," die Schweiz. An diesen stolzen Erinnerungen und an dem Flitterglanze der neugewonnenen anmaßlichen Titel nährt sich der gemeinsame Haß gegen den lachenden Erben ihres vormaligen deutschen Einflusses, gegen Preußen, nährt sich jener verblendete Dünkel, welcher die handgreifliche Thatsache nicht einsehen will, daß in der

aristokratischen Gestaltung der neueren Völkergesellschaft die Bedeutung der Mittelstaaten, trotz ihrer vermehrten Quadratmeilenzahl, erheblich gesunken ist. Und mit solcher Selbstüberhebung ist ein Geist der Lüge in diese Höfe eingezogen, der kaum noch einen ehrlichen Charakter zu ertragen vermag. Nirgendwo sonst wird ein so trügerischer Götzendienst getrieben mit den zweideutigen Größen der Landesgeschichte, den Kurfürsten Moritz und August, dem Feldherrn Wrede und dem Staatsmann Münster; nirgendwo sonst prahlt man so schamlos mit dem schimpflichen Waffenruhme, der im Kampfe gegen unser Volk geerntet ward; nirgendwo sonst fördern die Höfe so eifrig die Nationalhymnen und Nationalkokarden und das gleißnerische Gerede von dem angestammten Fürstenhause.

Zu solchen fables convenues der Höfe traten, vornehmlich in den Staaten des Südwestens, sehr berechtigte Gründe des Selbstgefühls. Die uralte Heimath deutscher Bildung, waren diese gesegneten Lande mit ihrer dichten, geistvollen Bevölkerung, mit ihrer bürgerlichen, dem Feudalismus herzhaft und siegreich widerstehenden Gesittung aus den Stürmen der Kriege hervorgegangen als consolidirte Staaten, die nicht wie Preußen und Hannover einer zweiten Gründung bedurften und weit weniger als der Norden von den Feldzügen heimgesucht waren. Und sie erhielten jetzt, nachdem die Staatsmänner des Rheinbundes die mittelalterlichen Formen der Gesellschaft zerbrochen, von ihren Fürsten (aus den unlautersten Motiven freilich) constitutionelle Verfassungen, während man im Norden vorderhand mit der Neubildung der Verwaltung vollauf zu schaffen hatte. So fühlte sich der Südwesten dem Norden gegenüber als das Land der Aufklärung und Freiheit; und wie ein Wunder ward zu Beginn der zwanziger Jahre Max Joseph von Baiern in Dresden angestaunt, der constitutionelle König, der in dem Lande der spanischen Hofetikette es wagte, wie ein Sterblicher die Straßen zu Fuß zu durchstreifen. Wir verstehen kaum noch, wie unsicher in jenen Tagen das nationale Selbstgefühl, wie matt und unklar das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Stämme war. „Eher werden Bären und Adler miteinander Hochzeit halten, als Süd- und Nordländer sich vereinigen“ — so schrieben die Soldschreiber Montgelas', ohne ernsthaften Widerspruch in der bairischen Presse zu finden. Man weiß, wie zähe sich dies Bewußtsein der Ueberlegenheit im Süden durch lange Jahre erhielt, wie einsam Paul Pfizer unter den Liberalen stand, denen es unmöglich erschien, „die Bewohner des lichten Rheinlandes“ mit dem

Maße der Freiheit abzufinden, das für Pommern passe, und wie unausrottbar bis heute in den Köpfen der Franzosen und Engländer die Vorstellung spukt, Preußens halbbarbarische Zustände stünden der Gesittung des „reinen Deutschlands“ weit nach. Als vollends Preußen auf den Congressen zu Aachen und Karlsbad ein Helfer der österreichischen Herrschaft geworden war, da verschlangen sich in Süddeutschland die ehrenhaftesten mit den nichtswürdigsten Meinungen: der verstockte Preußenhaß der Rheinbundstage mit der Mißachtung des Liberalismus wider die „deutschen Russen,“ der gerechte Unwille über die Sünden Preußens und über die Tyrannei der heiligen Allianz mit dem kleinstaatlichen Widerstreben gegen jede straffe Bundesgewalt. So grundverschiedene Gesinnungen, genährt durch die im Süden leider noch heute vorherrschende Unkenntniß der norddeutschen Zustände, erzeugten dann den unseligen Gedanken eines süddeutschen Sonderbundes.

Wenn sogar im Norden manche wohlmeinende Patrioten hoffnungsvoll auf Hannover und die Niederlande blickten als auf ein Gegengewicht gegen die „preußischen Raubthiere,“ so schien im Süden der Triasgedanke in der Luft zu schwirren. In wenigen Jahren waren die gutmüthigen Hoffnungen verflogen, womit man dereinst den Bundestag begrüßt. Er hatte sich nicht, wie man gewähnt, zu einem Parlamente erweitert, vielmehr enthüllte sich in seiner Mitte aller Welt zum Spotte die Zwietracht zwischen den Großmächten und den Staaten des alten Rheinbundes. Also erschien das Zusammenschließen der constitutionellen Staaten als das letzte verzweifelte Auskunftsmittel für Jeden, der nicht in träger Entsagung sich mit der völligen Vereinzelung der deutschen Staaten begnügen wollte. Nicht blos das berüchtigte Blatt des Bonapartismus, die Münchener Alemannia, bewies jetzt die Nothwendigkeit, Preußen auf sein natürliches Gebiet, die slavischen Länder jenseit der Elbe, zu beschränken. Auch ein Anselm Feuerbach sah in den beiden Großmächten „die natürlichen Gegner, nicht gerade Deutschlands, aber der Freiheit und Selbständigkeit der kleinen deutschen Staaten“ und träumte von einem deutschen Fürstenbunde, der das feindliche Preußen in zwei Hälften zerreißen sollte! Das warme Brutnest dieser tollen Pläne war der Stuttgarter Hof. Nach der Ueberlieferung seines Hauses ein Feind Oesterreichs, fortwährend in Sorge, das Haus Habsburg möge Würtemberg zum vierten Male unter sein Scepter bringen, hatte sich der König früher mit Begeisterung dem preußischen Staate zugewendet; damals schrieb er sich noch Friedrich Wilhelm. Seit er die

Königskrone trug, war die Neigung für die nordischen Waffenbrüder verschwunden. Begehrlicher dynastischer Ehrgeiz bildete fortan den Kernpunkt seiner Politik; getragen von der liberalen öffentlichen Meinung, gedachte er sein Geschlecht zu glänzender Machtfülle zu erheben. Denn obwohl sein Haus die glänzenden Erinnerungen nicht kannte, welche die Phantasie der Wettiner und Wittelsbacher bethörten, so gaben doch die Grafen von Würtemberg und Teck jenen berühmteren Geschlechtern an dynastischem Stolze nichts nach. Zugleich gefiel er sich, vornehmlich im Gespräche mit dem excentrischen Prinzen von Oranien, in kühnen liberalen Reden, hörte befriedigt, daß die Staatsmänner der Bierbank ihn als den Kaiser der Deutschen zu preisen liebten, und ward in solchen Träumen bestärkt durch den Zuspruch seiner russischen Gemahlin.

Die Frivolität, die vaterlandslose Gesinnung dieser dynastischen Ehrsucht ist erst in neuester Zeit völlig entlarvt worden. Im Jahre 1820 erschien das berüchtigte „Manuscript aus Süddeutschland," das Programm der Triaspolitik. Die Schrift stellt ein fratzenhaftes Zerrbild des heimathlosen und charakterlosen norddeutschen Wesens dem kerndeutschen, seßhaften süddeutschen Volke gegenüber. In Summa: — Berlin hat die besten Schneider, Augsburg die besten Goldschmiede! Der schlaue ränkesüchtige Handelsmann des Nordens ist im Felde nur als Husar und Freibeuter zu verwenden, der feste süddeutsche Bauer bildet den Kern unserer regulären Truppen. Eine polnische Theilung ist unbemerkt an Deutschland vollzogen, neunzehn von neunundzwanzig Millionen Deutschen sind an die fremden Mächte Oesterreich, Preußen, Dänemark, Holland verkauft. Seine schönsten Häfen sind ein hors d'oeuvre am deutschen Körper geworden, einer Kaste von Kaufleuten in die Hände gefallen, die in Englands Solde steht (beiläufig, ein Satz, welcher die damals im Süden herrschende Meinung über die Hansestädte getreulich widerspiegelt). Der Rest — das reine Deutschland — muß geschützt werden durch einen engeren Bund, der auf die Kernstämme der Alemannen und Baiern sich stützt; doch läßt uns die Schrift ohne Belehrung über die Frage, wie in diesem engeren Bunde der weltbürgerliche Kaufmann von Hannover und Mecklenburg sich mit dem seßhaften Baiern vertragen solle. Eine Thorheit ist es (und hier offenbart sich jene diabolische Mischung von Wahrheit und Lüge, welche die ganze Richtung bezeichnet), ein Widersinn, daß die Bundesacte durch Formeln der Stärke und der Schwäche gleiche Rechte zu sichern meint.

Die Bahn der deutschen Staatskunst ist bereits vorgezeichnet durch das Verhalten jener Staaten des Südens, welche „aus Liebe zu Deutschland Frankreichs Freunde wurden." Dann wird Montgelas als großer Staatsmann gefeiert und dem Süden gerathen, das von Gott eingesetzte demokratische Princip in Ehren zu halten. — Die ganze Zukunft dieses Landes beruhte darauf, daß Nord und Süd sich zu schöner Ergänzung zusammenfanden, der Süden sich erfüllte mit der nationalen Gesinnung des Nordens, der Norden die bürgerliche Gesittung Oberdeutschlands sich aneignete. Bis zu solcher Versöhnung war noch ein weiter Weg. Vorderhand ward die Kluft mächtig erweitert durch dies geschickte Pamphlet, das in Niederdeutschland, vornehmlich in den Hansestädten, laute Entrüstung erregte, während in Baiern und Schwaben dies widrige Gemisch von Bonapartismus, hohlem Radicalismus und dreistem Particularismus zahlreiche Verehrer fand. Als Verfasser der pseudonymen Schrift nannte man allgemein Friedrich Ludwig Lindner, einen am Stuttgarter Hofe wohlgelittenen norddeutschen Publicisten. Dieser Mann, der in jenen Tagen unter den Liberalen als ein Patriot galt, konnte schon während des Feldzugs von 1814 schreiben: „Der Zweck der Russen, Oesterreicher, Preußen und Engländer liegt klar am Tage, was aber haben die Deutschen in diesem Kriege zu suchen?" Seit der Stiftung der heiligen Allianz hatte sich ihm diese Denkweise bis zur Wuth verhärtet; er säete jetzt mit grobem Cynismus in der Presse Zwietracht zwischen Süd und Nord, wie denn jederzeit — von Lindner bis herab auf Hermann Orges — norddeutsche Ueberläufer dies Gewerbe auf das eifrigste getrieben haben. Der traurige Ruhm der Urheberschaft des Manuscriptes gebührt jedoch nicht ihm allein. Als die Großmächte von dem Stuttgarter Hofe Bestrafung des Pamphletisten verlangten, da weigerte sich König Wilhelm und gestand seinem Minister Wintzingerode im tiefsten Vertrauen, daß er selber die Gedanken, Lindner nur die Form der Schrift geschaffen habe, daß er selbst der Verfasser des Manuscriptes sei*). So war denn der vaterländische Fürst, den Wangenheim in begeisterten Briefen als den Martin Luther unserer

*) Graf Heinrich Levin Wintzingerode, ein würtemberger Staatsmann. Von Wilko Graf Wintzingerode. Gotha 1866. S. 69. — Diese dankenswerthe Schrift entlastet den würtembergischen Minister mit Erfolg von den Beschuldigungen, welche in den meisten Werken über zeitgenössische Geschichte, auch in den früheren Auflagen meiner „Aufsätze", gegen ihn erhoben wurden, und bildet eine erdrückende Anklageacte gegen den König.

politischen Reformation feierte, zu einem Lobredner des Vaterlands-verraths geworden!

Für solche sonderbündlerische Pläne fand der König ein brauchbares Werkzeug in dem neuen Bundestagsgesandten. Wangenheim, der über das Manuscript oft in wegwerfenden Worten sprach, ahnte schwerlich, wer der Verfasser sei, und er theilte nicht völlig die Voraussetzungen dieser bruderfeindlichen Staatskunst. Stammte er doch aus jenen mitteldeutschen Landen, welche, glücklich genug, die Tendenzlüge von dem Gegensatze norddeutscher und süddeutscher Art gar nicht verstehen, weil sie nicht wissen, zu welchem dieser beiden „Völker“ sie selber sich zählen sollen. Um so eifriger war er den Schlußsätzen der Triaspolitik zugethan. In unseliger Weise trafen sie leider zusammen mit seinen naturphilosophischen Spielereien. Das „Schema“ seiner Idee der Staatsverfassung gedachte er auch auf Deutschland anzuwenden, das autokratische und demokratische Element so gut wie das aristokratische Hypomochlion. Und auch in das autokratische Element der Bundesgewalt mußte die heilige Dreizahl eingeführt werden. So gänzlich zur fixen Idee war ihm dieser brahminische Aberglaube geworden, daß er meinte: sollte Oesterreich je ausscheiden, so müßte Baiern an Oesterreichs, Sachsen aber, als der Führer der Mindermächtigen, an Baierns Stelle aufrücken. Um die Unabhängigkeit der Kleinstaaten von den beiden Großmächten zu wahren, schien ihm selbst das „immerhin bedenkliche“ Anrufen der auswärtigen Garanten der Bundesacte erlaubt! Einen praktischen Inhalt erhielt dieser doctrinäre Luftbau durch jenen maßlosen Preußenhaß, den jede Zeile von Wangenheim's Schriften predigt — am lautesten dann, wenn er versucht ihn zu leugnen, wenn er versichert, daß seine Gattin eine Freundin der Königin Louise gewesen, drei seiner Brüder in preußischen Diensten gestorben seien. Suum cuique rapit war ihm die Devise des schwarzen Adlers. Immerdar ängstigten ihn „die erbkaiserlichen Gelüste einer traditionellen preußischen Cabinetspolitik,“ und selbst die hochsinnige Staatskunst Preußens in den Freiheitskriegen erschreckte ihn, weil sie um Volksgunst gebuhlt und kein Mittel der Einschüchterung gescheut habe! Was habe Preußen im Grunde anderes gethan im Jahre 1813 als den Satz durchführen: ôte-toi que je m'y mette?!

Drei grobe Irrthümer, sicherlich, bildeten die Grundlage dieser mittelstaatlichen Politik. Es war ein Wahn, daß Ohnmacht zur Ohnmacht gesellt jemals eine Macht bilden könnte. Denn erstünde auch

aus diesem Sonderbunde das Unmögliche, die einheitliche Organisation, so würde ihm doch immerdar jene sittliche Kraft fehlen, welche die Staatsmänner der Mittelstaaten nie anerkennen, weil sie dieselbe widerwillig an Preußen bewundern müssen — das Bewußtsein des Zusammengehörens, der Stolz auf eine große Geschichte, mit einem Worte: die lebendige Staatsgesinnung. Daß von solcher Staatsgesinnung kein Hauch lebendig sei in den Seelen dieser mittelstaatlichen Sonderbündler, ward bewiesen durch jenen schamlosen Hinweis auf die Hilfe des Auslandes, der als letzte Drohung hinter allen ihren Plänen lauert. Wohl klang es hart, wenn eine preußische Staatsschrift v. J. 1822 Wangenheim geradezu der Verbindung mit fremden Mächten beschuldigte. Aber lagen nicht die unwürdigen Erfahrungen aus den Tagen Ludwig's XIV. und Napoleon's als ein furchtbar mahnendes Beispiel vor Aller Augen? Hatte nicht sogar der ohnmächtige Hof Ludwig's XVI. die Kleinstaaten gewarnt vor dem preußischen Fürstenbunde, sie ermahnt, einen Sonderbund unter französischem Schutze zu schließen? Und wer sollte an die redliche Vaterlandsliebe der Männer der Trias glauben, wenn Schriften von dem Schlage des Manuscripts aus ihren Reihen hervorgingen, und jeder ihrer Schritte gegen die heilige Allianz in eifrigen Pamphleten vertheidigt ward von dem Bonapartisten Bignon, einem der Stifter des Rheinbundes? — Es war ferner eine Täuschung, die Einigung der Nation zu erwarten von einer Gruppenbildung, welche nothwendig die centrifugalen Kräfte verstärkt und die der Einheit geneigten kleinsten Staaten einer particularistischen Obergewalt unterwirft. — Endlich überschätzte man blindlings die Bedeutung der südwestdeutschen Verfassungen. Denn wie unverzeihlich immer Preußens Unterlassungssünden waren: die socialen Zustände der deutschen Staaten, welche keine Gesetzgebung gänzlich umstürzen kann, sind einander so nahe verwandt, daß niemals ein deutscher Staat allein durch seine freie Verfassung das Uebergewicht über die andern erlangen wird. Auch an dem absolutistischen Preußen fand der Süddeutsche noch des Herrlichen viel zu beneiden: die Macht, den Ruhm, eine freie Volkswirthschaft und eine selbständige Bewegung der Gemeinden, welche auf dem Boden des Rheinbundes nicht gedeihen wollten. Und eine sehr kurze Erfahrung offenbarte, daß auch im Süden die Volksrechte ungesichert waren und in den Ueberzeugungen der Menge noch keineswegs tiefe Wurzeln geschlagen hatten.

Alle diese Verirrungen, die wir rückschauend leicht erkennen, lassen sich allenfalls entschuldigen mit der Unklarheit der Epoche, aber ein

unverzeihlicher Fehler tritt hinzu. Auch in dem Triasplane bewährte sich die alte Erbsünde der Politiker der Kleinstaaten, ihre gänzliche Unfähigkeit, die Bedeutung der Macht zu begreifen. Man rechnete dreist mit Factoren, welche nirgends vorhanden waren. Man plante über einem Sonderbunde der constitutionellen Staaten, und doch wußte Wangenheim, daß die süddeutschen Höfe nur widerwillig den Zwang der neuen Verfassungen ertrugen, daß Großherzog Ludwig von Baden und der Herzog von Nassau eben jetzt sich mit dem Gedanken befreundeten, ihr Landesgrundgesetz aufzuheben. Auch in der Bevölkerung der Mittelstaaten war von einem lebendigen Bedürfnisse des Zusammenhaltens nichts zu spüren. In Sachsen, Kurhessen, Mecklenburg, Hannover, ging das altständische Wesen seinen trägen Gang weiter, das dem constitutionellen Systeme des Südwestens noch ungleich ferner stand als der moderne Absolutismus in Preußen. Zudem hegte jeder Mittelstaat noch seine absonderlichen geheimen Hegemoniegelüste: Baiern hatte den Gedanken einer Oberherrschaft im Südwesten nicht aufgegeben, Sachsen betrachtete sich als den natürlichen Schirmer der thüringischen Lande. So blieb als das einzige gemeinsame Band der Mittelstaaten nur der Widerwille ihrer Souveräne gegen jede Beherrschung durch die Großmächte, und Wangenheim's ehrliche Vaterlandsliebe sah sich also angewiesen auf die gemeinste Leidenschaft des Particularismus! Ja sogar auf sein heimisches Cabinet konnte er nicht sicher zählen. Zwar die zunächst betheiligten Beamten im Ministerium, v. Trott und Hartmann, hielten zu ihm, und der Münchener Hof ward von dem schwäbischen Gesandten von Schmitz-Grollenburg in Wangenheim's Sinne bearbeitet. Der Minister des Auswärtigen dagegen, Graf Wintzingerode, war ein zu klarer Kopf, um die phantastischen Sonderbundspläne zu billigen. Vollends der König schwankte zwischen despotischen Neigungen und liberalisirendem Ehrgeiz, zwischen kühnen Entwürfen und jähem Verzagen. Trotz alledem haben wir kein Recht, über jene liberale mittelstaatliche Politik kurzweg den Stab zu brechen. Sie war keineswegs jenes politische Ideal, welches die Liberalen der zwanziger Jahre verherrlichten, aber auch nicht blos jener Bodensatz des Rheinbundes, wofür Radowitz sie später ausgab. Vergessen wir nicht, in welchen windigen Phrasen sich die Bundespolitik jener Tage durchgängig bewegte. Konnte doch Fürst Hardenberg in einer Verbalnote auf dem Wiener Congresse einige schlechte Verse aus dem Rheinischen Mercur als ein befolgenswerthes politisches Programm citiren:

„Es horste auf derselben Rieseneiche
Der Doppeladler und der schwarze Aar,
Es sei fortan im ganzen deutschen Reiche
Ein Wort, Ein Sinn, geführt von jenem Paar —"

und Wangenheim pries das als ein Zeichen echter Staatskunst! Auf diesem Tummelplatze der Phrasen mußte die Erbsünde der mittelstaatlichen Politik üppig wuchern: das vielgeschäftige dilettantische Projectemachen. Denn werden in wirklichen Staaten dem Staatsmanne durch Interessen und Ueberlieferungen feste Bahnen vorgeschrieben, so bleibt in den politischen Zwitterbildungen, welche vernünftigerweise auf die große Politik verzichten sollten, Alles der erfinderischen Willkür der Diplomaten überlassen. Und tragen die bedeutenden Staatsmänner der Schweiz, Englands, Preußens das Gepräge ihres Staates, so zeigen die mittelstaatlichen Diplomaten, von Malchus und Wangenheim bis herab auf Beust und Pfordten, fast durchgängig ein heimathloses Wesen: sie sind diplomatische Lanzknechte, nicht geleitet von dem Lebensgesetze eines bestimmten Gemeinwesens, sondern bereit, jedem Staate, der dem Ehrgeiz ein Feld bietet, ihre geschäftige Thätigkeit zu widmen. So offenbart auch die mittelstaatliche Politik jener Tage ein unklares, widerspruchsvolles Wesen — einen Januskopf. Boshaft war sie, ränkevoll, unwürdig, wenn sie in nackter Selbstsucht das natürliche Uebergewicht der Macht, das den Großstaaten zukommt, zu brechen versuchte. Aber ein bleibendes Verdienst hat sie sich erworben, als sie die Grundlagen des modernen Staatslebens gegen die Eingriffe des Wiener Cabinets vertheidigte.

Mißtrauisch begrüßte man in Frankfurt den liberalen Minister, und allerdings sehr abweichend von der gewohnten Art eines Diplomatencongresses klang der doctrinäre Ton seiner Antrittsrede: „der Einzelne geht sicher unter, sobald er blos in sich sein will, allein ebenso wird ein zügelloses Streben nach Allgemeinheit zur Leerheit und zum Tode führen; daher wollen die deutschen Staaten frei und ungehindert ihr besonderes Leben selbständig ausbilden, allein die Bürgschaft ihres eigenthümlichen Lebens nur in dem kräftigen Leben Aller finden." Doch im persönlichen Verkehre ließ Wangenheim von doctrinärem Wesen nichts spüren. Man rühmte ihm nach, daß sein freies, leichtes, heiteres Wesen den Ausländern vorzüglich gefalle. In der Stadt ward er rasch bekannt, nahm Theil an jeder gemeinnützigen Unternehmung, an Steins Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde wie an dem Auf-

rufe für das Goethedenkmal. Diese liebenswürdige Weise, seine Geschäftskunde und unermüdliche Thätigkeit erschlossen ihm bald den Weg in die wichtigsten Ausschüsse. Noch war der Bundestag reich an feingebildeten aufgeklärten Staatsmännern, und diese Oppositionspartei der Gagern, Aretin, Lepel, Harnier war den Gesandten der Großmächte, den Buol und Goltz, und ihren ergebenen Dienern Leonhardi und Marschall überlegen durch ihre Talente und ihre Einigkeit. Schon damals trieben die Gesandten von Oesterreich und Preußen das unwürdige Spiel, heimlich ihren Gegnern zu versichern, man hege selbst die freisinnigsten Absichten, habe jedoch dem Drängen des unbequemen Collegen nicht widerstehen können. Nach dem Ausscheiden Gagern's, „dieses ritterlichen Mannes," übernahm Wangenheim die Führung der Opposition, ebenso wortreich wie jener, aber minder gutmüthig und mit bestimmteren Zielen.

Der Streit zwischen Baiern und Baden über den Besitz der Pfalz war soeben wieder auf das heftigste entbrannt, bereits stand das badische Heer unter den Waffen, und unter dem Schutze des deutschen Bundes drohte der Bürgerkrieg auszubrechen zwischen Deutschen und Deutschen. Thatlos sah man in Frankfurt alledem zu. Als dann auf dem Congresse von Aachen die heilige Allianz diese rein-deutsche Angelegenheit eigenmächtig vor ihr Forum zog, als der weiße Czar die Frage entschied und in Baden mit Jubel als der Retter des Landes begrüßt ward, da regte sich freilich an den kleinen Höfen das brennende Gefühl einer nationalen Demüthigung. Aber wie mochte König Wilhelm seinem russischen Schwager offen widerstehen? Wangenheim begnügte sich, im Kreise der befreundeten Gesandten über die Uebergriffe des heiligen Bundes zu murren. Inzwischen hatte er mit den Genossen den Plan eines engeren Bundes eifrig besprochen. Er gefiel sich darin, in den Verhandlungen wie im geselligen Leben den Grafen Goltz und Buol seine Ueberlegenheit tactlos und schonungslos, oft in der ausgelassensten Weise, zu zeigen; man erzählte sich lachend in Frankfurt, daß er einst den preußischen Gesandten durch einen Toast auf die Republik gekränkt habe. Da forderte eine ernste Note des Wiener Cabinets vom Stuttgarter Hofe Rechenschaft über das gefährliche Treiben des Gesandten, und Wangenheim enthüllte in einem Privatbriefe dem Fürsten Metternich, arglos wie immer, seine geheimsten Gedanken (September 1818). „Die Bundesacte ist nichts, gar nichts ohne Institutionen, welche die Anwendung des Gesetzes und seine Vollziehung

verbürgen. Die Einheit Deutschlands sucht und findet ihre Garantie ausschließlich in dem gleichgewichtigen und gleichzeitigen Einfluß von Oesterreich und Preußen." Darum nimmermehr eine Theilung der Herrschaft in Deutschland nach dem Laufe des Mains — ein Plan, der schon auf dem Wiener Congresse die Kleinstaaten geängstigt hatte und von Wangenheim immerdar als die unseligste Wendung der deutschen Geschicke betrachtet ward. Um den Gedanken der Mainlinie für immer zu beseitigen, muß ein Bund im Bunde bestehen, der die Zerspaltung Deutschlands ebenso verhindern soll, wie Oesterreich und Preußen eine barrière inexpugnable für den Ehrgeiz Rußlands und Frankreichs bilden. Daß dieser Bund jemals dem Ausland in die Arme getrieben und „etliche und dreißig Staaten in Klein-Octav und Duodez" über einen Eroberungsplan gegen Oesterreich und Preußen einig werden sollten, ist eine „läppische Besorgniß politischer Donquixotes." —

Die hochtrabende Sprache dieses Briefes bildet einen unbegreiflichen Widerspruch zu den gleichzeitigen diplomatischen Schritten des Stuttgarter Hofes. Wenige Monate vorher hatte König Wilhelm durch seine Gesandten in Wien und Frankfurt den Wunsch ausgesprochen, daß der Bundestag eine authentische Interpretation des Art. 13 der Bundesacte (über die Landstände) erlassen und dergestalt allen übermüthigen Forderungen des Volks einen Damm entgegensetzen möge. Fürst Metternich, der bisher der constitutionellen Bewegung thatlos und gedankenlos zugeschaut, ward erst durch diese würtembergischen Klagen zur Thätigkeit aufgestachelt. Es ist nicht anders, die reactionäre Strömung, welche jetzt begann und bald auf den Karlsbader Conferenzen weit über die von König Wilhelm erstrebten Ziele hinausschlagen sollte, hat ihre erste Quelle in den geheimen Umtrieben des liberalen Königs.

Auch dem teutonischen Treiben der Burschenschaft vermochte der König nicht ohne Zittern zuzuschauen. Bereits im Frühjahr 1818 klagte er in seinen Briefen an den russischen Hof, wie Deutschland einer fanatischen Partei von Ruhestörern anheimgefallen sei. Bald sollte diese trübe Auffassung der deutschen Dinge die herrschende an den deutschen Höfen werden. — Karl Sand hatte einst in Tübingen häufig in Wangenheim's Hause verkehrt und sich belehren lassen von den mäßigenden Worten des Curators. Als der Unglückliche jetzt auf seiner verhängnißvollen Reise nach Mannheim ihn besuchte und verfehlte, da trieb eine unbestimmte schreckliche Ahnung den Gesandten, dem Wanderer in den Odenwald nachzureiten. Er traf ihn nicht, und die Er-

mordung Kotzebue's geschah. Die Raserei der Angst, welche jetzt die Höfe erfüllte, ward von dem Fürsten Metternich ausgebeutet. Oftmals ist gestritten worden über die Frage, ob die Männer des Wiener Cabinets, von thörichter Furcht verblendet, wirklich glaubten, die Throne seien gefährdet durch eine fieberische Aufregung der Nation, oder ob sie diesen Glauben nur heuchelten, um die deutschen Höfe für ihr System zu gewinnen. Mir scheint, keine der beiden Behauptungen trifft das Rechte. Vielmehr war in der That Oesterreichs Herrschaft in Deutschland schwer, wenn auch erst von ferne, bedroht. Wohl offenbarte die öffentliche Meinung noch eine knabenhafte Unreife. Das Burschenfest auf der Wartburg ward in zahlreichen begeisterten Flugschriften als „die Morgenröthe eines neuen deutschen Nationallebens" gefeiert, und nach Sand's unseliger That, die durch nichts merkwürdiger war als durch ihre zwecklose Thorheit, predigten deutsche Lehrer ihren Schülern von Harmodios und Aristogeiton, und das ganze Land hallte wider von den Rufen schwächlichen unklaren Mitgefühls. Aber aus all diesem wirren Treiben, aus all den machtlosen Ausfällen der süddeutschen Kammern wider den Bundestag sprach doch die eine ernste Thatsache: der Geist der Freiheitskriege war noch immer nicht erstorben. Ließ man die patriotische Presse und die begeisterte Jugend gewähren, so mußte früher oder später dies Volk zum lebendigen Bewußtsein seiner Einheit gelangen, und dann ward Oesterreichs Stellung in Deutschland unhaltbar. Fürst Metternich begriff also seine Lage sehr richtig, wenn auch seine nervöse Aengstlichkeit oft allzu schwarz sehen mochte. Es war ein Meisterstück österreichischer diplomatischer Kunst, daß man die Mehrzahl der deutschen Höfe dahin brachte, die deutschen Dinge mit österreichischen Augen anzusehen und an eine Gefahr zu glauben, welche allerdings die Herrschaft Oesterreichs, aber damals noch nicht die deutschen Dynastien bedrohte. Schon im Juli 1819 stellte Oesterreich den Antrag am Bunde: wenn ein vorgeschlagenes Grundgesetz die verfassungsmäßig nothwendige Einstimmigkeit am Bunde nicht gefunden habe, dann solle die Mehrheit der Bundesglieder berechtigt sein, den abgelehnten Vorschlag dennoch provisorisch auszuführen! Der Antrag, der die liberalen Staaten mediatisirt hätte, ward zu nichte durch Wangenheim's entschlossenes Nein. Damit war erwiesen, daß am Bundestage ein Staatsstreich sich nicht durchführen ließ, und Fürst Metternich berief die Minister der größeren Staaten zu den Besprechungen von Karlsbad. Metternich's Hauptplan, den Artikel 13 der Bundesacte (das

Versprechen der Landstände) im Geiste Friedrich Gentz's zu erklären und die Kammern Süddeutschlands in Postulatenlandtage nach österreichischem Muster zu verwandeln, scheiterte dort an dem erbitterten Widerstande des Grafen Wintzingerode, der ihm das boshafte Wort entgegenwarf: „die Regierungen haben im Art. 13 den Grundsatz der Volkssouveränität angenommen, sie haben geglaubt diesen Point vergeben zu können; die Partie ist angefangen, sie muß ausgespielt werden." Aber auch das wirklich Beschlossene — die Knechtung der Presse und der Hochschulen, die Einleitung der Demagogen-Verfolgungen — war ein Angriff auf das Allerheiligste unseres Volksthums, zugleich eine Verletzung der Landes- und Bundesgesetze.

König Wilhelm ließ seine Hofzeitung gegen die Karlsbader Beschlüsse zu Felde ziehen; er reiste klagend zu seinem Schwager nach Warschau, und bald nachher ermuthigte eine russische Note die kleinen deutschen Höfe zum Widerstande gegen Oesterreich, fragte eine andere bei England vertraulich an, ob nicht schon jetzt der Zeitpunkt zum Einschreiten der großen Mächte in Deutschland gekommen sei. In Wien wollte man dem Czaren so feindselige Schritte nicht zutrauen: — notre homme à Stuttgart — schreibt ein k. k. Diplomat — n'a pas trop à se louer de ses succès à Varsovie. Wie anders, wenn ein wahrhaft königlicher Wille zu Stuttgart geboten, wenn in Frankfurt auch nur Ein Gesandter von schlichtem, unerschrockenem Mannesmuthe getagt hätte! Was Würtemberg durch verwerfliche geheime Umtriebe im Auslande versuchte, das ließ sich erreichen auf dem Wege des Gesetzes, wenn auch nur Ein Staat sein von der Bundesacte gewährtes Recht gebrauchte. Die Beschlüsse der in Karlsbad versammelten Minister einiger deutschen Staaten, eine bundesrechtlich gänzlich ungiltige Urkunde, wurden am 16. September 1819 dem Bundestage vorgelesen. Vier Tage darauf erfolgte die Abstimmung, während das Gesetz eine vierzehntägige Frist verlangt. Die Annahme geschah, ohne daß die gesetzlich nothwendige Berathung vorherging, durch einen Mehrheitsbeschluß im engeren Rathe, während die Bundesacte Einstimmigkeit und Abstimmung im Plenum vorschrieb. Da war es heilige Pflicht des Mannes, der sich so gern den getreuesten Vertheidiger des Bundesrechts nennen hörte, gegen diesen vierfachen Rechtsbruch zu protestiren und die österreichische Intrigue, wie er es bundesgesetzlich durfte, an seinem Nein scheitern zu lassen. Ein Aufschub von wenigen Tagen mußte gegen Oesterreich entscheiden, da das unwürdige Werk allein

durch die Ueberraschung gelang. Denn mit vollem Rechte sahen die kleinen Höfe ihre Selbständigkeit — und wahrlich nicht zu Gunsten der nationalen Einheit — bedroht, seit Fürst Metternich in Karlsbad dem Minister eines Kleinstaates mit dürren Worten erklärt hatte, die einzige Bedingung der Fortexistenz der kleinen Staaten sei allein der Bund! Mit einstimmiger Entrüstung erhob sich die öffentliche Meinung wider die Karlsbader Verschwörung. Bignon verglich die neue Mainzer Untersuchungscommission mit den berüchtigten Prevotalhöfen der Bourbonen; die französischen Blätter zürnten, man wolle den Deutschen das Schicksal Polens bereiten, sie ausstoßen aus der Menschheit; und welche Stimmung den Süden Deutschlands beherrschte, davon gab bald nachher die Adresse einer Offiziersversammlung in Ulm an König Wilhelm ein denkwürdiges Zeugniß. Sie forderte offen den Krieg gegen jene „fremden Regierungen, welche das Glück des würtembergischen Volkes mit Schmähsucht betrachten, ohne ihren eigenen Unterthanen das Nämliche zu gönnen. — Auch ist das Heer Ew. königl. Majestät keineswegs als eine unzureichende Streitmacht zu betrachten, denn das ganze Volk wird begeisterungsvoll unsere Reihen verstärken." Nicht blos vor dem Bürgerkriege, auch vor der schlicht-gesetzlichen Pflichterfüllung der einfachen Wahrhaftigkeit schreckte der Stuttgarter Hof zurück. Würtemberg widersprach zwar mehreren Artikeln der Karlsbader Beschlüsse, aber Wangenheim duldete, daß das öffentliche Protokoll der Nation die einstimmige Annahme der neuen Bundesgesetze vorlog und Würtembergs Widerspruch in einer geheimen Registrande verborgen wurde. Nun hatte er kein Recht mehr, zu klagen, wie er es liebte, über das Geheimhalten der Bundesberathungen. Seit drei Jahren harrte die Nation vergeblich auf ein Lebenszeichen ihrer höchsten Behörde. Jetzt erschien es, und die erste wichtige That des Bundestags war — die provisorische Aufhebung mehrerer der wichtigsten Bestimmungen der Bundesacte. Es war ein Hergang, so einzig, so unbegreiflich, daß die Presse sofort die Vermuthung aussprach, die Einstimmigkeit des Bundestags sei entweder erzwungen oder eine Lüge.

Wohl durfte die österreichische Partei jubeln, und Graf Buol den Bundestag am Abend jenes unseligen 20. Septembers zu einem glänzenden Feste vereinigen. Durch diese ersten Unterlassungssünden war der liberalen Opposition am Bundestage der Boden unter den Füßen hinweggezogen, und das zugleich widrige und lächerliche Schauspiel der deutschen Politik in den nächsten Jahren vorgezeichnet. Fürst

Metternich umging nun den Bundestag, an dem er die Langsamkeit des Geschäftsganges und mehr noch die Ueberlegenheit der liberalen Gesandten scheute. Um den Ausbau des Bundesrechts, welcher in Wahrheit eine Durchlöcherung des Rechtes war, zu vollführen, versammelte er die deutschen Minister zu Wien, und der engherzige Particularismus der Mittelstaaten vergönnte ihm mindestens einen halben Erfolg. Der Wahnbegriff des „monarchischen Princips“ ward in das Bundesrecht eingeführt, und die Gesandten der Mittelstaaten nahmen ihn an; denn trotz aller liberalen Redensarten war diesen Regierungen hochwillkommen, eine Waffe für den Nothfall gegen ihre Kammern zu besitzen. Sie meinten genug gethan zu haben, als sie wenigstens ihre eigenen Verfassungen durch den Artikel 56 der Wiener Schlußacte gesichert hatten, welcher die Abänderung der bestehenden Verfassungen auf nicht verfassungsmäßigem Wege verbot. Dergestalt steht in der gesammten Schlußacte immer ein Artikel von absolutistischer Färbung einem anderen von constitutionellem Inhalte gegenüber. Die Mehrzahl der Höfe des Südwestens konnte die gänzliche Beseitigung ihrer Landesverfassungen nicht wünschen; denn eben unter dem Schutze dieser Verfassungen reifte allmählich jener badische, darmstädtische, würtembergische Particularismus, der den dynastischen Gelüsten der Höfe in die Hände arbeitete. Nicht die Höfe, wahrlich, grollten, wenn der Bewohner der constitutionellen „Musterstaaten“ im Süden mit selbstgefälligem Stolze auf die preußischen Barbaren herabschaute. Mit herzlicher Freude berichtete kurz darauf der badische Minister v. Berstett nach Wien, das constitutionelle Wesen im Süden habe keineswegs größere Einheit „im Sinne unserer Deutschthümler“ hervorgerufen, sondern „eine stets zunehmende abgesonderte Eigenthümlichkeit, wodurch die einzelnen Regierungen offenbar an Stärke gewinnen.“ Die beiden Feinde, der Absolutismus von Wien und der constitutionelle Particularismus der kleinen Höfe, schlossen vorzeitig einen unwahren Frieden, gleichwie dereinst im Augsburger Religionsfrieden die hadernden Confessionen sich vor der Zeit die Hände reichten, bevor sie sich innerlich versöhnt hatten. Heißsporne des Absolutismus, wie der Freiherr v. Blittersdorf, erklärten darum die Schlußacte für den nachtheiligsten Friedensschluß, den Oesterreich seit Langem geschlossen. Und wie der Augsburger Friede den dreißigjährigen Krieg in seinem Schoße trug, so sollte das faule Compromiß von Wien die deutsche Revolution gebären. — Dann ertrug Würtemberg widerwillig, daß die Schlußacte

dem Bundestage einfach zur Sanction ohne jede Debatte vorgelegt ward, und Wangenheim mit seinen liberalen Genossen sah sich also jede Gelegenheit zum Widerspruch versperrt. Berücksichtigen wir auch billig die abhängige Stellung eines Gesandten und die Wirkungen brutaler Einschüchterung: der Vorwurf bleibt auf Wangenheim haften, daß er seine Entlassung nicht gefordert, als das Bundesrecht mit Füßen getreten ward. Vier Jahre lang arbeitete nun die liberale Minderheit zu Frankfurt an dem undankbaren Versuche, die Wirksamkeit jener Karlsbader und Wiener Beschlüsse zu untergraben, welche durch die Nachgiebigkeit der Minderheit selbst zu Bundesgesetzen erhoben waren. In solchem Kampfe konnte der beste Erfolg nur ein halber Sieg sein, und Gentz hatte guten Grund, damals triumphirend zu schreiben, er sei „innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt ein so lächerliches Ende nehmen.“

Das bewährte sich bereits bei Wangenheim's Angriffen wider die Mainzer Central-Untersuchungscommission. Da Würtemberg sich geweigert, einen Abgeordneten nach Mainz zu schicken, so war der liberalen Minderheit jede Einsicht in den Gang der Untersuchungen verschlossen. Der Präsident des Bundestages stand in geheimem Briefwechsel mit dem Vorsitzenden der Commission, und die letztere verharrte in würdigem Stillschweigen, als Wangenheim mit seinen Freunden wiederholt Berichterstattung forderte. Nach dritthalbjährigem Harren verlangten endlich sieben der kleinen Höfe sofortige Auflösung der verhaßten „schwarzen Commission,“ und Wangenheim wies in einer sehr bittern Denkschrift nach, daß die Behörde völlig nutzlos sei, da „noch kein irgend bedeutendes Individuum verhaftet“ worden und jeder Bundesstaat selbst die Mittel zur Unterdrückung demagogischer Umtriebe besitze. Nun endlich erschien der verlangte Bericht, die Commission bemerkte jedoch, mit boshaftem Hinblick auf die liberalen Regierungen, über die noch schwebenden Untersuchungen enthalte sie sich jeder Mittheilung, weil sie eine vorzeitige Bekanntmachung befürchte! Graf Buol gab den Bericht seiner Getreuen in Mainz unentsiegelt an seine Getreuen in Frankfurt, d. h. an eine Commission des Bundestags, welche nur aus Gesandten jener Staaten bestand, die auch in Mainz vertreten waren. Durch solche offene Feindschaft der Mehrheit blieben Würtemberg, Kurhessen, Mecklenburg, die ernestinischen Länder u. a. ohne Kenntniß der Mainzer Acten. Erst in weit späterer Zeit haben diese Staaten sichere Kunde erlangt von dem ganzen Umfange jener beispiel-

losen Verdächtigung der Nation, von dem Unglimpf wider Fichte und die Helden der Freiheitskriege. Sie wußten nicht, daß die Demagogenverfolgungen nach dem eigenen Geständnisse der Untersuchungscommission lediglich hervorgerufen waren durch ein „weniger in bestimmten Thathandlungen als in Versuchen, Vorbereitungen und Einleitungen sich aussprechendes politisches Treiben." Sie ahnten nicht, daß Eine „offenen Aufruhr predigende Schrift" von der Commission selber als „die beinahe einzige in unseren Acten vorgekommene positive Handlung" bezeichnet wurde.

Nachdem der schwäbische Verfassungsstreit beendet war, hielt es König Wilhelm wieder für zweckmäßig, auf die Ausführung der im Artikel 13 verheißenen Verfassungen zu dringen; und bei diesen Verhandlungen trat Wangenheims gediegene Tüchtigkeit stattlich hervor. Man lernte von ihm zu Frankfurt, was gründliche und rechtliche Beurtheilung staatsrechtlicher Fragen sei. Immer wieder klagen die Bundesprotokolle über die sehr ausführlichen Gutachten Würtembergs — nicht ohne Grund: der rechthaberische Mann war im Stande, den Streit über eine Nebenfrage bis zur Duplik zu treiben, und sich kurz zu fassen hat er nie gelernt. In einer cause célèbre jener Tage, in dem Lippe'schen Ständestreite, zeigte Wangenheim, wie wenig er in Würtemberg gemeint gewesen, mit dem alten Rechte ein leichtfertiges Spiel zu treiben. Auch in Lippe stand eine landständische Vertretung des „schädlichen Feudal-Aristokratismus" mit ihren ritterlichen und bürgermeisterlichen Virilstimmen einer Regierung gegenüber, welche kraft ihrer neugewonnenen Souveränität dem Lande eine „den Begriffen der Zeit entsprechende" Vertretung gewähren wollte. Wangenheim bewies das, trotz der Auflösung des Reichs, unzweifelhafte rechtliche Fortbestehen der alten Verfassung, aber auch die Befugniß der Regierung, das Repräsentationsrecht der Unterthanen auszudehnen, so lange die Rechte der nur sich selbst, nicht das Land vertretenden alten Stände gewahrt blieben. Der Hader ist dann nach altheiligem Bundesbrauche durch lange Jahre hingezerrt worden; aber durch das Gutachten Wangenheim's, der sich sogar auf Klüber, den gefürchteten „gefährlichen Theoretiker," berief, ward sein Bruch mit der österreichischen Partei unheilbar.

Das wurde vollends unzweifelhaft, da die schleswig-holsteinische Frage zum ersten Male in bescheidener Gestalt an den Bundestag herantrat. Im Jahre 1822 wandten sich Prälaten und Ritterschaft von Holstein mit der berühmten, von Dahlmann verfaßten Beschwerde-

schrift an den Bund und baten um Wiederherstellung der alten Landesverfassung. In einem sorgfältigen Gutachten bewies Wangenheim die Pflicht des Bundes, in Holstein einzuschreiten. Hoffte Dänemark mit der Versicherung durchzuschlüpfen, der König-Herzog sei Willens, den Herzogthümern dereinst eine Verfassung zu geben, so wies Wangenheim nach, es handle sich um bestehendes Recht, und das Versprechen des Königs sei werthlos, wenn der Bund ihm nicht eine feste Frist von wenigen Monaten setze für die Vollführung. Gegen diese Ketzerei erhob sich zornig Oesterreich: „Se. Apostolische Majestät werde niemals dulden, daß den deutschen Souveränen Fristen gesetzt würden zur Ertheilung von Verfassungen.“ Das will sagen: Oesterreich war entschlossen, zu verhindern, daß die Verheißungen der Bundesacte jemals etwas anderes würden, als eine gleißnerische Phrase. Als Wangenheim schon nicht mehr in Frankfurt weilte, ist dann der berüchtigte Abweisungsbeschluß gefaßt worden — jener schmachvolle Präcedenzfall für das Verhalten des Bundes in dem hannoverschen Verfassungsstreite.

Der unversöhnliche Gegensatz der staatsrechtlichen Anschauungen Wangenheim's und der österreichischen Partei enthüllte sich ganz nackt, als der Kurfürst von Hessen die von „seinem Verwalter Jérome“ verkauften Domänen wieder eingezogen hatte, und die Klagen der schamlos beraubten Käufer den Bundestag zu jahrelangen Verhandlungen bewogen. In den ersten halbwegs erträglichen Jahren des Bundestags war die Meinung der Höfe dem klaren Rechte ziemlich günstig. Sehr einsam stand Hannover mit seiner cynischen Ansicht, „man müsse zum voraus den Unterthanen die Lust benehmen, dem eindringenden Feinde behilflich zu sein!“ Als der Kurfürst in einem groben Briefe sich das auffallende Benehmen des Bundestags verbat, da antwortete Graf Buol ernst und würdig, „die Bundesversammlung stehe nie und nirgends unter einem Gliede des Bundes.“ Der Verweis aus Wien ob solcher Keckheit ließ nicht auf sich warten, und nach dieser abschreckenden Erfahrung riß unter den Bundesgesandten mehr und mehr die Sitte ein, für jede kleinste Angelegenheit daheim Instructionen zu erbitten. Seitdem wurde die Stimmung der Mehrheit am Bunde gleichgiltig, endlich feindselig gegen die unglücklichen Domänenkäufer. Mit wackerem Zorne erhob sich Wangenheim wider jene Verordnung des Kurfürsten, welche den Landesgerichten das Urtheil über diese Rechtsfrage verbot. „Die Staatsgewalt,“ meinte er, „berechtigt das regierende Subject nur dazu, wozu sie dasselbe verpflichtet.“ Also Verweisung der

Kläger an die Gerichte und Verbot an den Kurfürsten, den Rechtsweg zu stören. Ueber das Recht der Kläger wiederholte er die von Pfeiffer und Klüber ausgesprochenen Rechtssätze — entsetzliche Lehren für das Ohr von Diplomaten, welche gewohnt waren, den Thron für Alles, den Staat für nichts zu halten. Der Staat sei ewig, hieß es in Wangenheim's Gutachten, denn sein wesentlichster Bestandtheil, das Volk, dauere fort und habe das Recht, sich einem anderen Oberhaupt zu unterwerfen, wenn die rechtmäßige Dynastie am Regimente verhindert sei. Da stürzte sich der Grimm der Legitimisten auf den Frechen, der das monarchische Princip „in seiner Grundveste" angetastet. Ce pitoyable personnage, schrieb Metternich einem Vertrauten, a mis par ce travail le sceau à sa réprobation. Oesterreich erklärte, Se. Apostolische Majestät müsse die Theorien des Würtembergers „als höchst bedenklich, ja in mancher Rücksicht als gefährlich betrachten," die Autorität aber von „derlei Rechtslehrern," die der Berichterstatter für sich angeführt, förmlich verwerfen. Damit, natürlich, war die Abweisung der Domänenkäufer entschieden, und dem Freimuthe Wangenheim's dankt der Deutsche noch heute ein in der Geschichte civilisirter Völker beispielloses Gesetz. Die österreichische Partei wollte sich für die Zukunft die Widerlegung wohlbegründeter Rechtslehren ersparen; der Bundestag beschloß am 11. December 1823 — bald nachdem Wangenheim ausgeschieden war — daß wissenschaftlichen Lehren in der Gesetzgebung des Bundes keine Autorität zustehe, ja nicht einmal eine Berufung darauf gestattet sei. So wurde die klärende und mäßigende Einwirkung der Wissenschaft auf die Gesetzgebung verboten in einem Lande, das sie, bei dem Ernste seines wissenschaftlichen Lebens, am leichtesten ertragen kann und, bei der dürftigen und zweideutigen Fassung der Bundesgesetze, dieses Beistandes gelehrter Kräfte am dringendsten bedarf. Die Absperrung des Bundestags von dem geistigen Leben der Nation war vollendet.

Rastlos wie in diesen Fragen arbeitete Wangenheim für alle jene Pläne gemeinsamer deutscher Gesetzgebung, welche damals noch am Bunde angeregt wurden. Er schöpfte unermüdlich Wasser in das Faß der Danaiden, schrieb Gutachten über einen deutschen Münzfuß, bewies sonnenklar, daß die Sittenlehre des modernen Judenthums sich mit unseren Gesetzen sehr wohl vertrage, also die Emancipation der Juden erfolgen müsse. Auch in Fällen, wo das selbstsüchtige Interesse seiner Heimath sich mit dem allgemeinen Wohle Deutschlands nicht vertrug,

ließ der Wackere sich nicht abschrecken. Er wirkte eifrig für eine gemeinsame Gesetzgebung gegen den Nachdruck, obgleich dies Gewerbe bisher in Würtemberg viele Hände beschäftigt und als eine wichtige Quelle des Volkswohlstandes gegolten hatte. Ja er bewirkte sogar eine für den lächerlichen Geschäftsgang des neuen polnischen Reichstags wichtige Reform. Man beschloß, wenigstens die Vorfrage, ob der Bundestag über einen Gegenstand in Berathung treten solle, sei durch Mehrheitsbeschluß, nicht durch Einstimmigkeit, zu entscheiden. Wangenheim's Attaché, der junge Robert Mohl, hat damals an dem redlichen Wirken seines Chefs gelernt, was es bedeute, die träge Masse des Bundestags durch kraftvollen Willen immer aufs neue in Fluß zu bringen. Die segensreichste Frucht seines Wirkens läßt sich nur zwischen den Zeilen der Bundesprotokolle herauslesen: durch den entschlossenen Widerspruch der Partei Wangenheim's ward einige Jahre lang verhindert, daß der Bundestag zu jenem willenlosen Diener des Wiener Hofes herabsank, dessen Fürst Metternich bedurfte. Doch wie anders erscheint Wangenheim's Gebahren, wenn wir uns zu den Streitfragen wenden, bei welchen das gesunde Urtheil des muthigen Patrioten durch Preußenhaß und Trias-Doctrin getrübt ward! Sehr kleinlich freilich war Preußens Haltung in allen jenen Fragen des Staatsbürgerrechts, die Wangenheim mit rührigem Freisinn behandelte, und was nach diesem bald ungerechten bald schwankenden Verfahren noch zu verderben war, das verdarb des Grafen Goltz Unfähigkeit und starrer Stolz. Aber nur der Haß und die Verblendung konnten gegen Preußen Partei ergreifen in jenem Handel, welcher in den zwanziger Jahren von allen Rheinbundsmännern ausgebeutet und noch weit später als ein Beweis angeführt ward für Preußens unersättliche Habgier. Wir meinen den preußisch-anhaltischen Zollstreit — dies erste unheimliche Symptom der Krankheit unseres Parteilebens, der antinationalen Richtung des deutschen Liberalismus.

Auf dem Wiener Congresse hatte Preußen den großen, seit der Epoche nationalen Aufschwungs zu Beginn des 16. Jahrhunderts nicht wieder aufgetauchten Plan eines deutschen Reichszollwesens angeregt. Er scheiterte an dem Particularismus der Mittelstaaten. So blieben die deutschen Staaten getrennt durch zahlreiche Mauthlinien; die Deutschen konnten, so spottete man in der Fremde, nur durch Gitter mit einander verkehren. Dagegen standen unsere Fabriken, seit die Continentalsperre gefallen, fast schutzlos gegen das Ausland, vornehm-

lich gegen die englischen Waaren, welche jetzt den deutschen Markt überschwemmten und den deutschen Gewerbfleiß an den Rand des Verderbens brachten. Zu dem Jammer der Binnenmauthen und der gehässigen, auch die Sittlichkeit des Volkes verderbenden Retorsionen trat hinzu: die Absperrung des britischen Getreidemarktes durch die Korngesetze, das Steigen des Arbeitslohnes — eine nothwendige Folge der Hungerjahre — endlich der Abfluß der edlen Metalle zu den großen finanziellen Unternehmungen der britischen Regierung. Aus solchem Elend wucherten die seltsamsten Meinungen empor: bei den Einen die Verwerfung aller Zölle als eines absoluten Uebels, bei den Anderen die Theorie des rohen Merkantilsystems, welche Deutschlands Verarmung von dem vielen für die Colonialwaaren gezahlten Gelde herleitete, bei allen Parteien endlich ein leidenschaftliches Verlangen nach Besserung des Bestehenden. Die Unfähigkeit des Bundestags, in der Zollfrage etwas zu fördern, lag am Tage, seit er, vornehmlich durch Oesterreichs und Baierns Schuld, nicht einmal in dem Hungerjahre 1817 eine Aufhebung der brudermörderischen Ausfuhrverbote bewirken konnte. Er gelangte erst im Jahre 1818, nachdem die Hungersnoth vorüber war, zu dem Ausspruche, eine Vereinbarung über diese Fragen müsse der Zukunft vorbehalten bleiben. Indessen begann unter den Kaufleuten und Fabrikanten eine nachhaltige Bewegung. Schon im Jahre 1816 ward auf der Leipziger Messe der Gedanke einer deutschen Zolleinigung ausgesprochen. Zwei Jahre darauf wandten sich die Industriellen des Rheinlandes mit einer Bitte gleichen Sinnes an den Staatskanzler, und um dieselbe Zeit forderte Nebenius in seiner Schrift über Englands Staatswirthschaft ein deutsches Mauthsystem. Die Bewegung wuchs, seit im Jahre 1819 der deutsche Handelsverein unter der Führung Friedrich List's zusammentrat. Wangenheim ward durch diesen seinen jugendlichen Schüler in diese Bestrebungen eingeweiht und stand ihnen so nahe, daß er oft, mit Unrecht, als der Urheber des Handelsvereins angesehen wurde. Die Eingabe des Vereins an den Bundestag ward von dem Berichterstatter, dem verdienten Publicisten v. Martens, mit schnöden Worten zurückgewiesen, obgleich die thüringischen Staaten in richtiger Voraussicht mahnten, die Heilung der materiellen Noth sei das sicherste Mittel, die Ruhe in Deutschland zu erhalten. Die frankfurter Staatsmänner sahen in den handelspolitischen Bestrebungen eines Vereines großer Kaufleute nur das vorlaute Besserwissen unberufener Privatleute. Sie meinten, selbst unter

dem heiligen Reiche habe man höchstens an eine Ermäßigung der Binnenzölle gedacht; jetzt, nachdem die deutschen Staaten souverän geworden, sei auch dies nur ein frommer Wunsch. Ungeschreckt, als ein Demagog im besten Sinne, wie Deutschland keinen zweiten wieder sah, bearbeitete List die öffentliche Meinung durch seine Zeitschrift, das „Organ des deutschen Handels- und Gewerbstandes." Er sah das Ziel — die Beseitigung der Binnenmauthen — klar vor Augen; der Weg dahin blieb ihm, wie dem gesammten Liberalismus, dunkel. Man steifte sich auf den Artikel 19 der Bundesacte und verlangte einheitliche Ordnung des Handels durch den Bund, dem zu solchem Werke sowohl Macht als Muth mangelte.

Inzwischen hatte Preußen das Ei des Columbus zum Stehen gebracht. Alle europäischen Mächte huldigten noch dem Schutzzollsysteme; daher war vorderhand der erste Schritt zur volkswirthschaftlichen Erstarkung für Deutschland — der Schutz gegen das Ausland. Preußen that diesen nothwendigen Schritt, es erließ jenes meisterhafte, von einem Huskisson als unübertrefflich gepriesene, Zollgesetz vom Jahre 1818 — die liberalste Zollgesetzgebung jener Zeit, die allzu früh verlassene Grundlage des heutigen Zollvereins. Auf dieser Bahn schritt Preußen rühmlich vorwärts und erwirkte bald eine Milderung der britischen Navigations-Acte. Die alten Einfuhrverbote Preußens fielen hinweg, die meisten Zollsätze waren erheblich gemindert, jedoch die erniedrigten Zölle wurden fortan wirklich erhoben, eine strenge Grenzbewachung kämpfte wider den alten tief eingewurzelten Schmuggelhandel. Was schien einfacher als der Gedanke, dies Zollsystem, unter dessen Schirm die Hälfte Deutschlands wirthschaftlich neu aufblühte, durch Verträge zwischen Staat und Staat von Grenze zu Grenze über alle Kleinstaaten auszuspannen? Dieser Plan, der im preußischen Cabinet von Anfang an gehegt ward, blieb vorderhand unausführbar Angesichts der unbegreiflichen Verblendung der Cabinette wie der öffentlichen Meinung. Preußen durfte an Differenzialzölle zu Gunsten der deutschen Bundesgenossen nicht denken, wenn es nicht seine Volkswirthschaft der Feindseligkeit des Auslandes preisgeben wollte. Der Staat mußte sich also durch Zolllinien gleichmäßig gegen die deutschen Nachbarn wie gegen das Ausland decken. Er that damit nur auf rationelle Weise, was die anderen deutschen Staaten planlos und systemlos thaten; aber bei dem weiten Umfange und den zerrissenen Grenzen des Staats mußte das preußische Zollsystem mehr als die übrigen

Binnenmauthen zahlreiche Interessen der Nachbarn verletzen. Mit einstimmiger Entrüstung erhob sich die Nation außerhalb Preußens wider dies angeblich bundesfeindliche, ja bundesgesetzwidrige Verfahren. F. List war mit den Anhängern Metternich's darüber einig, daß der norddeutsche Großstaat unsern Handel und Wandel zu Grunde richte. Kurhessen begann ein gehässiges Retorsionssystem, das Preußen lange in unverzeihlicher Gutmüthigkeit ertrug. Vor allem ward als ein Verbrechen getadelt, daß Preußen jetzt seine eigenen Gesetze ehrlich ausführte. Aus Sachsen ertönten die bittersten Klagen; war doch sein Gewerbfleiß bisher wesentlich durch den Schmuggel nach Preußen gediehen. Aus dem Kreise jener wässerigen, gedanken- und gesinnungslosen politischen Vielschreiber, welche damals, ein getreues Spiegelbild des altsächsischen Staatslebens, in Leipzig ihr Lager aufgeschlagen — aus dem Kreise der Krug und Pölitz erklang der Ruf: wäre das preußische Zollgesetz selbst eine Wohlthat für die Nachbarlande, welcher Staat hat denn das Recht, seinen Nachbarn Wohlthaten aufzudrängen? Die gesammte liberale Presse, erbittert über die preußischen Demagogenverfolgungen, wüthete blind auch gegen das beste Werk, das die deutsche Staatskunst jener Tage geschaffen, und schalt auf Preußens engherzige Isolirung, wie sie später, als Preußen aus dieser Einsamkeit hinausschritt, auf seine Hegemonie-Gelüste schmähete. Auf den Wiener Minister-Conferenzen vom Jahre 1820 entlud sich jählings dieser Groll aller Parteien gegen Preußen. F. List erschien nebst einigen Abgeordneten des Handelsvereins, um die Zolleinigung Deutschlands und die Beseitigung des preußischen Gesetzes zu erbitten. Nicht minder unter den Ministern war nur Eine Stimme, daß die Ausführung des Artikels 19 der Bundesacte lediglich durch Preußens Eigensinn gehindert werde. Ein Günstling Metternich's, der nassauische Minister v. Marschall, hatte sogar die Stirn zu verlangen, daß das preußische Gesetz von Bundeswegen aufgehoben werde. Fürst Metternich sah mit stillem Wohlgefallen diesen Krieg der Kleinen wider Preußen; denn natürlich, das Prohibitivsystem des Kaiserstaats ließ der Tadel der patriotischen Kleinen unangetastet, da Niemand dessen Beseitigung zu hoffen wagte. Vergeblich erklärte Graf Bernstorff, daß bei der losen Verfassung des Bundes nur Verhandlungen von Staat zu Staat ein praktisches Ergebniß versprächen. Auch die Vorschläge einer genialen Arbeit von Nebenius, die von dem badischen Minister überreicht ward und die Zolleinigung auf der Grundlage einer dem preußischen Gesetze sehr

nahe kommenden Regel empfahl, blieben unbeachtet. Graf Bernstorff mußte inmitten dieser leidenschaftlichen Angriffe auf alle weitergehenden Pläne verzichten und sich mit der Vertheidigung des preußischen Gesetzes begnügen. Man einigte sich endlich, in der Schlußacte dem Bundestage abermals die Obsorge für Deutschlands Handel einzuschärfen, zu deutsch: Alles auf die griechischen Kalenden zu verschieben. Offener trat Preußen mit seinen Absichten heraus auf der Elbschiffahrtsconferenz zu Dresden, wo sein Bevollmächtigter erklärte, mindestens die norddeutschen Staaten hätten die Sicherung ihres Daseins und gemeinnützige Anstalten allein von Preußen zu erwarten, seien also sittlich verpflichtet, sich dem Zollwesen des großen Nachbarstaats anzuschließen. Die österreichische Partei erkannte mit Schrecken die nationale Richtung der preußischen Handelspolitik. Eine merkwürdige ungedruckte Note Marschall's vom 6. Sept. 1820, die den befreundeten Regierungen mitgetheilt ward, denuncirte das Berliner Cabinet dem Wiener Hofe: „die Umsturzpartei“ herrsche in Preußen und verfolge mit ihrer Zollpolitik dasselbe Ziel der deutschen Einheit, das den teutonischen Jacobinern der Burschenschaft vorschwebe!

Die Liberalen ahnten nichts von alledem. Sie fuhren fort, ihre Hoffnungen auf den Bund zu setzen und den Widerstand der norddeutschen Kleinstaaten gegen das preußische Zollgesetz zu unterstützen. Sicherlich ward diesen preußischen Enclaven das Uebergewicht des Nachbars sehr lästig. Nur der Herzog von Anhalt-Köthen begrüßte in dem preußischen Gesetze die willkommene Gelegenheit, seinem Anhalt eine eigenthümliche Handelspolitik zu schaffen. Der fromme Herr stand in regem Verkehr mit dem alten ultramontanen Ränkeschmied Adam Müller, der als österreichischer Consul in Leipzig weilte und bald, zur Belohnung seiner Umtriebe, als österreichischer Geschäftsträger bei den anhaltischen Höfen beglaubigt wurde. In dieser gläubigen Convertiten-Gesellschaft entstand der Plan, in Köthen dem preußischen Schmuggel ein Asyl zu gründen. So frech ward nun unter landesväterlichem Schutze das schlechte Handwerk betrieben, daß die Verzehrung von Baumwollwaaren in Köthen und Preußen sich verhielt wie 165 : 1000, während die Bevölkerung beider Staaten sich wie 9 : 1000 stellte. Als später Köthen in die preußische Zolllinie aufgenommen ward, hob sich die Zolleinnahme in den Provinzen Brandenburg und Sachsen sofort um nahezu 25 Procent! Preußen mußte diesem höhnischen Unfug steuern und belegte nun alle Waaren, welche,

angeblich nach Köthen bestimmt, in Preußen eingingen, mit der preußischen Verbrauchssteuer, unter dem Vorbehalt der Rückvergütung für den Fall, daß das Verbleiben dieser Waaren in Köthen wirklich nachgewiesen würde. Diese Maßregel Preußens war hart, ohne Frage, ja sie widersprach sogar den Bestimmungen der Wiener Congreß-Acte, wonach bis zur endgiltigen Regelung der Elbschiffahrt der status quo auf der Elbe aufrecht bleiben sollte. Aber durfte die durchdachte segensreiche Gesetzgebung eines Großstaates durch die räuberischen Ränke eines enclavirten Zwergfürsten zu Schanden werden? Oder sollte Preußen die Ordnung seines Zollwesens aussetzen bis zu dem gar nicht abzusehenden Zeitpunkte, da die Elbuferstaaten sich endlich einigen würden? — Der Herzog hatte schon auf den Wiener Conferenzen leidenschaftliche Beschwerden gegen Preußen erhoben, ja gedroht, den Beistand der ausländischen Garanten der Bundesacte anzurufen. Jetzt wandte er sich nach Frankfurt mit Gründen, die einer solchen Sache würdig waren. Er versuchte nachträglich gegen die Theilung Sachsens zu protestiren, welche Anhalt zur preußischen Enclave herabgewürdigt, er beschuldigte Preußen, daß es die „Mediatisirung des uralten Hauses Anhalt" beabsichtige. Die Vermittlungsvorschläge des Nachbarstaats wies er von der Hand und verlangte entweder einen Austausch seines Landes gegen ein nicht von Preußen umschlossenes Territorium oder die Zurückverlegung der preußischen Zolllinie so weit, daß Anhalt in den „factischen Besitz der Souveränität" trete. Ohne diesen gebe es für Anhalt keine Bundes- und Schluß-Acten. Das alles in einer pöbelhaften Sprache und vermischt mit hochtrabenden Reden von der anhaltischen Handelspolitik, welche in jedem anderen Volke der Welt die Antwort gefunden hätten nicht in parlamentarischen Worten, sondern in dem allein zutreffenden „quod licet Jovi non licet bovi."

In diesem erbärmlichen Handel, der selbst den alten Preußenfeind Gagern auf die Seite des Berliner Cabinets trieb, stellte sich Wangenheim an die Spitze der Gegner Preußens. Ein unverbesserlicher Doctrinär, wollte er Macht und Ohnmacht mit gleichem Maße messen. Die Belästigung, welche den Kleinstaat traf durch seine eigene Schuld und durch die Nothwendigkeit der geographischen Lage, schien ihm ein ruchloser Eingriff in die Souveränität der deutschen Staaten. Wiederum schaute er im Hintergrunde den drohenden Plan der Mainlinie, der allerdings in jenen Tagen viele Staatsmänner Preußens beschäf-

tigte, und — was sichtlich seinen Entschluß zumeist bestimmte — er sah durch Preußens Verfahren seinen eigenen Lieblingsplan eines Sonder-Zollvereins für das „reine Deutschland" gefährdet. Nur zu sehr ward ihm der Kampf erleichtert durch das Ungeschick des Grafen Goltz, der Preußens gute Sache mit den schlechtesten Mitteln vertheidigte und zuerst am Bundestage die sophistische Unterscheidung von Rechtsfragen und Interessenfragen aufbrachte, welche letztere nicht zur Competenz des Bundes gehören sollten. Die gesammte liberale Presse stand auf Wangenheim's Seite. Und abermals verfocht Bignon die Sache der Kleinstaaterei, denn „notre nation devine ce qu'elle ne sait pas;" so errieth er denn, daß der preußische Tarif, den die Schutzzöllner als ein Zeichen der Schwäche gegen das Ausland angriffen, ein unerhört hoher sei. Das Selbstgefühl deutscher Kleinfürsten fühlte sich befriedigt, wenn der Franzose harmlos fragte: warum sollte es unmöglich sein, die Hohenzollern durch das Haus Anhalt zu unterdrücken? Ohne die Eitelkeit Friedrich's I. wäre ja Preußen noch heute eine Macht zweiten Ranges! — Lange währte der mit höchster Bitterkeit geführte Zank, den wir heute belächeln würden, eröffneten uns nicht die Ränke der Nachfolger Wangenheim's die trostlose Aussicht auf ähnlichen Hader in der Zukunft. Endlich geschah, was seitdem für alle wichtigen Fragen zur Regel ward: die Sache wurde dem Bundestage aus der Hand gespielt. Oesterreich, das Preußens Hilfe in den europäischen Händeln nicht entbehren konnte, übernahm die Vermittelung und bewog Anhalt, in die preußische Zolllinie einzutreten. Dieser Zollvertrag mit seiner überzärtlichen Schonung der Souveränität des uralten Hauses Anhalt offenbarte unwidersprechlich, wie nichtig die Furcht vor Preußens Eroberungslust gewesen. Die Freiheit der Elbschiffahrt, die Wangenheim gefährdet meinte, ward in Wahrheit durch den Streit nicht berührt. Auf den gleichzeitigen Elbschiffahrts-Conferenzen zu Dresden bewährte das verklagte Preußen den besten, das klagende Anhalt den schlechtesten Willen zur Erleichterung des Stromverkehrs. Immerhin blieb der Hader für Wangenheim und seine Genossen ein lange anhaltendes, überaus wirksames Mittel, die unbelehrte öffentliche Meinung aufzuregen wider die freiheitsfeindlichen und eroberungslustigen Großmächte.

Noch häßlicheren Zwist erregten die Verhandlungen über das Bundesheerwesen. Spät und bitter rächte sich die Langsamkeit der Verhandlungen des Wiener Congresses über die Bundesverfassung. Als

der Feldzug von 1815 begonnen ward, bestand der deutsche Bund noch nicht. Darum war auch zu dem zweiten Pariser Frieden der inzwischen gegründete Bund nicht zugezogen worden, und eigenmächtig hatten die vier verbündeten Großmächte Deutschlands künftige Bundesfestungen bestimmt. Ein schwerer Fehler, jetzt ein willkommener Anlaß für Wangenheim, um mit Ostentation zu erklären, der Bund habe ein Recht, diese Festungen als ein aufgedrungenes Geschenk abzuweisen! Ein häßlicher Zank begann über die Ernennung der Commandanten der Festungen, und Wangenheim beharrte in dieser reinen Machtfrage nach seiner doctrinären Weise hartnäckig auf der „vollkommenen Gleichheit aller Bundesstaaten.“ Gemahnte es ihn nicht, daß er selber die Mittelstaaten in der Zeit des Rheinbundes oftmals gröblich dem Frosche verglich, der sich zur Größe des Ochsen aufblasen will? Während nun das selbstsüchtige Preußen die französischen Entschädigungsgelder und eine hohe Summe aus seinen eigenen Mitteln nichtswürdigerweise zur Erfüllung seiner Bundespflicht, zur Befestigung des Niederrheins verwendete, wucherte das Haus Rothschild jahrelang mit den bei ihm unverzinslich niedergelegten 20 Millionen Francs, die für die Befestigung des Oberrheins bestimmt waren! Die größte Schuld an diesem schmutzigen Verfahren fällt unzweifelhaft auf die Schultern des Königs von Würtemberg und der liberalen Patrioten im Süden. Sie forderten wörtliche Ausführung der Pariser Verträge, deren Verbindlichkeit für den deutschen Bund sie doch, wie wir vorhin sahen, in Einem Athem in Abrede stellten! Taub für den von Preußen unwiderleglich geführten Beweis, daß Ulm als großer Waffenplatz für Oberdeutschland ungleich wichtiger sei, verlangte Würtemberg die Befestigung von Rastatt. König Wilhelm sah in Ulm nur eine „Vormauer für Oesterreich“ und bat abermals den russischen Schwager um Schutz. War den preußischen Offizieren in der Militärcommission des Bundes zu verargen, wenn sie Wangenheim als den Genossen Frankreichs haßten? Nochmals schrieb Bignon, der Unaufhaltsame, für die Kleinstaaterei, und liebevolle Fürsorge für Deutschlands Macht war es doch schwerlich, was den Bonapartisten bewog, gegen die Befestigung von Ulm zu protestiren. Endlich gab Würtemberg nach und verlangte die gleichzeitige Befestigung beider Plätze, aber jetzt widersprachen Oesterreich und mehrere Kleinstaaten. So zogen sich die Dinge hin, bis im Jahre 1841 König Friedrich Wilhelm IV. den General Radowitz nach Wien und an die süddeutschen Höfe schickte, um die Befestigung beider Plätze durch-

zusetzen. Auch dann gewährte Würtemberg erst seine Zustimmung, nachdem die uralte Angst vor Oesterreich beschwichtigt und das Versprechen gegeben war, Oesterreich werde keine Garnison in Ulm halten. Um solcher Nichtigkeiten willen blieb Oberdeutschland — wesentlich durch Wangenheim's Mitschuld — während eines Menschenalters ohne genügenden militärischen Schutz.

Den geheimen Sinn dieses ränkesüchtigen Widerstandes erkennen wir erst aus den Verhandlungen über die Eintheilung des Bundesheeres. Es war bitterer Ernst mit dem „Bunde im Bunde," dem „Heere im Heere" für das „reine Deutschland." Die Gründung einer einheitlichen und furchtbaren kriegerischen Macht blieb freilich undenkbar, so lange zwei Großmächte im Bunde weilten. Bescheidener als der kleinste Kleinstaat hatte der Bundestag von Anbeginn seine militärische Aufgabe aufgefaßt: „es gelte nicht, eine gebietende Stellung im Staatensysteme einzunehmen, sondern eine vertheidigende mit Würde zu behaupten." Und Baiern setzte gleich zu Anfang durch, daß die Sorge für Landwehr und Landsturm den einzelnen Staaten vorbehalten blieb. Mochte Preußen die Steuerkraft seines Volkes zum Schutze der Kleinstaaten anstrengen: Baiern zog vor, eine Landwehr auf dem Papier, die allbekannten „Frohnleichnamssoldaten," zu halten. Welches Gewebe unsauberer Ränke ließ sich vollends erwarten, seit Kaiser Franz in den Bundeskriegssachen sich leiten ließ durch den vormals sächsischen General Langenau, der berufen war durch seine geheimen Umtriebe für die Herstellung Friedrich August's von Sachsen! Immerhin konnte ein Blick auf die Landkarte lehren, daß mindestens Norddeutschland sich, man darf sagen mit Naturnothwendigkeit, dem Oberbefehl Preußens fügen mußte. Dahin waren ursprünglich Preußens Absichten gegangen. Sie mußten fallen vor dem einstimmigen Widerspruch der Mittelstaaten. Diese waren darin einig, jeden preußischen Vorschlag grundsätzlich zu verwerfen, und gedachten, die Armeen des „reinen Deutschlands" in zwei, höchstens drei Corps zu schaaren, welche zusammen ein selbständiges Heer bilden sollten. Den Mittelstaaten ward der Triumph, daß nicht blos die Truppenzahl möglichst niedrig angesetzt wurde, sondern auch Oesterreich und Preußen nur je drei Armeecorps zum Bundesheere stellten. Das deutsche Bundesheer ward absichtlich geschwächt, nicht um den nationalen Charakter des Heeres rein zu erhalten — denn ausdrücklich ward bestimmt, daß auch die deutschen Brüder aus Venedig und der Bukowina zu den Bundestruppen zählen könnten — sondern

lediglich, damit das „reine Deutschland" durch das Heranziehen größerer Kräfte von den Großmächten nicht erdrückt werde! Darauf ein unsäglich kleinlicher Streit über die gemischten Armeecorps. Von Kurhessen behauptete Wangenheim beharrlich, daß es zu Süddeutschland gehöre, und König Wilhelm ergrimmte persönlich, als Preußen auf den Vorschlag, diesem hessisch-würtembergischen Corps Mannheim zum Sammelplatz anzuweisen, die boshafte und treffende Bemerkung machte: „hat doch niemand erlebt, daß, wenn ein Krieg mit Frankreich gedroht hat, die Schwaben nach der Pfalz marschirt sind, und Solches wird ihnen immer bedenklich vorkommen, so lange nicht mathematisch erwiesen, daß der Schweizerboden neutral bleiben wird."

In dieser Frage mußte Wangenheim endlich nachgeben. Dagegen ist die lächerliche Machtlosigkeit des Bundesoberfeldherrn wesentlich sein und der Seinigen Werk. Ist es dem gesetzliebenden Deutschen heute nicht gestattet, eine parlamentarische Regierung zu fordern, so darf er sich dafür einer anderen parlamentarischen Einrichtung rühmen, die kein Volk der Welt besitzt — eines parlamentarischen Hauptquartiers, in welchem die Interessen der Armeecorps, ja sogar der Divisionen durch Bevollmächtigte vertreten sind. Diese parlamentarische Segnung ist ein Geschenk der liberalen Mittelstaaten. — Darauf folgte bitterer Hader über die Erleichterung der Militärlasten der kleinsten Staaten. Oldenburg klagte, für die Großmächte sei die Aufstellung eines Heeres „eine Selbstbefriedigung," für die Kleinen aber „eine blos passive Pflicht." — Nun ward gestritten, ob „die zwei Pioniers und Pontoniers, sowie die drei reitenden Artilleristen Sr. Landgräflichen Durchlaucht von Hessen-Homburg" durch eine größere Anzahl von Infanteristen ersetzt werden sollten, und Wangenheim ahnte nicht, welch' ein beißendes Epigramm auf seine gesammte Thätigkeit in der Militärfrage er niederschrieb, als er sagte: „kann das Bedürfniß, solche Trümmer zu etwas größeren Trümmern zu gestalten, ein wesentliches genannt werden?" Es ist nicht müßig, unsere rasch vergessenden Tage an diesen grenzenlosen Jammer zu erinnern. Nur die Unwissenheit spottet heute des alten Reichsheeres. Der Begriff der Macht ist ein relativer, und gegen das Heer Ludwig's XV. war die Armee des heiligen Reiches mächtiger, als das Bundesheer gegen die Truppen Napoleon's III. Durch König Friedrich Wilhelm IV. kam später einige Bewegung in das Bundeskriegswesen, wenn anders wir von Bewegung reden dürfen in einem faulen Sumpfe. Aber auch dann noch blieb das einzige Verdienst der

von den Mittelstaaten geschaffenen Bundeskriegsverfassung dieses: Jedermann weiß, sie werde, sobald ein Krieg ausbricht, sofort über den Haufen stürzen.

Während in Frankfurt für das „Heer im Heere" gewirkt ward, baute man außerhalb des Bundestages an dem Zollvereine für das „reine Deutschland." Nachdem auf den Wiener Conferenzen das gehoffte Bundeszollwesen gescheitert war, hatte noch zu Wien die Mehrzahl der Kleinstaaten sich über die Stiftung eines Sonderzollvereins vorläufig verständigt. Dieselben Staaten, welche Preußens neues Zollgesetz als ein Verbrechen wider das Bundesrecht verdammten, waren jetzt am Werke, sich selber ein gleiches Gesetz zu geben! Man sprach sogar ernstlich von kräftigen Retorsionen gegen den Bundesgenossen im Norden. Im September 1820 versammelte man sich zu dem Darmstädter Handelstage. Der Freund von List und Nebenius, der Patriot und der „reindeutsche" Doctrinär zugleich ward hier auf's freudigste erregt; Wangenheim wurde die Seele dieses Congresses, und wenn er erkrankte, sind die Verhandelnden zu dem Unermüdlichen nach Frankfurt hinübergekommen. Mit großem Talent wußte er sich in diese schwierigen Fragen einzuarbeiten. Die Parteistellung der Verhandelnden ergab sich von selbst aus der Lage ihrer Volkswirthschaft. Die handeltreibenden Rheinuferstaaten, vortrefflich vertreten durch Nebenius, wünschten die höchstmögliche Annäherung an die Handelsfreiheit; denn Nebenius verlor das große Ziel eines allgemeinen deutschen Zollvereins keinen Augenblick aus den Augen, er erkannte, daß hohe Schutzzölle im Süden den späteren Anschluß an den Norden erschweren müßten. Wangenheim's alter Bundestagsgenosse Aretin dagegen bestand auf hohen Schutzzöllen für den bairischen Gewerbfleiß und — auf einem idealen Stimmenverhältniß, damit Baiern sein politisches Uebergewicht in dem „reinen Deutschland" bewahre! Würtemberg stand politisch und wirthschaftlich in der Mitte, wenn auch näher an Baiern, und sein Gesandter, unterstützt von den rührigen Agenten des List'schen Handelsvereins, Miller von Immenstadt und Schnell, spielte inmitten dieses heftigen Streites der Interessen mit Eifer die Rolle des Versöhners.

Gleichwie List bei seinen volkswirthschaftlichen Arbeiten ein hohes politisches Ziel im Auge hatte und in einem deutschen Zollbunde den Keim einer Constitution für Deutschland sah, so dachte Wangenheim, aus der handelspolitischen Einigung der Kleinstaaten werde der ersehnte Bund im Bunde erstehen. Solcher Hoffnung froh wollte der

Leichtblütige den in Wahrheit sehr schlechten Fortgang des Werkes nicht erkennen. Bereits hatten die thüringischen Staaten sich zurückgezogen und Sonderberathungen in Arnstadt eröffnet. Baiern warf in den Wirrwarr der Meinungen einen neuen Streitpunkt hinein, den naiven Vorschlag, Preußen zum Beitritt aufzufordern. Als Preußen verdientermaßen keine Antwort gab, schwelgten die Diplomaten der Kleinstaaten in patriotischer Entrüstung. Darmstadt mahnte zur Eile und drohte andernfalls abzufallen, da sein Landtag rasche Ordnung des Zollwesens verlange. Trotzdem meinte Wangenheim im Sommer 1823 sich am Ziele und war höchlich überrascht, als Darmstadt seine Drohung wahr machte und sich zurückzog. Unter heftigen Klagen und Gegenklagen löste der Congreß sich auf, und der ganze Grimm seines Leiters ergoß sich — auf Preußen, das durch seine Ränke Darmstadts Verrath verschuldet habe. Wo aber sein Preußenhaß mitspielt, da ist dem Worte des leidenschaftlichen Mannes nicht zu trauen. Versicherte er doch heilig, die Mainzer Commission habe Geheimbünde entdeckt, welche Deutschland für Preußen erobern wollten, und die jetzt veröffentlichten Acten erweisen dies als eine Unwahrheit. So steht auch jener Behauptung Wangenheim's das entschiedene Nein eines andern Betheiligten, Nebenius, entgegen. Doch ebensowenig können wir unbedingt uns verlassen auf die unschuldige Erklärung des übervorsichtigen badischen Staatsmanns: „allein durch unabweisbare Rücksichten auf seine Volkswirthschaft wurde Darmstadt zum Abfall gedrängt; als Grenzland gegen den Norden und als Ackerbauland konnte dieser Staat sich von dem Sonderbunde keine Vortheile versprechen.“ Sicherlich haben auch solche Gedanken den Entschluß des Darmstädter Hofes mitbestimmt. Aber noch liegen die Acten über den geheimnißvollen Hergang nicht vollständig vor. Schon jetzt läßt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit sagen, daß allerdings auswärtige Einflüsse, vornehmlich von Wien her, bei dem Abfalle Darmstadts mitwirkten. In Wien wußte man damals besser als heute — was ohnedies der Unfruchtbarkeit und Trägheit des Metternich'schen Systems entsprach — daß Oesterreichs Bundesländer einem deutschen Zollgesetze sich nicht fügen können. Gentz verwarf den Plan eines Bundesgrenzzolles als ein reines Hirngespinnst; ihm war, als wolle man den Mond in eine Sonne verwandeln. Daher sah Oesterreich den gegen Preußen gerichteten Darmstädter Sonderbund anfangs mit günstigen Augen an. Aber bald regte sich in Wien die Furcht, der gehaßte Würtemberger werde in Darm-

stadt den politischen Bund der Mindermächtigen gründen. In unzähligen Briefen mußte der getreue Berstett in Karlsruhe dem Fürsten Metternich beschwichtigend versichern, von politischen Plänen sei keine Rede. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese politischen Besorgnisse, die auch von einzelnen preußischen Staatsmännern getheilt wurden, in Metternich's ängstlicher Seele zuletzt überwogen und das Wiener Cabinet zu einem drohenden Schritte in Darmstadt bestimmten. — Fünf Jahre nur, und was man in Berlin erwartet geschah: die Kleinstaaten wandten sich einer nach dem andern nach Berlin, um dem bundesfeindlichen preußischen Zollsysteme beizutreten. In weiser Zurückhaltung verschmähte das preußische Cabinet die Genossen einzuladen, was den souveränen Dünkel nur erbittert hätte. Man wartete, bis die wirthschaftliche Nothwendigkeit die bekehrten Feinde in das preußische Lager trieb und dergestalt die alten Pläne des preußischen Beamtenthums und jener Nebenius'schen Denkschrift unter dem Wehgeschrei der unbelehrten Liberalen ins Leben traten. Als die neue Größe des Zollvereins erstanden war, und der preußische Staat, trotz der kurzsichtigen Abmahnungen seines Handelsstandes, die größte nationale That vollbracht hatte, welche die Geschichte des deutschen Bundes aufweist: da blieb von den Bundestagsverhandlungen über das Mauthwesen und von den Darmstädter Conferenzen nichts übrig als eine denkwürdige Lehre. Sie lautet: die widerstrebenden wirthschaftlichen Interessen der Bundesstaaten lassen sich allein versöhnen in einem Bunde der sämmtlichen kleinen Staaten unter Preußens Führung, denn am Bundestage scheitert jede Einigung an Oesterreichs fremdartigem Staatsbau, ein Gruppensystem aber fordert die gleichen Opfer wie ein Bund unter Preußens Führung, ohne einen einzigen seiner Vortheile zu gewähren. Es gereicht Wangenheim und seinem Könige zu hoher Ehre, daß beide in dieser Frage um Deutschlands willen ihre Abneigung gegen Preußen endlich überwanden. Während die schwäbischen Liberalen vor den Fallstricken des preußischen Absolutismus warnten und Rotteck das Fernbleiben des Südwestens vom Zollvereine für eine Lebensfrage des constitutionellen Deutschlands erklärte, unterstützte Wangenheim zu Beginn der dreißiger Jahre eifrig die Bestrebungen König Wilhelm's für den Anschluß Würtembergs an den preußischen Zollverein. Freies volkswirthschaftliches Urtheil hat der alternde Staatsmann freilich nie erlangt. Der Freund List's blieb eifriger Schutzzöllner und schmähte zur Zeit der deutschen Revolution tapfer auf Preußens „selbstsüchtige" Freihandelspolitik.

Noch während dieser Zollverhandlungen nahm Wangenheim Theil an dem Neubau der katholischen Kirche im Südwesten, in der ausgesprochenen Absicht, daß diese gegen Rom vereinigten Staaten dereinst den politischen Kern „des reinen Deutschlands" bilden sollten. Leider war die hochwichtige Sache bereits auf dem Wiener Congresse verdorben, wo des wackeren Heinrich Wessenberg Bemühungen für eine selbständige deutsche Nationalkirche gewichtigen Widerstand fanden an dem Particularismus Baierns, das „sich selbst genug" war, und zugleich an den ultramontanen „Oratoren" des deutschen Clerus. Preußens Vorschlag, der katholischen Kirche Deutschlands von Bundeswegen eine gemeinsame Verfassung zu garantiren, ward erst durch Oesterreich abgeschwächt, dann durch Baierns Intriguen beseitigt. Daß Oesterreich nunmehr an gemeinsamen Verhandlungen mit Rom nicht theilnahm, verstand sich ohnehin. Auch Baiern erklärte um die Wende der Jahre 1815 und 1816 seinen Entschluß, als katholische Macht selbständig bei der Curie vorzugehen, und man weiß, welch' klägliches Ende diese Selbständigkeit nahm in dem Concordate vom Jahre 1817. Ueberdies hatte der Fürst-Primas Dalberg voreilig auf seine weltliche Macht verzichtet, und wer mochte Preußen verargen, wenn es den Primat dieses napoleonischen Satrapen nicht wiederherstellen wollte? Also war nicht mehr zu denken an die volle Ausführung des Wessenbergischen Planes einer deutschen Kirche unter einem Primas und einer Nationalsynode. Die paritätischen Staaten, oder (wie Rom, der alten Tradition getreu, zu sagen liebte) die akatholischen Fürsten Deutschlands standen jetzt allein. Daß auch sie nicht zusammenhielten, das ward bewirkt zum Theil durch die Schuld der oberrheinischen Staaten, zum Theil durch Preußens Unterlassungssünden, am meisten aber durch die plötzliche Umwandlung der Kirche selbst und der kirchlichen Meinungen. Denn wunderbar hatte das Geschick den römischen Stuhl aus tiefster Entwürdigung zu den verwegensten Ansprüchen emporgehoben. Vor wenigen Jahren erst war Napoleon's stolzes Wort erklungen, die Vermischung des Wohles und Wehes der Kirche mit den Interessen eines Staates vom dritten Range — „dieser Skandal" — sei zu Ende. Im Gefühle der Ohnmacht berief sich der Papst gegen die Tyrannei der Rheinbundsfürsten auf den, von ihm selber feierlich verworfenen, Westphälischen Frieden; und von der deutschen Kirche, deren Bisthümer bis auf vier verwaist waren, sagte Graf Spiegel: „die Glaubenslehren abgerechnet, sei alles andere dar-

aufgegangen." Nach solcher Noth folgte plötzlich die triumphirende Rückkehr des Papstes in die heilige Stadt; der heilige Vater las die Messe an dem Altar St. Ignatius' von Loyola; und im Süden Frankreichs ward zu Ehren der alleinseligmachenden Kirche ein blutiger Glaubenskrieg gegen die Protestanten geführt. Die romantische Schule beherrschte die Höfe, und den Fürsten des heiligen Bundes durfte der fromme Fürst Hohenlohe sagen: nicht durch Waffen würden die Ideen der Revolution mehr besiegt, die Erziehung gelte es zu wandeln, die Jugend zurückzuführen in den Schoß der Kirche!

Selbst die schweren Verluste der Revolutionszeit erwiesen sich jetzt als ein Sieg für die Curie. Eine bewunderungswürdige Kraft des Duldens und des Harrens hatte Rom in den napoleonischen Tagen der Bedrängniß bewährt. Der Heiligenschein des Martyrthums war gewonnen, ein kleiner Theil des Clerus durch das Unglück vielleicht wirklich veredelt. Und vor allem, der deutsche Clerus war heimathlos geworden und durch die Säcularisation der geistlichen Staaten der römischen Partei in die Arme getrieben. Der heilige Stuhl wußte diese Niederlage ebenso geschickt auszubeuten, wie er später die vormals als „die feinste Verfolgung der christlichen Kirche" verworfene Freiheit aller Culte für sich zu benutzen verstand. Wohl ertönte noch zur Zeit des Wiener Congresses aus den Reihen des deutschen Clerus häufig das Verlangen nach einer deutschen Liturgie, und unter den Laien erhoben sich viele für die Abschaffung des Cölibats, für eine Nationalkirche oder für ein System der Staatsallmacht, dem der Geistliche nur als ein „höchst ehrwürdiger Staatsdiener" erschien. Aber das Gestirn Roms war im Aufsteigen, und zum Niedergange neigte sich die den Römlingen verhaßteste Schule der van Espen und Hontheim, die um „das goldene Kalb der Nationalität tanzte." Sehr verlassen, in Wahrheit, sah sich Wessenberg jetzt in der deutschen Kirche; fast allein die Liebe seiner Diöcese zu der apostolischen Reinheit seiner Persönlichkeit hielt ihn aufrecht. Die scharfen Denker unter den Laien freuten sich zwar seiner Milde, wenn er in den Protestanten nur die „Kirche linker Seite" sah, und seiner Kühnheit, wenn er das Papstthum ein Gemisch von gesetzlichem Judenthum und selbstgeschaffenem Heidenthum nannte. Jedoch sie mußten seine Inconsequenz belächeln, wenn er trotzdem „die maßlose Subjectivität" der ehrlichen Protestanten verwarf, und sie verharrten also in der alten Gleichgiltigkeit gegen alle kirchlichen Dinge. Die Masse des Volkes natürlich, wo

sie noch Sinn zeigte für die Kirche, war in der Hand der römischen Eiferer. Und unter dem Clerus — wo waren sie noch, jene stolzen altadlichen reichsunmittelbaren Prälaten, welche dereinst zu Osnabrück den von Rom verdammten Frieden unterzeichnet, zu Ems die Unabhängigkeit der Erzbischöfe verfochten hatten?

Seine einzigen mächtigen Bundesgenossen mußte Wessenberg, bei der Kälte der öffentlichen Meinung, auf der Seite der Regierungen suchen. Und die oberrheinischen Staatsmänner allerdings huldigten der Lehre des Episkopalsystems. Wangenheim stand in dieser Frage, wo die Grillen der Naturphilosophie ihn nicht beirrten, fest auf dem Boden der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, welcher doch die mütterliche Erde seiner Bildung blieb. Ohne tiefere Kenntniß dieser Verhältnisse, ließ er sich leiten durch den Rottenburger Domdekan Jaumann und einen vormaligen Domherrn, Schmitz-Grollenburg, zwei eifrige Josephiner, welche die Kirche nur im Zustande tiefster Demüthigung gekannt hatten und den neuen Aufschwung der Macht Roms nicht begriffen. Einen schweren Mangel an historischem Sinne verriethen diese Männer der josephinischen Aufklärung, wenn sie die im funfzehnten und zu Beginn des sechszehnten Jahrhunderts von der deutschen Nation wider Rom erhobenen Gravamina jetzt noch durchzusetzen hofften, nachdem längst die Reformation vollzogen und die Absonderung der Nationen eine Wahrheit geworden war. Und noch bedenklicher verkannten sie die wirkliche Lage, wenn sie in jedem Bischof jetzt noch einen Verbündeten des Staats gegen Rom zu finden hofften und der Bewegung, welche Wessenberg's Diöcese erfüllte, eine große historische Bedeutung zuschrieben. Von dem stolzen unbeugsamen Willen der Curie hatten sie keine Ahnung. Wangenheim betrieb mit Feuereifer die Ernennung Wessenberg's zum Bischof von Rottenburg und zweifelte nicht, Rom werde zustimmen. Der nassauische Bevollmächtigte, ein katholischer Geistlicher Koch, verheirathete sich während der Berathungen mit einer Protestantin. Bestürzt entfernte man den unbequemen Mann, aber man fragte sich nicht, ob der römische Stuhl ein Werk annehmen durfte, wobei ein abtrünniger Priester die Hand im Spiele gehabt.

Preußen, das bereits die Zukunft seiner katholischen Kirche in Niebuhr's Hände gelegt, ging andere Wege. Alle glänzenden Vorzüge und alle Fehler Niebuhr's zugleich sträubten sich wider jede Gemeinschaft mit den Staatsmännern des Oberrheins. Mit überlegener Sicherheit erkannte er, wie schwache Stützen das Episkopalsystem in dem deutschen

Clerus fand. In der That, der kühne Gedanke einer Nationalkirche ließ sich allein verwirklichen entweder durch eine kraftvolle nationale Staatsgewalt, die dem zersplitterten Deutschland fehlte, oder durch eine tiefgehende religiöse Aufregung der deutschen Katholiken, welche damals offenbar nicht vorhanden war. Eine solche Bewegung aber, wenn sie je begönne, würde, bei der tief innerlichen Richtung unseres Volkes, sich nimmermehr begnügen mit einer Reform der Kirchenverfassung allein. Auch stand Niebuhr, in seinem Hasse gegen die Revolution, den Ultramontanen doch näher als den Männern der Aufklärung. Dazu kam sein persönlicher Widerwille, ja seine ungerechte Härte gegen die Führer der nationalkirchlichen Partei, endlich der Hochmuth des Preußen gegenüber „einer ziemlich langen Reihe von Landesherrschaften, welche nicht den achten Theil der deutschen Katholiken umfassen.“ Diese Beweggründe wirkten zusammen, — und Preußen antwortete verneinend auf den Vorschlag gemeinsamer Verhandlungen mit Rom.

So standen die Bruchstücke des „reinen Deutschlands“ allein, und während Wessenberg seinen kühnen Gang nach Rom machte, um sich zu rechtfertigen vor dem Papste, und die Streitschriften dieses „deutschen Kirchenstreites“ in alle Sprachen der Welt übersetzt wurden, eröffnete Wangenheim zu Frankfurt am 24. März 1818 die Conferenzen der oberrheinischen Staaten. Er durfte nachhaltiger Unterstützung versichert sein, denn unter den Abgeordneten fand er nur Gesinnungsgenossen, so die alten Freunde vom Bundestage, Lepel und Harnier. Unter allgemeiner Zustimmung erklärte er das Episkopalsystem für das einzig heilsame, verlangte Landesbisthümer, deren Grenzen jeder Staat selbst bestimme, und berief sich in allen zweifelhaften Fällen auf das josephinische Kirchenrecht. Nach diesen Grundsätzen ward ein organisches Gesetz entworfen, das von dem heiligen Stuhle binnen einer bestimmten Frist ohne Abänderung anzunehmen sei. Wie mochte man glauben, von Rom durch ein so rücksichtsloses Verfahren irgend etwas zu erlangen? Und welche wunderliche Ueberschätzung der Macht der Mittelstaaten, wenn Wangenheim jetzt Preußen um „die Leitung und Förderung“ der Unterhandlung mit Rom bat, nachdem ihre leitenden Grundsätze ohne Preußens Mitwirkung festgestellt waren! Natürlich versprach Preußen blos das Unternehmen zu fördern. Trotzdem hegte Wangenheim rosige Hoffnungen, sah in seinen Vorschlägen die Magna Charta der deutschen katholischen Kirche und dachte die Angelegenheit zur Bundessache zu machen, damit Baiern sich wieder befreie von seinem unseligen Concor-

date — während doch jeder halbwegs Kundige wußte, wie sehr die mächtigste Partei am Münchener Hofe von dieser Demüthigung des Staates vor dem heiligen Stuhle befriedigt war. Was Niebuhr scharfblickend vorausgesagt, geschah. Die Gesandten der oberrheinischen Staaten traten in Rom so schroff und mißtrauisch auf, daß Cardinal Consalvi fragte, ob man den Papst für einen Türken halte, und — mußten endlich unverrichteter Sache wieder abreisen. Und nochmals erfüllte sich eine Weissagung Niebuhr's. Die Erwartung der oberrheinischen Staatsmänner, die deutsche Geistlichkeit würde mit den Staaten vereint gegen Roms Willen die neue Kirchenverfassung einführen, erwies sich als verkehrt, und doch fehlte den Deutschen die napoleonische Härte, um mit einem „votre conscience est une sotte“ den Clerus zu zwingen. Sie mußten den gröbsten Uebermuth der Curie ertragen, mußten anhören, wie Rom an protestantische Fürsten schrieb: „die Feinde der Religion, um ihre gottlosen Absichten zu erreichen, haben angefangen, den Primat des römischen Bischofs von allen Seiten zu bekämpfen.“ Endlich begnügten sich die Staaten mit jenem bescheidenen Ziele, worauf Niebuhr von vornherein seine Absicht beschränkt hatte. Man verzichtete auf einen Vertrag mit Rom über die Grenzen der Staats- und der Kirchengewalt und erwartete nur noch eine päpstliche Circumscriptionsbulle, welche den Umfang der Landesbisthümer der neugegründeten oberrheinischen Kirchenprovinz bestimmen sollte. Aber diese Bulle selbst sollte zu einer neuen Niederlage für die Mittelstaaten werden. Sie hatten nicht bemerkt, daß eine verhängnißvolle Neuerung durch die Bulle eingeführt war. Nicht die katholischen Einwohner der Diöcesen, sondern das gesammte Gebiet der Bisthümer, also auch die darin wohnenden Protestanten, waren der bischöflichen Gewalt unterworfen. Mit anderen Worten: fünf neue Missionsbisthümer waren unbemerkt in Deutschland gegründet, mit all' jenen gefährlichen Rechten, welche den Missionaren gegen die Akatholiken — Ketzer und Heiden — zustehen! Hierauf versuchten die Staaten, selbständig die Rechte der staatlichen Kirchenhoheit in einer Kirchenpragmatik niederzulegen. Sie war in rein bureaukratischem Geiste gehalten, da Wangenheim und seine Gefährten irgend eine Neigung für die katholische Kirche nicht kannten, ja (ein wunderlicher Anachronismus!) ihre paritätischen Staaten als den Keim eines neuen Corpus evangelicorum ansahen. Ueber diese Kirchenpragmatik währte der Hader mit Rom weit über Wangenheim's Wirksamkeit hinaus. Er ist nie zu einem von beiden Theilen anerkannten

Austrage gelangt. Der von Wangenheim mit so großer Hoffnung begrüßte „deutsche Kirchenstreit“ endete mit der Vertreibung Wessenberg's aus seinem Bisthume. Der unverwüstliche Weltsinn der modernen Menschen hatte nicht vermocht, sich auf die Dauer für den wohlmeinenden Kirchenfürsten zu erwärmen.

Auf Wangenheim, als den Vorsitzenden in den Conferenzen der oberrheinischen Staaten, fiel jedes Lob und jeder Tadel, obgleich er zumeist nur den Fingerzeigen seiner josephinischen Genossen folgte. Sehr arge Fehler offenbar hatte er in seinem kecken Selbstvertrauen auf diesem ihm fremden Gebiete begangen. Dennoch war namentlich Preußen nicht berechtigt, der Mittelstaaten zu spotten. Preußens Stellung zu Rom war sehr günstig, und Niebuhr kannte das Terrain: er wußte, daß Verhandlungen mit der Curie entweder sehr schnell oder gar nicht zum Ziele kommen. Trotzdem vermochte Preußen nicht, das Unversöhnliche zu versöhnen, die unveräußerlichen Rechte des modernen Staates mit den nie zu mäßigenden Ansprüchen Roms in Einklang zu bringen. Auch die bureaukratische Ueberhebung der Mittelstaaten gegen die Kirche sollen wir nicht allzu hart beurtheilen, diese Nothwehr der Schwachen gegen eine Weltmacht, welche noch immer das Wort nicht vergessen hat: „Deutschland, Deutschland ist der Feind!“ In der That blieb der Zustand der oberrheinischen Kirchenprovinz erträglich, bis durch den Kölner Bischofsstreit die Macht des Ultramontanismus aufs neue gewaltig anwuchs. Ein ehrenhafter, einträchtiger Sinn war unverkennbar unter den Tagenden lebendig. Das bewies namentlich ein wichtiges Zugeständniß, welches Wangenheim der deutschen Fürsteneifersucht entrang. Darmstadt gab das uralte Mainzer Erzbisthum auf, Würtemberg stellte seinen königlichen Landesbischof unter den großherzoglichen Erzbischof in Freiburg und hörte ruhig den Spott der Metternich'schen Partei über solche ideologische Staatskunst. So war in diesem einen Falle der Versuch einer Gruppenbildung nicht gänzlich gescheitert.

Dies Zusammenhalten gerade ward von dem Fürsten Metternich gefürchtet. Die weitverzweigte Thätigkeit der verbündeten deutschen Mittelstaaten tritt in die rechte Beleuchtung erst, wenn wir sie verstehen als ein Glied in der großen Kette der europäischen Opposition wider die Weltherrschaft der heiligen Allianz. Noch während der Wiener Ministerconferenzen war jener von Thomas Moore jubelnd begrüßte „Sonnenstrahl aus Süden“ erschienen, der „den Eispalast des heiligen Bundes“ zerschmelzen sollte. Und mit dem Dichter schlugen alle edlen Her-

zen freudig jener großen Bewegung entgegen, die jetzt von Portugal bis Griechenland alle Länder des Südens durchraste. In Deutschland mußte das romantische Halbdunkel des Teutonenthums der hellen Einsicht weichen, daß der Kampf der Völker der Gegenwart um freie Staatsformen ein gemeinsamer ist, und bis heute verkünden die aus diesen romanischen Revolutionen herübergenommenen Schlagworte des Parteilebens — der Name des „Liberalismus", der „Schmerzensschrei" u. a. — wie stark und nachhaltig die heilsame, aufrüttelnde Wirkung dieser Stürme auf Deutschlands müde öffentliche Meinung gewesen. Unter dem schreckenden Eindruck dieser großen Kunde vertagte Fürst Metternich vorläufig in Wien seine kühnsten Pläne zur Knechtung Deutschlands und wandte seine gesammelte Kraft den europäischen Fragen zu. Die Reunion von Troppau verfaßte das Manifest des heiligen Bundes wider die „tyrannische Macht der Rebellion und des Lasters", und Fürst Metternich entwickelte seinen Plan, den heiligen Bund zu einer ähnlichen permanenten österreichischen Polizeibehörde für Europa fortzubilden, wie der Bundestag für Deutschland war. Die Mittelstaaten erkannten das Verderbliche dieser zur Polizei herabgesunkenen Politik, sie fühlten, daß eine solche Knechtung der Völker zugleich eine Mediatisirung der Fürsten sei. Doch leider war Wangenheim's unerschrockener Liberalismus ohne zuverlässige Bundesgenossen. An dem von Parteien zerrissenen Stuttgarter Hofe stritten sich fortwährend um die Oberhand der bureaukratische Hochmuth gegen den Landtag und das dynastische Selbstgefühl, das den Großmächten sich nicht beugen wollte. Im bairischen Ministerium saß Wangenheim's liberaler Freund Lerchenfeld neben jenem Rechberg, den Wangenheim also vortrefflich schilderte: „er vergißt die Angst vor den Großmächten, wenn ihm Metternich das Schreckbild der Revolution im Spiegel zeigt." Sogar die badischen Staatsmänner Berstett und Blittersdorff dachten damals auf Augenblicke an einen Bund zur Sicherung der Kleinstaaten, zuletzt überwog in Karlsruhe doch der Haß gegen die Stuttgarter Ideologen. An solcher Uneinigkeit und an der natürlichen Zagheit der Ohnmacht brachen sich Würtembergs Versuche, einen Gegencongreß der Kleinen in Würzburg zu versammeln. Ununterbrochen indeß erklangen die Beschwerden des „gewissen deutschen Staates" (wie die mißhandelten Zeitungen sich ausdrücken mußten) gegen die Willkür der großen Mächte, und ein gewaltiger Freund erstand ihm: — England protestirte. In überschwänglichen Worten dankte Würtemberg dem Cabinet von St. James. König Wilhelm

sprach offen vor dem preußischen Gesandten, ein Jeder müsse Herr in seinem Hause sein. Wangenheim rief ungescheut, jetzt beginne der Kampf des constitutionellen Systems gegen den Absolutismus.

Englands Protest blieb ebenso unbeachtet, wie die Verwahrung des Papstes und Toscanas gegen den Durchmarsch der österreichischen Truppen. Die Oesterreicher übernahmen den Schergendienst für Ferdinand von Neapel — „ihre Ketten selbst besudelnd," wie der englische Dichter in heiligem Zorne rief. Auf der zweiten Reunion des heiligen Bundes zu Laibach ward ernstlich der Plan besprochen, den rebellischen Prinzen Karl Albert von Savoyen seines Thronfolgerechts zu berauben. Doch sogar dieser Angriff auf das Staatsrecht der Mittelstaaten vermochte nicht, die Zagenden zu festem Widerstande gegen die ungeheure Uebermacht zu verbinden. Ein Laibacher Manifest verkündete der Welt die frohe Botschaft, daß Gott die Gewissen der Rebellen mit Schrecken geschlagen, und behauptete den Beruf der großen Mächte, Europa vor Anarchie zu schützen. Die Verkündigung ward dem Bundestage mitgetheilt, und mit verhaltenem Ingrimm stimmten Wangenheim und seine Freunde dem Antrage des österreichischen Gesandten zu, der deutlich wie kein anderer die Lage der Dinge aufdeckte. Deutschland lag adorirend zu den Füßen des Wiener Hofes und stammelte die Reden byzantinischer Eunuchen. Der Gesandte beantragte: „Ihren K. K. Majestäten die Versicherung unseres ehrfurchtsvollsten Dankes für diese Mittheilung mit der ehrerbietigsten Versicherung angenehm zu machen, daß wir einhelligst in ihren Inhalten das schönste Denkmal tief verehren, welches diese erhabensten Souveräne Ihrer Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe zum bleibenden Troste aller rechtlich Gesinnten setzen konnten." Befriedigt von diesem „Siege des Rechts über das leidenschaftliche Treiben der Friedensstörer" ernannte Kaiser Franz seinen Minister zum Staatskanzler.

Indessen ward die Lage der Opposition von Tag zu Tag unsicherer. In München überwog mehr und mehr der Einfluß Rechberg's, und als der bairische Bundestagsgesandte, Wangenheim's Freund Aretin, starb, ward er durch einen dem Wiener Hofe angenehmen Mann ersetzt. Kaum wagte noch Einer den positiven Plan des „Bundes im Bunde" zu verfechten; ein Glück, wenn es nur gelang, die Angriffe Oesterreichs abzuwehren. In solcher verzweifelten Stimmung ließ Lindner abermals eine pseudonyme Denkschrift erscheinen: „über die Lage Europa's" (Anfang 1822) — ein Pamphlet, schlau berechnet auf die

persönlichsten Neigungen des Königs von Würtemberg. Nicht von der Repräsentativverfassung kommt uns das Heil, „unter deren Schutze die Redekünstler nach Brot gehen." An das Naturgesetz vielmehr müssen wir uns halten, „das den höheren Genius zum Regenerator der Gesellschaft" beruft. Der „deutsche Bonaparte" wird „den Genius der Bundespolitik" verstehen, durch eine einzige männliche Erklärung am Bundestage die öffentliche Meinung für sich gewinnen und, getragen von der Begeisterung der Nation, das Stabilitäts- und das Repräsentativsystem zugleich stürzen! — Dem Wiener Hofe schien das Machwerk so wichtig, daß Gentz dasselbe in einer meisterhaften Denkschrift mit überlegenem Hohne widerlegen mußte, und dies Memoire mit einer österreichischen Circulardepesche an alle Höfe gesendet wurde. Der deutsche Bonaparte aber — ließ, um seine harmlose Unschuld zu beweisen, die Gentzische Denkschrift in seiner Stuttgarter Hofzeitung abdrucken! Bis zu dieser äußersten Rathlosigkeit also waren die Männer der Triaspolitik herabgekommen, daß sie durch große Worte heroische Entschlüsse in einem Manne, der kein Held war, zu entzünden dachten, wie man dasselbe im Jahre 1863 mit König Max II. von Baiern versuchte! Solche Täuschung über die Begabung eines Mannes läßt sich vielleicht verzeihen; verwerflich aber und bezeichnend für die Politiker der Kleinstaaten war der erstaunlich rasche Wechsel der Meinung. Freilich, wer mit Factoren rechnet, die nicht existiren, dem fällt leicht, seine Ueberzeugung auszuziehen wie ein vernutztes Kleid. Auch Wangenheim fand es jetzt gerathen, beschwichtigende Worte zu reden. Er schrieb in das wichtigste Organ des deutschen Liberalismus, in Murhard's politische Annalen, einen geschraubten Aufsatz zum Lobe der heiligen Allianz. Reiche Bewunderung zollt er hier dem Czaren, dessen Beistand noch immer die geheime Hoffnung des Stuttgarter Hofes war. Eine auf christlichen Grundgedanken ruhende Allianz könne nimmermehr dem Volksrechte gefährlich werden; nicht Mißtrauen gegen ihre Stifter halte England von ihr fern, sondern der Materialismus jener englischen Handelspolitik, welche „den Wohlstand nach harten Thalern berechne!"

Die unentschlossene Schwäche der Mittelstaaten gegenüber dem gewaltigen Vorschreiten des Systems der Intervention rächte sich schwer, als die Gefahr nunmehr dem deutschen Bunde näher rückte. Die dritte Reunion der Allianz trat zusammen, und wer in der Stickluft dieser unseligen Tage sich noch ein freies Herz bewahrt, sah mit Ekel auf die

üppigen Feste von Verona. Byron mahnte den weißen Czaren, heimzugehen und die Baschkiren zu waschen und zu scheren, statt zu tanzen auf den rauchenden Trümmern des Völkerglücks. Man wußte an den kleinen Höfen, daß Metternich hier seine Pläne gegen die süddeutschen Staaten zu verwirklichen dachte. Den König Wilhelm nannte eine geheime österreichische Denkschrift „einen in der That und Absicht entschiedenen Feind des deutschen Bundes." — Die unerwartete Wendung der europäischen Händel kehrte freilich die Spitze des Congresses gegen Spanien. Indeß enthüllte sich in den Berathungen über Spanien und Italien deutlich, was die Mittelstaaten am meisten erschrecken mußte: der wohldurchdachte Zusammenhang eines ganz Europa umfassenden Systems der Legitimität. Für Italien ward eine Centraluntersuchungscommission wie die Mainzer vorgeschlagen. Fast mit den Worten der Wiener Schlußacte sagte man von dem Könige von Spanien: es sei ein Verbrechen, wenn ein Fürst freiwillige Opfer von seiner Autorität bringe; nur theilweis übertragen, nicht veräußern lasse sich die monarchische Gewalt. Und die von Verona erlassene Circularnote der Ostmächte verlangte in dem Tone des Dictators „die treue und beharrliche Mitwirkung sämmtlicher Regierungen," sagte den Mittelstaaten, mit unverkennbarem Hinweis auf Würtemberg, „daß sie sich einer ernstlichen Verantwortung aussetzen, wenn sie Rathschlägen Gehör geben, die ihnen früher oder später die Möglichkeit rauben würden, ihre Unterthanen gegen das Verderben zu schützen, welches sie selbst ihnen bereitet hätten!"

Zurückgekehrt aus Verona berief Metternich im Winter 1822 auf 1823 den Grafen Bernstorff und andere Getreue nach Wien und legte ihnen eine Denkschrift vor, — die Kriegserklärung des Wiener Hofes gegen Wangenheim's Partei. Die süddeutschen Regierungen, hieß es darin, haben die demokratischen Elemente so um sich greifen lassen, daß binnen Kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Regierungsform in ihren Händen zerfließen wird. Daß sie ohne äußeren Impuls sich wieder emporheben, ist nicht wahrscheinlich. Also — Einwirkung durch den Bund! Dazu aber sind nöthig eine „vereinfachte" Geschäftsordnung und — andere Gesandte an der Bundesversammlung. „Gesuchte und kunstreiche Darstellungen individueller Ansichten, Debatten, wobei nur Eigenliebe und Persönlichkeit ihre Befriedigung finden, Abschweifungen in abstracte Theorien, populäre Vorträge, Tribünen-Beredsamkeit, das alles muß aus dem Bundestage

verbannt sein. Daß die Idee einer Opposition in der Bundesversammlung nur aufkommen konnte, beweist hinlänglich, wie weit sie von ihrem ursprünglichen Berufe schon abgewichen sein mußte." Daher ferner geheime Protokolle, damit fürderhin nicht mehr „einzelne Gesandte" um die Gunst des Publikums buhlen, und damit die „unnützen Spöttereien über die unvermeidliche Geringfügigkeit" der Bundesverhandlungen ein Ende nehmen! Der also gereinigte Bundestag soll dann auf Anrufen der Einzelstaaten die deutschen Verfassungen so auslegen, „wie es das höchste der Staatsgesetze vorschreibt." Namentlich soll die verfassungsmäßige Oeffentlichkeit der Ständeverhandlungen von Bundeswegen dahin ausgelegt werden, daß die Heimlichkeit die Regel bilde; denn gegenwärtig werden „die noch an Zucht und Ordnung gewöhnten Unterthanen anderer deutschen Staaten" durch das Bekanntwerden „der empörendsten Maximen" tagtäglich aufgeregt. — Oesterreichs Absicht, die Verfassungsrechte der Deutschen auf das Niveau der österreichischen Freiheit herabzudrücken, ließ sich nicht dreister aussprechen. Den Muth zu diesem kecken Heraussagen gewann Metternich, weil er inzwischen lehrreiche Erfahrungen gesammelt hatte über die Verfassungstreue der kleinen Fürsten. Schon vor dem Veroneser Congreß (September 1822) war Blittersdorff heimlich nach Wien gereist, um zu eröffnen, daß sein Herr sich dem k. k. Systeme anzunähern wünsche. Ein Gespräch Metternichs mit Berstett in Innsbruck vollendete diese Annäherung. Aehnliche Winke kamen vom baierischen Hofe. König Max Joseph grollte seinen meisterlosen Kammern und hoffte von den Großmächten des changemens favorables aux souverains. Ein Besuch des Fürsten Metternich in München belehrte ihn, daß hier noch nicht Alles verloren war. — Den Schluß jener k. k. Denkschrift bildeten Vorschläge gegen „die Licenz der Presse." Geendet werden muß „das halsbrechende Spiel," das manche Regierungen durch ihre strafbare Nachsicht gegen die Presse treiben. Darum Verlängerung der Karlsbader Beschlüsse auf unbestimmte Zeit und directes Einschreiten des Bundestags gegen drei Stuttgarter Blätter, die Neckarzeitung, den deutschen Beobachter und die von Wangenheim begünstigten Murhard'schen Annalen. Der frechste von diesen Vorschlägen, die beliebte „Auslegung" der süddeutschen Verfassungen, drang vor der Hand nicht durch, da Preußen, selbst in seiner damaligen Erniedrigung, von diesem Aeußersten der Lüge sich angewidert abwandte. Alle übrigen Vorschläge Metternich's wurden nur zu bald zur Wahrheit, sie bildeten

zunächst die Instruction für den neuernannten österreichischen Bundestagsgesandten. Metternich's Liebling Münch-Bellinghausen sollte die Opposition in Frankfurt zu Paaren treiben, die Graf Buol nicht zu bändigen vermochte. Graf Bernstorff dachte vornehmer. Er wollte den Kampf gegen die Mittelstaaten nicht durch persönliche Gehässigkeit verbittern und stimmte erst spät und ungern dem Plane der Epuration des Bundestags zu. — In Verona hatte die immerdar schwankende Freundschaft der großen Mächte einen schweren Stoß erhalten. Noch mehr war sie gelockert worden durch die griechische Revolution, so daß englische Blätter von dem Congresse von Verona trocken sagten, das werde die letzte Zusammenkunft der fünf großen Mächte gewesen sein. Angesichts dieser drohenden europäischen Verwicklungen mußte Oesterreich mit Sicherheit auf Deutschlands unbedingte Abhängigkeit rechnen können; ist doch unser Volk dem Hause Habsburg nie etwas anderes gewesen, als ein gleichgiltiges Mittel für seine europäischen Pläne. Wie die Revolution in Neapel und Piemont, so sollte auch die bescheidene deutsche Reformpartei vernichtet werden.

Mit Spannung war Wangenheim diesen Ereignissen gefolgt, und längst schon sah er seinen Sturz voraus. War nicht bereits vor den Karlsbader Beschlüssen der weit harmlosere Gagern beseitigt worden? und hatte nicht König Wilhelm wiederholt seinen Bundestagsgesandten gegen die gröbsten Angriffe Oesterreichs in Schutz nehmen müssen? — Zuerst in Börne's Briefen aus Paris ist eine geheime Denkschrift vom Jahre 1822 veröffentlicht worden, welche dem österreichischen General Langenau zugeschrieben ward und seitdem als ein ruchloses Beispiel österreichischer Tücke in vielen deutschen Geschichtswerken geprangt hat. Sogar Gustav Kombst, der so viele Geheimnisse des Bundestags mit unwillkommener Hand entschleiert hat, wagte über ihren Verfasser nur Vermuthungen. Wir wissen jetzt aus Wangenheim's letzten Schriften, was schon damals dem scharfen Blicke Blittersdorffs nicht entging: diese Urkunde stammt aus der Feder des würtembergischen Gesandten, und daß er solche Mittel nicht verschmähte, beweist die Erbitterung der Streitenden. Er legte darin dem österreichischen General den Plan in den Mund, zuerst Baiern für Oesterreich zu gewinnen und dann zur „Epuration" des Bundestags zu schreiten; denn währe die Opposition in Frankfurt noch länger, so würden „die Völklein endlich an die Möglichkeit glauben, daß sie ein Volk werden könnten." „Alles ist gewonnen, wenn um seines Benehmens gegen die

großen Mächte willen nur Einer rappellirt wird.“ Dann werden die anderen Bundestagsgesandten, „um sich in ihren einträglichen und zugleich ruhigen Posten zu befestigen, selbst dazu mitwirken, ihre Höfe den österreichischen, also auch den preußischen An- und Absichten aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiserhaus entgegenzuführen.“ Das boshafte Schriftstück ist ein glänzendes Probestück von Wangenheim's burschikosem Uebermuth. Eine Note ähnlichen Inhalts war wirklich von Langenau nach Wien geschickt worden; befreundete Gesandte hatten warnend ihrem schwäbischen Genossen davon Kunde gegeben, und er antwortete mit rücksichtsloser Verhöhnung.

Was aber that Würtembergs Regierung? Der König ersuchte seinen von Verona zurückkehrenden Schwager um eine persönliche Unterredung und erlangte diese Gunst trotz Metternichs Gegenbemühungen. Doch ihm gelang nicht, den nunmehr wieder gänzlich für die Sache der Legitimität gewonnenen Czaren auf seine Seite zu ziehen. Wintzingerode schrieb jetzt nach vergeblichen Gegenvorstellungen auf des Königs ausdrücklichen Befehl die berufene Circularnote vom 2. Januar 1823 zur Wahrung der Rechte der Mindermächtigen. Er nannte die Großmächte kurzweg „Erben des Einflusses, den Napoleon sich in Europa angemaßt,“ und fuhr fort: „Verträge abgeschlossen, Congresse zusammenberufen im Interesse der europäischen Völkerfamilie, ohne daß es den Staaten des zweiten Ranges gestattet ist, ihre besonderen Interessen zu wahren; die Formen selbst, unter welchen man sie zu den Verträgen zuläßt und ihnen die Beschlüsse der überwiegenden Mächte zu erkennen giebt — diese verschiedenen Neuerungen in der Diplomatik rechtfertigen wenigstens einen ausdrücklichen Vorbehalt zu Gunsten der Rechte, die jedem unabhängigen Staate unveräußerlich zustehen.“ Ein nur allzugerechter Protest gegen die Anmaßung der Pentarchie. Aber die unausrottbare Begriffsverwirrung der Mittelstaaten kehrte wieder, wenn der Minister dann den deutschen Bund eine Macht ersten Ranges nannte, dessen Ganzes doch nimmermehr den Theilen nachstehen dürfe — während der Bund unzweifelhaft zu den Mächten zweiten Ranges zählt und die zwei Großmächte thatsächlich nicht seine Theile sind. Als dann das Veroneser Manifest dem Bundestage vorgelegt ward, und der russische Gesandte es mit den bedeutungsvollen Worten begleitete: „die Nationen sind nur so lange ruhig als sie glücklich sind, und niemals hat sich das Glück in der Bewegung gefunden“ — da meinte sogar die zahme Augsburger Allgemeine Zeitung: „eine genaue Berathung ist nöthig, damit man sieht,

die deutschen Bundesstaaten seien souveräne Staaten." Die österreichische Partei beantragte die übliche „dankbare Uebereinstimmung mit den Ansichten und Maßregeln" der Großmächte. Wangenheim dagegen wollte sich boshaft mit einer Anerkennung der reinen Absichten begnügen, denn noch fehle die nähere Kenntniß der Verhandlungen von Verona, und — der Bund müsse Rücksicht nehmen auf seine Stellung zu allen auswärtigen Mächten. Von Allen verlassen, enthielt er sich der Abstimmung.

Dann übernahm Münch-Bellinghausen den Vorsitz, und er verstand, bald durch gewinnende österreichische Gemüthlichkeit bald durch grobe Einschüchterungen die Herrschaft im Bunde zu behaupten. Die Gedanken jener Wiener Denkschrift begannen sich zu verwirklichen, zunächst die Pläne wider den europäischen Skandal der würtembergischen Presse, wie Gentz in einer Denkschrift sagte. Vor allen hatte der Stuttgarter „deutsche Beobachter" den Zorn der hohen Versammlung erregt durch einen Aufsatz über die Diplomaten. „Ungeachtet es scheinen könnte, als spräche der Bundestag hier in eigener Sache," erklärte der Ausschuß des Bundestags den Angriff auf „diese angesehene Klasse von Beamten für unverträglich mit dem monarchischen Princip und mit der Sicherheit der Bundesstaaten." Das Blatt ward unterdrückt, Würtemberg mit der Vollziehung dieses Beschlusses beauftragt. Vergeblich verlangte Wangenheim Frist zur Einholung von Instructionen. Der Geist, nicht der Buchstabe der Bundesgesetze sei entscheidend, meinte Münch; nur eine sofortige Unterdrückung werde die gewünschte moralische Wirkung äußern. Nach einigen Wochen mußte Wangenheim über die vollzogene Unterdrückung berichten, und Münch sprach darauf die Hoffnung aus, „diese Strafe werde die Zeitungsschreiber geregelter, die Censoren vorsichtiger machen." Hier, am Ende seines Wirkens in Frankfurt, berührte Wangenheim, körperlich leidend und tief niedergeschlagen, noch einmal jene Karlsbader Beschlüsse, deren übereilte Annahme sein ganzes Schaffen verdorben hatte. Er beklagte, daß der Bundestag die Karlsbader Protokolle — die nothwendige Erläuterungsquelle für die Karlsbader Beschlüsse — gar nicht kenne, und fand es „wenigstens zweifelhaft," ob der Zustand des deutschen Volkes, das „nie von der Bahn der Treue und des Gehorsams gewichen," die Fortdauer dieser Beschlüsse fordere. Das war das letzte Aufflackern der Opposition am Bunde. Schon hatte Fürst Metternich begonnen, die Weissagung der Langenau'schen Note zu erfüllen,

und den Verrath in das Lager der Mittelstaaten geworfen. Jene scharfe Antwort Wintzingerode's auf das Manifest von Verona war durch die Vermittlung des Bundestagsgesandten in französischen Blättern veröffentlicht worden. Die Ostmächte verlangten entschieden Genugthuung, die Gesandten von Oesterreich, Preußen und Rußland verließen Stuttgart. Graf Wintzingerode erkannte jetzt, daß es geboten sei einzulenken; den Großmächten längst verhaßt, lud er jetzt auch den Haß der Liberalen auf sich. So wurde endlich erreicht, was der russische Gesandte Anstett noch kurz zuvor umsonst bei König Wilhelm in persönlichem Zwiegespräch durchzusetzen versucht hatte: Wangenheim ward abberufen (Juli 1823), und man nahm sein Gutachten über die westphälischen Domänenkäufe (jene gefährliche Theorie vom „ewigen Staate") zum Vorwand. Umsonst bat der Gesandte, man möge ihm diese Beschimpfung ersparen und ihn selber um seinen Abschied bitten lassen. Er hatte diese Bitte nicht gestellt, da es noch Zeit war, jetzt ließ man ihn fallen. In seiner ritterlichen Ergebenheit gegen den König erklärte er in den Zeitungen jenen Vorwand seiner Abberufung für die wirkliche Ursache, und man begreift, welchen Zorn unter den Staatsmännern des Bundestags dies undiplomatische öffentliche Auftreten, diese „Appellation an die sogenannte öffentliche Meinung" hervorrufen mußte. So geheim wußte die österreichische Partei den Hergang zu halten, daß selbst ein Nahestehender wie Stein von der Wahrheit nichts ahnte und dem Entlassenen seinen willkürlichen Austritt in herben Worten vorwarf. Es war die höchste Zeit, daß der König die Abberufung seines Gesandten genehmigte. Verzögerte er sie noch länger, so war man in Wien entschlossen, eine der zahlreichen Tactlosigkeiten Wangenheims, welche die geheime Polizei getreulich einberichtet, zu benutzen und den verhaßten Mann durch eine öffentliche Beschämung zu stürzen. Il sera tué à la diète, schrieb Fürst Metternich einem Freunde.

Was verschlug es, daß der König noch im selben Jahre, den Großmächten zum Trotz, in einer geharnischten Thronrede das Vertrauen seines geliebten Volkes die sicherste Stütze seiner Regierung nannte? Fast gleichzeitig erfolgte die Abberufung der getreuesten Genossen Wangenheim's, der beiden hessischen Gesandten Lepel und Harnier. Auch Wintzingerode ward entlassen und rächte sich durch einen anonymen Zeitungsartikel, der aus eigener Erfahrung das Verdammungsurtheil über die unklare, frivole und — vor allem — ohnmächtige Opposition der Mittelstaaten in den Worten zusammenfaßte: „Abschaffung des

Ministeriums des Auswärtigen, dann giebt es keine Circularnoten, die für nichts und wieder nichts so viel Lärm machen, die Regierung compromittiren und den Staat gefährden." Wangenheim's Nachfolger, der Freiherr von Trott, hatte seine Lust daran, die beiden Herrscher des Bundestags, den gewandten Münch und den plumpen Preußen Nagler, gelegentlich durch boshaften Widerspruch zu kränken; eine nationale Oppositionspartei zu leiten kam dem vormaligen Präfecten König Jérome's nicht in den Sinn. Im Sommer 1824 zog dann Metternich bei einem Besuche in Tegernsee den baierischen Hof gänzlich zu sich hinüber, die Verlängerung der Karlsbader Ausnahmegesetze und die Geheimhaltung der Bundesprotokolle ward am Bunde beschlossen. Unangefochten bestand fortan jenes System allmächtiger und allgegenwärtiger polizeilicher Aufsicht, welches einen scharf beobachtenden nordamerikanischen Staatsmann, Everett, in jenen Jahren zu der trockenen Bemerkung veranlaßte: in den milderen Despotien Hinterasiens ist die persönliche Freiheit der Einwohner ohne Zweifel minder beschränkt als in Deutschland. Die österreichischen Staatsmänner fanden „den sittlichen Zustand der gefährlichen Mittelklassen wesentlich gebessert," und die Lehre von dem liberalen „Bunde im Bunde" schien vernichtet. Da Murhard's Annalen diese Theorie jetzt noch predigten, konnte Gentz in sein Tagebuch die verachtenden Worte schreiben: „kann vergessen werden, da keine Gefahr ist, daß sie die deutschen Höfe gewinnen könnte." Und da sein ängstliches Gemüth also von einer schweren Sorge entlastet war, so spottete er selber der Angst der letzten Jahre und schrieb als „haruspex ad haruspicem" an Adam Müller über die polizeilichen Maßregeln gegen die Demagogen: „betrachten Sie dergleichen mehr als unschuldige Gemüthserheiterung für den deutschen tiers-état!"

Den Alpdruck der österreichischen Tyrannei hinwegzunehmen, blieb reineren und mächtigeren Händen vorbehalten, als den deutschen Mittelstaaten. Inmitten des salbungsvollen Geredes der freiheitsmörderischen Romantik zeichnete Georg Canning die erhabenen Grundzüge einfacher, echter Staatskunst, die nicht zu glänzen sucht durch Einmischung in armselige häusliche Händel anderer Länder, sondern den Quell ihrer Stärke zu Hause findet in der Eintracht zwischen Volk und Regierung, zwischen Parlament und Krone. Und in denselben Jahren, da die Revolution in Spanien und Italien gebändigt, der deutsche Volksgeist auf's neue geknebelt schien, erstand in den Freistaaten Südamerika's eine jugendliche, unanfechtbare demokratische Macht, legte die Befreiung

Griechenlands die Axt an die Wurzel des heiligen Bundes, und Canning rief sein triumphirendes „novus saeclorum nascitur ordo.“

Es war ein unmögliches Unterfangen und zugleich ein jammervoller Beweis für die Unnatur der Bundespolitik gewesen, daß ein geistreicher Mann versuchen konnte, in einem Diplomatencongresse eine Oppositionspartei zu bilden, welche sich lediglich stützte auf die persönliche Gesinnung abhängiger Gesandten. Der Entlassene zog nach Dresden, lebte dort in regem geselligem Verkehr mit geistreichen Menschen, erzog seine Kinder selbst und versenkte sich wieder in wissenschaftliche Arbeiten und in die Spielereien der Naturphilosophie: eine Somnambule trieb zu Zeiten ihr Wesen in seinem Hause. Durch lange Jahre hat er an einem unförmlichen Werke über Republik und Monarchie gearbeitet, das nie erschienen ist. Nachher siedelte er nach Coburg über, und an so manchem Nachmittag sah man dort den stattlichen alten Herrn hinüberwandern nach dem lieblichen Landsitze Friedrich Rückert's. Bei dem Freunde fand er, was sein Herz begehrte: edlen Freimuth, warme Vaterlandsliebe, geistvolle Deutung jener Fabelwelt des Morgenlandes, die seinen phantastischen Hang immerdar reizte, endlich frohe Erinnerungen an die Zeit des schwäbischen Verfassungskampfes, welche die Beiden als treue Genossen mitsammen durchlebt hatten.

Da erfreute ihn nach Jahren plötzlich ein Zeichen der Theilnahme aus der alten Heimath. Ein schwäbischer Wahlkreis wünschte ihn zum Abgeordneten zu wählen für den Landtag vom Jahre 1833. König Wilhelm, der alten Freundschaft eingedenk, bestätigte ihm auf seine Bitte das Staatsbürgerrecht, dessen Besitz dem „Ausländer“ nicht sicher war, und da überdies die Stadt Ehingen ihm ihr Ehrenbürgerrecht verlieh, so schien alles in Ordnung. Aber der offenherzige Mann legte seinen Wählern sein politisches Programm vor und verwarf darin allerdings, als ein Mann der rechten Mitte, wie er mit Stolz sich nannte, die Rotteck-Welcker'sche Schule mit ihren „überspannten, aus bloßen Verstandesbegriffen abgeleiteten Forderungen;“ noch weit entschiedener jedoch trat er dem „von einer verblendeten Aristokratie geleiteten Absolutismus“ entgegen. Als den Urheber der herrschenden Aufregung bezeichnete er den Bundestag, der „die Civilisation rückwärts treibe.“ Mit vollem Rechte, denn in den jüngsten Jahren war der Bundestag noch tiefer gesunken. Abermals kam über Deutschland eine Zeit wie jene der Karlsbader Beschlüsse. Das Wiener Cabinet begann sich von dem Schrecken zu erholen, dem es nach der Julirevo-

lution verfallen war; die polnische Erhebung neigte sich zum Ende, und bald erklang durch den Welttheil das höhnische: l'ordre règne à Varsovie. Jetzt fand man in Wien den Muth, sich gegen die Nachwirkungen der Juliwoche zu erheben. Sachsen und Kurhessen wurden von Wien aus vermahnt, ihre neu gegründeten Landtage in strenger Zucht zu halten; in Baden schritt der Bundestag ein und vernichtete das neue Preßgesetz; die verhaßte Freiburger Hochschule mußte durch die Absetzung Rotteck's und Welcker's ihres Glanzes entkleidet werden. Allen constitutionellen Staaten zugleich galt dann der berüchtigte Bundesbeschluß vom 28. Juli 1832, welcher die deutschen Landtage einer fortwährenden Aufsicht durch den Bund unterwarf, ihr Steuerbewilligungsrecht wie ihre Redefreiheit beschränkte. Ringsum in Europa fand der Ruf der Entrüstung, den die mißhandelte Nation erhob, lauten Widerhall. Im Parlamente fragte Henry Lytton Bulwer, „ob je eine solche Verletzung der heiligsten Versprechungen erhört worden?" Und dies „in dem Geburtslande der Freiheit, in dem Lande Luther's, wo die Freiheit des Gedankens immer das Losungswort gewesen ist, das das Volk zum Siege führte!" — Offenbar konnten constitutionelle Minister jenen Bundesbeschluß nicht ohne klare Pflichtverletzung annehmen. Seit die Opposition im Bundestage zersprengt war, befolgten sämmtliche constitutionelle Mittelstaaten jenes bequeme jesuitische Schaukelsystem, welches bald am Bunde eine Stütze gegen die Stände, bald am Landtage einen Anhalt gegen den Bund suchte. Gerade jetzt zitterte König Wilhelm's Regierung vor dem Augenblicke, wo sie der erbitterten Volksvertretung Rede stehen sollte wegen der jüngsten Bundesbeschlüsse. Mit jener Ansprache also schlug sich Wangenheim zur Opposition, und von Stund' an erklärte sich die Regierung gegen seine Wahl. Noch einmal sollte er den Unsegen des alten Verfassungskampfes erfahren. Wir entsinnen uns, wie dieser Streit endlich durch die übereilte Annahme eines königlichen Entwurfs beendigt wurde. In der so leichtfertig geschaffenen Verfassung fanden sich zwei Paragraphen mit widersprechenden Bestimmungen über die Frage, ob der Gewählte im Königreiche wohnen müsse. Grundes genug für die Regierung, um Wangenheim's Wahl als ungiltig anzufechten, und sie gewann endlich dafür eine schwache Mehrheit in der Kammer. Die heftigen Debatten waren ein Triumph für Wangenheim, sie offenbarten, daß dieser herrliche Stamm den Werth des gehaßten „Fremden" jetzt zu schätzen wußte. Nicht blos die Minister — darunter Wangenheim's weltklügerer Schüler

Schlayer — betheuerten scheinheilig ihr Bedauern über die Ungiltigkeit der Wahl. Alle Parteien wetteiferten in dem Lobe des wackeren Mannes, und sein alter Gegner Uhland sprach: „Giebt es nicht auch ein geistiges Heimathsrecht, das nicht ganz von der Scholle abhängt? Ist es nicht auch ein Wohnen im Lande, wenn man im Angedenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen wurde?“

Noch während dieser Handel schwebte, legte Wangenheim sein politisches Glaubensbekenntniß nieder in der umfänglichen Schrift: „die Wahl des Freiherrn von Wangenheim.“ Hier schildert er sein Leben mit Worten, welche lebhaft an sein eigenes Wort gemahnen: „die Naivität ist die Zwillingsschwester des Talents.“ Dann wagt er sich an die ernste Principienfrage, welche damals die gesammte Presse beschäftigte, an die Frage, ob jener den Landesverfassungen widersprechende Bundesbeschluß vom 28. Juli rechtsgiltig sei. Die tiefe Verlogenheit unseres Rechtszustandes offenbarte sich schrecklich in jenen Tagen. Die Regierungen von Würtemberg und anderen Mittelstaaten verkündeten jenen Bundesbeschluß mit dem Beisatze, damit sei keine Verletzung der Landesverfassung beabsichtigt; darauf erklärte der Bundestag seinerseits, mit jenem Beisatze sei keine Verletzung des Bundesbeschlusses beabsichtigt! So drehten sich die Regierungen im Kreise — und gleich ihnen die Publicisten. Wangenheim bewies zwar schlagend das Recht der Kammern, die Minister wegen der den Bundestagsgesandten ertheilten Instructionen zur Verantwortung zu ziehen, und damit „die Möglichkeit einer gesetzlichen Einwirkung der Landtage auf den Bundestag.“ Aber wenn er dann kurzweg behauptete, jeder Bundesbeschluß sei unverbindlich, der einer Landesverfassung widerspreche, so war dies klärlich eine petitio principii. Feste rechtliche Grundsätze über die Grenzen der Bundesgewalt hat weder er gefunden, noch Reyscher, Paul Pfizer, H. K. Hofmann oder irgend ein anderer der Vielen, welche mit ihm gegen die jüngsten Bundesbeschlüsse zu Felde zogen. Und in Wahrheit, diese Rechtssätze sind unfindbar, denn die Bundesgesetze bilden ein geistloses Gemisch bundesstaatlicher und staatenbündischer Rechtslehren und stehen mit sich selber wie mit den vorher und nachher erschienenen Landesverfassungen in einem schlechterdings unversöhnlichen Widerspruche. — Angehängt war dem Werke ein Versuch über die Unmöglichkeit moderner Freistaaten, wozu Altmeister Eschenmayer die Einleitung geschrieben. In der alten doctrinären Weise ward hier die monarchische Gewalt als der indifferentiirende Punkt inmitten der socialen

Gegensätze bezeichnet und den Freistaaten die wunderliche Fabel nachgesagt, daß in ihnen die Staatsmänner keinen besonderen Stand bilden könnten.

Wangenheim erlebte noch den nächsten Wendepunkt der deutschen Geschicke, den Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. und das schüchterne Einlenken Preußens in den Weg der Reformen. Die deutsche Revolution brach an, und der hochbejahrte, schon des Athems fast beraubte Mann bewahrte noch das alte Selbstgefühl, „fühlte sich berufen“ — so lauten seine Worte! — „den Weg zu zeigen, wie aus den Wirrnissen der Gegenwart herauszukommen sei.“ Es lohnt der Mühe nicht, die beiden weitschweifigen Schriften näher zu betrachten, welche diesen Weg weisen sollten: „Oesterreich, Preußen und das reine Deutschland“ und „das Dreikönigsbündniß und die Politik des Herrn v. Radowitz.“ Ein Jammer fürwahr, wie in dem Elend der Kleinstaaterei unsere Staatsmänner zuchtlos und ohne die Schule einer großen Erfahrung dahinleben, und darum ihre Grillen sich endlich zu fixen Ideen verhärten. Zusammengebrochen war der Bundestag, schmachvoller als je ein Staatsbau, und nach diesem Gottesgerichte der Geschichte wagte der alte Herr noch die Vortrefflichkeit der Bundesgesetze zu behaupten — wenn nur ein liberaler Geist sie ausbaue! Daß er selber und seine liberalen Freunde nicht an den Ränken des österreichischen Hofes, sondern an der unverbesserlichen Erbärmlichkeit der Bundesgesetze selbst scheiterten und nothwendig scheitern mußten — diese einfache Wahrheit hat er nie begreifen wollen. Der Führer der Opposition am Bunde war jetzt ein Legitimist des Bundesrechts geworden. Der Ausbau dieser vortrefflichen Bundesgesetze soll geschehen durch ein Parlament. Für dieses wird ein unfehlbares, alle Interessen versöhnendes Wahlgesetz entworfen — das bekannte Lieblingsthema aller Doctrinäre. Ueber dem Parlamente steht die executive Gewalt, die Trias, denn „das Leben selbst ist ja nicht zu begreifen wenn nicht als Product zweier unendlich und absolut entgegengesetzter Factoren, welche zu der Lebenseinheit die gleiche Beziehung haben und darum in ihr zusammengehen.“ Oesterreich übernimmt daher die Ministerien der Justiz und des Innern, Preußen den Krieg und das Auswärtige, Baiern an der Spitze des reinen Deutschlands die Finanzen und das Archiv- und Registraturwesen! Die Frankfurter Reichsverfassung ist schlechthin verwerflich, weil sie „das preußische und das rein-deutsche Volk beide um ihre Individualität betrügt.“ Und wilder noch als in

seiner Jugend erhob sich der leidenschaftliche Greis zu Wuthausbrüchen gegen Preußen, die alles überbieten, was die anerkannten Meister in diesem Gewerbe, die Görres, Klopp, Orges, je geleistet. Daß das reine Deutschland, gesondert von Preußen, nothwendig den Fremden unter die Füße geräth, hatte Wangenheim weder aus den russischen Verhandlungen König Wilhelm's gelernt, noch aus den jüngsten Thaten des bairischen Cabinets, das während der Revolution bei dem englischen Hofe feierlich protestirte gegen jede Schmälerung der Souveränität. Doch die Zeit war über ihn hinweggeschritten; nur die Historiker der Deutschen Zeitung entsannen sich noch der früheren Verdienste ihres Gegners und ehrten sich und ihn durch achtungsvolle Erwähnung seiner Schrift. Selbst die Augsburger Zeitung kehrte ihm den Rücken, sie fühlte, daß die Triaslehre mindestens eines moderneren Flitterputzes bedurfte. Der in alten Tagen trotz mancher Seltsamkeit unzweifelhaft zu den besten deutschen Publicisten zählte, sah, gleich seinem Genossen Lindner, seine letzten Werke völlig unbeachtet; sie waren lediglich dem Historiker wichtig durch zahlreiche Mittheilungen aus der geheimen Geschichte des deutschen Bundes. Auch im persönlichen Verkehre blieb Wangenheim der Alte, fieberisch lebendig, liebenswürdig, von schrankenloser Offenheit; sein Gespräch ein erstaunliches Durcheinander tollen Unsinns und geistreicher Gedanken. Am 19. Juli 1850 ist Wangenheim gestorben. Wer die Summe dieses Lebens zieht, wird jene herbe Klage nicht unterdrücken können, welche leider jedes Blatt der deutschen Bundesgeschichte uns entlockt: köstliche Kräfte fruchtlos vergeudet!

Derweil ich diese Zeilen schrieb, klang mir immerdar die Weise des alten Sängers durch den Sinn: „Leut' und Land, die meine Kinderjahre sah'n, sind mir so fremde jetzt als wär' es Lug und Wahn." Wir haben das deutsche Parlament und die Anfänge mindestens einer deutschen Staatskunst geschaut: die kleinlichen Windungen der alten Bundespolitik verstehen wir nicht mehr. Seit jener erste Versuch deutscher Staatskunst der Gewalt des Hauses Habsburg unterlag, hat sich die Bedeutung der Macht so tief in unser politisches Denken eingegraben, daß wir nur mit Lächeln eines Staatsmannes gedenken können, der große politische Ziele erstrebte, ohne über irgend eine Macht zu gebieten. Und doch ziemt es am wenigsten uns, die wir ehrlich zu Preußen halten, mit Mißachtung auf Wangenheim zu blicken. Er vermaß sich, eine Lebensaufgabe unseres Volkes zu lösen, welcher Preußen sich schwach versagte. Mit der Ohnmacht der Mittelstaaten begann er jenen

Kampf des deutschen Liberalismus wider Oesterreichs Herrschaft, welchen allein Preußen führen kann und führen soll und noch immer nicht begonnen hat. Die dauernde Wiederkehr solchen Irrthums ist unmöglich, seit die Angst vor den verbündeten nationalen und liberalen Ideen die kleinen Höfe der Reaction und dem Hause Habsburg in die Arme getrieben hat. Oesterreichs Stellung zu dem deutschen Liberalismus ist durch die Natur der Dinge vorgezeichnet. So lange der Neubau des deutschen Staates nicht vollendet ist, wird Wien für Deutschland immer der Herd der Reaction bleiben, mag dort ein Metternich oder ein Schmerling herrschen. Preußen aber wird dann erst gesunden, wenn es begriffen hat, daß jene Verschmelzung des nationalen und des liberalen Gedankens die köstlichste Frucht unserer jüngsten Entwicklung und — durch menschliche Macht nicht wieder aufzulösen ist. Jeder Versuch, Preußens und Deutschlands Macht zu stärken auf Kosten deutscher Freiheit, wird an dem richtigen Widerspruche der Nation jämmerlich Schiffbruch leiden. Und eine häufige Wiederkehr solcher Niederlagen könnte endlich — was der Himmel verhüte — selbst die jugendliche Lebenskraft des preußischen Staates gefährden. Nur in den Vorderreihen des Liberalismus kann Preußen heute seine Macht behaupten und vergrößern. —

Ludwig Uhland.

Ist es vortheilhaft den Genius bewirthen, — wie neidenswerth ist dann das Haus, das eines edlen Sängers Lied preisend gegrüßt hat! Noch leben Manche, denen Ludwig Uhland's Muse ein herzliches Wort in ihr Heimwesen gesendet, aber kein Haus in Deutschland hat sie so reich beschenkt wie das königliche Haus von Würtemberg. Als die schweren Hungerjahre kaum vorübergegangen, lag eine tiefe und gerechte Trauer auf dem schwäbischen Stamme um den Tod der Königin Katharina. Ihr Volk hatte von ihr das gute Wort gehört: „helfen ist der hohe Beruf der Frau in der menschlichen Gesellschaft“, und hatte sie von Hütte zu Hütte ziehen sehen in der harten Zeit, Arbeit bringend den feiernden Händen. Vor solcher menschlichen Größe beugte sich die Muse des bürgerlichen Sängers, die sich rühmte: „sie hat nicht Antheil an des Hofes Festen.“ Fast zaghaft, unwillig, auch nur den Schein der Schmeichelei auf sich zu nehmen, trat sie unter die Trauernden und legte auf den Sarg der Königin „den Kranz von Aehren“ mit einem der schönsten Gedichte deutscher Sprache:

Und hat sie nicht die Lebenden erhoben,
Die Todten, die nicht hören, darf sie loben.

Ein Menschenalter ging darüber hin, und im November 1862 eilten von nah und fern Leidtragende zu der Bahre des Sängers. Wer aber im Lande Würtemberg seine Empfindung nach dem Winke des Hofes zu stimmen wußte, hütete sich sorglich, dem Todten, der nicht hörte, ein letztes Zeichen menschlichen Mitgefühls zu erweisen.

Gern begönne ich diese Schilderung mit einem minder bitteren Worte — wäre nur diese häßliche Thatsache eine vereinzelte Erscheinung! Doch leider, wenn wir der zahlreichen nationalen Erinnerungsfeste der jüngsten Jahre gedenken: wie gehässig hob sich da die Gleichgiltigkeit, das schlecht verhehlte Mißtrauen der Höfe ab von der

warmen Theilnahme der Menge! Der politische Parteikampf wirkt bereits verwirrend und verfälschend auf jene Gefühle, die unser Volk als einen gemeinsamen Schatz hegen sollte, er läßt den Einen als fremde, unheimliche Gestalten jene Männer erscheinen, zu denen die große Mehrheit des Volkes mit herzlicher Liebe emporblickt. Nicht selten zwar haben solche Feste der Erinnerung den Ränken der Parteien, der eitlen Selbstbespiegelung als willkommener Vorwand gedient, und sehr verletzend tritt bei solchem Anlaß dem ernsten Beobachter eine traurige Schwäche unserer Gesittung entgegen: wir modernen Menschen sind allzu bereit, auf gegebenen Anstoß gleich einer Heerde alle das Gleiche zu thun, das Gleiche zu empfinden. Dennoch ist die Gesinnung, welche heute eine Rede, eine Schrift über Uhland nach der andern hervortreibt, in ihrem Grunde echt und tüchtig. Denn eben weil die Höfe mit anderen Augen als das Bürgerthum auf unsere Geschichte blicken, eben darum sollen wir laut bezeugen: nicht wir haben es vergessen, wie rein und schön der Dichter von unserem Hause, von deutschem Land und Volk, gesungen und wie wacker er für uns gefochten hat.

Wie viel heiterer und menschlicher war doch die Sitte des deutschen Hauses in den Tagen der Kindheit unseres Dichters, als vordem, da Schiller sich aufbäumte wider die Unfreiheit des schwäbischen Wesens! Ein Stillleben freilich war es, schlicht und schmucklos, das in der Enge des ehrenfesten wohlhäbigen Bürgerhauses zu Tübingen sich abspann: doch keinen gesunden Trieb des Kindes verkümmerte die verständige Zucht, und diesem Knaben am wenigsten wäre es ein Segen gewesen, hätte er ankämpfen müssen gegen erdrückenden Zwang. Denn wohl die erste Empfindung, die Jedem sich aufdrängt beim Rückschauen auf dies schöne Dasein, ist das Erstaunen, wie leidenschaftslos dieser reizbaren empfänglichen Künstlerseele das Leben verlief. Selbst jene tiefe männliche Liebe, die Uhland's ganzes Herz erfüllte, der er so oft im Liede Worte geliehen, die Liebe zu seiner Kunst, wie gehalten und ruhig tritt sie zu Tage! Jahrelang konnte er harren, schmerzlos harren, bis der Gott ihn rief, und seine Dichterkraft, die man erstorben wähnte, uns mit neuen edlen Gaben beschenkte. Noch ist es nicht unnütz, diese Thatsache laut zu betonen. Denn wenigstens den Nachwehen jener Zeit der falschen Geniesucht, die auch einen Uhland unter die prosaischen Menschen verwies, begegnen wir noch heute. Immer wieder hören wir die Unterscheidung von poetischen Naturen und poetischen Talenten, und allzu oft vergißt man die triviale Wahrheit, daß

schon der Name einer poetischen Natur die schöpferische Kraft bezeichnet. Wir Deutschen vornehmlich sind es uns schuldig, solche Vorurtheile einer schwächlichen Epoche entschlossen abzuschütteln. Wir müßten ja, wären sie begründet, das Ungeheuerliche thun und uns selber unseren polnischen Nachbarn, die Engländer den Iren als prosaische Naturen unterordnen! Die Erscheinung freilich ist auch unter deutschen und englischen Künstlern selten, daß zu großer Kraft und Wärme der Phantasie ein gehaltenes Gleichmaß der Stimmung, nüchterner Ernst und trockene Schroffheit des Auftretens sich gesellen. Diese Verbindung des Widerstrebenden in Uhland's Bilde hat oftmals auch Jene befremdet, welche bescheiden verstehen, daß in den feinsten Naturen die Charakterzüge sich am seltsamsten mischen.

Und doch verdankt der schwäbische Dichter seinem nüchternen altbürgerlichen Sinne einen guten Theil seines Ruhmes. Keine glücklichere Mitgift konnte der Sänger sich wünschen in jenen verworrenen Tagen der Romantik, die Uhland's Bildung bestimmten. Nach volksthümlichen Stoffen verlangte die junge Dichterschule, sie empfand, daß das Ideal der klassischen Dichtung unserem Volke ein Fremdes sei, und das Bild der Göttin mit den Rosenwangen heute nur das Herz weniger Hochgebildeter ergreifen könne. Sehr lebhaft fühlte auch Uhland den Gegensatz der antiken und der germanischen Gesittung. Ein Aufsatz aus seiner Jugend „über das Romantische“ sagt darüber: „Die Griechen, in einem schönen, genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, thatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten und nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen. Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen: aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem des Himmlischen.“ — Glückliche Tage, da eine hochbegeisterte Dichterjugend auszog nach dem Wunderlande der germanischen Vorwelt und aus den lange verschütteten Schachten der mittelalterlichen Gesittung ungeahnte Schätze zu Tage förderte! Während heute Politik, Volkswirthschaft, Wissenschaft im Vordergrunde unseres nationalen Wirkens stehen, gab damals die Dichtung dem gesammten geistigen Leben Anstoß

und Richtung. Das vielgerühmte Weltbürgerthum der Deutschen ward damals erst zur Wahrheit, seit uns das Verständniß aufging für das Gemüthsleben unserer eigenen Vorzeit, seit der historische Sinn unter den Deutschen reifte. Wir lernten den Volksgeist in seinem Werden belauschen, den Glauben, die Kunst, die Sitte verschollener Tage in ihrer Nothwendigkeit verstehen. Die religiöse Innigkeit der Romantik machte mit einem Schlage dem selbstgefälligen Rationalismus ein Ende, der so lange über „die Nacht des Mittelalters" vornehm gelächelt hatte. Die Hellenen der modernen Welt erbauten sich wieder an dem überschwänglichen Reichthume des Gemüths, der in den Bildwerken des Mittelalters so rührend hervorbricht aus der Gebundenheit unfertiger Formen. Das Auge der Menschen erschloß sich wieder für die feierliche Großheit der gothischen Kunst, die vordem nur von einer stillen Gemeinde hellblickender Verehrer verstanden ward. Lange hatte sich der politische Idealismus der Deutschen — wo er bestand — an den Bildern der Reformationszeit und des großen Friedrich begeistert; nur dann und wann war ein Lied von Arminius erklungen; jetzt umfaßte die Sehnsucht der Patrioten mit leidenschaftlicher Bewunderung die Heldengestalten der Stauferkaiser. Wir wurden wieder Herren im eigenen Hause und begriffen eben darum jetzt erst die innige Verwandtschaft der Völkerfamilie des Abendlandes. Eine neue Welt voll gemüthlicher Innigkeit und Sehnsucht, voll phantastischen Zaubers und malerischer Schönheit ging den Romantikern auf: „das Dunkelklare", gesteht Uhland, „ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, im Gemälde, in der Poesie, wie bei Novalis." Auch das landschaftliche Auge des Volkes ward ein anderes. So lange Menschen leben, wird der Streit nicht enden, ob die heitere Pracht eines ionischen Tempels herrlicher sei als das ahnungsvolle Dunkel eines gothischen Domes, der zürnende Achilleus erhabener als die lanerächende Chriemhild. Nur in Einem, in dem Verständniß der Seele der Landschaft, war die Romantik der klassischen Kunst ebenso gewiß überlegen, als ein schwellender duftiger Kranz deutscher Waldblumen tausendmal schöner ist denn jene straff gewundenen Lorbeerguirlanden, welche die Bildwerke der Alten schmücken. Herzlicher, sinniger denn je ward nun von den Dichtern besungen der feierliche Ernst der Waldeinsamkeit, da die Geister des Waldes über den schweigenden Blättern weben, und der wollüstige Zauber jener Sommernächte, da der berauschende Duft der Lindenblüthen dem Träumenden den Sinn verwirrt und das

Mondlicht auf den bemoosten Schalen klarer Brunnen spielt, und die erhabene Pracht des Hochgebirges, wo weltbauende Mächte in den gewaltigen Formen jäh abstürzender Felsen sich offenbaren. Niemals, sicherlich, auch nicht in den prosaischen ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts, waren unter den Germanen gänzlich ausgestorben jene träumerischen Gemüther, die vor solchen Scenen ursprünglicher Naturschönheit von den Schauern des Weltgeheimnisses sich durchzittern ließen; aber jetzt erst ward weithin im Volke die Freude lebendig an diesen „romantischen" Reizen der Natur. Kaum ein Städtchen heute in Deutschland, das nicht irgendwo einen lauschigen Platz dem Freunde der Natur wohlumfriedigt zu stillem Genusse böte; die romantische Dichtung hat an dieser weiten Verbreitung des Natursinnes im Volke ein reiches Verdienst.

Vergebliche Mühe, in wenigen Worten die vielseitigen Anregungen zu schildern, die von dieser geistvollen Dichterschule ausgingen. Sie begnügte sich nicht, unserem Volke für seine Vorzeit, seine wunderreiche Sagenwelt und die Schönheit seines Landes den Sinn zu eröffnen; bald schweifte sie hinweg zu den Schätzen der Kunst aller Zeiten und aller Völker. Das Volksthümliche in der Gesittung aller Nationen begann sie zu verstehen und zu übertragen. Ihr danken wir eine unermeßliche Erweiterung unseres Gesichtskreises. Unsere harte männliche Sprache erwies sich zum Staunen der Welt zugleich als die empfänglichste, schmiegsamste, spiegelte getreulich die Schönheit jeder fremden Dichtung wider, sie nahm in ihren Tempel gastlich die Götter aller Völker auf. Doch nach so weiten Entdeckungsfahrten war die romantische Schule unversehens zur gelehrten, dem Volke entfremdeten Dichtung geworden in einem anderen, ärgeren Sinne, als die klassische Poesie es je gewesen. Den weiblichen Naturen der Tieck und Schlegel war es eine Freude, sich zu versenken in die Träume einer untergegangenen Welt, und bald erschien ihnen nur das Fremdartige poetisch, und aus der Lust an den glücklich bewältigten künstlichen Formen der romanischen und orientalischen Dichter erwuchs unserer Dichtung, was der Sprache und dem Gemüthe der Germanen am meisten zuwider ist: das virtuose Spielen mit der Form. Mehr feine, empfängliche Kunstkenner als schöpferische Künstler, wandten sich die Häupter der Schule hinweg von der sprödesten und geistigsten Gattung der Poesie, dem Drama, das vor allem einen reichen Inhalt verlangt. Als hätte nie ein Lessing gelebt, wurden die Grenzen von Poesie und Prosa wiederum verwischt, und die

Ueberfülle der aus der Dichtung aller Völker aufgesammelten poetischen Bilder hinübergetragen in die neue Wissenschaft, die nicht mehr nach Beweisen, nur nach „Anschauungen" suchte, und in die neue Religion, die nicht mehr das Gemüth erbauen, nur den Schönheitssinn erfreuen wollte.

Vor solchen Verirrungen der Verfeinerung und Ueberbildung ist Uhland bewahrt worden durch seine köstliche schlichte Einfalt. Er war aufgewachsen in einer Umgebung, wie sie dem Reifen des Künstlersinnes nicht günstiger sein konnte, in einem schönen, reichen, sagenberühmten Lande, wo doch nirgends eine übermächtige Pracht der Natur den freien Sinn des Menschen erdrückt, und er ist immerdar ein Schwabe geblieben und hat der kindlichen Liebe zu seiner Heimath oftmals Worte geliehen, am rührendsten wohl in jenen Versen, die ein Thal seiner Heimath also anreden:

Und sink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leise deinen Grund
Und nimm mich auf und schließ' ihn wieder
Und grüne fröhlich und gesund.

Wer je südwärts geschaut hat von Hohentübingen, wo der Blick die ganze Kette der Alp vom Hohenzollern bis zum Hohenstaufen beherrscht, dem wird dies edle Landschaftsbild aus Uhland's schönsten Liedern immer wieder entgegentreten. Weil seine Dichtung also natürlich emporwuchs aus dem mütterlichen Boden des schwäbischen Landes und Volkes, so bewahrte sie sich jene derbe Naturwahrheit, die den meisten Kunstwerken der Romantik sehr fern liegt: auch wo sie zarte, sanfte Stimmungen ausspricht, wird sie nur selten verschwommen. Vor langen Jahren schon ging unter den Schwaben die Rede: jedes Wort, das der Uhland gesprochen, ist uns gerecht gewesen. Die Stammgenossen erhoben den Dichter auf den Schild, über die Schultern gewöhnlicher Menschen empor; wer ihn verkleinert, kränkt den gesammten Stamm. Eben diese volksthümliche Tüchtigkeit giebt seinem Wesen eine harmonische Ruhe, eine geschlossene Festigkeit, die nur wenigen Sängern der Romantik eignet. Nicht leicht konnten die Dichter einer Schule, die so ganz in der Sehnsucht nach längst entschwundenen Tagen lebte, jene olympische Ruhe, jene selige Heiterkeit der Seele erwerben, welche dem Klassiker Goethe das Recht gab, Tadlern und Lobrednern lächelnd zu sagen: „ich habe mich nicht selbst gemacht." Wahrhaft harmonische Charaktere sind unter den Heroen der Romantik fast

allein die Männer der Wissenschaft, so Savigny, die Grimms und der liebenswürdigste der Menschen, Sulpiz Boisserée; unter den Dichtern der Romantik stehen neben Uhland nur sehr wenige, deren Seele nicht getrübt ward durch einen unklaren, unfreien, friedlosen Zug. Auch er schaute mit der inbrünstigen Sehnsucht der Menschen des Mittelalters zu dem Ueberirdischen empor; so recht den Herzschlag des Dichters hören wir in dem frommen Gedichte „die verlorene Kirche“:

Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Aber suchte Friedrich Schlegel in jener Vorzeit den phantastischen Reiz des Alten und Fremden, einer unfreien Gesittung, so liebte Uhland das Mittelalter, weil er in ihm die ungebändigte Kraft eines ursprünglichen, farbenreichen Volkslebens und, vor allem, die Herrlichkeit des vaterländischen Wesens bewunderte. So wurde jener durch seine ästhetische Neigung dem freien Leben der Gegenwart entfremdet und, obwohl er am lautesten den Ruf nach volksthümlicher Dichtung erhoben, in eine undeutsche, katholische Richtung getrieben. Uhland aber ward der vornehmste Dichter jener jüngeren kräftigeren Richtung der Romantik, welche der ursprünglichen Absicht der Meister getreuer blieb als diese selber und in unserer Vorzeit nur das noch heute Lebendige, die deutsche Weise, bewunderte. Darum schöpfte er, gleich den Brüdern Grimm, aus der liebevollen Erforschung des deutschen Alterthums Muth und Kraft zum Kampfe der deutschen Gegenwart; darum verwarf er jeden Versuch, die Formen mittelalterlicher Gesittung in unseren Tagen wieder zu erwecken, und sprach herbe Worte wider die „erzwungene Begeisterung“, als es wieder lebendig ward um den alten Krahn in Köln und der schönste aller Dome aus Schutt und Trümmern zu neuer Pracht emporstieg. — Nicht unsere klassischen Dichter, deren Werke ihn nur theilweise tiefer berührten: die Dichtungen des Mittelalters, die Volkslieder vornehmlich sind seine Lehrer gewesen, und mit diesen Worten ist auch sein Platz in der Geschichte unserer Dichtung bezeichnet. Es ist wahr, schon Goethe's lyrische Muse hatte viele ihrer herrlichsten Klänge dem deutschen Volksliede abgelauscht. Aber für Goethe's geniale Vielseitigkeit war diese Anregung nur Eine unter vielen anderen, ja im Alter stellte er sich zornig dem romantischen Nachwuchs als einen „Plastiker“ gegenüber; Uhland dagegen hat das Eigenste seiner Kraft an den Gedichten des Mittelalters gebildet. Sie wirkten auf den Mann kaum minder mächtig als auf den Knaben an

jenem Tage, da er zuerst das Nibelungenlied vortragen hörte und, so sagt man, in tiefer Bewegung aus dem Zimmer eilte. An dem Liede von Walther und Hildegunde fand er als Student zuerst eine Poesie, die sein innerstes Wesen ergriff. „Das hat in mich eingeschlagen“, bekennt er. „Was die klassischen Dichtwerke trotz meines eifrigen Lesens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastunden, was ich an der neueren Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmucke vermißte, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach!“

So ward ihm das hohe Glück, inmitten einer überbildeten, nach den fremdesten und fernsten Reizen jagenden Kunst, einen festen Kreis edler Stoffe zu beherrschen, welche darum unfehlbar wirken mußten, weil ein ganzes Volk sie durch Jahrhunderte gehegt und gebildet hatte. Und noch schärfer sogar schied er sich ab von den älteren Romantikern durch seine Weise, die Form der Kunst zu handhaben. Sein feines Ohr empfand, daß eine Sprache voll Härten des musikalischen Wohlklangs der romanischen Rede nur bis zu einem gewissen Grade fähig sei. Auch er hat Sonette und Glossen gedichtet und die Assonanz statt des Reimes gewagt; aber ungleich maßvoller als die Tieck und Schlegel brauchte er diese fremden Formen, und nach uralter deutscher Weise war ihm in der Kunst der Inhalt das Bestimmende. Wäre ihm in seinem „Sängerstreite“ mit Rückert statt der guten Sache: „Falschheit kränket mehr denn Tod“, die schlechte Meinung: „eh'r falsch als todt“, zur Vertheidigung zugetheilt worden: er hätte sicherlich nicht jene kunstvollen, feinen Wendungen gefunden, wodurch sein Gegner sich zu decken wußte; ein Scherz vielmehr hätte ihm aus der Noth helfen müssen. Schon im Jahre 1812 lobte er sich die „ursprünglich deutsche Art,“ die Innigkeit der Empfindung, im Gegensatz zu der formen- und bilderreichen Dichtung des Südens. Der alte Spruch: „schlicht Wort und gut Gemüth ist das echte deutsche Lied“, war ihm fortan der Wahlspruch seiner Kunst. Die einfacheren Formen aber, die er dem Genius unserer Sprache gemäß fand, hat er mit vollendeter Kunst beherrscht, während Tieck mitten in der gesuchten Formkünstelei oftmals sogar die Correctheit vermissen läßt. Und gelang es der älteren Romantik, weil nur ein ästhetisches Wohlgefallen sie zu dem deutschen Alterthume führte, sehr selten die naive Weise des Mittelalters zu treffen, so wußte Uhland, weil er mit ganzer Seele in jene Vorzeit sich versenkte, seine Mären so glücklich in treuherzig alterthümlichem Tone

vorzutragen, daß wir heute kaum noch begreifen, wie solche Stoffe jemals anders dargestellt werden konnten. Sein natürliches, wissenschaftlich geschultes Sprachtalent hat unserer modernen Dichtung eine Fülle schöner alterthümlicher Wendungen und Wörter neu geschenkt, davon die junge Welt kaum weiß, daß sie uns einst verloren waren. Seinem strengen Formensinne war ein Greuel jenes phantastische Verzerren der Natur, jenes Spielen mit „duftenden Farben" und „tönenden Blumen," das die Romantik liebte. Feste, starke Umrisse gab er, wo es noth that, seinen Gestalten, also daß wir aus manchen seiner Gedichte den tüchtigen Zeichner erkennen, der in der Ausübung der bildenden Kunst sein Formgefühl schulte. Mit Recht hat man ihn darum einen Klassiker unter den Romantikern geheißen. Dieser ernste Künstlersinn offenbarte sich vornehmlich in Uhland's weiser Selbstbeschränkung, einer antiken Tugend, die uns Modernen nicht leicht fällt. Ein Künstler von Grund aus und ein denkender Künstler, wie jede Zeile seiner Gedichte zeigt, hat er vielleicht weniger als irgend einer unserer namhaften Dichter die Neigung zur Kritik und literarischen Fehde verspürt. Auf das Können, das ganze und rechte Können ging er aus; er am wenigsten wollte das Schlagwort der romantischen Dilettanten gelten lassen, daß man ein Dichter sein könne, ohne je einen Vers geschrieben zu haben. „Größeren Gedichts Entfaltungen" hatte er einst in jugendlicher Zuversicht seinen Lesern versprochen; doch als ihn die ersten Versuche belehrten, daß ihm die dramatische Kraft versagt sei, zog er sich zurück auf die Lyrik und das lyrische Epos. Er begnügte sich, auf diesem engen Gebiete Mustergiltiges zu leisten, derweil die Chorführer der Romantik nach allen höchsten Kränzen der Kunst zugleich die Hand ausstreckten, ja in Plänen ganz neuer Kunstformen sich verloren und, im Grenzenlosen schweifend, nur wenig in sich Vollendetes schufen.

Den letzten Grund aber dieses tiefgreifenden Unterschieds zwischen Uhland und der Schlegel-Tieck'schen Richtung verstehen wir erst, wenn wir erkennen: in Uhland lebte ein tief sittlicher, thatkräftiger Ernst, der die thatlose, ironische Weltanschauung der Romantik schlechthin verwarf. Solchem sittlichen Pathos hatte einst Schiller die Liebe des Volkes verdankt, obwohl er sehr selten volksthümliche Stoffe besang. Denn mit unfehlbarer Sicherheit empfindet das Volk — unter den Germanen mindestens — ob ein Künstler mit seinen Bildern blos geistreich spielt oder ob er sein Herzblut ausströmen läßt in seine

Gedichte, und noch hat niemand durch ein feines Spiel sich des Volkes Herz erobert. In der Form allerdings hat Schiller's hochpathetische Weise nicht das Mindeste gemein mit dem naiven einfachen Wesen der Uhland'schen Dichtung, das der Weise Bürger's und Goethe's weit näher steht. Schiller's Geist aber, sein sittlicher Ernst, seine kühne Richtung auf die Gegenwart und ihr öffentliches Leben, ward in Uhland und den Sängern der Freiheitskriege aufs neue lebendig. Darum ward Uhland durch seine romantischen Neigungen nicht gehindert, in der Wissenschaft ein nüchterner methodischer Forscher, im Leben ein Verfechter des modernen Staatsgedankens zu sein. Mit sicherem Takte wußte er Leben und Dichtung auseinanderzuhalten, und jeder mystischen Liebhaberei der romantischen Genossen stellte er seinen derben protestantischen Unglauben gegenüber. Wenn Justinus Kerner von dem „Geiste der Mitternacht" erzählte, dann lachte Uhland, dann war er selber „der Zechgesell, der keinem glaubt." Und wurde er ja einmal durch eine Erzählung von geheimnißvollen Naturwundern zum Liede begeistert, wie schön wußte er dann seinen Stoff aus dem trüben dumpfen Traumleben in eine freiere durchgeistigte Luft zu erheben! Als ihm berichtet ward von dem Mädchen, das im Mohnfelde schlief und, erwacht, mitten im lauten Leben weiter träumte, so ward ihm dies ein Anlaß, das Schlafwandeln des Dichters zu schildern, dem das Leben zum Bilde, das Wirkliche zum Traume wird:

O Mohn der Dichtung, wehe
Um's Haupt mir immerdar!

In unseren nüchternen Tagen vermag auch ein flacher Kopf die Schwächen der Romantik leicht zu durchschauen, und oft vergessen wir, wie tief wir in ihrer Schuld stehen. Jene geistig hoch erregten Tage durften sich, nach Immermann's wahrem Geständniß, einer Dichtigkeit des Daseins rühmen, die unserem schnell lebenden, unruhig nach außen wirkenden Geschlechte verloren ist. Noch war die Welt von Schönheit trunken, noch galt ein edles Gedicht als ein Ereigniß, das tausend Herzen froh bewegte, und auch die Häupter der romantischen Schule umstrahlt noch etwas von dem Glanze der glückseligen Zeit von Weimar, „wo der bekränzte Liebling der Kamönen der innern Welt geweihte Gluth ergoß." Aber eine Dichterschule kann durch eine Fülle neuer Gedanken und Anschauungen, die sie in das Volk warf, die Nation zum bleibenden Danke verpflichten und dennoch an echten Kunstwerken sehr arm sein. Stellte nun Einer die Frage: welche

Kunstwerke der romantischen Epoche sind nicht blos historisch wichtig durch die Anregung, die sie unserem Volksgeiste gaben, sondern in sich vollendet und unsterblich? — so würde ein ganz schonungsloses Urtheil doch nur die Antwort finden: einige meisterhafte Uebertragungen und Nachbildungen fremdländischer Dichtung und — die lyrischen Gedichte Uhland's und einiger ihm verwandter Sänger.

Als Chamisso in Paris im Jahre 1810 den dreiundzwanzigjährigen Uhland kennen lernte, schrieb er mit seiner liebenswürdigen Laune einem Freunde: „es giebt vortreffliche Gedichte, die jeder schreibt und keiner liest; doch hier ist einer, der macht Gedichte, die keiner schreibt und jeder liest.“ Und langsam, aber einmüthiger von Jahr zu Jahr, begann die Nation in das Lob einzustimmen, als fünf Jahre später die „Gedichte“ erschienen waren. Den Weg zum Herzen seines Volkes hat der Dichter zuerst gefunden durch jene Lieder, welche der Weise des alten Volksliedes so treu, so naiv nachgebildet waren, wie es vordem nur Goethe verstanden. Er hat zuerst in weiteren Kreisen das Verständniß wieder erweckt für diese volksthümlichen Klänge, und wenn Eichendorff und Wilhelm Müller selbständig, unabhängig von Uhland ihr lyrisches Talent bildeten, so danken sie doch ihm, daß das Volk ihren Liedern froh bewegt lauschte. Schien es doch, als wäre die unselige Kluft wieder überbrückt, die heute die Gebildeten und die Ungebildeten unseres Volkes scheidet, als tönte der Gesang, von namenlosen fahrenden Schülern erfunden, unmittelbar aus der Seele des Volkes heraus. Unwillkürlich fragte der Hörer, ob nicht am Schlusse des Sanges ein Vers hinweggefallen sei, das alte treuherzige:

Der uns dies neue Liedlein sang,
Gar schön hat er gesungen;
Er trinkt viel lieber den kuhlen Wein
Als Wasser aus dem Brunnen.

Der Gesang ist heute, wie zur Zeit der italienischen Renaissance die Redekunst, die geselligste der Künste. Das arme Volk liest wenig, am wenigsten Gedichte; fast allein durch den Gesang wird ihm das Thor geöffnet zu der Schatzkammer deutscher Poesie. An Kunstwerth stehen Uhland's erzählende Gedichte seinen Liedern ohne Zweifel gleich; aber die Bedeutung des Mannes für die Gesittung unseres Volkes beruht vornehmlich auf den Liedern. Sie haben dem Sänger den schönsten Nachruhm gebracht, der dem lyrischen Dichter beschieden ist. Sie leben in ihrer leichten sangbaren Form im Munde von Tausenden, die seinen

Namen nie gehört, sie klingen wider, wo immer Deutsche fröhlich in die Weite ziehen oder zum heiteren Gelage sich schaaren. Es war eine Stunde seliger Genugthuung, als er einmal auf der Wanderung in der Hardt in den Klostertrümmern von Limpurg unerkannt rastete, und seine eignen Lieder, von jugendlichen Stimmen gesungen, durch das Gewölbe schallten. Alle die hoffnungsvollen Anfänge freier, volksthümlicher Geselligkeit, welche heute das Nahen einer menschlicheren Gesittung verkünden, alle die fröhlichen Fahrten und Feste unserer Sänger und Turner und Schützen danken einen guten Theil ihres poetischen Reizes dem schwäbischen Sänger; kein Wunder, daß er selber sich an solcher Volksfreude nicht satt sehen konnte. Fast däucht uns ein Märchen, daß es einst eine Zeit gegeben, wo am Beiwachtfeuer deutscher Soldaten das Lied noch nicht erklang: „ich hatt' einen Kameraden," daß einst deutsche Handwerksburschen über den Rhein gezogen sind, die noch nicht sangen von den „drei Burschen."

Doch sehen wir näher zu, so finden wir auch in dem einfachsten dieser Lieder einen entscheidenden Zug — eine kunstvolle Steigerung, einen schlagenden Abschluß — der das Gedicht alsbald auf die Höhe der Kunstpoesie erhebt und mit so großer Innigkeit und Frische den durchgebildeten Verstand des Künstlers gepaart zeigt. Demselben Lehrer, dem deutschen Volksliede, hat Uhland auch die Kunst der gemüthlich bewegten Erzählung abgesehen. Er vermag es, einen kleinen anekdotenhaften Zug mit so viel schalkhafter Anmuth zu einer Ballade zu erweitern, wie vor ihm wieder nur Goethe. Sein Eigenstes und Schönstes schuf er in der erzählenden Dichtung dann, wenn er sich ein Herz faßte und die trotzige, reckenhafte Kraft der deutschen Heldenzeit derb und mit Laune darstellte, wie in den Rolandsliedern, wohl seinen besten Balladen. Und wie das Volkslied nicht in die Grenzen eines Landes gebannt bleibt, sondern der Sang von Liebes Lust und Leid, von Heldenzorn und Heldentod durch alle Völker wandert und in der Fremde sich umbildet, so hat auch Uhland sein deutsches Wesen nicht verleugnet, wenn er fremdländische Sagenstoffe besang. Sein Gesichtskreis umfaßte das gesammte Alterthum der christlich-germanischen Völker; nur sehr selten hat ihn ein Bild der antiken Gesittung zum Liede begeistert, und gänzlich fern lag seinem deutschen Gemüthe die Sagenwelt des Orientes, wie sehr sie auch den Meister der Form verlocken mochte. Sehr tief hatte er sich eingelebt in den Geist der südländischen Sänger des Mittelalters: durch das liebliche Gedicht „Ritter

Paris" weht ein Hauch schalkhafter Grazie, darum ihn jeder Troubadour beneiden könnte. Fast scheint es, wenn Uhland die Mären der liederfreudigen Provence nachdichtet, als singe hier wirklich ein alter Südfranzose, als erfülle sich die wehmüthige Verheißung des modernen provençalischen Dichters: o moun pais, bello Prouvenço, toun dous parla pou pas mouri. Und doch ist dies nur ein Schein: aus Uhland's südländischen Gedichten so gut wie aus seinen angelsächsischen und nordfranzösischen Balladen weht uns heimathliche Luft entgegen, er behandelt diese fremden Stoffe mit der gemüthlichen Innigkeit und in der tief bewegten Weise der Germanen, nicht mit der feierlichen Grandezza und dem rhetorischen Pathos südlicher Romanzen.

Nicht immer freilich ist ihm dies gelungen. Oft nahm er aus den romanischen Stoffen auch legendenhafte Wundergeschichten mit herüber, die den modernen Hörer kalt lassen, oder häßlich phantastische Züge: — so steht in dem schönen Cyclus „Sängerliebe" fremd und verletzend die Romanze von dem Castellan von Couci, dessen Herz von seiner Geliebten verspeist wird. Manchmal — was uns noch mehr abstößt — schleichen sich mit den fremden Bildern auch fremde Empfindungen in seine Seele. Vor dem Bilde des „Wallers" oder der trauernden Nonne, die entsagt und betet „bis ihre Augenlider im Tode fielen zu," steht der gesunde Sinn der modernen Deutschen befremdet still: was gilt sie uns, diese zugleich schwächliche und überschwängliche Empfindung der Vorzeit der Romanen? Ja sogar unter den Balladen, die auf deutschem Boden spielen, finden sich neben vielen ursprünglichen Schilderungen deutscher Kraft und deutscher Laune doch auch einige sentimentale Gedichte von sehnsüchtigen Mädchen und trauernden Königen, die uns kein festes Bild hinterlassen. Desgleichen, wenn wir an seinen Liedern das innige Naturgefühl und die tief bewegte Stimmung bewundern, so scheinen uns doch einzelne inhaltslos, wir wünschten, der Dichter hätte nicht blos sein bewegtes Herz, sondern sein reiches Herz gezeigt. Solche Mängel mochte Goethe im Auge haben, wenn er in Augenblicken übler Laune sehr hart und bitter von der Uhland'schen Dichtung sprach. Doch all' diesen Schwächen hat der Dichter selber die beste Vertheidigung geschrieben:

> Scheint euch dennoch Manches kleinlich,
> Nehmt's als Zeichen jener Zeit,
> Die so drückend und so peinlich
> Alles Leben eingeschneit.

Uns freilich, unserem derben historischen Realismus, wird es leicht zu erkennen, wann Uhland die harten barocken Züge unserer Vorzeit verwischt hat. Wir lächeln, wenn uns in Erzählungen aus dem Mittelalter, dieser treulosesten aller Zeiten, von deutscher Treue überschwänglich geredet wird, und seit die fortschreitende Cultur das Haar unserer Mädchen gebräunt hat, fällt uns die ausschließliche Begeisterung für blondes Haar und blaue Augen so schwer, wie die übermäßige Freude an den Rosen und Gelbveigelein. Aber frage sich Jeder, ob auch das Unsterbliche in Uhland's Gedichten geschaffen werden konnte von einem Dichter, der minder treuherzig für das biderbe Mittelalter schwärmte, der weniger unbefangen sich begeisterte für „Jugend, Frühling, Festpokal, Mädchen in der holden Blüthe?“ In unseren rauheren Tagen geht auch der Jugend diese naive Schwärmerei sehr rasch verloren, doch darum mangelt auch unseren neuen Lyrikern die Jugendfrische, die herzbewegende Innigkeit des alten Sängers. Und wie verschwindend gering ist doch die Zahl jener Gedichte, welche auch Uhland angekränkelt zeigen von der unklaren Gefühlsseligkeit seiner Zeit! Nur Heinrich Heine's Gehässigkeit konnte aus dem Liede: „Ade, du Schäfer mein“ den Grundton der Uhland'schen Dichtung heraushören. Neben dies eine Lied — beiläufig eines seiner allerfrühesten Jugendgedichte — stellen sich hundert andere voll mannhafter Kraft und unverwüstlicher Lebenslust.

Gern verstummt die Kritik vor diesen Gedichten; über ihnen liegt der Zauber einer völlig abgeschlossenen Bildung. Sie sind das getreue Spiegelbild der edelsten Empfindungen einer reichen Zeit, die wir mit all' ihren Verirrungen aus unserer Geschichte nicht missen können, nicht streichen wollen: die alte Burschenschaft vornehmlich lebt nur noch in den Liedern Uhland's und seiner Genossen. Ist auch jene Gesittung in unserem Volke längst einer anderen, härteren gewichen: todt ist sie darum nicht. In allen neueren Völkern sehen wir eine seltsame Erscheinung, welche dem modernen Menschen gar sehr erschwert, sich auf seine eigenen Füße zu stellen. Gedanken und Anschauungen, die das Volk längst überwunden, kehren in dem Leben des Einzelnen wieder als Momente seiner persönlichen Entwicklung. Längst vorüber sind unserer Nation die Tage der Romantik und des jungdeutschen Weltschmerzes: aber noch heute kommt kein geistreicher Deutscher zu seinen Jahren, der nicht einmal, wehmüthig wie ein Uhland'scher Bursch, dem scheidenden Freunde das Geleite gegeben und später mit Byronischem Uebermuthe

sich aufgelehnt hätte wider die Unnatur der „alternden Welt.“ Dem Manne ziemt, die Gedanken seiner Jugend zu überwinden, nicht, wie man heute liebt, sie zu schelten; denn ihnen dankt er, daß er ein Mann geworden. Wir wären die Deutschen nicht mehr, die wir sind, wenn je an der lauten Tafelrunde unserer Burschen die stürmische Weise nicht mehr erklänge: „wir sind nicht mehr beim ersten Glas.“ Und mir graut, wenn ich mir vorstelle, es könnte je die Zeit kommen, da der deutsche Jüngling zu verständig wäre, um in der heißen Sehnsucht herzlicher Liebe zu singen:

Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Was die klugen Leute die unbestimmte nebelhafte Weise von Uhland's Lyrik nennen, ist oftmals nichts anderes als das Wesen aller lyrischen Dichtung selber: jene hocherregte Stimmung, die den Leser geheimnißvoll ergreift und ihm einen Ausblick gewährt in das Unendliche. Oder wäre es nöthig, auch nur ein Wort zu verlieren gegen jene Barbarei, die Uhland darum getadelt hat, daß seine Lieder sich der Musik so willig fügen? In dem Gedichte „Traum,“ das man auch oft allzu weichlich gescholten hat, liegt doch nichts anderes als der überaus glückliche Ausdruck einer Stimmung, die unserem Volke von Anbeginn im Blute liegt. Die Klage um die Vergänglichkeit irdischer Lust wird von unserer gesammten Dichtung, dem Volksliede insbesondere, in tausend Formen wiederholt und ist selten rührender ausgesprochen worden als in dieser Vision von der Abfahrt der „Wonnen und Freuden:“

Sie fuhren mit frischen Winden,
Fern, ferne sah ich schwinden
Der Erde Lust und Heil.

Und wieder, wie köstlich heben sich ab von diesen weichen Tönen der Sehnsucht die Klänge neckischer Lebenslust! Nicht nur die Weise des derben Spottes weiß der Dichter anzuschlagen, auch das harmlose, sozusagen gegenstandslose Spielen der Laune hat er den „Lügenliedern“ unseres Volkes abgelauscht, und aus manchem seiner Gesänge klingt uns die alte lustige Weise entgegen: „ich will anheben und will nicht lügen: ich sah drei gebratene Tauben fliegen.“ —

„Niemand taugt ohne Freude!“ Wie sollte Uhland nicht zu dem guten Worte sich bekennen! Kein Geringerer hat es ja gesprochen als Walther von der Vogelweide, den er als seinen liebsten Lehrer verehrte.

Daß Uhland mit anderem, modernerem Sinn als die Tieck und Schlegel auf das geliebte Mittelalter zurücksah, das erkennen wir am leichtesten an dieser Vorliebe für Walther, den vielleicht freiesten Geist des deutschen Mittelalters, der mit seiner hellen bewußten Empfindung uns Neueren näher steht als irgend einer seiner Zeitgenossen. Und mannichfach, offenbar, war die Verwandtschaft der Beiden. Ein Meister der Form in der Dichtkunst, aber „mehr gestaltend als bilderreich," hat Walther gleich seinem späteren Schüler seine Herrschaft über die Form nie mißbraucht zu leerem Spiele mit dem Wohllaut der Sprache. Die Form ward ihm geschaffen durch den Inhalt, seine prächtigen, volltönenden Weisen versparte er, bis es galt Könige zu preisen oder die auserwählten schönsten der Frauen. Uhland, der so warm und traulich die behagliche Enge des häuslichen Lebens besang, spottete doch bitterlich des Dichters, der in einer Welt des Kampfes nur „sein groß, zerrissen Herz" zu betrachten wußte. Auch hierin war ihm der alte Sänger ein Lehrer gewesen: — der politische Dichter, der „in seinem besonderen Leben das öffentliche spiegelte" und aus voller Kehle seines Landes Ruhm sang: „deutsche Mann sind wohlerzogen, gleich den Engeln sind die Weib gethan." Sehr ungleich freilich waren den Beiden die Gaben des Glücks zugetheilt, und wir freuen uns der freieren Gesittung der Gegenwart, wenn wir den stolzen, seßhaften, mit seinem Könige kämpfenden Bürger unserer Tage mit dem fahrenden Ritter vergleichen, der Herberg und Gaben heischend von Burg zu Burg zieht und, als ihm endlich eines Fürsten Gnade eine kleine Hofstatt geschenkt, jubelnd in die Weite ruft: „ich hab' ein Lehen, all' die Welt, ich hab' ein Lehen." Auch darin waren die Beiden verschieden geartet, daß Walther's höchste Kraft in dem Spruche, dem Sinngedichte, sich bewährte. Dem modernen Dichter dagegen ist zwar auch manches glückliche Sinngedicht gelungen, so jenes liebliche „Verspätete Hochzeitslied," das wirklich aus der Noth eine Tugend zu machen weiß und die Säumniß des Sängers also entschuldigt:

Des schönsten Glückes Schimmer
Umschwebt euch eben dann,
Wenn man euch jetzt und immer
Ein Brautlied singen kann;

doch niemand wird in Uhland's Sinngedichten, denen oftmals die rechte lakonische Kraft fehlt, das Eigenste seines Talentes suchen.

Es war ein Liederfrühling kurz und reich. Ein edles Bild der

Jugend war Uhland's Dichtung gewesen, und als mit den Jahren diese jugendlichen Gefühle ihm seltener das Herz schwellten, hörte er auf zu singen. Nach seinem dreißigsten Jahre sind nur wenige seiner Gedichte entstanden. Darunter allerdings einige seiner schönsten Romanzen, und auch die rührenden Naturlaute zarter inniger Empfindung entflossen noch dann und wann dem Munde des gereiften Mannes, so damals, da ihm in einem Sommer beide Eltern starben und er beim Anblick eines fallenden Blattes die wie im Winde verwehende Klage schrieb:

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Es ist müßig ihn darum zu preisen, daß seine Formgewandtheit ihn nicht verführt hat zu Schöpfungen, die das Gepräge der Nothwendigkeit nicht mehr getragen hätten. Wir müssen sagen, er konnte nicht anders als schweigen, wenn der Gott ihn nicht rief. Schon der junge Mann gesteht: „zu jeder ästhetischen, wenn auch nicht productiven, Arbeit ist eine Stimmung erforderlich, welche die launische Stunde nach Willkür giebt oder versagt." Einmal erregt, pflegte seine dichterische Kraft lange anzuhalten, es war, als ob ein Lied das andere weckte. Sein Wesen läßt sich nur mit dem französischen entier bezeichnen. Jeder Gedanke, jede Beschäftigung nahm ihn ganz und auf die Dauer dahin, selbst die politischen Arbeiten raubten ihm, einmal begonnen, die Lust zu anderem Thun. Doch wenn seine Dichtung allmählich verstummte, um so lauter erhob der Chor seiner Nachfolger die Stimme, und da ein literar-historisches Zeitalter jeden Künstler säuberlich in einer Schublade unterbringen muß, so mußte auch er, der dem Unwesen der literarischen Kameradschaft immer gram war, als das Haupt der „schwäbischen Dichterschule" gelten und — manche Sünden seiner Nachfahren entgelten. Wohl waren diese Sänger alle getränkt von dem warmen Naturgefühle ihrer Heimath, und mit gerechtem Stolze konnte Justinus Kerner rufen:

Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur,
Da ist Schwabens Dichterschule, und ihr Meister heißt Natur.

Wie sie einst mit gesundem schwäbischen Sinne gegenüber der Phantasterei der Schlegel'schen Richtung ihre protestantische Nüchternheit bewahrt, so haben sie später die reinen Formen der lyrischen Dichtung gerettet, da der Feuilletonstil des jungen Deutschlands alle Kunstformen

zu verwischen drohte; sie haben deutsches Wesen und züchtige Sitte getreu behauptet, während der weltbürgerliche Radicalismus und die französischen Emancipationslehren über uns hereinbrachen. Aber mit der unermüdlichen Fertigkeit der Meistersänger wurde jetzt der so leicht nachzuahmende, so schwer zu erreichende Balladenstil Uhland's nachgebildet. Die poetische Stimmung, jenes „Dunkelklare," geht manchen gereimten Geschichtserzählungen der Schüler verloren. Die geringe Empfänglichkeit für die Schönheit der Antike war Uhland's natürlicher plastischer Kraft ungefährlich gewesen, bei den Nachfolgern bestraft sie sich durch die unklare verschwommene Zeichnung. Schon dem Meister war das hinreißende Pathos großer Leidenschaft versagt, ihm fehlte der Trieb, das Geheimniß der Weltenleitung in schweren Seelenkämpfen zu ergründen; bei vielen der Späteren erscheinen diese Schwächen geradezu als platte Gemüthlichkeit und Gedankenarmuth, wofür Frische und Natürlichkeit der Darstellung keinen Ersatz gewähren. Wie überhaupt die Kunst mit Halbwahrheiten virtuos zu spielen den boshaften Satiren Heinrich Heine's ihren gefährlichen Reiz verleiht, so ist auch eine halbe Wahrheit sicherlich enthalten in jener Schmähschrift, welche den Spott des Uebermüthigen über die Geistesarmuth der schwäbischen Schule ergoß. Als endlich in Schwaben jeder Fels, wo ein Ritter den andern erschlug, seinen Sänger gefunden hatte, und die Düsseldorfer Maler unsere Gallerien immer wieder mit sehnsüchtigen blonden Mädchen und trauernden letzten Rittern ihres Stammes bevölkerten, da entstand — wesentlich gefördert durch die Ueberproduction der schwäbischen Schule — in unseren tüchtigsten Männern der weit verbreitete, beklagenswerthe Widerwille gegen alle lyrische Dichtung. Bei solchem Sinne der Männer ist Uhland heute allerdings vornehmlich ein Liebling unserer Jugend, während Béranger, der oft mit ihm Verglichene, auch dem älteren Geschlechte unter seinen Landsleuten noch jetzt aus der Seele redet. Aber, ein leichtsinniges Pariser Kind, huldigt dieser gleich willig den edlen und den unwürdigen Leidenschaften seines Volkes: des deutschen Dichters lauterer Sinn hat nur der reinen Begeisterung der Jugend Worte geliehen.

„Augen wie ein Kind hat der Alte" hören wir oft die Jüngeren erstaunt sagen, wenn sie die verwitterten Züge eines Soldaten der Freiheitskriege erblicken. In der That, eine seltene Frische und jugendliche Reinheit der Empfindung, die so nicht wiedergekehrt ist, bildet den entscheidenden Charakterzug jenes Geschlechtes, und sie ist auch der

schönste Reiz von Uhland's Dramen. Fremd und liebenswürdig klingt unserem kurz angebundenen Wesen der zärtliche Erguß der Freundschaft Ernst's von Schwaben an der Leiche seines Werner:

Die Lüfte wehen noch, die Sonne scheint,
Die Ströme rauschen und der Werner stirbt! —

oder die edle Resignation Friedrich's von Oesterreich, der sich freut:

Daß ich noch Kronen von mir stoßen, noch
Den Kerker kann erwählen statt des Throns.

An ähnlichen Zügen hoher lyrischer Schönheit sind die beiden Dramen reich. Sogar die Landschaft spielt mit, nach der Weise der lyrischen Dichtung; sie spiegelt wieder oder hebt durch den Contrast die Leidenschaften der dramatischen Helden. Nicht minder kommt des Dichters episches Talent zur Entfaltung in den zahlreich eingestreuten Erzählungen — kleinen Romanzen, die überall eine große Anmuth und Sicherheit der Zeichnung verrathen; ja die gesammte Weltanschauung des Dichters ist episch; seinen Kaiser schildert er nach homerischer Weise und mit den Worten des mittelalterlichen Erzählers:

Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Das eigentlich dramatische Talent dagegen hat sich Uhland in edler Bescheidenheit selbst abgesprochen. Nimmermehr wird es blinden Bewunderern gelingen, diesem Bekenntnisse des Dichters sein Gewicht zu nehmen. Uhland deshalb zu den ersten Dramatikern der Deutschen zählen, weil seine Dramen „nationale" Stoffe behandeln, das heißt prosaisch am Stoffe kleben und das Wesen aller Kunst verkennen. Wie im Wettstreit der Rede der ärmere Geist, der die Hörer durch rednerischen Schwung bezaubert, unfehlbar und mit vollem Rechte den helleren Kopf besiegt, welchem die hinreißende Gewalt der Rede fehlt: ebenso und mit gleichem Rechte triumphirt auf den Brettern der bühnenkundige dramatische Handwerker über den echten Dichter, der die Kunst der dramatischen Aufregung nicht versteht. So recht das Gegentheil jenes durchgreifenden, revolutionären Eifers, der den dramatischen Helden macht, ist die zähe Kraft des treuen Beharrens, welche das Pathos der Helden Uhland's bildet. Und wieder so recht das Gegentheil jener ganz bestimmten endlichen Zwecke, welche der dramatische Held verfolgen soll, ist jene gegenstandslose sittliche Begeisterung, die einen guten Plan verwirft, weil nichts darin zu finden sei, „nichts, was begeistern könnt' ein edles Herz." Nur selten zeigt Uhland's Dialog das dramatische Platzen der Geister auf einander: mit vorge-

faßten Entschlüssen treten zumeist seine Menschen auf die Bühne, erzählen, sprechen ihre Empfindungen aus, und die Scene schließt oft ohne jedes dramatische Ergebniß. Auch widerstrebt es dem warmen Herzen des Dichters, das Böse mit dem unbefangenen Behagen des Dramatikers zu schildern. Die politischen Pläne, die er seinen Helden in die Seele legt, erscheinen als Beiwerk, nicht als ein Pathos, das den ganzen Menschen erfüllt. Auf der Bühne tritt den modernen Hörern das fremdartige Wesen der Culturformen und der Empfindungen des Mittelalters sehr auffällig entgegen, um so auffälliger, da der Dichter manche Scenen — den Kirchenbann, den Ritterschlag — sichtlich nur deshalb mit Vorliebe behandelt hat, weil der romantische Reiz des fremden Costüms ihn lockte, nicht weil sie dramatisch nothwendig waren.

Dergestalt sind diese Dramen rasch von der Bühne verschwunden. Dem Leser wird ihre lyrische Schönheit immer theuer bleiben, und eben darum wird er mit reinerer Freude vor dem älteren der beiden Werke verweilen. Willig vergißt er den verfehlten Bau des „Ernst von Schwaben,“ dessen Handlung mit dem Höhepunkte beginnt, denn gar zu liebenswürdig tritt uns aus dem Bilde der beiden treuen Freunde das warme reine Herz des Dichters entgegen. Das Schauspiel „Ludwig der Baier“ ist, obwohl es Schritt für Schritt den Berichten der alten Chronisten folgt, doch weit kunstgerechter gebaut als das Erstlingsdrama, und ohne Zweifel hat keiner der späteren Bearbeiter dieser undramatischen Fabel den schwäbischen Dichter erreicht. Aber der spröde Stoff gewährte hier Uhland's lyrischem Talente weniger Spielraum. Am reichsten entfaltet sich diese Begabung in dem Fragmente „Konradin.“ Keine andere Fabel unserer Geschichte kam allen Idealen dieses Dichters und dieser Zeit so willig entgegen. Noch ein anderes schönes Bruchstück hat er uns hinterlassen, das kleine Epos „Fortunat.“ Es ist lehrreich zu beobachten, wie auch ein so schlichter, aller Paradoxie abgeneigter Dichtergeist durch den Reiz des Contrastes zum Gesange begeistert werden kann. Diese übermüthigen, muthwilligen Verse entstanden dem ernsten, strengen Manne in Tagen schwerer Sorge um Haus und Staat. Aber seltsam, wie er, der in seinen kleinen Gedichten uns durch die gedrungene Kürze der Darstellung in Erstaunen setzt, bei größeren Entwürfen in's Weite zu gehen liebte. Schon der zweite Gesang des Fortunat ist eine Abschweifung nach Ariostischer Weise, und eben deshalb mag auch die Vollendung des anmuthigen Gedichts unterblieben sein.

Der Dichtung Uhland's schaut Keiner auf den Grund, der nicht Kunde hat von seinem wissenschaftlichen Wirken. Er selber sagte scharf: „wer sich nicht mit meinen Studien befaßt hat, kann auch nicht über mich schreiben.“ Die lebensvolle poetische Schilderung unserer Vorwelt erwuchs ihm aus gründlicher gelehrter Kenntniß. Wohl durfte er von seinen alten Büchern rühmen: „Durch ihre Zeilen windet ein grüner Pfad sich weit.“ Dank den Romantikern: nicht mehr eine ermüdende Masse gleichgiltiger Namen brachten die Gelehrten heim aus der Erforschung unserer Vorzeit. Die Seele unseres Volkes in der Vorwelt erschloß sich den Nachlebenden, und Uhland hat ein Großes mitgeschafft an diesem Werke deutscher Wissenschaft. Ein gutes Wort aus seinen letzten Jahren bezeichnet schlagend, wie er Sinn und Ziel seines wissenschaftlichen Schaffens verstand. „Eine Arbeit dieser stillen Art, schreibt er einem Freunde, setzt sich freilich dem Vorwurf aus, daß sie in der jetzigen Lage des Vaterlandes nicht an der Zeit sei. Ich betrachte sie aber nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit; eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutschen Volkslebens, an dessen Gesundheit man irre werden muß, wenn man einzig die Erscheinungen des Tages vor Augen hat, und dessen edlern, reinern Geist geschichtlich darzustellen um so weniger unnütz sein mag, je trüber und verworrener die Gegenwart sich anläßt.“ Der Gedanke einer Geschichte der deutschen Dichtung im Zeitalter der Staufer, einer schwäbischen Sagenkunde beschäftigte ihn lange, und wenn von diesen weitaussehenden Plänen nur Einiges — dies Wenige allerdings meisterhaft — ausgeführt ward, so errathen wir leicht, daß für den Lyriker der Reiz des Schaffens im Anlegen und Erfinden liegt. Streng methodisch wie nur sein Freund Immanuel Bekker betrieb er diese germanistischen Studien, aber auch den Dichter erkennen wir wieder in dem Verfasser des schönen Buches Walther von der Vogelweide, woraus oben einige bezeichnende Urtheile mitgetheilt wurden. Seine einfach edle Prosa ist nicht weniger künstlerisch als der Wohllaut seiner Verse. Wie dem Künstler ziemt, suchte er hier aus der Person des Dichters die Dichtung zu erklären und brachte also in die Literaturgeschichte des deutschen Mittelalters einen neuen nothwendigen Gesichtspunkt. Nur die geschichtliche Bedeutung und den ästhetischen Werth der Gedichte unserer Vorzeit hatte man bisher gewürdigt, noch nicht sie betrachtet als Offenbarungen reicher dichterischer Persönlichkeiten.

Nicht minder den Dichter erkennen wir, wenn er in der für die germanische Mythologie Epoche machenden Abhandlung über den Mythus vom Thor nicht nur den allegorischen Sinn der alten Naturmythen enträthselt, sondern auch den Heidengott uns menschlich nahe führt und in dem Bändiger aller tobenden Elemente uns den demokratischen Gott zeigt, den gewaltigen Arbeitsmann, den geliebten Freund des Volkes, den der Bauer neckend am rothen Barte zupft. Froh und heimisch fühlt sich der rüstige Mann unter dem starken Volke, das „im Donnerhalle die Nähe seines Freundes erkennt.“ Und fröhlich zog er auf weite Wanderfahrten, um aus Fels und See, aus dem Geiste des Ortes selber die Gestalten unserer Sagen greifbar und lebendig hervorsteigen zu sehen. An der Hand der Natur führten dann seine Beiträge zur schwäbischen Sagenkunde den Leser in die fremde Welt halbverschollener Ueberlieferungen ein. Wir steigen mit ihm auf die Trümmer des alten Schlosses Bodman am Bodensee, wir hören den Schall entfernter Glocken leise über den rauschenden See her klingen und wir verstehen, wie einst hier in karolingischer Zeit den schlafenden Hirten Pipin das wonnevolle Geläute zum fernen Kloster lockte. Wir sehen den Nebel über den Wassern sich ballen, der den Schiffer beirrt und die Reben mit kaltem Reife schädigt, und wir begreifen, wie die Launen des Nebelmännleins seltsam hineinspielen in das Geschick des alten Geschlechtes der Bodman. Uhland's erstes gelehrtes Werk war eine Abhandlung über das altfranzösische Epos gewesen, und das feine Verständniß der Volksdichtung, das die Kenner in diesem Aufsatze erfreut, bewährte sich auch in den jahrelangen Forschungen für sein letztes größeres gelehrtes Werk über das deutsche Volkslied. Der Tod hat den bedachtsamen Arbeiter in diesem Unternehmen unterbrochen. Vollendet ist nur der Vorläufer der verheißenen Abhandlung, die köstliche Sammlung deutscher Volkslieder, die in jedem guten deutschen Hause eine Stätte finden sollte, denn sie ist, was der Sammler wollte, „weder eine moralische noch eine ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens.“ Wie „des Knaben Wunderhorn,“ dem Uhland's Jugend so Großes verdankte, verräth auch diese Sammlung, daß schönheitskundige Dichterhände die Auswahl geleitet; aber an der Vergleichung beider Werke ermessen wir zugleich den ungeheuren Fortschritt der germanistischen Wissenschaft von dilettantischer Unfertigkeit zu kritischer Strenge. Schwerlich ist es ein Zufall, daß der Sammler den be-

deutenden wirksamen Platz am Schlusse seines Buches den Liedern des streitbaren Protestantismus angewiesen hat. Des Kranzes letzte Blätter sind „Eine feste Burg ist unser Gott“ und jenes herrliche Lied eines sächsischen Mädchens aus den Tagen des schmalkaldischen Krieges:

Stets soll mein Angesicht sauer sehn,
Bis die Spanier untergehn —

der kräftige Ausdruck einer großen politischen Leidenschaft, die seitdem die Seele der mitteldeutschen Stämme leider nie wieder so gewaltig erschüttert hat.

In mannichfachen Formen (schon Vielen ist dies aufgefallen) kehrt in Uhland's Gedichten ein Idealbild wieder — der streitbare Sänger: mag der Dichter den Normannen singend und die schweren Schwerter schleudernd vor dem Eroberer reiten lassen, mag er Aeschylos und Dante preisen, weil sie für Freiheit und Vaterland gesungen und gestritten, oder Körner's Schatten heraufbeschwören zu zorniger Mahnung an die Ueberlebenden. In friedlichem, aber nicht minder ernstem und aufregendem Kampfe hat er selber sich zu diesen Sängern und Helden gesellt. Die Zeit ist hoffentlich nahe, da wir Deutschen aufhören werden, etwas Auffälliges zu sehen in dieser Verkettung bürgerlichen und künstlerischen Ruhmes. Wie wir neuerdings in Italien der ruhmvollen Erscheinung begegnen, daß unter den namhaften Denkern und Künstlern kaum einer sich findet, der nicht sein Herzblut hingäbe für das freie und einige Italien: so beginnt unter den Deutschen eine ähnliche Wandlung sich zu vollziehen. Das Herz der Nation kehrt sich ab von jenen Künstlern, die neben dem großen politischen Kampfe der Gegenwart kalt zur Seite stehen. Seltener, schüchterner immer tönt das vordem in diesen Kreisen oft gehörte Wort, dem Künstler zieme nicht sich zu kümmern um die Abstractionen der politischen Debatte, „weil er sich kein Bild davon machen könne.“ Der politische Kampf der deutschen Gegenwart ist nicht ein Streit um diese oder jene Staatseinrichtung, wie eine Doctrin, ein Klasseninteresse sie fordert. Es gilt, der Nation das Unterpfand jedes schönen Erfolges, das stolze Selbstgefühl zu retten. Was irgend krankt in unserem Volksleben, in Kunst und Wirthschaft, Glauben und Wissen, nicht eher wird es völlig gesunden, als bis die Deutschen ihren Staat gegründet. Das Geschlecht von Dichtern aber, dem die Kleist, Arndt, Uhland angehören, war das erste in Deutschland, welches diese unmittelbare sittliche Bedeutung der

Staatsfragen begriff und solche Erkenntniß in Thaten bewährte. Als König Ludwig von Baiern um das Jahr 1841, in der unheilvollsten Zeit seiner Regierung, mit dem Plane umging, einen deutschen Dichterverein zu gründen, und den schwäbischen Dichter zum Beitritt auffordern ließ, da erklärte Uhland dem Minister v. Schenk in einem tapferen Briefe, was er denke über die Pflicht des Dichters gegen das Vaterland. „Bei Deutschlands politischer Zersplitterung," heißt es da, „kann auch der bestgemeinte Vorschlag zur idealen Einigung eher verletzen als ermuthigen; immer nur der Stein statt des Brotes! — Wenn die deutsche Dichtkunst wahrhaft national erstarken soll, so können ihre Vertreter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränkt sein; jede Frage der Gegenwart, wenn sie das Herz bewegt, muß einer würdigen Behandlung offen stehen."

Sehr laut, fast überschwänglich ist neuerdings Uhland's politisches Wirken gepriesen worden. Der Kaltsinn gegen die Kunst, diese Krankheit der Gegenwart, offenbarte sich auch darin, daß in vielen Nekrologen der Dichter wie ein patriotischer Landtagsabgeordneter erschien, der nebenbei auch Verse geschrieben. Wohl ist es nicht leicht, diesen verschlossenen Charakter zu durchschauen, der selten in Gesprächen oder Briefen die Beweggründe seines Handelns angab. Nur diese Behauptung dürfen wir zuversichtlich aufrecht halten: Uhland's dichterisches und gelehrtes Schaffen war nicht blos fruchtbarer als seine politische Wirksamkeit, es wurzelte auch ungleich tiefer in seinem Gemüthe. Uhland war weit weniger als Kleist oder Arndt eine politische Natur; das Unglück des Vaterlandes erfüllte den ruhigen Mann nicht mit jener heißen Leidenschaft, die jeden andern Gedanken übertäubt; gleich den ausschließlich ästhetischen Geistern des älteren Dichtergeschlechts war ihm noch möglich, während der krampfhaften Aufregung des Freiheitskrieges sich die selige Ruhe künstlerischen Wirkens zu bewahren. Nicht in die Wiege gebunden war ihm die Lust am Streite, wie einem Lessing, aber ihn erfüllte das unabweisliche Verlangen, rein und unsträflich vor seinen Augen dazustehen. Wie konnte er also zurückstehen, wenn um die höchsten sittlichen Güter unseres Volkes gestritten ward? Zudem hatte er seinen natürlichen Rechtssinn geschult in den juristischen Studien, die er ohne Freude, aber mit Ernst und Nachdruck trieb, und war früh mit den Ideen des modernen Liberalismus vertraut geworden. Seine schmucklos bürgerliche Art, „dickrindig und schier klotzig," wie Chamisso sie einmal übermüthig nannte, diese keusche Wahrhaftig-

keit sah mit bitterem Ekel auf die Leichtfertigkeit der Höfe, auf das vornehme Spielen mit dem Ernste des Lebens. So ward er, der seine gelehrte Arbeit und den besten Theil seiner Dichterkraft unserer Vorzeit widmete, im Leben ein Streiter für die modernen Volksrechte. Bestechend, aber verkehrt ist Heinrich Heine's Versuch, aus diesem scheinbaren Widerspruche von Leben und Dichtung das frühe Verstummen von Uhland's Gesang zu erklären. Wir wissen längst, daß nicht „das katholisch-feudalistische," sondern das volksthümliche Element der mittelalterlichen Gesittung seine dichterische Neigung vorwiegend anzog; also haben seine poetischen Arbeiten seinen vaterländischen Sinn vielmehr gekräftigt. Nur einzelne kleine Schwächen seiner Poesie lassen sich allerdings auf dies zwiegetheilte Streben zurückführen. Wenn dann und wann ein Ritter, ein Mönch seiner Balladen uns mit allzu blassen Farben gemalt scheint, so erinnern wir uns: ein durchaus moderner Mensch hat dies Bild geschaffen, der bereits mit hellem Bewußtsein auf das Mittelalter als auf eine versunkene Welt zurückschaut.

Es ist nicht ganz richtig, wenn Uhland kurzweg den Dichtern der Freiheitskriege zugezählt wird. Der Heldenzorn jenes Kampfes tönt uns mit voller Gewalt nur aus den Liedern der Arndt, Körner, Schenkendorf entgegen, die mitteninne standen in dem Schlachtgetümmel. Dem Schwaben war dies schöne Loos versagt; darum hören wir aus den Liedern Uhland's in dieser Zeit nur die Stimme des erregten Beobachters, nicht des Kämpfers. Besonders schön hat er die Angst der Guten geschildert, da die letzte Entscheidung sich verzögerte, bis ihm endlich sein heißer Wunsch erfüllt ward:

Das edle Recht zu singen,
Des deutschen Volkes Sieg.

Demuthsvoll stand er zur Seite und fragte sein Land:

Nach solchen Opfern heilig großen
Was gälten diese Lieder dir!

Erst nach dem Frieden, als Süddeutschland der Brennpunkt unserer staatlichen Kämpfe war, begannen die großen Tage seiner politischen Dichtung, welche nun, da der Norden ermattet schwieg, den Geist jener nordischen streitbaren Sänger getreulich bewahrte.

Der würtembergische Verfassungsstreit brach aus. Schon als Arbeiter im Justizministerium hatte der junge Jurist erfahren, was die Willkürherrschaft des geistvollsten und ruchlosesten der Napoleonischen Satrapen bedeute. Jetzt, ein unabhängiger Rechtsanwalt in Stuttgart,

ward er der beredte Mund des empörten Rechtsgefühls seines Stammes. Er forderte das alte Recht zurück, verwarf sowohl die neue vom König Friedrich eigenmächtig geschaffene Verfassung als die wohlmeinende Vermittlung des Nachfolgers König Wilhelm und seines alten Gönners, des Ministers Wangenheim, schrieb unermüdlich Adressen, Flugschriften und die „Vaterländischen Gedichte.“ Zu ihnen möchte ich alle Verächter der politischen Dichtung führen, damit sie erkennen: ein echter Dichter ist, derweil er singt, immer im Rechte. Auch wer das starre Festhalten der Altwürtemberger an dem alten Rechte politisch verwirft, muß ergriffen werden von dem so männlich-stolzen und so christlich-demüthigen Gebete:

Zu unsrem König, deinem Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen.

Und wenn irgendwo, so ist hier Uhland der deutschen Dichterweise treu geblieben und hat die Form seiner Lieder sich schaffen lassen durch den Inhalt. Dichter und Staatsmann hatten schier die Rollen ausgetauscht: der phantastischen, dreist experimentirenden Staatskunst Wangenheim's stand der Sänger mit der nüchternen bedachtsamen Mahnung gegenüber, das Altbewährte treu zu hüten. Wirken sollten die Lieder, haften im Gedächtnisse des Volkes. Darum die einfachste Form für den einfachen Inhalt, unermüdliche Wiederholung, schmucklose, Allen verständliche, dann und wann fast prosaische Worte:

Schelten euch die Ueberweisen,
Die um eig'ne Sonnen kreisen,
Haltet fester nur am Echten,
Alterprobten, Einfach-Rechten!

Die verschiedensten Beweggründe zugleich trieben den Dichter in die buntscheckigen Reihen der Opposition: die gemüthliche Anhänglichkeit an das altheimische Recht so gut wie der noch ungeschulte Liberalismus, der die alte Verfassung pries, weil sie die Macht des Monarchen beschränkte, doch nicht begriff, daß sie den modernen Staat aufhob. Mächtiger als all' dies wirkte in ihm der edle sittliche Zorn, der freie Männerstolz, der auch der wohlmeinenden Macht nicht gestatten wollte, das Recht zu beugen. In solchem sittlichen Zorne liegt die Idee, die Berechtigung dieser Opposition. Ihm dankte der Dichter auch seine poetische Ueberlegenheit, als er jetzt einen neuen heftigeren, politischen Sängerstreit mit Rückert durchfechten mußte. So hatte einst sein Lehrer Walther für den Staufer Philipp kampflustige Lieder gesungen, der-

weil Wolfram von Eschenbach für den Welfenkaiser Otto in die Schranken trat. Diesmal sprach Uhland zum Herzen der Hörer, während der Gegner, indem er Wangenheim's Reformpläne vertheidigte, nur an den Verstand des Volkes sich wenden konnte. Und nicht an der Scholle haftete der Blick des Sängers, er sah in dem Ringen seiner Heimath nur eine Schlacht des langen Krieges, der das weite Vaterland erfüllen sollte, und verwundete die Elenden, die nach geheimen Bünden spürten, mitten in's Herz mit den Versen:

Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
Die arge Pest, die weit vererbte Sünde:
Die Sehnsucht, daß ein Deutschland sich begründe,
Gesetzlich frei, volkskräftig, unzersplittert.

Oftmals in diesen Händeln traf seine noch unfertige politische Bildung mit sicherem Takte das Rechte, so wenn er wider den Plan einer würtembergischen Adelskammer das gute, durch schwere Erfahrungen bestätigte Wort sprach: „das heißt den Todeskeim in die Verfassung legen.“ Auch an den Fehlern der Opposition hatte er seinen Theil, an jener eigensinnigen Hartnäckigkeit, welche die gute Stunde, die freieste Verfassung in Deutschland zu gründen, verscherzte. In späteren Jahren hat er selbst eingesehen, wie sehr ihm die Freiheit des Urtheils fehlte, als er die wohldurchdachten Entwürfe der Regierung kurzab als Machwerke verdammte. Doch von allen Irrthümern dieses Mannes gilt sein eigenes Wort:

Wohl uns, wenn das getäuschte Herz,
Nicht müde wird von neuem zu erglüh'n:
Das Echte doch ist eben diese Gluth.

Ja wohl, das Feuer einer reinen Begeisterung flammt in diesen würtembergischen Liedern; darum werden sie auch dann noch in unserem Volke leben, wenn das Königreich Würtemberg längst aufgehört haben wird zu bestehen. Die Lieder zogen als Flugblätter durch das Land. Einzelne nichtschwäbische Zeitungen wagten sie in ihren Spalten aufzunehmen. So brachte ein norddeutsches Blatt das an den wackeren Stuttgarter Bürgermeister Klüpfel gerichtete Gedicht „die Schlacht der Völker war geschlagen“ unter der für den Geist der Presse jener Tage bezeichnenden Ueberschrift: „an den Repräsentanten einer angesehenen Stadt bei einer bekannten Ständeversammlung, gesungen bei einem festlichen Mahle, das dem würdigen Manne am 18. October 1815 von seinen Committenten gegeben wurde.“ Diese Gedichte gründeten

dem Sänger zuerst einen geehrten Namen in der Literatur, und das schwäbische Volk sah mit begreiflichem Stolze auf den Mann, der also mit Ehren die Stammesart vertrat. Alsbald nachdem er das gesetzliche Alter erreicht, 1817, ward er in die Kammer gewählt, und mit Unwillen mußte er jetzt den Umschlag der Volksmeinung wahrnehmen. Dem zähen Eigensinne folgte übereilte Nachgiebigkeit, nur das Eine ward erreicht:

Daß bei dem biedren Volk in Schwaben
Das Recht besteht und der Vertrag.

Nicht durch königlichen Befehl, durch Vertrag zwischen Land und Krone kam die neue Verfassung zu Stande, doch fehlte viel, daß ihr Buchstabe zur Wahrheit ward. Bald befestigte sich unter König Wilhelm die gefährlichste Form des scheinconstitutionellen Regiments, welche Deutschland vor der Revolution gesehen hat: ein aufgeklärter Despotismus, den Großmächten gegenüber liberal, nach innen thätig für das materielle Wohl, eifersüchtig gegen jede selbständige Haltung des Landtags, von gewandten klugen Männern geleitet, eifrig bestrebt, alle Talente des Landes in den Dienst der Minister zu ziehen. Ohne Freude hielt Uhland unter den Landständen aus. „Nur als Freiwilliger,“ sagt er selbst, „als Bürger, als einer aus dem Volke trat ich mit an.“ Persönliche Würde, Pflichttreue und die Gewalt seiner Feder verschafften ihm trotzdem eine Stelle unter den Führern der Opposition. Während des Kampfes um die Verfassung hatte er Staatsämter, die man ihm anbot, ausgeschlagen. Jetzt mußte er für seine Festigkeit büßen; erst im Jahre 1829 berief ihn die Regierung zu der Stelle, die ihm gebührte und seinen liebsten Wünschen entsprach, auf den Lehrstuhl der deutschen Literatur in Tübingen.

Dort ist fortan sein Wohnsitz geblieben, und es war ein echtdeutscher Zug, daß er an einem Stillleben sich genügen lassen konnte, welches einen Franzosen von seiner Bedeutung zur Verzweiflung gebracht hätte. Nahe der Neckarbrücke stand sein freundliches Haus mitten im Rebgarten am Abhange des Osterberges, dessen schöngeschwungene Formen der aus Italien heimkehrende Tübinger Philolog mit dem Vesuv zu vergleichen liebt. Dort sah er Jahr für Jahr jene denkwürdigen Ereignisse an sich vorübergehen, welche die Ruhe dieses akademischen Flachselfingen unterbrechen. Immer wieder zogen der Pauperpräfect und die Armenschüler in ihren hohen Hüten singend durch die winkeligen rinnsalreichen Gassen, das Vieh ward in den

Neckar zur Schwemme getrieben, die Stadtzinkenisten bliesen ihren Choral vom Thurme, und — das Wichtigste von allem — die berufenen Flößer, die Jockele's, führten das Holz des Schwarzwaldes thalwärts und wechselten mit den alten Erbfeinden, den Studenten, homerische Schimpfreden. Es liegt ein eigener stiller Reiz über dieser kleinstädtischen Welt, wo an jedem Hause ein uralter derber Burschenwitz oder eine gute Erinnerung an einen tüchtigen Mann haftet. Im Verkehre mit vortrefflichen Männern fühlte Uhland sich bald wieder heimisch in der Vaterstadt, und durch seine kurze akademische Wirksamkeit erweckte er in Schwaben zuerst den Sinn für die germanistische Wissenschaft. Noch ein Anderes rühmen seine Landsleute ihm nach: der angesehene Professor vernichtete durch persönliche Würde und gediegene Gelehrsamkeit jene kleinlichen Vorurtheile gegen den Beruf des Dichters, die seit Schubart's und Hölderlin's Tagen von dem schwäbischen Bürger gehegt wurden.

Nach wenigen Jahren rief ihn eine abermalige Wahl in die Kammer von seinem gelehrten Wirken ab. In den zwanziger Jahren hatte sich die Opposition in Würtemberg vorwiegend auf örtliche Zwecke beschränkt. Ein fleißiger Arbeiter in den Commissionen, ein karger, ungewandter Redner, aber wenn er sprach, schlagend, gedankenreich, entschieden, war damals Uhland für den von der Regierung mißhandelten Friedrich List in die Schranken getreten, hatte gewirkt für die Neuordnung der Rechtspflege, namentlich die Unabhängigkeit des Richterstandes, und für die Minderung der Militärlast. Höhere Ziele steckte sich die Opposition nach der Julirevolution. Noch immer freilich blieb unter den deutschen Liberalen die alte weltbürgerliche Neigung lebendig; diese Gesinnung hatte Uhland vordem zum Eintritt in die Philhellenenvereine bewogen, ihr verdanken wir auch eines seiner besten Gedichte, die Ballade „die Bidassoabrücke" zum Preise des Tüchtigsten der Spanier, Mina. Jedoch unter den Besseren wenigstens „prägte sich jetzt — nach Uhland's Worten — ein deutscher Liberalismus aus, der die freisinnige Idee mit der Vaterlandes-Ehre zu verbinden trachtete." Als Süddeutschland fürchten mußte, durch die absolutistische Tendenzpolitik der Großmächte in einen Krieg gegen das liberale Frankreich hineingerissen zu werden, und die nicht minder verblendete Parteiwuth vieler Liberalen freudig den Augenblick ersehnte, der den Südwesten zum Verrath an Deutschland, unter die „liberale" Tricolore der Fremden führen würde — in diesen angstvollen Tagen wandte sich

das Auge der Besseren über die schwarzrothen Grenzpfähle hinaus den deutschen Bruderstämmen zu. Man empfand bitter den Mangel einer Volksvertretung in Oesterreich und Preußen und „die Unnatur der deutschen Zustände, daß die schwächeren Schultern die Träger der größeren Volksrechte sein sollen.“ Aber unverzagt mahnte Uhland die Freunde, „unsere ehrenvolle Bürde, das zukünftige Eigenthum des gesammten Deutschlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen.“

Mit dem stolzen Bewußtsein eines ernsten nationalen Berufs betrat die Opposition den Ständesaal. Der Landtag des Jahres 1833 ward einer der wichtigsten in Deutschland vor der deutschen Revolution. Nicht nur eine große Zahl von Talenten füllte das Haus: hier ward auch zum ersten Male grundsätzlich eine Lebensfrage der Politik des deutschen Bundes erörtert. Die sittliche ebenso sehr als die politische Pflicht gebot, daß einem großen politischen Lügensysteme ein Ende gemacht werde, daß die constitutionellen Regierungen nicht mehr durch Bundesbeschlüsse im Geiste des Absolutismus sich ihres Verfassungseides entheben ließen. Darum stellte Paul Pfizer seine berühmte Motion, daß der Verfassung widersprechende Bundesbeschlüsse in Würtemberg keine Geltung haben sollten. Umsonst zeigten befreundete Landsleute in der Ferne, wie Wurm, die Unausführbarkeit des Antrags. Es war und ist ein Widersinn, daß ein Bund constitutioneller Staaten von einer absolutistischen Körperschaft geleitet wird; der Unwille darob ward unter den Liberalen so übermächtig, daß sie, die Verfechter des Einheitsgedankens, den Theil grundsätzlich über das Ganze stellten — ein denkwürdiges Symptom der Verwirrung und Verbildung deutscher Politik.*) Das Verlangen der Minister, die Kammer solle die Motion mit verdientem Unwillen zurückweisen, ward mit einer scharfen Adresse aus Uhland's Feder beantwortet. Hierauf erfolgte die Auflösung und eine Reihe von Ereignissen, welche in jener Zeit der politischen Unschuld ungeheures Aufsehen erregten, während die Gegenwart bereits an einen weit roheren Mißbrauch der Regierungsgewalt gewöhnt ist. Schon von dem aufgelösten „vergeblichen Landtage“ hatten die Minister ihre Gegner durch gesuchte Gesetzesauslegungen auszuschließen getrachtet; Uhland war damals für die Giltigkeit der Wahl seines alten Gegners Wangenheim aufgetreten in einer Rede, die seinem Herzen Ehre macht. Jetzt wurden diese alten Künste der

*) Vgl. oben S. 276.

Regierung weiter ausgebildet. Uhland, abermals gewählt, erhielt den Urlaub nicht und legte rasch entschlossen seine Professur nieder.

Von neuem entspann sich der Streit wider die verfassungswidrigen Bundesbeschlüsse. In diesen Debatten verkündete Uhland in schwungvoller Rede den nationalen Beruf der süddeutschen Opposition und sprach das kühne Wort: „diese Rechte und Freiheiten werden einst von einer deutschen Nationalvertretung zur vollen und segensreichen Entfaltung gebracht werden.“ Was er schon während des alten Verfassungsstreites dunkel geahnt, sah er jetzt klar vor Augen: daß alle Sünden der Einzelstaaten ihre Wurzel haben in dem Mangel einer volksthümlichen einheitlichen Verfassung Deutschlands. Darum deckte er bei der Berathung des Militärbudgets schonungslos das große Uebel auf, das alle Militärdebatten in den Kleinstaaten noch heute verbittert und vergiftet. Er fragte: „hat sich die Einigung im Bunde selbst schon als eine in der Nation begründete erwiesen? Kann bei solchem Stande der Dinge Würtemberg wissen, unter welcher größeren Fahne und zu welchen Zwecken seine Truppen zunächst ausziehen werden?“ Nicht zufrieden mit der unfruchtbaren abwehrenden Haltung dem Bunde gegenüber, sprach er jetzt ein altes wohlberechtigtes Verlangen der Liberalen aus: er forderte, daß die Minister wegen der Instructionen an die Bundestagsgesandten den Kammern Rede stehen sollten.

Heftiger von Jahr zu Jahr wurde die Erbitterung. In ihrem allerdings wohlbegründeten Mißtrauen gegen die Minister stimmte die Opposition einmal sogar für die Verwerfung des gesammten Budgets, ja, befangen in kleinstädtischen volkswirthschaftlichen Begriffen und voll Widerwillens gegen Preußen, erklärte sich Uhland selbst gegen den Beitritt Würtembergs zum deutschen Zollvereine. Auch er litt an jener Verblendung, womit die meisten Liberalen des Südwestens in jenen Tagen behaftet waren: stolz auf sein schwäbisches „constitutionelles Leben,“ das doch in Wahrheit die Willkür der Krone nicht wesentlich beschränkte, handelte er unwillkürlich als Particularist. Aus Liebe zu Deutschland ward er mitschuldig an der unseligsten politischen Sünde des alten Liberalismus: er widerstrebte dem großartigsten und wirksamsten Versuche einer praktischen Einigung des Vaterlandes, der seit Jahrhunderten gewagt worden! Dies Verfahren ist um so befremdlicher, da Uhland sehr bald nachher die Unfruchtbarkeit der kleinen Landtage für das große Vaterland scharf erkannte: „wir stehen an der Grenze einer lebendigen Wirksamkeit auf diesem Wege,“ schrieb er

1840, „der Bündel ist nicht zu Stande gekommen, das Beil hat kein Heft und die Stäbe liegen zerknickt umher.“ Endlich, im Jahre 1839, beging die Opposition einen letzten verhängnißvollen Fehler. Wie oftmals in reichen, warmen Gemüthern, liegt auch in dem tüchtigen Charakter der Schwaben ein Zug von unberechenbarem Eigensinn, von pessimistischem Trotz. Häufig in ihrer Geschichte, und immer zum Unheile des Landes, war er zu Tage gekommen; so während des Verfassungsstreites, so jetzt wieder in anderer Weise, als die Uhland, Schott, Pfizer, Römer, vereinsamt unter dem gleichgiltigen Volke, auf die Wiederwahl verzichteten. Dergestalt war der Landtag seiner besten Kräfte beraubt, und dem schwäbischen Staatsleben, das in seinem abgeschlossenen Sonderdasein dringender als die meisten anderen Staaten der fortwährenden Mahnung an die nationalen Pflichten bedarf — ihm fehlten fortan gerade jene liberalen Talente, welche freieren Blicks über die Landesgrenze hinausschauten.

Das zurückgezogene Leben, das der Dichter nun in Tübingen begann, fiel gerade in die Tage, da von seiner Heimath jene kühne theologische Bewegung ausging, welche durch das Auftreten von David Strauß veranlaßt war. Abermals bewährte sich der alte Romantiker als ein moderner Mensch. Den vorurtheilsfreien Forscher erschreckte es nicht, daß die Grundsätze der wissenschaftlichen Kritik, die ihm selber das Verständniß der heidnischen Götterlehre erschlossen hatten, jetzt auf die christliche Mythologie angewendet wurden. Der theologische Streit lag seinem Sinne fern, doch vertheidigte er die Verketzerten und ihr Recht der freien Forschung. Einen anderen modernen Gedanken dagegen, der gleichfalls in seiner Umgebung gehegt ward, hat er nie verstanden. Jenen zukunftreichen politischen Plan, der einst als unbestimmte ferne Hoffnung vor Fichte's Seele geschwebt und dann in Friedrich Gagern's lichtem Haupte sich zu greifbarer Gestalt verdichtet hatte — den Plan des deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung verkündete Paul Pfizer, fast noch ein Jüngling, zuerst als ein politisches Programm dem Volke und eroberte sich damit einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen nationalen Bewegung. Dem Dichter, der den alten Ruhm der Hohenzollern oftmals freudig besungen hatte und den Widerwillen der Schwaben gegen Norddeutschland nicht theilte, blieb dieser Gedanke immer ein Greuel. Sein Herz war erfüllt von der gemüthlichen Vorliebe seines Stammes für die österreichischen Nachbarn; ihm blieb unvergessen, wie oft er einst im Kna-

benspiele Partei genommen hatte für die Kaiserlichen und in das nahe Rottenburg hinübergewandert war, um das wildfremde Kriegsvolk der Magyaren und Kroaten zu schauen. Wie einst in dem würtembergischen Verfassungsstreite, so wirkten auch jetzt zwei grundverschiedene politische Beweggründe in seiner Seele nach einem Ziele zusammen. Die Freude an der althistorischen Herrlichkeit des Wahlkaiserthums und das Bekenntniß der Volkssouveränität — romantische und demokratische Neigungen zugleich führten ihn zu dem Ideale des Wahlreichs. Auch eine köstliche, dem deutschen Staatsmanne leider sehr nothwendige Tugend brachte Uhland in die Kämpfe der Revolution hinüber — das wachsame Mißtrauen gegen den guten Willen der Höfe. Er hatte unter König Friedrich das frevelhafte Mißachten jedes Rechtes, unter seinem Nachfolger — was seinem schlichten Sinne noch tieferen Ekel erregen mußte — das unwahre Kokettiren mit dem Liberalismus gesehen, und nur so schmerzliche Erfahrungen konnten seinem warmen wohlwollenden Herzen diesen harten Zug einprägen.

Die Revolution brach aus, und dem greisen Dichter vor allen galt der Jubel des aus langer Gleichgiltigkeit erwachenden schwäbischen Stammes. Der beispiellosen Mißregierung folgte eine beispiellose Demüthigung: der Bundestag gestand, daß ihm das Vertrauen des Volkes fehle, und umgab sich mit „Männern des Vertrauens." Auch Uhland ward unter die Siebzehner gesendet, doch das Vertrauen seines Königs folgte ihm nicht nach Frankfurt; ihm ward keine Antwort, als er sich die persönliche Ansicht des Fürsten über die Aufgabe der Vertrauensmänner erbat. Als nun in dem Ausschusse Dahlmann mit dem Programme des Bundesstaates hervortrat, da schraken anfangs — ich folge hier der mündlichen Erzählung eines der Siebzehn — die Meisten zurück vor der Verwegenheit des Gedankens, und Uhland stimmte eifrig gegen das preußische Erbkaiserthum, „als es noch in den Windeln lag." Diese großdeutsche Gesinnung trennte ihn auch im Parlamente von Dahlmann, Grimm, Arndt und vielen Anderen, die ihm durch Bildung und Begabung nahe standen. Er hielt sich zu der Linken, und wie sehr auch die demagogischen Ausschweifungen seinen maßvollen Künstlersinn anwiderten: die demokratische Richtung konnte sich einiger Tugenden rühmen, die Uhland's Herz an die Partei fesseln mußten, obwohl sie in der Demokratie der Paulskirche sich oftmals verzerrt und entstellt offenbarten. Ihn erfreute die menschliche Theilnahme der besseren Demokratie für die Armen und Leidenden und der willige

Opfermuth, welcher sie vor den Mittelparteien auszeichnete. Freilich, der schlichte demokratische Bürgerstolz des ehrwürdigen Mannes hatte im Grunde sehr wenig gemein mit jenen gellenden Lobpreisungen des Conventes, welche von den Bänken seiner Parteigenossen erklangen. Ich glaube nicht als ein Parteimann zu reden, wenn ich sage, Uhland's Verhalten in der Paulskirche hinterlasse den Eindruck, als sei er dort nicht an seiner Stelle gewesen. Er stand als ein „Wilder" zwischen den Parteien und blieb doch in einer moralischen Verbindung mit der Linken; schon diese seltsame Mittelstellung läßt ihn wie einen Halbfremden in der Versammlung erscheinen.

Von allen Plänen der Mittelparteien forderte der Gedanke des preußischen Kaiserthums Uhland's heftigsten Widerspruch heraus. Dieser Widerstand bewog ihn zu den beiden einzigen größeren Reden, welche von dem Schweigsamen in der Paulskirche gehalten wurden und nach meinem Ermessen das Allerbeste sind, was je für die „großdeutsche" Richtung gesprochen worden. Nicht in Verstandesgründen, sondern in gemüthlichen Sympathien liegt die Stärke dieser Partei, und wie mächtig wußte Uhland diese Saite in der Brust seiner Hörer anzuschlagen, als er am 26. October 1848 tiefbewegt in schwungvollen Worten das Parlament ermahnte zu sorgen, „daß die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige!" Noch kräftiger wirkte seine Rede vom 22. Januar 1849. Die Kapuzinerspäße Beda Weber's waren kaum verklungen, da hob Uhland die Debatte wieder auf die Höhe ihres Gegenstandes. Die alte Herrlichkeit des deutschen Wahlkaiserthums führte er gegen die preußische Partei in's Feld: „es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen." Als dann die berühmten Worte folgten, bei jeder Rede eines Oesterreichers in der Paulskirche sei ihm zu Muthe gewesen, „als ob ich eine Stimme von den Tyroler Bergen vernähme oder das adriatische Meer rauschen hörte," da freilich war der nüchterne Verstand schnell bei der Hand, über die „Phrase" selbstgefällig zu lächeln. Wer aber den Worten in die Tiefe sah, erkannte ihren ernsten Sinn. Allerdings war es ein schrecklicher Widerspruch, in Wahrheit eine Unmöglichkeit, die in unserer Geschichte nicht wiederkehren darf, daß ein Parlament, worin Oesterreichs Abgeordnete stimmberechtigt tagten, über die Trennung Deutschlands von Oesterreich berathen konnte. Ein schönes Seherwort des Dichters beschloß die Rede, das allbekannte: „es

wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist.“ Damit hatte er der deutschen Bewegung sein „in diesem Zeichen wirst du siegen“ zugerufen, und uns, den Gegnern, vornehmlich geziemt es, das gute Wort in treuem Herzen zu tragen. Die Welt ist heute liberal, und nur im Bunde mit dieser unhemmbaren liberalen Bewegung des Jahrhunderts wird es uns gelingen, die Einheit Deutschlands zu gründen. Das bewährte sich damals schrecklich, als das Herrscherhaus der Hohenzollern den rückhaltlosen Bund mit dem Liberalismus verschmähte und dem Rufe der Nation sich schwach versagte. Furchtlos und treu, ein echter Schwabe, hielt Uhland auch jetzt noch aus bei seiner Partei,

> So wie ein Fähndrich wund und blutig
> Die Fahne rettet im Gefecht,

und sogar die Worte dieses Vaterländischen Gedichts aus seiner Jugend kehrten wieder in dem Manifeste vom 25. Mai, das er im Namen des Rumpfparlaments an die Nation richtete: „Wir gedenken, wenn auch in kleiner Zahl und großer Mühsal, die Vollmacht, die wir von dem Volke empfangen, die zerfetzte Fahne, treu gewahrt in die Hände des Reichstags niederzulegen, der am 15. August zusammentreten soll.“ Freilich, unklar, romantisch verschwommen wie der Wortlaut war auch der Gedankengehalt dieses Aufrufes. Dem Idealisten galt es nur, die Idee des Parlaments zu retten: er folgte der Linken nach Stuttgart, „darum daß nicht das letzte Band der deutschen Volkseinheit reiße.“ Unhaltbarer immer ward die Stellung des maßvollen Mannes unter der wüsten Leidenschaft des Rumpfparlaments. Schon wurde der Klang seiner Rede von dem zornigen Lärm des Pöbels übertäubt, als er vor der Einsetzung der Reichsregentschaft, vor dem Bürgerkriege warnte und den Verblendeten zurief: „Würtemberg ist nicht beschaffen wie jetzt diese Versammlung; es stellt nicht wie diese nur Eine der Parteiungen dar, in welche das deutsche Volk zerklüftet ist.“ Nur sehr wenige Gesinnungsgenossen zählte er noch in der Versammlung. Der Austritt aber aus einer unterliegenden Partei war seinem Stolze, seiner Treue unmöglich. So ist er geblieben bis zu dem jammervollen Ende des deutschen Parlaments, dem Straßenkampfe in Stuttgart.

Seine Briefe aus diesen Jahren verkünden männlichen Schmerz über den Zusammenbruch der Hoffnungen des Vaterlandes. Weniger tief mag er, der mit all seinem Sinnen in der schwäbischen Heimath wurzelte, das Eine empfunden haben, was den meisten heimkehrenden

Reichstagsmännern nach den großen Kämpfen des Parlaments überwältigend, demüthigend auf die Seele fiel: die bettelhafte Armseligkeit der Kleinstaaterei. Seine demokratische Gesinnung blieb in alter Schroffheit aufrecht: sogar den Orden pour le mérite wollte er nicht annehmen, den einzigen noch unentweihten in Deutschland, den selbst der strenge Republikaner Arago getragen hatte. Die letzten Jahre sind ihm in der Stille wissenschaftlicher Arbeit vergangen. Daß er aber noch lebte in dem Herzen seines Volkes, davon haben ihm alljährlich tausend Zeichen der Theilnahme von fern und nah Kunde gebracht. Sie wurden dem schlichten Manne oft lästig, dem Schwab einst sagte: „du liebest nicht das laute Lieben."

An dem Grabe des Dichters hat das gesammte Volk empfunden, was einst sein Walther dem süßen Liedermunde Reinmar's von Hagenau in die Gruft nachrief:

> Deine Seele möge wohl nun fahren,
> Deine Zunge habe Dank.

Und wie sein Lied nur mit unserer Sprache selber sterben wird, so wird auch fortleben in unserem Volke das Bild des Mannes Uhland, der, menschlich irrend, doch in hohen Ehren, manchen wuchtigen Stein hinzugetragen hat zu dem Neubau des deutschen Staates. Auch im Tode — er selber hat es uns verkündet — wollte er nicht lassen von seinem Volke:

> Wohl werd' ich's nicht erleben,
> Doch an der Sehnsucht Hand
> Als Schatten noch durchschweben
> Mein freies Vaterland.

Uns aber, die ihn betrauern, bleibt die schöne Pflicht, mit streitbarem Worte und fester That zu sorgen, daß die Sehnsucht des Dichters sich erfülle, daß er die Stätte bereitet finde, wenn er kommt — als Schatten zu durchschweben sein freies Vaterland.

Lord Byron und der Radicalismus.

Selten hat Lessing ein so kühnes geistvolles Wort gesprochen wie jenen berühmten Satz, der Historiker könne im Grunde nur die Geschichte seiner Zeit erzählen. Und doch wird dieser Ausspruch vor der Beschränktheit des menschlichen Sinnes immer wieder zu Schanden werden. Wer eine kaum erst abgeschlossene Vergangenheit schildert, steht entweder selber noch mitten in ihren Kämpfen, dann ermangelt sein Blick der Freiheit. Oder er hat ihre Ideale innerlich überwunden; dann ist er zumeist noch weniger unparteiisch, dann wird er ihre Verirrungen mit jener schonungslosen Schärfe richten, welche das Bewußtsein eigener Schuld hervorruft. Diese zwiefache Befangenheit beobachten wir noch immer an den landläufigen Urtheilen über den glänzendsten Vertreter der jüngsten Literaturepoche, Lord Byron. Seine Landsleute (bis auf eine kleine Schaar blinder Verehrer) gebärden sich, wenn sie von ihm reden, unwillkürlich als leidenschaftliche Vertheidiger ihrer vaterländischen Sitte, die Byron rücksichtslos bekriegte, und wir denken nicht daran, sie deshalb zu tadeln. Gewiß, käme je die Zeit, da man in England sich harmlos an der Schönheit des Don Juan erfreute oder dem größten aller Beherrscher des Landes, dem Protector, das gebührende Denkmal errichtete: so würden die Briten an unbefangen menschlicher Bildung gewonnen und einige jener nationalen Vorurtheile abgestreift haben, die den Fremden verletzen. Aber vermuthlich würden mit solchen Vorurtheilen auch mehrere der Tugenden verloren gehen, denen England seine Größe dankt, vornehmlich jene großartige Einseitigkeit, die unbeirrt und sicher geradeaus zum Ziele schreitet und die Willkür des Einzelnen durch die Macht fester alterprobter Ueberlieferungen in Staat und Sitte bändigt. Diesen häuslichen Händeln der Fremden können wir Deutschen freilich gleichmüthig zuschauen, doch ein ruhiges Urtheil über Byron fällt auch uns sehr

schwer. Seine Dichtung hat ungleich tiefer auf uns gewirkt als auf seine Heimath, seine blendende Erscheinung ist eine lange Zeit das helle Traumbild unserer Jugend gewesen, und nicht gar fern sind die Tage, da alle Kreise unserer guten Gesellschaft in der Vergötterung des Dichters wetteiferten und Willkomm's sogenanntes „Leben Lord Byron's" tausend jungen Deutschen den Sinn bethörte. Seitdem hat sich die Welt von Grund aus verwandelt, und die lieblosen Urtheile über Byron, die heute in Aller Munde sind, erinnern oft lebhaft an den Grimm des Barbaren, der sein machtloses Götzenbild mißhandelt. Wie soll ein Mann leidenschaftslos über den Dichter des Weltschmerzes reden, wenn er sich im Stillen sagen muß, auch er selber habe einst in dem Byronischen tragischen Blicke, der höhnisch gekräuselten Lippe und dem lose geschlungenen Halstuch die sicheren Kennzeichen des Genius gesucht? Die Schwärmerei der Deutschen für Byron fiel in Tage, da unser Volk ein ruhiges stätiges Selbstgefühl kaum besaß und das Fremde bestaunte, weil es fremd war. Heute, seit die Nation beginnt fest auf eigenen Füßen zu stehen, sind wir sehr geneigt, die Ideale jener Zeit allzu scharf zu verdammen.

Lord Byron's Verhängniß lag in seiner trotzigen Absonderung von den Sitten seines Volkes, und das Urtheil über ihn hängt schließlich von der Frage ab, ob diese Gesittung in Wahrheit verbildet genug war, um den verwegenen Widerstand eines Einzelnen zu rechtfertigen. Von allen Aufgaben des Historikers ist das Entscheiden über die Reinheit der sittlichen Begriffe anderer Völker die allerschwierigste und undankbarste. Seltener als andere Nationen wird das deutsche Volk durch die Erregung des Augenblicks zu so schnöder, verlogener Ungerechtigkeit fortgerissen, wie sie jüngst von den Engländern gegen uns geübt ward. Doch leider zeigen die in Deutschland landläufigen Urtheile über den sittlichen Werth fremder Nationen nur allzu oft jene sonderbare Mischung von Demuth und Dünkel, welche dem Charakter politisch machtloser Völker eigenthümlich ist. Jeder Narr unter uns meint sich berechtigt, geläufig und zuversichtlich den Franzosen das Gemüth, den Italienern die Wahrhaftigkeit kurzweg abzusprechen: — bis plötzlich eine große Bewegung, wie die jüngste italienische Revolution, uns beschämend belehrt, daß ein Volk einen von dem unseren grundverschiedenen Sittencodex besitzen und dennoch einer hohen sittlichen Bildung sich erfreuen kann. Keine Nation der Welt, deren Charakter nicht häßliche Widersprüche aufwiese, welche, von dem Fremden mit

seinem Maße gemessen, zu schonungsloser Verdammung führen müßten. Wie denken wir selber zu bestehen, wollte ein Fremder sein Urtheil über die deutsche Sittlichkeit auf die leider unzweifelhafte Thatsache gründen, daß ein frivoles Spielen mit dem politischen Eide, ein feiges Verleugnen der eigenen Ueberzeugung in Deutschland den Ehrenmann noch keineswegs nothwendig des guten Rufes beraubt? Das sind traurige Folgen einer Zeit öffentlicher Kämpfe und noch unvollendeter politischer Bildung, wird man einwenden. Sehr wahr; aber gleiche und bessere Entschuldigungen hat der Engländer zur Hand, wenn wir von englischer Heuchelei und Prüderie reden, der Italiener, wenn wir das Schlagwort von wälscher Arglist ausspielen. Bedeutende Menschen lassen wir bescheiden gewähren, wenn sie ihr Recht bewiesen haben, ihren eigenen Weg zu gehen, und nur Kinder fragen: wer ist der Größere? Ueber die großen Culturvölker aber, deren Dasein schon das Recht des Daseins ist, sitzen wir zu Gericht, messen ihnen Lob und Tadel zu, statt ihren Charakter als ein Gegebenes hinzunehmen und in seiner Nothwendigkeit zu verstehen. Solches Verständniß wird gemeinhin finden, daß die sogenannten Nationaltugenden und Nationalfehler nur verschiedene Seiten eines und desselben Charakterzuges sind. Wir sind also weit davon entfernt, einzustimmen in den üblichen selbstgefälligen Tadel der englischen „Heuchelei,“ wenn wir einfach aussprechen, was uns Deutsche an dem englischen Wesen am meisten befremdet: daß nämlich die religiösen und die sittlichen Begriffe in England sich nicht gleichmäßig entwickelt haben. Wir finden dort eine nahezu jüdische Starrheit des Festhaltens an der dogmatischen Ueberlieferung und daneben eine volksthümliche, längst in der kühnen praktischen Eigensucht der Nation großartig verkörperte Sittenlehre, die zwar seit Bacon und Locke bis zu den schottischen Philosophen ihren wissenschaftlichen Ausdruck mannichfach geändert, aber im Grunde jederzeit alle moralischen Dinge an dem Maßstabe des Nutzens gemessen hat. Es läßt sich kein schärferer Gegensatz denken zu der deutschen Weise, zu uns, die wir in allen moralischen Fragen bewußt oder unbewußt der strengen Kantischen Pflichtenlehre folgen und auf dem Gebiete des Glaubens einer schrankenlosen Selbständigkeit, der German infidelity, uns rühmen. Doch glücklicherweise leben die Völker nach einem höheren Gesetze als nach dem des Nichtwiderspruchs. Trotz ihrer materialistischen Sittenlehre ist die Sittlichkeit der englischen Nation eine sehr reine geblieben, weil ein gesunder praktischer Sinn,

ein unbeugsames Rechtsgefühl und, vor allem, die unvergleichliche Schule der politischen Freiheit und politischen Pflichterfüllung sie vor den letzten Ergebnissen ihrer Moralbegriffe bewahrt hat. Den Schlüssel zu diesen Widersprüchen gewährt die eigenthümliche Entstehungsweise der Reformation in England. Das Puritanerthum hatte in gewaltiger Geistesarbeit den durch die politische Gewalt dem Volke aufgedrungenen Protestantismus in ein geistiges Eigenthum der Nation verwandelt; aber nimmermehr konnte diese strenge weltverachtende Richtung die ganze Seele eines lebensfrohen und lebensstarken Volkes ausfüllen. Der Widerstand des altenglischen Weltsinnes gegen die puritanische Härte geht in den mannichfachsten Gestalten durch die englische Literatur, von Shakespeare an bis zu den Tagen, da Smollet und Fielding lachenden Mundes ihren ernsten Kampf führten wider Richardson's zimperliche Ehrbarkeit. Dieser Dualismus hat in England darin vorläufig eine oberflächliche Ausgleichung gefunden, daß die Mehrheit der Nation im praktischen Wirken einer ganz weltlichen Nützlichkeitsmoral huldigt und, weil sie die Unsicherheit dieses Leitsterns im Stillen empfindet, um so zäher festhält an dem Buchstaben der Dogmatik und an gewissen conventionellen Sittenbegriffen. Nicht ohne schwere Schuld, natürlich, konnte Byron sich absondern von dieser Gesittung seines Volkes, doch wollen wir seine „Zerrissenheit" begreifen, so müssen wir vorerst den Dualismus in der Moral seiner Nation verstehen.

Sehen wir zunächst, in welcher Lage Byron seine heimische Literatur vorfand. Nichts schiefer als Macaulay's Behauptung, Byron habe rathlos umhergeschwankt zwischen zwei feindlichen Dichterschulen und sei endlich wider sein ästhetisches Gewissen durch sein krankhaftes Bedürfniß nach dem Beifall der Zeitgenossen in die neuere jener beiden Schulen getrieben worden. Wir erblicken vielmehr in Byron die außerordentliche Erscheinung eines Dichters, der an drei auf einander folgenden Richtungen der Literatur wesentlichen Antheil nimmt und dennoch ein ganz selbständiger Künstler bleibt. Seine ästhetische Theorie hatte sich an dem „correcten" Pope gebildet, seine Phantasie war erfüllt von den Idealen jener Dichtung, die man die englische Romantik nennen mag, und er selber schuf endlich eine neue Richtung, die über beide Vorgänger weit hinausging; er brach die Bahn der neuesten Epoche der europäischen Literatur, indem er das Element der schrankenlos übermüthigen Subjectivität in die Poesie einführte. Die Erschei-

nung eines solchen Dichters muß eine unharmonische sein, doch ist es lohnend, ihr Werden zu verstehen.

Gleich all seinen Altersgenossen war ihm in der Schule die Dichtung Pope's als das Höchste der englischen Kunst geschildert worden, und wie er in späteren stürmischen Tagen jede kleinste Erinnerung an die glückliche Schulzeit zu Harrow mit wehmüthiger Liebe bewahrte, so sind auch seine ästhetischen Meinungen den Eindrücken seiner Jugend niemals völlig entwachsen. In der That, nur sehr Weniges unter den englischen Gedichten des achtzehnten Jahrhunderts war Byron's Genius verwandt, konnte ihm zum Herzen reden. Die wahrhaft lebendigen Werke dieser Zeit lagen auf jenem Grenzgebiete der Poesie, das die Briten noch heute selten oder nie in den Begriff der poetry einschließen, auf dem Felde des Sittenromans. Das liebevolle Beobachten des täglichen Lebens bis in das kleinste Detail hinein, das peinlich genaue, naturwahre Darstellen der Charaktere aus der Alltagswelt war die mit Recht bewunderte Eigenthümlichkeit der englischen Literatur geworden seit Defoe's Robinson, seit Addison's Spectator und den geistvollen Novellisten der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, und diese bescheidenen Werke gaben ein getreueres Bild von dem Gemüthe ihres Volkes, waren reicher an echter Poesie als die anmaßlichen Versuche, das gespreizte Heldenthum der Franzosen in correcten Versen nach England einzuführen. Aber Byron's durchaus lyrisch erregter Sinn sah über die Prosa des Romans vornehm hinweg, und je sicherer er sich im Stillen gestehen mußte, ihm sei die Gabe der überzeugenden Charakterzeichnung nur kärglich zugemessen, desto eifriger schwor er auf Pope. Zu diesem „Fürsten der Reime und großen Dichter des Verstandes" zog ihn hin der Wohllaut des Verses, der reiche Witz, die seinem eigenen Wesen verwandte Freude an der malerischen Beschreibung und der ihm gleichfalls verwandte satirische Genius, der seine Gestalten nicht sowohl darstellt als betrachtet. Und war ihm selber die dramatische Kraft versagt, so tröstete er sich, auch Pope habe geringschätzig geredet von dem werthlosen Beifall der Zuschauer. So blieb er dabei, die Poesie der Gegenwart verhalte sich zu Pope wie die phantastische Pracht einer Moschee zu dem Adel der Linien eines dorischen Tempels. Der Vergleich ist nicht ganz verkehrt — wenn wir nur unter diesem dorischen Tempel uns nicht das Heiligthum des olympischen Zeus denken, sondern eines jener klassischen Bauwerke, welche als Vignetten vor den Gedichten des Herrn Biedermeier zu prangen pflegen. Wahrlich,

wer bliebe ernsthaft, wenn er Byron sich leibhaftig vorstellt neben seinem Ideale, wie der moderne „Genius mit dem Kainszeichen" eintritt in die künstliche Grotte des Gartens von Twickenham, aus der Dose des kleinen Mannes mit der großen Perrücke eine Prise nimmt und dann dem eintönigen Geplätscher seiner correcten Verse lauscht? Wer staunte nicht über diese theoretische Vorliebe Byron's, wenn er eines der feurigen Gedichte des Jüngers mit einem Werke des Meisters vergleicht, etwa mit jenem Briefe der Heloise an Abälard, wo ein Stoff, glühend von gewaltiger Leidenschaft, untergeht in einer Sündfluth gezierter Langeweile? Von den Heroen der älteren englischen Literatur besaß Byron nur oberflächliche Kenntniß. Milton's puritanische Strenge stieß ihn ab, und sein ungeheurer Ehrgeiz bäumte sich auf wider Shakespeare's erdrückende Größe. Da nun vollends alle seine Feinde unter den romantischen Zeitgenossen die kaum erst von neuem erstandene Herrlichkeit der Shakespeare'schen Dichtung priesen, so trieb ihn auch der Widerspruchsgeist, die Ueberlegenheit Shakespeare's, vor der Welt zum mindesten, zu leugnen und an seinem Pope festzuhalten.

Doch zu seinem Heile war Byron am wenigsten der Mann, sein dichterisches Schaffen unter die Leitung einer ästhetischen Theorie zu stellen. Er war nicht jener denkenden Künstler einer, an denen wir, wie an Milton und den großen deutschen Dichtern, die wunderbare Verbindung von ursprünglicher, ewig junger Begeisterung und klarer Einsicht in die Kunstgesetze bestaunen. Kaum je hat ein Dichter so leicht, so unbewußt geschaffen; ein Kind der Stunde warf er seine feurigen Verse hin und stand dann, in seiner Jugend mindestens, urtheilslos vor dem Geschaffenen. Von seiner ersten großen Reise brachte er heim eine Umschreibung der ars poetica des Horaz, worauf er alle seine Pope'sche Gelehrsamkeit verschwendet, und — „eine große Menge Stanzen in Spenser's Versmaß, die sich auf die durchpilgerten Länder beziehen." Von den Hints from Horace weiß heute niemand mehr zu reden. Jene große Menge Stanzen aber, geschrieben an Bord, zu Pferd, mitten in Berg und Wald, wie die Gunst des Augenblicks sie schenkte, waren — die ersten Gesänge des Childe Harold. Als er dies Werk widerstrebend in den Druck gegeben hatte und die entzückten Leser ihn alsbald zu den ersten Dichtern der Nation zählten, da zeigte sich, daß ein echter Dichter wohl mit seinen Theorien, aber nie mit seiner Phantasie in Anachronismen leben, daß ein wahres Dichtergemüth nie

etwas anderes widerspiegeln kann als die Ideen seiner Zeit. Die Zeit aber, deren Ideale Byron unbewußt dargestellt, war durchaus erfüllt von den Gedanken der Romantik. Die deutsche Dichtung, die selber der Größe Shakespeare's und der Laune Sterne's so vieles dankte, hatte den Lehrern die alte Schuld reichlich heimgezahlt; die Ideen unserer Klassiker und unserer Romantiker wirkten zu gleicher Zeit auf die englische Literatur.

Durch Goethe vornehmlich lernten die englischen Lyriker wieder, die Natur treu und herzlich zu verstehen, und wie Goethe selbst dem deutschen Volksliede einige seiner schönsten Lieder nachgebildet hatte, so erschlossen jetzt Macpherson's Ossian und zahlreiche Sammlungen der irischen Sagen und der unvergleichlichen altenglischen Balladen den Briten die poetischen Schätze ihrer heimischen Vorzeit. In Burns erstand ein Dichter, der den Adel und die Feinheit hochgebildeter Kunst mit der naiven Empfindung eines Naturvolkes zu vermählen wußte. Die Dichter der „Seeschule" gefielen sich noch in Schilderungen, fast so breit und ausführlich, wie Pope sie geliebt hatte. Aber aus diesen neuen Gedichten sprach nicht mehr der stubengelehrte Dichter des 18. Jahrhunderts, der die Natur nur aus den saubern Taxushecken seines Gartens kannte, sondern der moderne rüstige Wandersmann, der sich tummelte in der freien Luft. Und nicht mehr in wohlgeordneter Aufzählung ward die Herrlichkeit der Erde geschildert, sondern hinter den poetischen Bildern stand das tiefbewegte Gemüth des Dichters, ein warmer, nahezu pantheistischer Naturcultus. Mit diesem neu erwachten Verständniß der Natur war aufs engste verkettet der romantische Sinn der Zeit, der aus den Trümmern der alten Burgen die Herrlichkeit des Mittelalters zu neuem Leben emporrief. Walter Scott dichtete das erste moderne romantische Epos, das, arm an psychologischem Interesse, dennoch eine berechtigte Form der Dichtung war; denn die bewegte Schilderung der romantischen Pracht der Hochlande und ihres wilden ursprünglichen Volkslebens entsprach der Sehnsucht der Zeit nach der Natur und einfach-menschlichem Dasein. Nun begann das Wallfahrten nach den romantischen Stätten des Landes, und der englische Tourist betrachtete mit phantastischer Theilnahme das Feld von Killiecrankie, wo einst seine eigenen Landsleute von den Unholden mit dem Tartan und den nackten Waden geschlagen wurden. Von allen diesen Empfindungen der Epoche trägt der Childe Harold die Spuren. In der losen Form des romantischen Epos erschien hier wieder, nur

feuriger und verständlicher, die Naturschwärmerei der Seeschule und jene Lust an prächtiger Beschreibung, die seitdem eine vorherrschende Neigung des Dichters blieb; „description is my forte“ pflegte er zu sagen. Jene wildschönen Schilderungen des Treibens der griechischen Bergvölker, waren sie nicht durchweht von derselben romantischen Empfindung, die in Walter Scott's „Jungfrau vom See“ athmete? Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß der Childe Harold gleichsam der Wegweiser ward für die große Tour der modernen Lustreisenden. Die Stätten Europa's, die Byron's Lied besang, sind seitdem das Ziel unzähliger Wallfahrer geblieben; so sicher hat der Dichter die Neigungen seiner Zeit mitempfunden.

Und doch, war es wirklich nur die Furcht vor dem überlegenen Beschreibungstalente des jungen Dichters, die Walter Scott bewog, nach dem Erscheinen des Childe Harold nicht mehr in gebundener Rede zu schreiben? War wirklich nur die üble Laune, und nicht vielmehr das geheime Bewußtsein einer tiefen grundsätzlichen Feindschaft die Mutter jener erbarmungslosen Satire „Englische Barden und schottische Kritiker,“ die Byron gleich am Beginn seiner Laufbahn den englischen Romantikern entgegenwarf? Gleich den deutschen suchten auch die englischen Romantiker ihre Ideale in der Vergangenheit, und es ist kein Zufall, daß Walter Scott im Leben ein unverbesserlicher Tory blieb. Dieser Flucht aus der Gegenwart, diesen „stubenhockenden Minstrels“ trat Byron als ein Revolutionär entgegen, mit dem kecken Uebermuthe eines modernen Menschen. Indem er seine Person mit unerhörter Anmaßung in seinen Gedichten vordrängte, gab er zuerst einer echt modernen Stimmung poetischen Ausdruck, die längst schon in dem jüngeren Geschlechte verbreitet war. Wohl hatte bereits einmal ein moderner Dichter in all seinen Werken sein eigenes Ich enthüllt und die Welt durch eine Reihe von Werken entzückt, die er selber Bekenntnisse nannte. Doch Goethe's Genius war so unermeßlich reich, so harmonisch, so sehr ein Bild der Welt, daß die meisten seiner Leser den verwegen subjectiven Charakter seiner Dichtung gar nicht ahnten: sie meinten die Welt zu schauen, derweil sie die große Seele des Dichters sahen. In Byron aber erstand ein Dichter, ebenso einseitig, wie jener mannichfaltig, ebenso keck und hastig, wie jener maßvoll und besonnen gewesen, und stellte sein Ich mit Haß und Hohn der Welt gegenüber. So begründete Byron's Beispiel in allen modernen Sprachen die Poesie des Weltschmerzes.

Die Welt ist heute trunken von Nüchternheit. In solchen überverständigen Tagen scheint es sehr wohlfeil, die triviale Wahrheit zu predigen, daß der Weltschmerz eine Krankheit war. Sicherlich, die erhabene Einfalt der Alten hätte sich mit Abscheu von solcher Auflehnung des Individuums gegen die Gesetze der Welt hinweggewendet, und Niebuhr's römischer Sinn war in seinem guten Rechte, wenn er in dem Charakter des Childe Harold lediglich die furchtbare Eigensucht sehen wollte. Aber sind nicht unsere moderne Erziehung, alle unsere liebsten Gewohnheiten und Anschauungen ganz dazu angethan, diese Krankheit nothwendig zu erzeugen? Nicht mehr wie die Alten wachsen wir auf in dem naiven Glauben, daß wir nur die Glieder unseres Staates sind, und nicht mehr wie den Menschen des Mittelalters steht uns die Kirche als eine unantastbare Schranke der Willkür gegenüber. Es ist der Ruhm der modernen Bildung, daß unsere Jugend zuerst das unendliche Recht der Person begreifen, den Menschen als den Mittelpunkt der Welt verstehen lernt. Wenn wir, also erzogen, uns dennoch demüthig in die Ordnung der Natur und Geschichte einfügen, so ist diese Unterordnung nicht mehr naiv, nein, erarbeitet, durch Bildung vermittelt. Schaue Jedermann selber, wie er sich sittliche Reinheit bewahrt inmitten der Aufregung der modernen Welt: naturgemäß ist eine Ordnung der Gesellschaft nicht, welche dem einen Geschlechte Alles, dem andern nichts verzeiht. Sehe Jeder, daß er wahrhaftig bleibe und doch geduldet werde in einer Welt, die sich in tausend conventionellen Lügen bewegt: natürlich ist es nicht, daß Millionen Lippen einen Glauben bekennen, davon das Herz nichts weiß. Wohl ist es Pflicht, in dem harten Kampfe um die Existenz Spannkraft des Geistes, Freude des Herzens zu bewahren: doch natürlich ist es nicht, daß jener Kampf um das Leben, womit in Zeiten, da die Menschen sich weniger hart im Raume stießen, das Leben begann, heute für viele der Besten den Inhalt des Lebens bildet. Wohl muß es dem Gebildeten möglich sein, sich das herzliche Verständniß für die Empfindung der niederen Stände zu bewahren, ohne doch hinabzusinken in ihre banausische Roheit: aber natürlich ist es nicht, daß Tausende unserer Volksgenossen mit blödem Lachen an dem vorübergehen, was uns das Schönste und Ehrwürdigste ist. In einer Welt, die von solchen und tausend anderen Widersprüchen erfüllt ist, gelangen nur fischblutige Naturen, nur geborene Philister kampflos und schmerzlos zu gefaßter Entsagung. Die Poesie des Weltschmerzes war Gott Lob nicht ein vollständiges Bild der modernen Ge-

sittung, aber sie spiegelte getreulich wieder eine Seite unserer Cultur, die wir nicht gänzlich streichen können, ohne das moderne Wesen selbst zu zerstören. Die Jugend jener Tage wußte wohl, warum sie dem Manfred zujubelte: echt modernes Blut floß in den Adern des Unseligen, der im Tode noch den Abt wie den Teufel von sich weist und untergeht als „ein Selbstzerstörer". Ein maßloser Ehrgeiz war in dem jüngeren Dichtergeschlechte lebendig; der greise Goethe schaute seinen Nachfolgern in Herz und Nieren, wenn er meinte: sie kommen mir vor „wie Ritter, die, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchen." Und wirklich ein Neues ward von diesem anmaßlichen jungen Geschlechte geschaffen, als Byron den Uebermuth, der es verzehrte, keck und höhnisch aussprach. Ja, wir müssen behaupten, daß der Poesie des Weltschmerzes ein unsterblicher Gehalt innewohnt, der nicht blos als das Krankheitssymptom einer aufgeregten Epoche etwas bedeutet. Neben den unbestimmten Klagen einer fieberischen Unruhe, die „sich selbst entfliehen will," ertönt in Byrons Gedichten auch der wahrhaftige Ton des tiefsinnigen Schmerzes über die Nichtigkeit irdischer Herrlichkeit — eines ewigen Schmerzes, der an den großen Dichtern aller Zeiten, selbst an der erhabenen Ruhe des Sophokles, genagt hat. Wir wenigstens sähen nicht ungern, wenn die so zahmen, so frommen, so mit Gott und aller Welt versöhnten Werke der neuesten englischen Literatur etwas mehr angekränkelt wären von „dem Mehlthau des Lebens, dem Gedanken", der auf Byrons Gedichten ruht.

Der sichere Instinkt der öffentlichen Meinung hat von jeher in Byron's Helden Harold, Konrad, Lara nur das Bild des Dichters selber gesehen. Nie war das Schaffen eines Dichters so ganz subjectiv, nie war ein Künstler so unfähig, eine fremde Weltanschauung zu verstehen: sogar die harmlose Gemüthlichkeit der niederländischen Kleinmalerei erschien ihm verwerflich und verächtlich, weil sie seinem heroischen Ideale widersprach. So kehrt in all seinen früheren Gedichten das Bild des Dichters selber wieder, der geheimnißvolle Mann, geziert „mit einer Tugend und mit tausend Sünden," der Abgott der Weiber, der Feind der Welt, die ihn mißhandelt und verbannt, während er sie großherzig immer aufs neue überrascht und beschämt. Auf den ersten Blick ähnelt dieser Byronische Held gar sehr jenen edelmüthigen sentimentalen Schurken, die in schlechten Romanen von Alters her ihr Wesen treiben. Doch eigenthümlich ist ihm der selbstbewußte Trotz, den er der

Welt entgegenstellt, eigenthümlich vor allem jene berufene Zerrissenheit, die mit dem eigenen Gefühle spielt. Und eben dies Schwelgen in zwei widersprechenden Empfindungen, diese Lust, „zugleich durchnäßt und verbrannt" zu sein, sich dem Schmerze hinzugeben und seiner zu spotten — war es nicht ein Zug, so recht den geheimsten Neigungen der modernen Menschen abgelauscht? Es geht ein ruheloses Wesen, eine Lust an ewig neuer nervöser Aufregung durch die moderne Welt und offenbart sich überall bis hinab in unsere unscheinbarsten Gewohnheiten — wie denn die Verzehrung der Narkotika in keiner Zeit der Geschichte so stark gewesen ist wie heute. Ueberaus reizbar und empfänglich, ist das Gemüth des modernen Menschen tausend Eindrücken geöffnet, die ein rauheres Zeitalter nicht verstehen konnte, aber diese massenhaften Eindrücke drängen und jagen sich, hinterlassen nur getheilte, flüchtige Empfindungen, und ein alter Grieche würde aus jedem Gespräche unserer Zeitgenossen ein hastiges Abspringen des Gefühles heraushören, das der einfachen Sicherheit der Alten unbegreiflich war. So ist die Zerrissenheit der Byronischen Empfindung allerdings ein Zug aus dem modernen Gemüthsleben. Nur soll die Dichtung ein Höheres sein als ein getreues Bild der Wirklichkeit. Dies jähe Umschlagen der Trauer, der Begeisterung in bitteren Spott ist in einzelnen Fällen von erschütternder Wirkung, doch wenn es den Grundton der Dichtung bildet, so führt es geradezu zur Selbstvernichtung der Poesie, denn das Wesen aller Dichtung hat Goethe schon im Götz von Berlichingen in einem wunderschönen Worte bezeichnet: „was macht den Dichter? ein warmes, ganz von Einer Empfindung volles Herz."

Man erkennt leicht die nahe Verwandtschaft dieser Richtung mit der Weltanschauung der deutschen Romantiker. War doch Byron's Person selber ein fleischgewordener Traum der Romantik. Die reinste Form des Lebens fand Friedrich Schlegel auf den Höhen der Gesellschaft, bei jenem Adel, der, aller Pflichten entbunden, in dem Müßiggange sein schönstes Vorrecht sieht. Die höchste Thätigkeit des Menschen, die Vollendung der Menschheit erkannte Schlegel — und mit ihm, wie tausend Geständnisse beweisen, die große Mehrheit der ästhetisch gebildeten Zeitgenossen — in dem Schaffen des Dichters. Hier nun erstand ein vornehmer Mann, der ein Dichter war und zugleich in allen Genüssen adlicher Herrlichkeit schwelgte, der „sein Herz in Leidenschaft, sein Hirn in Reimen" aufrieb. In der That, der vollendete Mensch, den die Romantik ersehnt, war erschienen, aber mächtig schritt er über

die Romantik hinaus; er wandte sich mit revolutionärem Zorne gegen die Gebrechen der Welt und verkündete zukunftsfreudig eine schönere Zeit, „da die Welt frei sein wird."

Den Zeitgenossen hat Byron durch phantastische Beleuchtung und den koketten Schleier des Geheimnisses die innere Schwäche seiner sentimentalen Helden verborgen, und wer mochte in einem romantischen Epos nach scharfer, eindringender Charakterzeichnung suchen? Uns Nachlebenden ist es nicht mehr möglich, für die düsteren verschwommenen Gestalten des Lara, des Corsaren eine reine Theilnahme zu empfinden. Das wahrhaft unsterbliche unter Byron's Werken, das die Gegenwart und alle späteren Geschlechter zur Bewunderung hinreißen wird, ist vielmehr jenes „schwärzeste Denkmal menschlicher Verworfenheit," das die englischen Literaturgeschichten kaum zu nennen wagen, das sogar von der whiggistischen Edinburgh Review schlechthin verdammt ward, jenes ruchlose Werk, das nach Byron's Wahrsagung schwerer durch die Thüre eines englischen Familienzimmers geht, als ein Kameel durch ein Nadelöhr: — der Don Juan. Wir werden nie genug bewundern können, wie der Dichter, körperlich erschöpft und tief verstimmt durch das Ankämpfen gegen die öffentliche Stimme seines Landes, sich am Abend seines Lebens zu jener Kunstform erhob, die allein seine Begabung rein und verklärt offenbaren konnte, zu dem freien Spiele des Humors. Hat uns sein Menschenhaß verletzt, so lange er unklar und unfrei in den interessanten Verbrechergestalten seiner ersten Werke sich verkörperte: hier, in der übermüthigen Laune des komischen Epos, kommt alle Bitterkeit, die das Herz des Dichters drückt, frei und in der rechten Weise an den Tag, hier durfte er mit gutem Grunde sagen: „wollen die Leute die Moral meines Gedichtes nicht sehen, so ist es ihre, nicht meine Schuld." In Deutschland wenigstens werden die Männer alle darin übereinstimmen, daß Byron's dichterische Kraft in seinen letzten Jahren ihr Schönstes geschaffen hat, nicht, wie selbst Macaulay meint, einem traurigen Verfalle entgegenging. Auf jeder Seite des Don Juan stoßen grämlicher Kritik sittliche und ästhetische Sünden auf; und doch bleibt das Ganze ein Werk von harmonischer Schönheit, so recht eine nothwendige Schöpfung, die man nicht verwerfen kann, ohne dem Dichter selber das Recht des Daseins abzusprechen. Byron kannte seine Stärke. Ein rechter Künstler liebt sein Handwerkszeug! rief er übermüthig, spottete der „Prosaisten," die sich mit dem blankverse behelfen, und schrieb sein Gedicht in Stanzen. Der Wohllaut

dieser melodischen Verse erhöht mächtig die leidenschaftliche Gluth, den Farbenreichthum und die sinnliche Frische der Erzählung, aber auch ihre verführerische Wirkung auf unreife Gemüther. In diese kunstvolle Form bannt der Dichter, ein despotischer Beherrscher der Sprache, einen überreichen phantastischen Inhalt. Wunderliche Wortverschränkungen, griechische, lateinische Citate, Anspielungen aller Art müssen sich in die Stanze fügen, bis die absichtliche Ueberladenheit des Stils wieder durch Schilderungen von antiker Einfachheit unterbrochen wird, wie die allbekannte: the mountains look on Marathon, and Marathon looks on the sea. Nicht alle Töne, die ein Menschenherz bewegen, weiß Byron anzuschlagen; das stille Glück des leidenschaftslosen Gemüths hat er nie begriffen. Doch soweit er das Menschenleben verstand, hat er es im Don Juan in all' seinen Höhen und Tiefen dargestellt: bald schildert er in cynischer Nacktheit den Kannibalismus des Verhungernden, bald mit der Lust des Fauns Bilder trivialer Sinnlichkeit, bald reißt er uns empor zur Höhe großer Leidenschaft, zur Betrachtung der ewigen Räthsel der Welt. — Oft packt uns die Ungeduld, wenn das wuchernde Schlinggewächs der Betrachtungen und satirischen Ausfälle jeden Weg zum Ziele der Fabel zu versperren droht, und die Pracht der Schilderungen vermag nicht immer uns zu trösten über ihre Breite. Doch am Ende vergessen wir alle ästhetischen Bedenken über der glänzenden Persönlichkeit des Dichters, die hier, im komischen Epos, ein gutes Recht hat sich vorlaut vorzudrängen. Ueberall redet ein ideenreicher, hochgebildeter und — vor allem — ein freier Geist, der weitab vom breitgetretenen Pfade der guten Gesellschaft den Weg sich selber sucht. Schon die unvergleichlich leichte, zwanglose Weise der Erzählung ist ein lauter Protest gegen alle Unnatur und Ziererei. Auf Frauen wirkt dies Gedicht schreckhaft durch seine unbarmherzige Wahrheit noch mehr als durch seinen Uebermuth. Der Dichter ist hier wirklich „ein Columbus auf dem Meere der Moral," er entdeckt und schildert geheimnißvolle Tiefen der Menschenseele, zu denen sich die Dichtung seines Landes bisher nicht hinabgewagt hatte.

Was aber war es, das Byron an der modernen Gesellschaft bekämpfte, indem er ihr stolz sein persönliches Belieben entgegenhielt? Es war zunächst jene Tyrannei der öffentlichen Meinung, die im Don Juan so schneidend geschildert wird:

in the times of old
men made the manners, manners now make men.

Ja wohl, Byron's aristokratisches Wesen hätte sich leichter heimisch gefühlt in der alten Zeit, da die ungeheure Mehrheit des Volkes unter hartem Drucke lag, doch auf den Höhen der Gesellschaft der souveränen Willkür der Person, der allseitigen Entfaltung ihrer Launen und Kräfte keine Schranke gesetzt war. Wo waren sie doch hin, jene kraftstrotzenden, übermüthigen, lebensfrohen Männer aus dem Whigadel des achtzehnten Jahrhunderts, die nach durchschwelgtem Tage mit weingeröthetem Gesicht im Parlamente ihre großen Reden sprachen? Die unbändigen Kräfte, die großen Talente der Aristokratie starben aus, die öffentliche Meinung fiel allmählich unter die Herrschaft jenes Mittelstandes, der, nach unten duldsamer als der alte Adel, zu den glänzenden Erscheinungen auf der Höhe der Gesellschaft sich ungleich mißtrauischer, eifersüchtiger stellt. Die ungeheure stille Tyrannei dieser conventionellen, auf den Schein bedachten Sitte hatte Byron an seinem Leibe erfahren, als er — ein Pair von England, also in der unabhängigsten, der stolzesten Stellung, die einem modernen Menschen beschieden sein kann — sich thatsächlich aus seiner Heimath verbannt sah, ohne daß man eine irgend haltbare Anklage wider ihn vorbrachte, ja ohne daß man ihn hörte. Denn so gewiß Byron jedes Sinnes entbehrte für die Treue und Reinheit des englischen häuslichen Lebens, ebenso gewiß hat er während seiner unglücklichen Ehe durchaus kein ungewöhnliches Unrecht begangen, hat er nichts verschuldet, was den lächerlich ungerechten Ausbruch der öffentlichen Entrüstung rechtfertigen konnte. Byron selber schildert die Thatsachen treffend also: fashion, die Tyrannin der Gesellschaft, hatte ihn eine Weile gehätschelt und dann, des Spieles müde, das Spielzeug fallen lassen. Zornig wandte er sich jetzt gegen seine Heimath, erbarmungslos riß er den Schleier respectabler Sitte herab, der die Frivolität der Hauptstadt, die peccadillos von Piccadilly umhüllt. Doch in diesem Kampfe gegen die vornehme Gesellschaft war er selber nicht innerlich frei. Mochte er noch so laut, nach dem Vorbilde Rousseau's, das Leben des Urwaldes preisen und die erhabene Einsamkeit der Natur, der er seine schönsten Dichterträume dankte: die glänzenden Laster der großen Welt konnte er doch nicht entbehren. Nur eine, die häßlichste, Sünde seiner Heimath war diesem kühnen Geiste durchaus fremd: jene salbungsvolle Heuchelei, die so üppig nur in England gedeiht und darum auch nur dort die zutreffende Bezeichnung — cant — gefunden hat. Vierzig-Pfarrerkraft wünschte er sich das Lob der Heuchelei zu singen. Ihm

graute, wenn er in dem Gebetbuche seiner Kirche neben den Segenssprüchen der Religion der Liebe den ruchlosen Fluch wider die Ungläubigen las. Wohl ist Byron's Spott oftmals frivol nach der Weise Voltaire's; aber, gestehen wir es nur, in der Literatur christlicher Völker ist die Spötterei ein nothwendiges Uebel. Der einseitige Idealismus des Christenthums führt gemeine Seelen leicht zur Unwahrheit, zur Entfremdung von der Natur — zu Lastern, die an den Orient gemahnen, doch in der heitern Weltlichkeit der antiken Gesittung nicht gedeihen wollen. In solcher Umgebung kann es nie an leidenschaftlichen, wahrhaftigen Naturen fehlen, die lieber den Schein der Frivolität auf sich nehmen wollen als miteinstimmen in das salbungsvolle Reden der guten Gesellschaft. „Für die Opposition geboren“ nennt Byron sich selber, und in der That, mit unermüdlichem Widerspruchsgeiste lehnt er sich auf wider alle fables convenues seines Landes, die geistlichen wie die weltlichen. Ihn hatte seine Nation wie einen falschen Götzen gestürzt; um so boshafter verspottet er nun die Größen der englischen Geschichte; sein Witz verschont die jungfräuliche Königin so wenig wie den Sieger von Waterloo.

Wir würden diesen reichen Geist sehr schlecht verstehen, wenn wir seinen Kampf wider die Heuchelei der Gesellschaft allein aus seinen persönlichen Erfahrungen erklären wollten. „Verhaltene Parlamentsreden“ hat Goethe Byron's Gedichte genannt, und sie sind es, sie eröffnen den Reigen jener radicalen Opposition, die seit der Mitte der zwanziger Jahre gegen die Romantik und die heilige Allianz — in Wahrheit, das System der politischen Heuchelei — sich erhob, und nie ist eine Opposition berechtigter, nothwendiger gewesen. Sie sind ebenso tendenziös gegen die Gebrechen der Gegenwart gerichtet, wie die Romantik in der Bewunderung der Vorzeit befangen war, ebenso weltbürgerlich, wie diese national, ebenso revolutionär, wie diese ruheselig. In ihnen zeigt sich, zuerst in der Dichtung, der heilsame Rückschlag gegen die Einseitigkeit der Feinde Napoleon's. Einer Epoche voll überästhetischer Neigungen folgte nun eine Zeit, deren ganzes Denken von leidenschaftlichen politischen Kämpfen erfüllt war. Das Geschlecht des Wiener Congresses, zierlich und höfisch wie das kurze Beinkleid und die langen Strümpfe, ward verdrängt durch eine ganz moderne Generation von ungebundener Natürlichkeit in Tracht und Sitte, von rastloser Beweglichkeit in Staat und Wirthschaft; und Byron wurde der Herold dieser neuen Tage. Die Geschichte der geistigen Bewegungen ist eine

fortwährende Umkehrung der alten Fabel vom Saturn; jede jugendliche literarische Richtung, die eine verlebte bekämpft und vernichtet, ist ein Kind ihrer Feindin. Darum läßt sich die geistige Entwicklung nicht in scharf gesonderte Zeiträume zerlegen, und auch die neue Schule, welche mit Byron beginnt, scheidet sich nicht klar von der früheren ab. Byron's erste Werke fielen noch in die Tage der Napoleonischen Weltherrschaft. Seine feste Richtung, seine ganze Schärfe erhielt sein oppositioneller Sinn erst, als er in Italien die gräßlichen Wirkungen des Systems der Legitimität vor Augen sah. Da ward er zum Vorkämpfer jener Revolutionen, die in den zwanziger Jahren den Süden des Welttheils erschütterten. Und erst lange nach seinem Tode, während und nach der Julirevolution, sind Byron's Gedanken in Fleisch und Blut der Welt übergegangen, als das junge Deutschland und eine revolutionäre Literatur in Süd- und Osteuropa erstand.

Man hat Byron's Haß wider die heilige Allianz aus seiner Schwärmerei für Napoleon herleiten wollen. Gewiß, er bekannte sich zu jenem überschwänglichen Cultus des Genies, der seine Jünger finden wird, so lange begabte Menschen leben, und er hatte seine Kenntniß des Weltkampfes vornehmlich aus den abgeschmackten Märchen der Franzosen geschöpft. Auch er meinte, der corsische Löwe sei nur darum gefallen, weil auf dem Felde von Leipzig „der sächsische Schakal" verrätherisch seine Zähne in die Weichen des Todwunden geschlagen habe. Die rauhe Naturkraft, die derben Lagersitten Blücher's erschienen dem übergeistreichen Lord lächerlich, er sah in dem preußischen Feldherrn nur den Stein, worüber Napoleon gestolpert. Gleich allen Whigs wußte er, daß der Feldzug von 1815 von dem Torycabinet mehr zum Zwecke der Herstellung der Bourbonen, als zur Sicherung Europas geführt ward; darum war ihm die Schlacht von Belle-Alliance ein nutzloses Blutvergießen. Doch so blind, wie man gemeinhin sagt, war Byron's Bewunderung für den Corsen nicht. Aus seinem Munde erscholl ja bei dem Falle des Herrschers der höhnische Jubelruf:

> the desolator desolate,
> the victor overthrown!

Und als der Weltüberwinder beim Schwinden der letzten Hoffnung den Muth nicht fand, ein Dasein zu beenden, das nicht mehr ein Leben war, als Alle, denen die Theologie die freie natürliche Empfindung noch nicht verkümmert hatte, mit Ekel auf dies unwürdige Schau-

spiel der Feigheit blickten: da war es wieder Byron, der der Verachtung furchtbare Worte lieh:

> and Earth hath spilt her blood for him,
> who thus can hoard his own!

Ihm schwebte vor Augen das Ideal eines Völkerfriedens, von dem die moderne Welt sich nie mehr trennen wird, er wußte (und er schlug mit diesen Worten auf Napoleon so gut wie auf seine Ueberwinder), daß „auf den unfruchtbaren Blättern der Geschichte zehntausend Eroberer neben einem Weisen stehen.“ Er stand am Ende einer Epoche, die Millionen Menschenleben maßlosem Ehrgeize geopfert hatte; Byron verkündete das Nahen einer menschlicheren Zeit, da er wider „die Schlächter en gros“ eiferte und den großen Würger Suworow als einen „Harlekin in Uniform“ verspottete. Niemand wird ohne Rührung aus dem Munde des leidenschaftlichen Mannes die Worte reinster Menschenliebe hören:

> the drying up a single tear has more
> of honest fame than shedding seas of gore.

Byron's Opposition gegen das System der Legitimität hatte einen tieferen, grundsätzlichen Charakter. Nach der Entthronung Napoleon's mußte Europa abermals die Wahrheit des ernsten Gesetzes an sich erfahren, daß die Welt nur dann vorwärts schreitet, wenn sie als klein und verächtlich verlacht, was ihr gestern noch groß und des edelsten Schweißes werth erschien. Wieder und wieder pries man den Dreizack der meerbeherrschenden Britannia und ihre glückliche Verfassung und die erleuchteten Heldenkaiser und das fromme Russenvolk. Es war hohe Zeit, daß diesem gedankenlosen selbstgefälligen Jubel ein Ziel gesetzt werde:

> these are the themes thus sung so oft before,
> methinks we need not sing them any more.

Wollte die Welt den Segen der Freiheitskriege genießen, so mußte sie zuvor die häßliche Kehrseite des Kampfes verstehen. In der That, welches Bild boten diese Kriege dem Auge eines geistvollen liberalen Engländers, der von der idealen Begeisterung, welche die deutsche Jugend in den Streit geführt, nichts wissen konnte? Er sah die Metternich und Gentz und den „geistigen Eunuchen“ Castlereagh triumphiren über den größten Mann des Jahrhunderts, die gemeine Mittelmäßigkeit eines Ludwig des Achtzehnten als den lachenden Erben eines Napoleon. Er sah in Tyrol und in Spanien das Volk geführt von

den bigotten Anhängern des alten Despotismus und wilder noch gegen die überlegene Gesittung als gegen die Herrschsucht der Franzosen streiten. Er sah in Deutschland nirgendwo außerhalb Preußens das Volk sich freiwillig gegen den Fremden erheben, sondern gehorsam harren auf den Ruf der Fürsten. Er schaute die widerliche Abgötterei, die mit dem rohesten Volke Europas getrieben ward und leider ein häßlicher Makel der großen Bewegung bleibt. Er hörte jene deutschen Verse, die uns noch heute das Blut in die Wangen treiben: „ihn jagte der Schrecken des russischen Heers, ihn jagte die Wucht des Kosakenspeers." Hunderte schöner Lippen sangen die schmelzenden Abschiedsworte, die der gefühlvolle Kosak an die gefühlvolle Kosakin gerichtet haben sollte: „schöne Minka, ich muß scheiden." Wahrlich, zur rechten Stunde erschien Byron's grimmige Satire auf die Erstürmung von Ismail; sie zeigte der Welt diese Befreier Europas in anderem Lichte, den ganzen Zorn des freien Mannes ergoß sie über die geknechteten Barbaren, die zur Schlachtbank stürmten unter dem Lästerrufe: „Gott und die Kaiserin!" Nun gar für England war die Geschichte der Revolutionskriege zugleich eine Geschichte unerhörter Verkümmerung der altenglischen Freiheit. Der Ruhm von Abukir, Trafalgar und Torres-Vedras war erkauft durch die wiederholte Suspension der Habeas-Corpus-Acte, durch die Verkündigung des Standrechts, durch Ausweisung von Fremden, Verfolgung der Presse und Strafen sogar gegen das Aussprechen radicaler Meinungen, und derweil die glänzenden parlamentarischen Talente der alten Zeit in dem Weltkampfe sich aufrieben, war endlich der Lorbeer zugefallen — dem vielverhöhnten „Ministerium der Mittelmäßigkeiten."

Und was war mit allem Blut und Jammer der Völker gewonnen? Die Pläne des Welteroberers waren verdrängt durch ein politisches System, das in Wahrheit kein System war, durch das ideenlose Rechnen von heute auf morgen, durch die Feigheit und Gedankenarmuth, die ihre Nichtigkeit hinter einigen salbungsvollen Phrasen verbargen. An der Stelle des genialen Imperators thronte nun das unfähige Dreigestirn:

> and earthly Trinity, which wears the shape
> of Heaven's as man is mimick'd by the ape.

Konnte die Welt wirklich noch über den Sturz der Fremdherrschaft jubeln, wenn auf dem Wiener Congresse in echt bonapartischem Geiste mit frivoler Mißachtung der Volksthümlichkeit die Grenzen der Länder

bestimmt wurden, wenn dann russische Späher den deutschen Volksgeist belauschen und vor den Mächtigen verklagen durften? War wirklich ein neues Zeitalter erschienen, wenn die weiland vom heiligen Geiste auf die Erde gebrachte Ampulla, die längst zerbrochene, plötzlich wieder erschien und ihr Salböl träufelte auf den Scheitel des Bourbonen? wenn ein Talleyrand die Oriflamme schwenkte, und in Calais, an der Stelle, wo der „ersehnte" Ludwig zuerst seinen heiligen Fuß auf das Land gesetzt, ein Denkmal errichtet ward? Hatte man noch ein Recht, von Freiheitskriegen zu reden, wenn mit der Freiheit auch die Jesuiten zurückkehrten und die Inquisition des „katholischen Molochs" von Spanien? wenn in der Freiheit jene epidemische Verfinsterung der Köpfe begann, das Convertiten-Unwesen und das lichtscheue Treiben frommer Hexenmeister, der Krüdener und Hohenlohe? Doch Rom bleibt ewig was es war. Wie schwer die Freiheit des Geistes gefährdet war, das erkennen wir sicherer an den Verirrungen der Protestanten. Selbst Max von Schenkendorf, der im Grunde der Seele immer eine norddeutsch-protestantische Natur blieb, hegte doch andächtiglich die Büste des Papstes in seinem Zimmer, sang fromme Lieder an „Maria, süße Königin" und verherrlichte den Schirmherrn Tilly's, den finstern Zögling der Jesuiten, in dem Liede: „fester, treuer Max von Baiern!" — Es ist wahr, die Spuren der fremden Herren vom heimischen Boden hinwegzufegen, bleibt die höchste aller Pflichten, und ein freier Kopf unter den Deutschen, der alle die unseligen Folgen des Sturzes Napoleon's vorausgesehen, er hätte dennoch zum Säbel greifen müssen für sein Land. Aber den zwiespältigen Charakter der Freiheitskriege zu leugnen, wird den gesinnungstüchtigen Phrasen der Gegenwart nie gelingen. Die Cabinette hatten in Napoleon den Zertrümmerer der alten feudalen Unordnung, den Sohn der Revolution bekämpft, die Völker den Fremden und den Despoten. War es nicht eine rühmliche, eine nothwendige That, daß Byron den reactionären Zug, der die Bekämpfung Napoleon's bezeichnete, schonungslos der Welt enthüllte? Das können nur jene verneinen, die nichts ahnen von der echten historischen Gerechtigkeit, die dem Pöbel als mattherzige Halbheit gilt. Wenn Byron dabei die Lichtseite jener Kämpfe übersah, so ist er am meisten zu entschuldigen, der mit wunderbarem Scharfblick das Hereinbrechen der Reaction vorherverkündigt hatte — er, der als Engländer in dem Kriege gegen Napoleon einen Kampf für das Dasein seines Volkes nicht zu bewundern hatte.

Nicht nach den ungleich gesunderen Zuständen des heutigen Englands dürfen wir Byron's Opposition gegen die englische Gesellschaft beurtheilen. In dem Augenblicke, da alle Welt der unermüdlichsten, nie besiegten Feindin Napoleon's zujubelte, war England in Wahrheit ein unglückliches, von Unfrieden zerrissenes Land. Nie zuvor war die alte Sünde dieses Staates, die Ausbeutung der niederen Stände, so grell zu Tage getreten. Während der Napoleonischen Kriege waren die letzten Reste des kleinen Grundbesitzes durch den Adel ausgekauft worden; die Selbstsucht der großen Grundeigenthümer (das land interest) kannte nur ein höchstes Gut — rent, rent, rent — sie schraubte die Kornzölle und damit den Preis des Getreides hoch und höher hinauf. Unheimliche Gährung ergriff die Massen, verwegene Demagogen brüteten über der „socialen Frage." Dem gequälten Volke predigten die Besitzenden die harte Lehre des Malthus: „Niemand hat ein Recht, Kinder zu erzeugen, die er nicht ernähren kann" — eine einfache volkswirthschaftliche Wahrheit, gewiß, aber eine Lehre, die in solcher Zeit wie ein gräßlicher Hohn erschien. Unbekümmert um das Elend der Massen führte der Hof des Prinz-Regenten sein sündliches Prasserleben: „Irland stirbt vor Hunger, Georg wiegt zwanzig Stein." Ein herzloses, in Vorurtheilen erstarrtes Toryregiment leitete das Land. Die Partei der Whigs war nahezu verschwunden; um so eifriger stellte sich Byron auf die Seite der Schwachen und wiederholte getreulich die Ausfälle der Partei wider „Pitt, den großherzigen Minister, der Großbritannien gratis ruinirte." Auch zu gerechter Satire bot die Lage des Landes reichen Anlaß. Nicht poetische Uebertreibung — die nackte Wahrheit war es, wenn Byron rief:

the land-selfinterest groans from shore to shore
for fear that plenty should attain the poor.

Die Worte des Dichters rechtfertigen sich durch den berüchtigten Ausspruch Castlereagh's im Parlamente: „der Weizenpreis ist bereits auf eine unerhörte Höhe gestiegen; da möchte ich doch wissen, wo die Noth ist." Und inmitten dieses „unvaterländischen Adels" wurde jene königliche „Bordellkomödie" aufgeführt, der Prozeß der Königin Karoline, der so manchen alten Namen der englischen und der hannoverschen Aristokratie mit Schmach bedeckte. Während also die sittliche Fäulniß der höheren Stände der Welt sich enthüllte, trat gerade jetzt jene oben geschilderte Eigenheit der englischen Gesittung sehr roh und selbstgefällig hervor. Man verwahrte „die Religion und Moral dieses Landes"

wider Byron's „satanische Angriffe," und die „freundlichen Monopolienhändler der himmlischen Liebe" verketzerten am gehässigsten gerade jene Aeußerungen des Dichters, die uns Deutschen ganz unanstößig, ja zahm erscheinen. Der Antibyron, eine Streitschrift voll gottseliger Wuth, ward geschrieben, weil eine Stelle des Childe Harold das Wiedersehen nach dem Tode in wehmüthigem Tone als eine nicht völlig sichere Hoffnung darstellt! Eine fromme englische Dame fiel, da Byron bei Frau v. Staël unerwartet eintrat, bei dem bloßen Anblicke des Ungeheuers in Ohnmacht. Der Kain, sicherlich eines der mildesten Werke des Dichters, den sogar Walter Scott in Schutz nahm, galt geradezu als Gotteslästerung. Als Byron's Verleger gegen einen Nachdrucker des Gedichts bei dem Lordkanzler, dem berüchtigten Hochtory Lord Eldon, klagte, ward er abgewiesen, weil „Christlichkeit das Fundament aller englischen Gesetze und das vorliegende Werk nicht von der Art ist, daß dem beeinträchtigten Buchhändler irgend ein Schadenersatz zugesprochen werden könnte." Eines ähnlichen Looses rühmte sich des Dichters Freund Shelley, dem man als einem offenbaren Atheisten von Gerichtswegen das Recht, seine eigenen Kinder zu erziehen, raubte. Inmitten solcher socialer Mißstände konnte Lord Eldon die dreisten Worte sprechen, der niedrigste Engländer sei besser als der trefflichste Fremde. Welche Versuchung für einen freien Geist, dieser heuchlerischen Selbstgefälligkeit den Spiegel vorzuhalten!

Eben in jenen Jahren der Erstarrung trieb die unverwüstliche Lebenskraft des englischen Volkes in der Stille die gesunden Keime einer neuen staatlichen Entwicklung hervor. Stätig vollzog sich die Neubildung der parlamentarischen Parteien, welcher das Land später die Parlamentsreform, die Emancipation der Katholiken, die Entfesselung des Handels verdanken sollte. Doch Byron's unstäten Sinn reizte es nicht, theilzunehmen an der unscheinbaren langsamen Mannesarbeit der Reform. Wie viel verlockender, wie viel jugendlicher, umherzuschweifen, gleich anderen meisterlosen Wildlingen seines Volkes, gleich Lord Cochrane und Lady Morgan, als ein Apostel der Freiheit unter den heißblütigen Völkern des Südens! So findet Lord Byron in der politischen Geschichte seines Vaterlandes gar keine Stelle, in der englischen Literaturgeschichte taucht er nur auf als ein jählings verschwindendes Meteor, für die politische und literarische Entwickelung des Festlandes aber ist er von durchgreifender, bleibender Bedeutung geworden. Die englischen Standesgenossen hassen in ihm nicht blos den Freigeist und

den Radicalen, sondern vornehmlich den treulosen Engländer, der zu continentalen Sitten und Gedanken abfiel. Haben sich doch erst seitdem die englischen Sitten den festländischen erstaunlich angenähert. Das altmodische Zerrbild des reisenden Engländers, das heute im Leben schier ausgestorben ist und nur noch in den Caricaturen der Franzosen als ein Anachronismus spukt — damals war es noch eine Wahrheit, da die Mitglieder der englischen Gesandtschaft auf dem Wiener Congresse durch geschmacklose Tracht und eckige Sitte das Gelächter der glatten Continentalen erregten. Um so mehr mußte sich in Italien Byron's boshafter Blick für die Eigenheiten seiner Landsleute schärfen, um so zorniger diese auf den heimathlosen Briten blicken. Welch ein Eindruck aber unter den Völkern des Südens, als der gefeierte Lord mit ihnen ihr leichtes Sinnenleben lebte, in glühenden Versen ihre süßen Sünden besang und die Pracht ihres Landes und die Heldenkraft der Söhne ihrer Berge! Er lernte die Dichter Italiens lieben, die von dem risorgimento ihres Landes geträumt, er lebte sich ein in den abstracten Radicalismus der Geknechteten, er klagte mit dem Venetianer: „der Name Republik ist hingeschwunden." Er träumte von einer Zukunft, da glücklichere Menschen vor den Gebeinen unserer Könige mit denselben Empfindungen stehen werden, wie wir vor Mammuthsknochen. Er wies den Kleinmüthigen jenen Helden, der wirklich als „der Erste, der Größte, der Beste" der neueren Menschen in der Seele der modernen Jugend lebt und leben wird — Washington: — und der geheimen unbestimmten Sehnsucht der erregten Zeit lieh er das treffende Wort, als er sich wünschte zu sterben jenseit des Meeres in dem letzten Asyle der Freiheit:

one freeman more, America, for thee!

Immer wärmer ging er ein auf die Lieblingsgedanken des unzufriedenen italienischen Adels, er hörte gern, wenn seine wälschen Freunde von dem vergötterten Napoleon sagten: non è Francese, è nostro. Schon vor Jahren, im Childe Harold hatte er, hingerissen von der Großheit der historischen Erinnerungen, den Fall Roms — der „Niobe der Nationen" — beklagt. Jetzt schrieb er den Marino Falieri und die Foscari, zwei Tendenzdramen, die der italienischen, nicht der englischen Bühne gehören, bestimmt, Italien zu mahnen an die Größe der alten Zeit. Immer kühner greift er die Gewaltigen an, er verhöhnt den koketten Czaren, der gegen die wahre Freiheit nur das Eine einzuwenden hat, daß sie die Völker befreit. Die unsauberen Geheimnisse der

heiligen Allianz deckt er auf, er fragt, wer die Wage der Welt halte? „Jud' Rothschild und sein Christenbruder Baring.“ Mit schönem sittlichen Zorne stellt er die würdelose Gemahlin Napoleon's bloß, die bei Lebzeiten ihres Gatten ihr freches Witwenleben führt, und fragt, wie die Fürsten das Gefühl der Völker schonen sollen, wenn sie ihr eigenes Gefühl verhöhnen? Und wie seine Phantasie sich aus dem sentimentalen Weltschmerz zum freien übermüthigen Humor erhebt, wird auch seine revolutionäre Gesinnung offener, bestimmter. Schon schleudert er der Monarchie die kecke Drohung in's Gesicht:

> but never mind — „God save the king“ and kings,
> for if he don't, I doubt if men will longer.
> I think I heard a little bird who sings:
> the people by and by will be the stronger!

Dann fällt auch das verwegene Wort:

> revolution
> alone can save the world from Hell's pollution.

Das Wort war nur ein Nachklang erschütternder Thaten. Sie war ausgebrochen, diese Revolution. „Vom Gipfel der Anden bis zur Höhe des Athos“ sah Byron dasselbe Banner wehen und wetteiferte mit seinem Freunde Thomas Moore, dies große Erwachen der Völker zu preisen. Noch haben wir nicht zur Genüge gewürdigt, wie sehr der politische Sinn unseres eigenen Volkes durch dies phantastische Schauspiel der creolischen, romanischen und griechischen Revolutionen gefördert worden ist. Schien es doch, als habe ein großer Wohlthäter unseres Volkes diese gewaltigen Bewegungen recht eigentlich zu dem Zwecke geschaffen, um unsere überästhetische Nation durch den romantischen Reiz zur politischen Schwärmerei und dann zur politischen Arbeit zu erziehen. Nach den Enttäuschungen des Wiener Congresses war man der staatlichen Dinge wieder müde geworden, man labte sich an den Teufeleien Callot-Hoffmann's und interessirte sich wieder für die neue Religion, die Friedrich Schlegel erfinden wollte. Welcher Mensch von Phantasie sollte die eintönigen Berichte aus dem heimischen Staate lesen? Wie anders die große Kunde von den Llaneros, wie sie auf schnaubenden ungesattelten Rossen durch die glühende Steppe den Spanier verfolgen! Wunderbares Volk, etwas wild freilich, sozusagen bestialisch, aber unzweifelhaft romantisch und Gott Lob in angemessener räumlicher Entfernung von dem stillen Frieden des königlich sächsischen Zeitungslesers! Und dann diese Stierkämpfer von Madrid in ihren

malerischen Trachten! Sie brüllen der katholischen Majestät in's Angesicht ihr wildes Hohnlied: tragala perro! Abergläubisch und unsauber sind sie, ohne Zweifel, auch bleibt es bei ihrer Unerfahrenheit in den Geheimkünsten des Lesens und Schreibens einigermaßen fraglich, ob sie ein entscheidendes Urtheil haben über ihre vergötterte Charte von 1812. Aber romantisch sind auch sie! Nun gar Neapel! Wie lange haben wir die Lazzaroni für Barbaren gehalten, und jetzt schwebt in das süße Nichtsthun am Golfe von Neapel mittenhinein die Göttin der Freiheit selber! Diese schlichten Naturkinder erobern sich in ihrer erhabenen Einfalt die freieste Verfassung von Europa! „Dafür konnte man doch schwärmen," sagte mir ein Mann, dessen Jugend in jene Tage fiel.

Und auch der Unverbesserliche, der seine staatsbürgerliche Ordnungsliebe* unversehrt bewahrt hatte trotz aller revolutionären Romantik aus Peru, Spanien, Neapel, auch er ward endlich von dem revolutionären Fieber ergriffen, als die Griechen sich erhoben und neben der romantischen auch die classische Schwärmerei des ästhetischen Volkes herausforderten. Die ernsten Gelehrten, die über Elision und Krasis grübelten, und die begeisterte Jugend, der die Seele weit ward bei den Namen Marathon und Platää, sie alle sangen jetzt mit dem Dichter:

> of the three hundred grant but three
> to make a new Thermopylae!

Und war er nicht erschienen, der Tag der neuen Thermopylen, als Diakos mit seinem kleinen Haufen abermals den Engpaß vertheidigte und, ein hoffnungsreiches Dichterwort auf den Lippen, von den Türken sich zum Tode führen ließ? Schien es nicht, als sollte der Heldenruhm und die Sangesherrlichkeit der salaminischen Tage sich erneuen, da jetzt in den Schluchten des Peloponnes das wundervolle Kriegslied widerhallte: *δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων, ὁ καιρὸς τῆς δόξης ἦλθεν*? Jahre sollten noch vergehen, bevor die Deutschen lernten Geldopfer zu bringen für den Ausbau des deutschen Staatswesens, doch für die Erhebung des fremden Volkes ward gesammelt: von allen Seiten flossen die Gaben in den mit dem Kreuze der Griechen geschmückten Gotteskasten der Philhellenenvereine. „Ohne die Freiheit was wärest du, Hellas? ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?" sang der deutsche Dichter. Man empfand, dies Volk, das wie kein zweites der neuen Welt vom hellenischen Geiste getränkt war, sei vor allen

berufen, „die unendliche Blutschuld Europas“ an dem Mutterlande unserer Bildung zu sühnen. So wirkten treulich nebeneinander die Vertreter der altclassischen Gelehrsamkeit, die Voß, Orelli, Thiersch, und die glaubenseifrigen Prediger, die von der Kanzel herab mahnten, den Kreuzzug wider den Halbmond zu fördern durch „Zuzug kriegskundiger Männer, geschickter Aerzte und guter Kriegshandwerker.“ Die Lieder Waiblinger's und Wilhelm Müller's beschworen die Schatten des Aischylos und Themistokles, Rückert besang den Kampf für „Gott und unsern Heiland.“ Dieselben Liberalen, die soeben in Italien und Spanien die Intervention fremder Mächte als einen Frevel verurtheilt, verlangten als eine heilige Pflicht die Einmischung Europa's in den Kampf der Griechen. Aufs neue erstand in diesen jungen Tagen der längst vergessene Türkenhaß der alten Zeit: wird der Erbfeind der Christenheit jetzt nicht aus der Stadt Constantin's vertrieben, „dann zittre, Welt, vor seinen künft'gen Siegen!“ rief der Poet, und Krug hoffte, die heilige Allianz werde durch die Befreiung von Hellas den Neubau des christlichen Europas vollenden. Die ungestüme Kraft der deutschen Jugend fand seit den Beschlüssen von Karlsbad keinen Raum mehr in der Heimath; eifrig warf sie sich auf den Kampf im fernen Osten, sie gedachte der Mahnung Casimir Delavigne's zu folgen, der in seinen messenischen Liedern die Söhne Odin's aufforderte, den Tempel des Zeus zu befreien.

Wohl reizt es das Lächeln der Söhne, dies Geschlecht unserer Väter, das für den Mordbrand der Creolen, für die Soldatenmeutereien der Romanen und für die mehr als zweideutige Erhebung eines Barbarenvolkes im Osten größere Theilnahme hegte als für das Elend seines eignen Staates. Doch auch aus den Irrgängen unseres Volkes blickt überall seine große Seele hervor. Es bewährte sich in jener unreifen weltbürgerlichen Begeisterung der selbstlose menschenfreundliche Sinn, der dem Volke der Humanität geziemt, es offenbarte sich darin die natürliche Sehnsucht des Volkes nach einer weiten freien Bühne für die politische Thatkraft, welche die dürftige Kleinstaaterei der Heimath ihm versagte. Durch jene Revolutionen, wie unsicher und verworren sie waren, ist die Macht der heiligen Allianz innerlich gebrochen worden. Und man weiß, wie in Folge des griechischen Unabhängigkeitskampfes der Bund der drei Ostmächte endlich gesprengt ward. Bis nach Ungarn und Rußland hinein verbreitete sich das Bewußtsein, daß der Kampf des modernen Liberalismus ein der gebildeten Welt gemein-

samer ist, es reifte jener nothwendige Geist der Unruhe, der in den Jahren 1830 und 1848 auch die langsameren Völker ergriff.

Diesen revolutionären Sinn hat nächst Canning, der sein England zur großen Schutzmacht des Liberalismus erhob, kein anderer einzelner Mensch so gewaltig gefördert als Lord Byron. Der Philhellenismus namentlich ist von Keinem so früh und so glänzend vertreten worden. Schon als Byron auf seiner ersten Pilgerfahrt an dem geheimnißvollen Hofe Ali Paschas weilte und die Sulioten nach den Klängen der Timburgi um das nächtliche Feuer ihren Kriegsreigen tanzen sah, schon damals war ihm der Gedanke an die Auferstehung Griechenlands lebendig geworden, der in den kühneren Köpfen des Welttheils niemals völlig erstorben war. Hatte ihn doch vor Zeiten Milton mit der Sicherheit des Sehers ausgesprochen, und auch der edle Fénélon von dem Erwachen der Hellenen geträumt. Da noch niemand die Wirklichkeit des Traumes zu hoffen wagte, wünschte Byron den kykladischen Inseln die Freiheit und die Herrschaft des attischen Demos zurück (im „Corsaren", geschrieben im Januar 1814). Fünf Jahre später sang er wieder von der Herrlichkeit des Landes, where Delos rose and Phoebus sprung, und störte den starren Schlummer der Griechen durch den schmetternden Weckruf:

> you have the Pyrrhic dance as yet,
> where is the Pyrrhic phalanx gone?

Er verstummte zornig, da die Trägheit dieses Volkes der Knechte nicht zu erschüttern schien:

> a land of slaves shall ne'r be mine —
> dash down yon cup of Samian wine.

Doch hielt er fest an der Hoffnung, daß der Name Hellas wieder „ein Weckruf für die Welt" werden solle.

Nun endlich erfüllten sich die Zeiten. Seit Langem hatte der wunderbare Mensch die erstaunten Blicke der Deutschen auf sich gelenkt, so sehr, daß, nach Goethe's Worten, Deutschheit und Nationalität fast vergessen schien. Wir schwelgten noch in unsern romantischen Taschenbüchern, und wollte der deutsche Reisebeschreiber sich als einen Mann von ästhetischer Bildung zeigen, so mußte er einmal zum mindesten in Thränen der Rührung ausbrechen beim Anblick eines Gemäldes, einer Statue. Hier aber war ein Dichter, dessen ästhetische Thaten die Welt bewunderte; der spottete der weichlichen Schönthuerei, er durchreiste die Fremde, um an dem wirklichen Leben der Völker sich zu er-

freuen und die Stätten ihrer großen Thaten andachtsvoll zu besuchen. Lachend wie ein roher Bauer ging er an dem Kunstwerth der Meisterwerke der Gallerien vorüber, nur da und dort begeisterte ihn ein Gemälde durch den menschlichen Gehalt seines Stoffes. Und während der große Dichter der Deutschen sich alles Ernstes die Frage vorlegte, ob man Napoleon auch einen productiven Menschen nennen dürfe, sprach Byron zum Entsetzen der Schöngeister: „ich will noch etwas mehr für die Menschheit thun als Verse schreiben." Ein schwärmerischer Bewunderer der Natur, ein Virtuos im Genießen, ließ er sich doch nie — wie diese phantastische Zeit pflegte — sein Urtheil über die Völker durch solche romantische Rücksichten bestimmen; in einem knechtischen Volke ward es ihm unheimlich, selbst inmitten der lieblichsten Landschaft, des behaglichsten Sinnengenusses. Ich liebe die Deutschen, sagte er bezeichnend, nur nicht die Oesterreicher, sie hasse und verabscheue ich. Der Kampf für die Freiheit schien ihm die höchste Aufgabe des Mannes. Lange trug er sich mit dem Plane, über das Weltmeer zu ziehen in den Bürgerkrieg der Creolen. Dann nahm er Theil an der Erhebung Italiens, aber das Gefecht von Rieti bereitete der neapolitanischen Revolution einen ruhmlosen Untergang. Oesterreich begann, wie seine Staatsmänner prahlten, sich des öffentlichen Geistes in Italien zu versichern. Der Dichter ward es müde, die nutzlosen Waffen der italienischen Patrioten in seinem Hause zu bergen, in Venedig und Ravenna den kleinen Krieg zu führen wider die österreichische Polizei und zu horchen auf das unfruchtbare Treiben der Geheimbünde, das dem politischen Takte des Engländers lächerlich erscheinen mußte. Wie anders der ausdauernde Heldenkampf der Griechen! Dem thatendurstigen Sinne des Dichters schenkte das gnädige Geschick ein Ende, wie seine Muse es nicht herrlicher ersinnen konnte in ihren weihevollsten Stunden. Er sollte sterben den schönen Tod des Kriegers für die Freiheit, der sein Lied gegolten, er sollte enden, wie Chamisso ihm nachsang, als „der Kamönen und des Ares Zögling." Als er auf eigne Faust sein kleines Heer nach Missolunghi hinüberführte, war er nicht selber einer jener Seekönige seiner Jugendlieder, die, Keinem trauend als der eignen Kraft, der alten Ordnung der trägen Welt den Frieden kündigten? Und wie männlich schüttelte er alles ab, was von den trüben Gedanken des Weltschmerzes seine Seele noch beschwerte: „von poetischem dummen Zeuge habe ich nichts an mir, dergleichen Dinge gehören nur für den Reim." Als der echte Sohn eines zum

Herrschen geborenen Volkes brachte er Zucht unter die meisterlosen Horden der Griechen, entflammte die Säumigen, gab dem verwilderten Kriege eine menschliche Weise. Und kaum waren die erschütternden Töne seines letzten Liedes verklungen:

> the sword, the banner and the field,
> glory and Greece, around me see!
> the Spartan, borne upon his shield,
> was not more free! —

so vollstreckte das Schicksal das Seherwort des Dichters, und der Spartaner ward auf seinem Schilde heimgetragen. Die armselige Selbstzufriedenheit der Theologen schrie Zeter über diesen „Tod in geistiger Finsterniß,“ und die verstockte Härte der heimischen Klerisei weigerte dem Todten die Bestattung zu Westminster. Wer aber ein Herz besaß für echte Menschengröße, der gestand, daß nie ein schuldvolles Leben durch einen edleren Tod gesühnt ward. Und auch die Nachlebenden können noch mitempfinden, wie der deutsche Philhellene den Dichter in der Verklärung des Helden schaute und ihm wünschte:

> einen Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz,
> eine Krone dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz!

Dilettantisch ist Lord Byron's Radicalismus immerdar geblieben — ein Grund mehr für den Widerwillen seiner Landsleute, die längst gelernt, die großen Geschäfte des Staatslebens auch mit dem Ernste des Geschäftsmannes zu behandeln. Mit begreiflichem Zorne hörte man in England den Dichter erklären, unter allen Völkern habe allein „die spanische Fliege und die attische Biene“ den Muth gefunden, den Stachel zu regen wider das Spinngewebe der Knechtschaft. Die Langeweile, die Sehnsucht eines edlen ruhelosen Herzens nach großen heldenhaften Gemüthsbewegungen haben an Byron's letzten Thaten ebenso großen Antheil wie die romantische Schwärmerei für das Land und Volk der Griechen. Aber man frage sich: was würde er, der Unstäte und Ungeschulte, geleistet haben, wenn er seinen Platz im Oberhause eingenommen und mitgewirkt hätte an dem langsamen großen Werke der Reform, das die Huskisson, Russel, Brougham und Byron's Schulkamerad Robert Peel auf grundverschiedenen Wegen, doch alle mit dem gleichen zäh ausharrenden Sinne begannen? Indem Byron sich hineinstürzte in die wilde Gährung des Continents, die solcher vulkanischer Naturen bedurfte, hat er von seinem politischen Talente den

denkbar besten Gebrauch gemacht. Nur auf solche Weise konnte dieser Mensch ein politischer Kämpfer werden. Und wenn ihr den unbestimmten, lediglich verneinenden Charakter seines Liberalismus tadelt: wer heißt euch denn vom Lenze Trauben fordern? wer darf in dem Chaos jener südländischen Revolutionen ein klares Parteiprogramm erwarten? Der dichterische Werth der politischen Satiren Byron's hat durch den argen Radicalismus des Dichters unzweifelhaft gewonnen; ein rechter Parteimann, der gezwungen ist sich zu borniren, hätte nimmermehr jenen kecken Ton souveränen Uebermuths gefunden, dem Byron's politische Poesie ihren Reiz verdankt. Es war doch keine Lästerung, wenn Byron den Schatten des „Tyrannenhassers“ Milton heraufbeschwor wider die servilen Modedichter des Tages. Niemand wird den unreinen modernen Helden der fleckenlosen Größe des Puritaners zu vergleichen wagen, und doch fochten beide verwandte Kriege für das Recht des Demos, nur daß der eine mit dem heiligen Ernste bibelfester Tugend die Sündhaftigkeit der Höfe, der andere mit frechem Spott die Heuchelei der Mächtigen bekämpfte. Nicht die Sätze eines Parteiprogrammes zu verfechten ist des Dichters Beruf; die Idee des Liberalismus, der seine Berechtigung darin findet, daß er hoch denkt von den Menschen, ist noch nirgends großartiger, energischer ausgesprochen worden als in Byron's Werken.

Desgleichen läßt sich gar leicht erweisen, daß des Dichters Freigeisterei nicht die reife Frucht stätigen Denkens, sondern sehr unfertig war und vermischt mit dem geheimen Schauder über ihre eigene Sündhaftigkeit. Sein heller Verstand empörte sich wider das credo quia absurdum; solcher Zweifel ward gefördert durch den Verkehr mit dem kecken Heiden Shelley und durch die Werke jenes Gibbon, dem der Childe Harold Verse voll überschwänglicher Bewunderung widmet. Entsetzlich genug klang es seinen Landsleuten, wenn er „Rum und wahren Glauben“ zur Beruhigung erregter Gemüther empfahl oder spöttisch bedauerte, daß die Dreifaltigkeit nicht vierfaltig sei, dann wäre es ein noch größeres Verdienst, daran zu glauben. Aber die übermüthigen Worte verdecken nur schlecht die innere Unsicherheit seines Gemüths; an unzähligen Stellen verräth sich, dem Dichter unbewußt, die stille Reue über den verlorenen Seelenfrieden, die Furcht vor dem verborgenen Leben nach dem Tode. „Ich zweifle, ob der Zweifel selber zweifelt“ — solche skeptische Worte zeigen nichts von jener heitern Freiheit eines dem Dogma entwachsenen Geistes, die wir an den deutschen

Dichtern bewundern. Die „hebräischen Melodien“ lassen uns ahnen, daß der Mann sich noch erbaute an jenen frommen Heldengestalten der Bibel, die der Knabe sich von seiner Amme schildern ließ. Seine geliebte Allegra ließ er katholisch erziehen und entfernte das Kind sorglich von den freigeistigen Gesprächen Shelley's und seiner Gattin. Wir schließen daraus nicht — wie Walter Scott, der Byron nie durchschaut hat — daß der Dichter bei längerem Leben sich selber zur katholischen Kirche bekehrt haben würde, doch bleibt die innere Unsicherheit seines religiösen Freisinnes unzweifelhaft. Aber die Romantik war nur ein ohnmächtiger Versuch, eine durch die ernste Geistesarbeit dreier Jahrhunderte überwundene Weltanschauung wieder zu beleben. Da genügte es, wenn nur ein Dichter keck verneinend der Phantasterei entgegentrat, wenn er nur lachend die Welt erinnerte, welche Schätze geistiger Freiheit sie längst besaß; schon vor dem lustigen Geprassel des Witzes mußten die Spukgebilde der Romantik entfliehen. Und — seltsam es zu sagen — dieser kecke Spötter ist doch in die großen Weltmysterien tiefer eingedrungen als irgend ein englischer Dichter seit Milton. Im Kain und Manfred werden einzelne Töne angeschlagen, die an den Tiefsinn deutscher Kunst gemahnen. In „Himmel und Erde“ schildert ein Miltonischer Geist den unbeugsamen Stolz der höllischen Dämonen. Jene grandiose Fabel, welche, von anderen Völkern selten verstanden, die deutschen Dichter zu ewig neuen Liedern begeistern wird, die Fabel vom Lichtbringer Prometheus hat auch in Byron ihren Sänger gefunden: die ganze gedrungene Kraft seiner Rede bietet er auf, um den Titanentrotz zu schildern, „der den Tod zum Siege macht.“

Die Wirkung der Gedichte Byron's auf die Zeitgenossen ward durch ihre künstlerischen Mängel nicht beeinträchtigt, ja oftmals verstärkt. Der Sinn für die Composition der Kunstwerke ist heute wieder etwas empfindlicher; wir erwarten in jedem Gedicht eine stätig anschwellende Handlung, einen kräftigen Abschluß. Darum erscheinen uns, trotz aller Pracht der Schilderungen, trotz aller glänzenden Einfälle in den Abschweifungen, manche Gesänge des Childe Harold entschieden langweilig durch ihren fragmentarischen Charakter. Und bewundern wir Byron's unerschöpflichen Reichthum an immer neuen Bildern und Gedanken, so erkältet uns seine Armuth in der Erfindung der Handlung. Unser froherer Weltsinn findet wieder Freude an der Eigenart mannichfaltiger Charaktere, und wir ermüden gar leicht, wenn

in Byron's Gedichten (mit einziger Ausnahme des Don Juan, der auch nach dieser Richtung einen ungeheuren Fortschritt zeigt) das schwache, liebende Weib und der melancholische Held immer wiederkehren. Und auch diese beiden Charaktere erscheinen uns verschwommen und sehr unbestimmt; wir fragen nach dem Warum? wenn Byron's Held seinem Mädchen sagt: „ich liebe dich nicht mehr, wenn ich die Menschheit liebe." Die harte Arbeit in Staat und Wirthschaft hat uns wieder gewöhnt an das helle Mittagslicht, wir sehnen uns oftmals hinweg aus dem ewigen Halbdunkel, das Byron's Gestalten beleuchtet. Am schmerzlichsten vermißt die Gegenwart mit ihrem lebendigen Sinne für das Drama in dem großen Dichter jede dramatische Begabung. An Byron's Schauspielen am klarsten läßt sich verstehen, daß die Leidenschaft allein der Nerv des Dramatikers nicht ist; sie bleibt wirkungslos, wo die gewaltig bewegte Handlung fehlt. Versucht der Dichter auch einmal seine subjective Weise abzulegen und etwas anderes zu schaffen als Monologe und Schilderungen: seinem unstäten Schaffen blieb doch fremd jener höchste Künstlerfleiß, der entsagend sich gänzlich in den Stoff versenkt und allein dramatische Charaktere von überzeugender Kraft zu schaffen vermag.

Solche Bedenken des heutigen Lesers hätten die Zeitgenossen kaum verstanden. Man darf sagen, gerade die schwächsten seiner Werke haben die Zeit am mächtigsten ergriffen. Der Erbe der Romantik fand Byron die Bühnen längst verwildert und die Welt gewöhnt, den Empfindungsreichthum eines Lesedramas für eine dramatische Handlung zu nehmen. Die lose Composition, die wuchernde Ueberfülle seiner Abschweifungen und Schilderungen entsprach durchaus der Neigung einer Zeit, die alle alten Kunstformen durch die Romantiker zerbrochen sah und in einem blendenden abspringenden poetischen Feuilletonstile das Neueste und Größte der Dichtkunst fand. Vergessen wir nicht, daß die von Byron hervorgerufene jungdeutsche und neufranzösische Richtung die ärgsten ihrer Sünden von der Romantik entlehnt hat. Wie unsicher bleibt doch die Grenze zwischen den beiden Schulen: für Frankreich, das einen echten Classicismus, nach deutscher Weise, nie gekannt hat, liegt sogar in Victor Hugo's kecker Versicherung eine gewisse Wahrheit: „Die Romantik ist in der Dichtung, was der Liberalismus im Staate." — Auch für die von Byron beliebte Vermischung der Kunst mit politischen Tendenzen hatte die Romantik arglos selbst den Boden geebnet. Sie hatte die Grenzen zer-

stört, welche Dichtung und Prosa scheiden, und der Welt eine poetische Religion, eine poetische Politik geschenkt. War es zu verwundern, wenn jetzt ein verwegener Mann den Spieß umkehrte, wenn mit Byron eine Zeit begann, welche Kunst und Wissenschaft nur als die Mägde der Politik behandelte? Endlich jene edelmüthigen Byronischen Verbrecher, die unser sittliches Gefühl beleidigen, sie gaben einer Epoche keinen Anstoß, die längst von der Romantik gelernt, die interessanten Menschen nur auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft zu suchen.

So hatten die Zeitgenossen kein Auge für die Schwächen von Byron's Muse. Um so freudiger begrüßten sie ihre Tugenden, jene wunderbare, in keiner Uebertragung völlig getroffene Formenschönheit, die einfältige Kraft und Wahrheit des edlen Ausdrucks, der mit den allereinfachsten Mitteln am gewaltigsten wirkt. Jene mit dem Herzblute des Dichters geschriebenen Verse „der Traum" muthen uns an wie eine Erzählung aus einer Welt der Wunder, und doch was schildern sie? die einfachste Begebenheit mit den schlichtesten Worten. Und wie herrlich sah doch aus aller Zerrissenheit des Dichters sein kerngesunder, nie beirrter Instinkt für echte Größe hervor! Wie hehr mußte der Jugend die Reinheit eines Sokrates, Franklin, Washington erscheinen, wenn Byron, der immer Spottende, vor ihnen demuthsvoll sich neigte! Und wie ungezogen oft sein Witz sich gehen ließ, er blieb doch ein Dichter, der seines eignen Pfades zog, der niemals schrieb „a dilettar le femine e la plebe." Das Wunderbarste blieb die Sicherheit und Fruchtbarkeit seiner Dichterkraft. Wie Mirabeau, ein verwandter Geist, wenn er die Tribüne betrat, die Gemeinheit seines privaten Lebens hinter sich ließ, so war Byron ein anderer, ein reinerer Mensch, wenn die Muse ihm nahte. Einige seiner schönsten und — friedlichsten Gedichte, die hebräischen Melodien und Parisina, schrieb er in den Tagen des bittersten Kummers, da sein Haus zusammen- und der Grimm seines Landes über ihn hereinbrach! Unsere Väter sollen sich dessen nicht schämen, daß, weit über die jungdeutschen Kreise hinaus, dieser Dichter von ihnen vergöttert ward. In manchem ehrwürdig-langweiligen Compendium eines gelehrten deutschen Professors aus alten Tagen überrascht uns noch inmitten statistischer Notizen ein Citat aus Byron. Wir verstehen es gar nicht, das deutsche Geschlecht der zwanziger und dreißiger Jahre, wenn wir Lord Byron nicht kennen. Man muß die erstickende Luft jener unseligen Tage der heiligen Allianz

selber geathmet, man muß die Gewaltigen der Zeit auf Schritt und Tritt ihres nichtigen Daseins verfolgt haben, wie sie auf dem Veroneser Congresse ihren leeren Freuden nachgingen, derweil ihre Henker das Glück eines großen Volkes vernichteten, ihre Schreiber in scheinheiligen Manifesten den Nationen Weisheit und Tugend predigten. Man muß sich erinnern, welche ohnmächtige und blasirte Sinnlichkeit an jenen frommen Höfen herrschte, mit denen verglichen sogar die Welt August's des Starken als ein Geschlecht naiver, naturwüchsiger Kraftmenschen erscheint. Nur dann wird man ermessen, wie die Völker aufathmeten bei den Klängen von Byron's Dichtung. Endlich ein Ausbruch starker Leidenschaft von einem Manne, der mit all seinen Sünden reiner, wahrhaftiger war als die gleißnerische Macht; endlich ein Hauch der Freiheit inmitten der geknechteten Welt!

In unseren Literaturgeschichten kehrt unwidersprochen der Satz wieder, daß Byron der erste sei unter den literarischen Stürmern und Drängern, deren Mittelpunkt später das junge Deutschland bildete. Aber obgleich Byron allerdings der europäischen Kunst zuerst die revolutionäre Richtung gegen die Romantik gab, so war ihm doch vieles eigen, was ihn unterschied von seinen Nachfolgern. Er überragte nicht nur sie alle — H. Heine allein ausgenommen — durch schöpferische Kraft, Witz, Menschenverstand und den von Goethe ihm nachgerühmten „scharfen Blick die Welt zu schauen," jene sichere Weltkenntniß, die seinen unerfahrenen Jüngern gänzlich mangelte. Auch den guten künstlerischen Ueberlieferungen der alten Zeit stand er weit näher. Sehr lose gefügt freilich war der Bau seiner Gedichte, aber er schrieb doch in Versen, in Versen voll des lautersten Wohlklanges, und schon diese Form bewahrte ihn vor jener gänzlichen Verwilderung, jenem banausischen, die nackte Prosa mit poetischen Flittern roh durcheinanderwerfenden Journalistenstile, worein das junge Deutschland verfiel. Wer die Bedeutung der Form in der Kunst zu würdigen weiß, wird hierin allein schon einen tiefgreifenden Unterschied zwischen Byron und den Jungdeutschen erkennen.

Auch war er keineswegs einer jener stets verneinenden Geister wie die meisten seiner Nachfolger. Noch hatte sein Gemüth sich vieles Positive bewahrt, das er fromm verehrte. Denn, vor allem, er war Engländer. Nicht ohne Neid erkennen wir Deutschen an diesem zuchtlosen Menschen, wie die sittliche Haltung des Mannes gesichert und gehoben wird, wenn er der Sohn ist eines großen, stolzen, mächtigen

Volkes. Niemals kann ein Brite in den Schmutz des heimathlosen Literatenthums versinken, darin unsere Börne und Heine sich wohlgefällig wälzten, niemals kann ihm in den Sinn kommen, sein Vaterland als das Land der Dummen und der Feigen zu verhöhnen. Auch dem verbannten Engländer bleibt sein Volk das erste der Erde. Wohl haßte der englische Adel in Byron den Mann der festländischen Begriffe, wohl versichern die frommen Literarhistoriker des Landes noch heute unermüdlich — (wir wollen das in seiner Dummheit unübersetzbare Wort in der Ursprache wiederholen) — the bright dark fancy of Lord Byron sei ganz und gar unenglisch. Die Zeit wird kommen, da man gerechter urtheilt und Thomas Moore zustimmt, der in jedem Worte seines Freundes erfreut den Landsmann wieder erkannte. Von einigen schlimmen und vielen guten Eigenthümlichkeiten seines Volkes hatte Byron sich befreit, doch er bekämpfte sie mit dem Zorne des Liebenden. Der Kern seines Wesens blieb englisch; schon der Gedanke, ein anderes Volk über das seine zu stellen, wäre ihm unmöglich gewesen. England, with all thy faults, I love thee still! An tausend Wendungen seiner Werke kann der Fremde dies errathen, und wie viele mehr mögen es dem Engländer zeigen! Gewalt anthun mußte er seinem englischen Wesen, um zu der festländischen Geistesfreiheit sich hindurchzuringen, und doch ist ihm dies nie völlig gelungen. Noch mehr, mit all seinem Radicalismus blieb Byron der englische Lord, eine hocharistokratische Natur, getreu den Vorurtheilen wie den Tugenden seines Standes, ein großherziger Beschützer der Niedriggeborenen, ein Abgott seiner Diener und der Massen in Italien und Griechenland, die den echten Adel leicht erkennen und willig sich ihm beugen. Also befangen in den Anschauungen seines Volkes und seines Standes war er durch seine Schwächen selber bewahrt vor dem Aeußersten des abstracten Radicalismus seiner Nachfolger. Es war eine grobe Selbsttäuschung, wenn Heinrich Heine sich gegen den Vorwurf verwahrte, er sei angesteckt von Byronischer Zerrissenheit. Die jungdeutschen Schriftsteller sind leider unzweifelhaft ärmer an Pietät und an Hoffnung, ihre Seele ist verbitterter und frecher als der englische Dichter in seinen unseligsten Stunden.

Und noch ein Anderes konnte die junge Dichterschule ihm nicht nachahmen — den Zauber seiner Persönlichkeit, die ebenso liebenswürdig und unwiderstehlich fesselnd war, wie die Personen Heine's und Börne's einem Jeden unausstehlich erscheinen müssen, der den Muth

hat, den Fabeln des literarischen Götzendienstes zu widersprechen. An Byron beobachten wir einen allen echten Größen der Kunst gemeinsamen Charakterzug: er erscheint als Mensch im Leben vielfach unreiner, aber auch weit reicher und vielgestaltiger als in seinen Gedichten. Nur ein wahrhaft interessanter, geistvoller Mensch durfte eine so subjective Weise der Dichtung sich erlauben, durfte mit so zudringlicher Gefallsucht der Leserwelt jahrelang das ewig Gleiche und doch ewig Neue, sein eigenes Ich bis zu den aristokratisch kleinen Ohren und Füßen schildern. Nur einer, der ein Mann war, durfte das geheime Weh in seiner Brust in endlosen Klagen aussprechen, die an jedem schwächeren Menschen weibisch erschienen wären. Auch hier hat Goethe das entscheidende Wort gesprochen, als er die „dämonische Natur" des englischen Dichters anerkannte; sie war reizvoll, räthselhaft genug, um schon bei Byron's Lebzeiten eine Fülle von Märchen hervorzurufen. Byron selber nährte durch geheimnißvolle Andeutungen diese Mythen, Sagen so wundersam phantastisch, daß der wirkliche Byron ihrem Scheingebilde gegenüber fast als eine prosaische Natur erscheint. Selbst Goethe ließ sich von diesen Fabeln bestechen. Die einfältige Schönheit seines Gemüths vermochte sich die Empfindung des leeren Weltschmerzes an einem edlen Menschen nicht vorzustellen. Wenn er Byron nannte „stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen," so meinte er im Ernst, Byron's Gewissen sei belastet mit einer schweren Blutschuld. Wir wissen jetzt, daß an alledem kein wahres Wort ist, und vieles Wunderbare in Byron's Irrgängen erklären wir einfach aus einem sehr menschlichen Motive, einer Eigenthümlichkeit freilich, die ein wahres Kreuz ist für seine Kritiker und Biographen — aus dem Spleen, aus der unberechenbaren Laune eines eigensinnigen, von dem Eindrucke des Augenblicks bestimmten Menschen.

Wir haben ein Recht so zuversichtlich zu urtheilen, denn über wenige Menschen liegen die Acten so vollständig vor. Von klein auf wohnte und drängte in ihm ein unersättlicher Trieb der Mittheilung. Was ihm jemals durch den Kopf schwirrte und nicht Raum fand in den Gedichten, das ward niedergeschrieben in Tagebüchern und Briefen: glänzende Gedanken und unreife Einfälle, Worte schwermüthiger Lebensweisheit und possenhafte Ungezogenheiten, Alles in tollem Durcheinander, wie ein belebtes Gespräch es hervorjagt. Nirgends eine Spur von Takt und Scham, aber auch nirgends ein gemachtes, gesuchtes Wort. Selbst jene Briefe aus Italien, die Byron schrieb mit dem

Bewußtsein, daß sie daheim durch tausend Hände gehen würden, sind von einem natürlichen Witze, einer Wahrheit und Frische, welche selbst die mißgünstigsten Kritiker bezaubert haben. Wie liebenswürdig, wenn mitten unter geistvollen Worten plötzlich, so recht nach Knabenart, mit großen Buchstaben geschrieben steht: „die österreichische Regierung Hallunken! die österreichischen Beamten Spitzbuben! Ich weiß wohl, daß sie meine Briefe aufmachen, aber darum schreibe ich es eben!“ Von Unwahrheiten bietet das Tagebuch nichts weiter als was Byron selber mit tiefer Kenntniß der menschlichen Natur zugesteht: „wenn ich mir selbst gegenüber aufrichtig bin — aber ich fürchte, man belügt sich selbst mehr als irgend jemand anders — so müßte jede Seite dieses Buches die Widerlegung der vorigen sein.“ Wer auf einzelne Worte eines so redseligen Mannes allzu großes Gewicht legt, gelangt nothwendig zu verkehrten, allzu harten Urtheilen. Wenn Byron einmal einem lustigen Bruder schreibt: „wie hübsch muß es sein, verheirathet auf dem Lande zu leben! Man hat eine schöne Frau und küßt ihre Kammerjungfer,“ so sagt er nichts Schlimmeres, als was alltäglich in den lauten Gesellschaften ungezogener und unbeweibter junger Herren geredet wird. Nur freilich sind auch junge Männer in der Regel zu klug, so freche Worte niederzuschreiben.

Es gilt vielmehr, aus tausend Widersprüchen die großen Grundzüge dieses Charakters herauszufinden. Wer dies je versuchte, der mußte bekennen, daß selten alle Verhältnisse des Lebens sich so hartnäckig und unheilvoll verschworen haben zum sittlichen Verderb eines reich und vornehm angelegten Geistes. Seinem gesunden und sicheren natürlichen Gefühle gelang, sich hindurchzuretten aus all diesen Gefahren, aber das Geschick hat ihm, dem zu jedem froheften Genusse Geschaffenen, ein erschütternd trauriges Dasein bereitet. Gleichwie ihm zu den Gliedern und dem Kopfe eines Apoll der hinkende Fuß des Vulcan beschieden war, so prägten sich im Verlaufe eines verworrenen Lebens auch seiner edlen Seele einzelne widerwärtige Züge ein, die das schöne Bild entstellen. Seit Byron heranwuchs, schweiften seine Träume stets in der Zukunft oder in der wehmüthigen Erinnerung an die reine Kindheit, sehr selten nur ward ihm das selige Selbstvergessen im Genusse der Gegenwart. Wer irgend berufen war, diesen meisterlosen Geist zu zügeln, der that das Seine, ihn zu verbilden: die bis zum Wahnsinn leidenschaftliche taktlose Mutter, welche der Sohn trocken ins Angesicht „eine böse Sieben“ schilt, und die thörichte Wärterin,

die den hochmüthigen Knaben mit großen Worten den staunenden Pächtern als einen vornehmen Lord zeigt und die Liebesbotschaften des Frühgereiften besorgt. Also erzogen wird sein Herz unnatürlich früh durch den Schmerz einer unglücklichen Liebe verstimmt und verbittert. Freundlos, führerlos tritt er in verworrene Verhältnisse, die nur ein stätiger vielerfahrener Sinn bemeistern konnte. Im Oberhause trennen die Schatten seiner verrufenen Väter den blutjungen von den älteren Genossen. Jede erdenkliche Versuchung umgiebt und verlockt den schönen, geistvollen, heißblutigen Mann. Die Schuldenlast seiner Vorfahren erschwert ihm früh das Gleichmaß der Lebensweise, er gewöhnt sich an den Jammer der Auspfändungen mitten unter den Ausschweifungen der vornehmen Welt. Endlich bringt ihm das kurze Trauerspiel seiner Ehe die Verbannung, beispiellose Verdächtigung und Verfolgung von Seiten seines Vaterlandes.

Sehr, sehr Vieles in diesem unseligen Leben wird nur die gutmüthige Schwäche entschuldigen wollen. Wir rechnen zu diesem Vielen nicht gerade die Sünden der Jugend und Schönheit, Byron's grenzenlosen Leichtsinn im Verkehr mit Frauen, der allen literarischen Basen unerschöpflichen Stoff geboten hat. Wir meinen, über diese höchstpersönliche unter allen sittlichen Fragen geziemt dem Manne einige Zurückhaltung des Urtheils — so lange unsere Sittenrichter trotz einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig wäre, den Punkt noch nicht entdeckt haben, wo die Verehrung der Frauen aufhört ein Vorzug und anfängt eine Sünde zu sein. Aus dem beflissenen Eifer, womit die Gegenwart unter allen Verirrungen bedeutender Menschen gerade diese aufzuspüren liebt, grinst uns nur zu oft die mönchische Unsauberkeit der Phantasie entgegen. Wer jene Stimmung der Seele nicht versteht, die dem Dichter den Seufzer entlockte: *αἰαῖ τὰν Κυθέρειαν*, der muß mit seltener Kälte des Blutes gesegnet sein oder ein ungewöhnlich reizloses Leben hinter sich haben. Wer unter uns darf sie verdammen, die Engel des Himmels in Heaven and Earth, welche die Freuden des Himmels verscherzen, weil sie nicht lassen wollen von den geliebten Töchtern des Menschen? Derselbe Dichter, der in übersprudelnder Lebenslust allen Weibern einen rosigen Mund wünscht, damit er sie alle auf einmal küssen könne, er hat doch oft in tiefbewegten Worten die treue Liebe über das Grab hinaus besungen. Und wie dankbar redet er von seinen mütterlichen Freundinnen; er war sehr wohl im Stande das Göttliche des Weibes auch in solchen Frauen zu

verehren, vor denen die Begierde schweigt. Nur Eine hat in die Tiefen dieses leidenschaftlichen Herzens geschaut, und ihr Mund ist verstummt: — Teresa Guiccioli. Wer den Zauber, der Frauenherzen gewinnt — „proud confidence“ — so genau kannte wie Byron und ihn mit so wunderbarem Geschick und Erfolg zu üben wußte, der hatte wohl ein Recht auf das milde Urtheil, das ein sehr ernster englischer Dichter, Rogers, ihm auf sein Grab schrieb:

who among us all,
tried as thou wert even from thy earliest years,
could say he had not err'd as much and more?

Byron's Schuld liegt nicht in solchen Verirrungen des heißen Blutes, sie liegt tiefer, sie ist echt tragisch. Nirgends in diesem reichen Leben begegnen wir dem Gedanken der Pflicht. Das angeborene natürliche Gefühl war der einzige Führer seines Daseins, und wenn es ihn mitten im Taumel der Leidenschaft vor der baaren Gemeinheit bewahrte, so hat doch diese souveräne Willkür der Empfindung ein reiches Menschenleben zerrüttet und zu einem Räthsel gemacht für Byron selber. Sehr selten nur können wir erkennen, und sehr selten nur wußte Byron selbst, wo in seinem Thun der kecke Trotz gegen das Urtheil der Welt begann und wo jene nordische Keuschheit der Empfindung aufhörte, die sich scheut, ihre Weichheit vor den Leuten zu zeigen, und selbst den Schein der Heuchelei vermeidet. Dem Leichenzuge seiner Mutter verschmäht er zu folgen, er ficht, derweil der Sarg zum Grabe geht, mit einem Freunde seinen gewohnten Faustkampf, nur wilder, ungestümer denn gewöhnlich: — und in der Nacht zuvor hat ihn die Dienerin allein in bitteren Thränen an der Bahre der Mutter gefunden! Desgleichen hat Byron selbst sich nie darüber Rechenschaft gegeben, ob sein zur Schau getragener Menschenhaß ein Selbstbetrug oder eine echte Empfindung war. Wir können Macaulay's Worten nicht zustimmen: „wer die Menschen wirklich haßt, läßt nicht alljährlich einige Bände drucken.“ Die Menschen wirklich zu hassen ist Unsinn, ist dem gesunden Menschen unmöglich. Wer diese Empfindung folgerichtig festhält, wird wahnsinnig wie Timon von Athen, und wir kennen manche große Fürsten und Denker, die eine tiefe aufrichtige Verachtung der Menschheit in der Seele trugen und dennoch ihr Lebtag im Schweiße ihres Angesichts zum Heile der Mißachteten arbeiteten. Der gleiche Widerspruch offenbarte sich in Byron, nur hatte in dieser unstäten, von Erregung zu Erregung jagenden Seele die Selbsttäuschung

einen ungeheuren Spielraum. Wir glauben ihm nicht, wenn er verächtlich ruft:

> what is the end of Fame?
> to have, when the original is dust,
> a name, a wretched picture and worse bust.

Der Ruhm war doch sein Abgott, der Beifall der Menschen blieb ihm doch unentbehrlich. Sogar die bewußte Lüge hat der offenherzige Mann nicht verschmäht, wo seine Eitelkeit ins Spiel kam: die Autorschaft des mißrathenen Gedichts „der Walzer“ leugnete er feierlich ab, weil es mißfiel. Auch an Zügen der Schwäche, welche der Lüge sehr nahe kommen, ist sein Leben nicht arm. So lange die Londoner vornehme Welt ihn feierte, hat er sich gehütet, seine radicale Gesinnung in Gedichten auszusprechen, und die letzten Gesänge des Don Juan sind nur darum friedfertiger, also schwächer geworden als der herrliche Anfang des Gedichts, weil seine Teresa ihm das Versprechen abgeschmeichelt hatte, nichts mehr wider Glauben und Sittlichkeit zu schreiben. Als ein absonderlich unsicherer Führer erwies sich das natürliche Gefühl in der Ehe, denn sicherlich war Byron von der Natur zu allem anderen eher denn zum Gatten bestimmt. Wir reden nicht von der leichtfertigen Weise, wie er den Entschluß für das Leben faßte. Wir wollen auch nicht mit Entrüstung vor dem häßlichen Schauspiele verweilen, wie er nach der Scheidung seine Gattin öffentlich bekriegte; denn diese häuslichen Händel sind nicht von ihm, sondern von seinen Feinden zuerst auf den lauten Markt gebracht worden. Das Eine aber muß auch der Mildeste als abscheulich und würdelos verdammen, daß er mit seiner Gemahlin wieder anzuknüpfen suchte — in demselben Augenblicke, da er in den Armen der Gräfin Guiccioli zum ersten Male eine echte, reine Liebe fand. Mit einem Worte, wir sehen das Leben eines hochherzigen Mannes haltlos und verworren, allein geleitet von der Empfindung des Augenblicks, wir sehen einen von Natur grundehrlichen Menschen Andere und vornehmlich sich selber täuschen, weil ihn die Sehnsucht beherrscht, vor fremden und vor seinen eigenen Augen fortwährend interessant und groß zu erscheinen.

Geben wir all diese Makel zu — und sie ließen sich leicht vermehren — so bleibt uns am Ende doch zu bewundern, wie stark und gesund das natürliche Gefühl dieses Mannes sein mußte, wenn es ihn, den Verächter aller sittlichen Grundsätze, dennoch ohne Schande durch ein ruhmvolles Leben hindurchgeführt hat. Ein Muth, zu allem Küh-

nen geboren, eine geniale Dichterkraft, ein freier Sinn, offen jeder großen Regung, eine übermüthig witzige und doch im Grunde gutmüthige Laune, eine königliche Großmuth, willig jeden Schwachen zu beschützen und bereit, dem Feinde, dem schonungslos bekämpften, zu vergeben, eine Erscheinung verführerisch für jede Frau, ein warmes, treues Freundesherz, und alle seine Sünden ohne Kleinheit und Niedrigkeit, die Sünden der Kraft, des Ueberflusses: — wahrlich, das sind Züge eines reichen Charakters, ganz geschaffen, jede edle und jede schlimme Neigung der modernen Menschen zu bezaubern. Mochten die Einen zürnen, daß der Dichter allzu verwegen die Freuden der Sinnenlust schilderte: da stand er selbst, der Virtuos des Lebensgenusses, der im Leben that, was sein Lied besang, der den Becher der Lust bis zur Hefe leerte und dennoch kein weichlicher Wollüstling wurde, sondern ein frischer Mensch blieb, abgehärteten Leibes, nach der mannhaften Weise seines großen Volkes, ein sicherer Schütze, ein gewandter Reiter, ein kühner Schwimmer. Mochten Andere sein Lied schelten, wenn es zu rücksichtslos die Ordnung der Gesellschaft bekämpfte, er durfte solche Lieder wagen, der stolze, unabhängige Edelmann, der dem alten Europa den Frieden aufgesagt und durch Thaten seinen Versen eine dramatische Wahrheit gab.

Erst diese glänzende Persönlichkeit des Dichters hat seinen Werken die volle Wirkung gesichert, und eben sie hat auch verschuldet, daß diese Wirkung eine sehr gemischte war. Einem ganzen Dichtergeschlechte ward durch das blendende Vorbild dieses wunderbaren Menschen der gerade Sinn beirrt. Nehmt aus dem Bilde Lord Byron's nur einen Charakterzug, nur ein äußeres Lebensverhältniß hinweg, und die prachtvolle Erscheinung wird zur Fratze. Nun aber begann das Nachahmen des Unnachahmlichen, des Höchstpersönlichen. Von Byron gilt das treffende Urtheil seines Freundes Shelley, er habe die Schönheit nackt gesehen und sei darum wie Aktäon von ihren Hunden zerfleischt worden. Welches Unheil, wenn jetzt Menschen in Byron's Weise zu dichten begannen, die den Kuß der Muse nie gespürt und zwar des Nackten überviel, doch nie die Schönheit geschaut hatten! Jeder dumme Junge, der zum ersten Male ein Mädchen geküßt, meinte sich berechtigt, von der Schwachheit der Weiber mit derselben frechen Sicherheit zu reden wie der Dichter des Don Juan. Die langweiligsten aller langweiligen Gesellen plauderten mit Byronischer Selbstgefälligkeit ihre kleinen Geheimnisse vor der Welt aus, als ob es Europa interessiren

könnte, wie oft Herr Niemand von Fräulein Niemand zu einem Stelldichein gerufen wurde. Aus ihren Kammern heraus redeten deutsche und französische Literaten von den Lastern der großen Welt mit der gleichen Zuversicht wie jener, der auf den Höhen der Gesellschaft heimisch war. Kurz, mit der subjectiv erregten Stimmung, die Byron in die moderne Dichtung einführte, kam auch das Laster des koketten Zurschaustellens der eigenen Person, das sich höchstens einem Byron, und auch ihm nicht gänzlich verzeihen ließ. Wer ganz ermessen will, wie stark dieser verführerische Einfluß der Person Lord Byron's auf das jüngere Dichtergeschlecht gewesen, der beachte die seltsame Thatsache, daß gerade die Geringbegabten unter den jungdeutschen Schriftstellern oftmals mit Bitterkeit von Byron sprachen, dem sie doch so viel verdankten. Es klingt aus diesem gehässigen Tone der geheime Aerger hervor, daß die Sünden des englischen Dichters durch eine Fülle von Umständen entschuldigt wurden, die den Verirrungen seiner Nachfolger nicht mehr schützend zur Seite standen.

Byron warf der Aristokratie seines Landes vor, in ihrem Wesen sei „nichts, was zu allen Menschen, allen Zeiten spricht.“ Fast dasselbe gilt von Byron's Werken selbst. Wohl finden die Gedanken, welche ihm Kopf und Herz erfüllten, in jeder freien Menschenseele Widerhall, aber die Weise, wie er sie vortrug, dieser satirische, von Anspielungen erfüllte Stil ist nur einem engen feingebildeten Kreise verständlich. Byron war nie populär, wie sein ideenloser Nebenbuhler Walter Scott. Mit souveräner Verachtung sah der stolze Lord auf die langweiligen shop-keepers, auf das pflichtenreiche, festgeordnete Dasein des Mittelstandes herab. Auch diese Eigenheit vererbte sich auf seine demokratischen Nachfolger. Während die deutsche Literatur zu allen Zeiten, wo sie Großes wirkte, sich mit warmem Herzen an unser Bürgerthum wandte, überschütteten die Schriftsteller des „jungen Deutschlands“ mit giftigem Hohne die „bourgeoisie“ — denn zu einem Schimpfworte wollte der Ehrenname „Bürgerthum“ doch nicht werden. Man weiß, wie schwer unsere Bildung gelitten hat unter dieser Verirrung, die freilich keineswegs allein von Byron verschuldet war. Noch unseliger wirkte der Uebermuth des englischen Dichters auf die deutsche Jugend. Der Ruhm dieses genialen Himmelstürmers schien ein Freibrief für jeden, der nur recht frech und trotzig der trägen Welt seine persönliche Willkür entgegenwarf. Am verhängnißvollsten ward Byron für unsere Literatur durch das Spiel seines Witzes. Scherz zu verstehen war nie

die Stärke der germanischen Völker. Tausendmal hatten Byron's Landsleute statt zu lachen sich über seinen Witz entrüstet. In Deutschland ward, wesentlich nach Byron's Vorbilde, der witzige Feuilletonstil die Modekrankheit der Zeit, und dies Volk, das seinen Staat erst suchte und die ernsthafte Behandlung politischer Geschäfte in einer durchgebildeten Presse noch wenig kannte, nahm den Witz für baare Münze und bewunderte die Feuilleton-Artikel Heine's und Börne's als politische Orakel. Traurig genug, daß vordem die Jugend eines geistreichen Volkes einen mittelmäßigen Kopf, wie der alte Jahn, als ihren Helden verehrt hatte; aber trauriger noch, daß jetzt die Männer eines gewissenhaften Volkes einen Börne als einen großen Volkstribunen bewunderten — ihn, der niemals einer politischen Frage ernsthaftes Nachdenken gewidmet hat. Für den selbstgenügsamen Nationalstolz der Engländer war es ungefährlich, daß Byron die Schattenseiten seines Landes höhnisch hervorhob. Das unfertige Selbstgefühl der Deutschen dagegen ward noch mehr verwirrt, als jetzt das Schmähen wider das Vaterland für das unzweifelhafte Kennzeichen des Genius galt, als Börne die Deutschen durch Schimpfen in den „Nationalärger" hineintreiben wollte, und Heine unter dem Jubel der verblendeten Nation jene niederträchtige Vergleichung anstellte: „der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut, der Engländer wie seine Frau, der Deutsche wie seine alte Großmutter." Die politische Poesie führte endlich zur Zerstörung der Poesie selber: nur noch einige Schritte auf der von Byron betretenen Bahn — und die Dichtung, die so lange außerästhetischen Zwecken gedient hatte, verfiel jener gründlichen Mißachtung, welche noch heute leider auf ihr lastet.

Nach alledem schweben die Schalen des Urtheils in gleicher Höhe. Sehr tief, tiefer als die Engländer noch heute zugestehen wollen, hat Lord Byron eingewirkt auf die Ideen der modernen Welt, doch das Unheil seines Thuns war ebenso groß als sein Segen. Er vollbrachte das Nothwendige, das Heilsame, als er die erstarrte europäische Literatur erweckte, ihr einen revolutionären, modernen Geist einhauchte; er verfocht das Recht des Herzens und der Freiheit wider den Zwang unwahrer Sitten, unfreier Staaten; aber auf Jahrzehnte hinaus hat er geholfen die jüngeren Dichter zu verderben, da sie nicht blos das Unsterbliche seiner Werke, sondern auch die endlichen Schwächen seiner Schriften und seines Lebens sich zum Vorbilde nahmen. Die wohlwollende Gemüthlichkeit wird begütigend sagen: warum die Sünden

des Menschen nicht endlich der Vergessenheit übergeben, da die goldene Laune des Dichters uns noch heute erfreut? Selbst Hermann Grimm, dem ich das Laster der gemüthlichen Schwäche keineswegs andichten will, meint in seinem feinen Essay über Byron: „er ist ein Dichter für uns, nichts weiter; seine Werke führen ein abgetrenntes, höheres Dasein.“ Ich bezweifle, ob auch nur die rein ästhetische Betrachtung eines Kunstwerks völlig gelingen kann, wenn man es nicht auffaßt als die Offenbarung einer reichen, gottbegnadeten Künstlernatur. Die Geschichte vollends darf solche Schonung nicht üben. Alles, was eine Macht gewesen unter den Menschen, verfällt ihrem Spruche. Gern schweigt sie also von den menschlichen Mängeln jener Männer, welche die Welt nur als Dichter und Denker kannte. Wenn aber die Person eines großen Dichters ein verführerisches Vorbild geworden ist für ein ganzes Geschlecht, dann soll der Historiker der traurigen Pflicht sich nicht entziehen, auch über Verhältnisse des häuslichen Lebens zu reden, die er sonst willig der Spürkraft der literarischen Topfgräber überläßt.

F. C. Dahlmann.

Die Geschichte ist nicht geschrieben für jene gemüthlichen Naturen, die ewig Kinder bleiben und nur gute oder böse Menschen kennen wollen. Die Kräfte des Geistes, welche den Staaten Macht und Freiheit gründen, wagender Ehrgeiz, erbarmungslose Thatkraft, beherrschende Klarheit des Verstandes, sie vertragen sich nur selten mit den liebenswürdigen milden Tugenden, welche das häusliche Leben zieren. In Jahrhunderten einmal zeigt uns ein Washington in Einer Menschenseele vereinigt jene männische Wucht des Willens, die den Feind zerschmettert, und jene weibliche Reinheit des Gemüths, die den Gegner entwaffnet. Dennoch werden Unverstand und Anmaßung der schadenfrohen Lust nicht satt, dem Handelnden auf der politischen Bühne die Schwächen seiner Tugenden vorzuhalten und ihn zu schelten, weil er nicht über seinen Schatten springen kann. Das haben wenige öffentliche Charaktere so schmerzlich erfahren wie Friedrich Christoph Dahlmann. Als der Führer der Göttinger Sieben von seinem Eide nicht lassen wollte, da grüßten ihn seine Studenten als „den Mann des Wortes und der That," und ganz Deutschland stimmte mit ein in den Ruf. Zwölf Jahre darauf war derselbe Mann, wenn man den Staatsweisen der Gasse glauben wollte, das Urbild jener ohnmächtigen Professorenweisheit, die den gewaltsamen Schlägen der Macht nur gebildete Reden und wohlgeordnete Paragraphen entgegenzustellen wußte. Wer also urtheilt, hat sicherlich die jüngste Entwicklung unseres Volkes, in der wir selber mitteninne stehen, nicht in ihrer ganzen Schwere empfunden; er ahnt nicht, wie langsam und mühselig dies Volk aus der Einseitigkeit literarischen und wirthschaftlichen Schaffens sich hindurchringt zur politischen Arbeit, zur Thätigkeit für einen deutschen Staat, der bis zur Stunde noch nicht vorhanden ist! Auf dem

Karlsbader Congresse fügte Fürst Metternich seinem Schaudergemälde von der revolutionären Gesinnung des deutschen Volkes den letzten Strich hinzu durch die Versicherung, es bestehe in Deutschland kein einziges journalistisches Privatunternehmen, das die Politik der Cabinette aus eigenem Antriebe vertheidige. Die Behauptung war nur wenig übertrieben, und jene befremdende Thatsache, welche Metternich erschreckte, hat sich seitdem so wenig geändert, daß ein unbefangener Fremder, der von den deutschen Dingen nur die Presse kennt, noch heute nothwendig zu dem Glauben gelangen muß, die Deutschen seien ein durchaus liberales Volk, fest entschlossen, ihrem staatlosen Zustande ein Ziel zu setzen. Und doch, welcher einsichtige Deutsche möchte diese gutmüthige Meinung unterschreiben? So groß, so unermeßlich groß ist die Kluft zwischen der politischen Stimmung und der politischen That!

Dahlmann war unter den Ersten in Deutschland, die diese weite Kluft zu überschreiten vermochten. In dem festgeordneten Parlamente eines fertigen Staates wäre bis zu seinem Ende sein weiser Rath, der makellose Adel seines Sinnes hoch in Ehren geblieben. Bei dem verwegenen Versuche, diesem staatlosen Volke einen Staat zu gründen, ward auch er mit hineingezogen in den argen Schiffbruch unserer Hoffnungen. Die großen Kinder verwunderten sich, daß der ruhige Forscher, der besonnene Mann des Rechts der revolutionären Lust entbehrte, eine Massenbewegung zu leiten, und die rasch lebenden Tage ließen ihn ihre häßlichste Untugend empfinden, ihre Fähigkeit, Menschen zu vernutzen und zu vergessen. Seitdem ist eine kurze Spanne Zeit vergangen, doch eine Zeit erschütternder Erfahrungen. Nur leicht berührt uns noch der Hader der alten Parteien der deutschen Revolution, und vor dem Bilde des edlen Mannes beschleicht uns etwas von jener Empfindung, womit der erwachsene Sohn dem Vater gegenübertritt. Wir fühlen, daß wir älter sind als unsere Väter, wir haben ein Recht zu urtheilen, denn so mancher Gedanke ward uns bereits in die Wiege gebunden, den jene erst am Abende des Lebens sich als harter Arbeit Preis errangen. Doch um so dankbarer stehen wir vor dem Manne, der auf einer langen Strecke Weges unserem Volke ein wohlthätiger Führer war, um so ehrwürdiger hebt sich vor uns — was am Ende das Allerwichtigste, das Entscheidende bleibt in der Geschichte — sein Charakter. In verworrenen Tagen, da es für geistreich galt, des deutschen Namens zu spotten, ist er Tausenden eine lebendige Mahnung gewesen an den Adel unseres Volksthums, einer der

Wenigen, welche der ruhelose Muthwille und der gewaltthätige Uebermuth ernstlich fürchtete.

„Wismar is min leve Vaderland, idt sin ok mine leven landslude," sagte Dahlmann (geb. 13. Mai 1785) mit dem alten Chronisten Reimar Kock. Die Stadt, die sein Vater als Bürgermeister verwaltete, war schwedisch und stolz auf die Königskrone ihres Herrn; das Wappenschild des Dahlmann'schen Geschlechts hing im Ritterhause zu Stockholm. Also durch die Geburt mittenhinein gestellt zwischen die deutsche und die skandinavische Welt, sollte er seines Lebens längere Hälfte an der Grenzscheide des deutschen Lebens verbringen, in deutschen Staaten unter fremden Kronen: das Unheil fremder Herrschaft, das Elend der deutschen Zerrissenheit trat schon dem Knaben dicht unter die Augen. Die deutsche Stadt war der Verbannungsort für die vornehmen schwedischen Hochverräther, und oftmals ging der helle Aufruhr durch die Straßen, wenn die Obrigkeit sich anschickte, entflohene mecklenburgische Leibeigene ihren Herren auszuliefern, und die Bürger sich der Mißhandelten annahmen. In streng protestantischer Umgebung wuchs der Knabe auf, das benachbarte Lübeck und die stolzen Giebelhäuser seiner eigenen Vaterstadt mahnten ihn an die versunkene deutsche Bürger-Herrlichkeit. Auch der Vater war dem fremden Wesen nicht hold; „kein Heil für uns," pflegte er zu sagen, „als in der Wiedervereinigung mit Mecklenburg." Den heranwachsenden Sohn ergriff das Bild, das Wyttenbach von dem Leben des großen Ruhnken entworfen hat, so mächtig, daß er sich gleich diesem zum philologischen Studium entschloß: ein bezeichnender Anfang für den Mann, der sein Lebtag des Glaubens blieb, alle Wissenschaft sei nichts ohne das Leben. Darum ging er, siebzehnjährig, nach Kopenhagen zu seinem mütterlichen Oheim Jensen, der ein einflußreiches Amt in der schleswig-holsteinischen Kanzlei bekleidete. Die deutsche Wissenschaft gewann ihn erst, als er seit dem Jahre 1803 in Halle ein Schüler F. A. Wolf's wurde und in dem Verfasser der Prolegomena zum Homer den Mann verehren lernte, der unserer modernen historischen Kritik den ersten Anstoß gab. Zugleich hörte er bei Steffens und Schleiermacher und gab sich jahrelang vorwiegend ästhetischen Studien hin. Diese Lehrjahre Dahlmann's, angeregt und voll schönen Eifers, aber unsicher und unstät, spiegeln wie in einem Mikrokosmos den Werdegang unserer neuen historischen Wissenschaft wider, welche so langsam und mühevoll aus dem gesegneten Boden deutscher Dichtung

und Philosophie emporstieg. Noch ein anderes köstliches Gut trug der junge Philolog von der Hochschule heim. Ihm geschah wie Unzähligen, wie dem Freunde seines Alters, E. M. Arndt: erst als das heilige Reich in Trümmer ging, begann man zu erkennen, daß wir ein Vaterland haben. Aus dem Jammer und der Schande der Napoleonischen Herrschaft erwuchs dem jungen Manne die fromme treue Liebe zum Vaterlande, und mit Ekel hörte er, wie man daheim dem Untergange Deutschlands nur mit dem einen Wunsche zuschaute: „wenn nur nicht der Krieg bis hierher vorwärts dringt.“

Nach Kopenhagen zurückgekehrt konnte er, wenn er die Zeichen der Zeit zu deuten wußte, verspüren, daß ein neuer Luftzug in dem Königsschlosse wehte. Die Zeit war nicht mehr, da der schleswig-holsteinische Adel den dänischen Hof beherrschte. Der Kronprinz Friedrich (VI.) ging eben damit um, sich fortan Frederik zu schreiben, und der Plan, dem jungen Gelehrten die Erziehung eines Prinzen anzuvertrauen, zerschlug sich: der Hof wollte keinen Deutschen. Es waren unstäte Tage: „man wußte in dieser Napoleonischen Zeit nichts mit sich anzufangen.“ Umsonst suchte Dahlmann darauf in Deutschland nach einer Stellung im Leben. Mittellos, zum guten Theile angewiesen auf die Unterstützung einer Schwester, stand er „ein junger vaterlandsloser und doch deutscher Mann, der doch einige Kraft in sich fühlte, seinen ersten Anker in der menschlichen Gesellschaft auszuwerfen.“ Da führte ihn in Dresden ein glücklicher Zufall mit Heinrich von Kleist zusammen, und der gemeinsame Haß gegen den fremden Zwingherrn, die gemeinsame Liebe zur Kunst machte die Beiden rasch vertraut. Dahlmann ahnte in Kleist „einen dramatischen Dichter, wie er dem deutschen Charakter gerade noth thäte, keinen Sänger des Polsters und der trägen Ruhe, aber kühn und mit Leidenschaft in die Tiefen des Weltgeistes dringend.“ Er selbst hat uns geschildert, wie sie selbander nach Böhmen und auf das kaum verlassene Schlachtfeld von Aspern wanderten, wie zu Prag Kleist seine Hermannsschlacht hervorholte, den Freund begeisterte durch die Kraft und Kühnheit des wunderbaren Gedichtes, und beide sich zusammenfanden in der Hoffnung auf einen Befreiungskampf bis zum Ende, „bis das Mordnest ganz zerstört und nur noch eine schwarze Fahne auf seinen öden Trümmerhaufen weht.“ Die Hoffnung ward für diesmal zu Schanden. „Kleist's Tod, klagte der Freund im Alter, hat eine Lücke in mein Leben gerissen, die niemals ausgefüllt ist.“ Dahlmann erwarb sich jetzt in Wittenberg die Doctor-

würde und betrat im Jahre 1811 in Kopenhagen die akademische Laufbahn. Er lehrte und schrieb lateinisch über das Lustspiel der Athener und lebte sich ein in das Wesen und die Sprache jenes Dänenvolkes, dem er bald ein so unbefangener und darum ein so verhaßter Gegner werden sollte.

Ein Jahr später wurde er als Professor der Geschichte nach Kiel berufen; denn in jener guten alten Zeit wagte man noch, einem Manne von freier Bildung und entschiedener Lehrgabe einen Lehrstuhl anzuvertrauen, auch wenn er noch nicht das observanzmäßige akademische „Hauptbuch“ geschrieben hatte. Wer einmal Fuß gefaßt in Schleswig-Holstein, den läßt das tapfere Land nicht leicht wieder los. Einer langen Reihe unserer wackersten Gelehrten steht auf der Stirn geschrieben, daß sie in Kiel gewirkt und dort sich gestählt haben an dem schroffen Nationalstolze, welcher dem Grenzvolke geziemt und im deutschen Binnenlande nur allzuselten gefunden wird. Für Dahlmann ist Schleswig-Holstein in Wahrheit die Heimath geworden. Seine Mutter stammte aus dem Lande, und seine durchaus niederdeutsche Natur, langsam erwarmend, doch das einmal Liebgewonnene mit Treue und nachhaltiger Kraft festhaltend, fühlte sich glücklich unter dem verwandten Menschenschlage. Wohl war seine Jugend noch von der ästhetischen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts beleuchtet worden: der Kern seines Wesens gehörte doch einer jüngeren, politisch erregten Zeit; unter freien seßhaften Bauern vermißte er auch in Sand und Haide weder die Pracht südlicher Landschaft noch die Herrlichkeit der Kunst. Wie vordem Spittler in allen Wechselfällen seines Lebens als ein treuer Schwabe das Idealbild des altwürtembergischen Staatsrechts in der Seele trug, so war Dahlmann als Politiker und als Mensch ein getreuer Ausdruck der transalbingischen Stammesart. — Die Tage der französischen Herrschaft neigten sich zum Ende, und es gereichte dem jungen Professor zur Freude, daß er durch Briefe seiner Mecklenburger Heimath von dem Untergange der Franzosen in Rußland Nachricht geben und also an seinem Theile die Gemüther vorbereiten konnte auf die große Erhebung. Selber in die Reihen der Streiter zu treten, blieb ihm versagt, da sein König auf Frankreichs Seite focht. Sehr bitter hat er dies empfunden, denn nach deutscher Weise dachte er groß von dem edlen Handwerk des Soldaten, und noch in den politischen Vorlesungen seines Alters ward sein Vortrag ungewöhnlich warm und bewegt, wenn er von dem Kriegswesen der Alten, von dem geschlosse-

nen dorischen Fußvolk und der welterobernden Sarissa der Makedonier sprach. Nach dem Siege ward ihm die Ehre, den Tag von Belle-Alliance in akademischer Festrede zu verherrlichen. „Dreißigjährig, also nach spartanischen Begriffen gerade auserzogen" machte er jetzt zum ersten Male seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt. Nur in wenigen Schriften ist uns der ideale Sinn jener hochaufgeregten Tage so getreu überliefert wie in dieser Rede, welche im Namen seiner Hochschule aussprechen sollte, „daß die Bewahrung des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe niemandem so nahe stehe als den Pflegern der Wissenschaft." „Deutschland ist da, rief er aus, durch sein Volk, das sich mit jedem Tage mehr verbrüdert, Deutschland ist da, bevor noch jene Bundesacte ausgefertigt wird." Ein Hauch von Fichte's Geiste wehte in den zukunftssicheren Worten: „und wie uns alle Zeichen günstig werden, seit wir einig sind! Selbst das Glück huldigt heute der gerechten Sache. — Wir dürfen an einer Zeit wie diese nicht träge verzweifeln; es ist Pflicht von dieser Zeit zu hoffen, Pflicht an ihr zu arbeiten." Alle edleren Naturen lebten in jener hoffnungsvollen Zeit des Glaubens, es werde dies Zeitalter unfehlbar das der politischen Reformation werden, und der Redner gab dieser Erwartung Ausdruck in dem Satze, der bis heute ein Spruch der Kassandra geblieben ist: „Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Cabinette überstrahlt."

Zur selben Zeit gründete Dahlmann mit Falck, Twesten und C. T. Welcker die „Kieler Blätter", um auf diesem Außenposten deutscher Bildung die Kunde des vaterländischen Lebens zu fördern. Gleich in den ersten Heften führte er die Gedanken jener Festrede weiter aus, in dem Aufsatze „ein Wort über Verfassung.". Mit gutem Grunde riefen Niebuhr, Schleiermacher und Thibaut dieser Schrift ihren Beifall zu, denn hatte es lange gewährt, bevor Dahlmann die rechte Stätte seines Wirkens erkannte, so stand doch gleich beim ersten Auftreten auf dem Markte der Politiker fertig da, bereits erfüllt von jenen Gedanken, deren Grundzüge er bis zum Ende fest hielt. Unsere Staatswissenschaft ist den Alten mehr entfremdet als ihr frommt; sie wird endlich begreifen müssen, daß das Alterthum dem Politiker eine kaum geringere Ausbeute gewährt als Jenem, der nach den einfältigen Grundzügen

echter Sittlichkeit und reinen Schönheitssinnes fragt. Dem Schüler Wolf's kam zu Gute, daß ihm die Dichter und Geschichtschreiber der Hellenen vertraute Freunde waren. Lächelnd konnte er die naive Frage jener Zeit politischer Unreife: „ob Verfassung nützlich sei?“ von sich weisen. „Ein Grieche oder Römer hätte sie nicht verstanden oder mit der Frage: ob es nützlich ist, daß ein Staat unter den Menschen sei? verwechselt.“ Aber die Alten „mißkannten den Zeitpunkt, wo es nützlich gewesen, zur Monarchie überzugehen.“ In England vielmehr „sind die Grundlagen der Verfassung, zu welcher alle neu-europäischen Völker streben, am reinsten ausgebildet und aufbewahrt.“ Für die deutschen Länder ist jetzt die Stunde gekommen, sich diesem Ideale anzunähern, seit der Wiener Congreß ihnen Landstände versprochen hat; am allerwenigsten können Provinzialstände allein — diese gefährlichste Form einer Verfassung — genügen.

Nicht zwecklos stand in der Abhandlung der Satz, der Politiker werde „am sichersten dadurch sittlich genesen, daß er sich das vollständige Dasein seiner Vorväter zurückruft und nicht etwa aus einzelnen Theilen nur, welche unbestimmt begeistern, sondern aus der ganzen Entwickelung des Volkes von seiner Wurzel her sich ein möglichst treues Musterbild erschafft.“ Eben jetzt galt es, für Schleswig-Holstein nicht eine von Grund aus neue Verfassung zu schaffen, sondern das halb verschollene alte Landesrecht von neuem zu beleben. Auch jene stolzen transalbingischen Stände, die vordem ihre Fürsten kürten, waren gleich allen alten Landständen Deutschlands in Verfall gerathen, weil sie nicht verstanden sich in die neue Zeit und die gesteigerten Ansprüche des modernen Staates zu schicken. Eine lange Weile hatten sie, statt das Steuerwesen als ein unvermeidliches Uebel in ihre eigene Hand zu nehmen, ihre Kraft vergeudet im nutzlosen Widerstande gegen die Steuerforderungen der Landesherrn. Dann war auch über Schleswig-Holstein jene müde Zeit gekommen, da „unser guter deutscher Boden mit Gnade und Dienstbarkeit so dick besäet war, daß Recht und Gerechtigkeit fast nirgends mehr keimen wollte.“ Wie oft seit dem Westphälischen Frieden hatten die Stände jeden Entschluß des dänischen Hofes „sich unterthänigst unterthänig wohlgefallen lassen,“ wie oft dem König-Herzog versichert, ihnen sei nichts geblieben als obsequii gloria! Bereits im siebzehnten Jahrhundert begannen die Städte sich von dem Landtage zurückzuziehen. Auch Schleswig-Holstein erfuhr gleich so vielen anderen deutschen Landen, daß ein permanenter stän-

discher Ausschuß schließlich den Landtag selber aufzehrt. Seit dem Jahre 1711 ward kein Landtag mehr berufen. Man achtete des wenig im Lande; tagte doch ungestört die fortwährende Deputation der schleswig-holsteinischen Ritterschaft mit ihrem Secretär; waren doch die Freiheiten des Landes wohl verbrieft enthalten in der Magna Charta von 1460 und einer langen Reihe von Freiheitsbriefen.. Auch stand die Krone nicht an, das Landesrecht unzähligemale feierlich zu bestätigen, und hütete sich weislich, die von den Ständen einmal für allemal bewilligte ordinäre Contribution zu erhöhen. In Kopenhagen wußte man sehr wohl, was die Nichtberufung des Landtages bedeute. So lange der Inselstaat besteht, hat sich die Spitze seiner ausgreifenden Staatskunst im Wechsel bald gegen Schweden bald gegen Deutschland gekehrt; seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts blieb der Plan der Danisirung der Herzogthümer der Hintergedanke der Kopenhagener Politik. Schon Friedrich IV. gedachte, als er das Haus Gottorp besiegt, ganz Schleswig der dänischen Krone einzuverleiben. Er scheiterte an dem vorsichtigen Widerspruche seiner Räthe; er begnügte sich den herzoglichen Antheil Schleswigs mit dem königlichen zu vereinigen (1720) und getröstete sich, die Incorporation in Dänemark werde von selber, peu adpres peu, erfolgen. Schritt für Schritt näherte sich seitdem der dänische Hof diesem Ziele. Das war keine leere Formsache, daß man ein für Dänemark und Schleswig-Holstein gemeinsames Indigenat einführte und die Urkunden darüber durchgängig in der dänischen Kanzlei ausfertigte. Der alte dynastische Ehrgeiz des Königshauses nahm einen neuen Aufschwung, seit die Verträge von 1773 alle Theile Schleswig-Holsteins wieder unter dem Scepter des dänischen Königs vereinigt hatten und gegen das Ende des 18. Jahrhunderts unter den Dänen ein helles Bewußtsein ihres Volksthums erwachte. Mit seinem Leben büßte Struensee, daß ein Deutscher dem dänischen Staate durchgreifende Reformen gebracht. Nur einmal noch, vorübergehend, unter dem großen Andreas Petrus Bernstorff tauchte wieder auf jene maßvolle Staatskunst, welche allein den wankenden Staat erhalten konnte und dem Grundsatze huldigte, die Angelegenheiten Dänemarks, Schleswig-Holsteins und Norwegens sorgfältig von einander zu trennen. Vorherrschend ward fortan die fanatische nationaldänische Richtung. Je mehr die Macht des Staates sich zum Niedergange neigte, desto eifriger warf sich die Herrschsucht der Dänen auf die Herzogthümer, mit jenem unverbesserlichen Dünkel, der allen gefallenen Größen eigen ist, und

die Wirren der Napoleonischen Zeit boten ihr einen weiten Spielraum.

Am 17. December 1802 begannen die offenen Angriffe Dänemarks mit einem Patente, worin das unbedingte Besteuerungsrecht über Schleswig-Holstein für den König in Anspruch genommen ward. Die Ritterschaft protestirte, bereitete eine Klage bei den Reichsgerichten vor, deren drohendes Einschreiten bisher das letzte Bollwerk gewesen war für das Landesrecht von Transalbingien. Aber jetzt gerade sank das heilige Reich unter den Schlägen der Fürstenrevolution von 1803 zusammen, und als dann der römische Kaiser seine Würde niederlegte, schien der dänischen Krone die Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche zu lächeln. Am Thore von Rendsburg stand seit Friedrichs III. Tagen die Inschrift Eidora Romani terminus imperii, ein Denkmal dänischer Habgier — denn ein gutes Stück altholsatischen Bodens war durch diese Worte dem heiligen Reiche entrissen. Auch diese Inschrift fiel jetzt, und das Patent vom 9. September 1806 vereinigte Holstein „mit dem gesammten Staatskörper der Monarchie als einen in jeder Beziehung ungetrennten Theil derselben." Seitdem folgten Schlag auf Schlag die Gewaltthaten wider die Selbständigkeit der Herzogthümer. Die Verordnungen erschienen in beiden Sprachen, alle Bestallungen wurden dänisch ausgefertigt, die Candidaten in der dänischen Sprache geprüft, der Unterricht im Dänischen in allen höheren Schulklassen eingeführt, endlich sogar die dänische Reichsbank gegründet (1813) und alle liegenden Gründe in Schleswig-Holstein mit der Bankhaft belastet. Dabei ward das angemaßte Besteuerungsrecht auf das schwerste mißbraucht, kein Theil Deutschlands ertrug so hohe Steuern, ganze Dorfschaften erlagen der Last und verfielen in Concurs.

Hand in Hand mit diesen Uebergriffen der Krone ging der Uebermuth des dänischen Volkes. Schon 1804, da der Hof in Kiel lebte, verfocht unter seinen Augen der Erzieher der Kronprinzessin, Hoegh-Guldberg, die Lehre, die Herzogthümer seien verpflichtet, die Sprache des Mutterlandes zu erlernen, und fügte herablassend den Trost hinzu, damit sei nicht gemeint, daß sie sogleich und gänzlich die deutsche Sprache ablegen sollten. Um das Jahr 1815 taucht dann in dänischen Schriften die vordem nie gehörte Behauptung auf, Schleswig sei 1720 unter das dänische Königsgesetz getreten; und gleichzeitig stellt ein dänischer Patriot, „dem die Ehre der Landessprache am Herzen liegt," die Preis-

aufgabe: wie war die historische Entwicklung der beiden Sprachen in den Herzogthümern, und „welches sind die Mittel, durch welche Süderjütland auch in Hinsicht der Sprache eine dänische Provinz werden kann, wie es ehedem war?" Im schneidenden Gegensatze zu diesen Anmaßungen der Dänen stand die unwandelbar loyale Haltung der Herzogthümer. Noch lebte der zähe transalbingische Rechtssinn, jene alte fromme Holstentreue, die sich rühmte, daß nirgendwo in der Welt Manneswort so hoch gehalten werde, die schon in den Tagen des Westphälischen Friedens nicht geduldet hatte, daß das harte Schuldgesetz, die berufene Kieler Umschlagsstrenge, gemildert werde. Hoffend auf bessere Tage fügte man sich in das Unvermeidliche, entschuldigte Vieles mit der Noth der Zeiten; man ehrte den geistlosen, aber wohlmeinenden Friedrich VI., dem das Land die Aufhebung der Leibeigenschaft dankte, man klagte mit ihm über die Mißhandlung Dänemarks durch Englands Flotten. Und als im December 1813 Bernadotte die Herzogthümer überzog und den Plan aufwarf, ein selbständiges Königreich Cimbrien auf der Halbinsel zu errichten, da fand sich in den Herzogthümern kein Mann bereit, die beschworene Verbindung mit Dänemark zu lösen. Auch sein Ausharren bei Napoleon trug man dem Könige nicht nach; man wußte, daß er fast gewaltsam durch die Ränke Bernadottes und des Czaren Alexander doppelte Zunge im französischen Lager fest gehalten worden. Erst nach dem Frieden regte die Ritterschaft sich wieder. Bis auf den Wiener Congreß folgten dem Könige ihre Bitten um die Wiederberufung des Landtags; dort in Wien gab der König endlich das Versprechen, er werde des Landes alte Freiheiten bestätigen.

So lagen diese Dinge, als Dahlmann von der Ritterschaft von Schleswig-Holstein zu ihrem Secretär gewählt ward. Er begann die Landtagsacten zu durchforschen, die in seltener Vollständigkeit bis zum Jahre 1545, bis in die Blüthezeit Schleswig-Holsteins, zurückreichten, und allmählich erschloß sich ihm das Verständniß der verworrenen Landesgeschichte. Wenn er dergestalt dem alten Landesrechte nachging, so folgte er treulich den Ueberlieferungen seines Hauses. Sein Großvater Jensen hatte schon im Jahre 1773 auf die Berufung des Landtages von Schleswig-Holstein angetragen; der Kopenhagener Oheim war vor dem Neffen Secretär der Ritterschaft gewesen und hatte im Jahre 1797 im Verein mit Hegewisch, dem Vorgänger Dahlmann's auf dem Lehrstuhle, die Privilegien der Ritterschaft auf's neue drucken

lassen. Der neue Secretär überzeugte die Ritterschaft schnell, daß es jetzt gelte im ernsten Kampfe das durch die Trägheit der Väter halb verlorene Recht zurückzuerobern. Ueberall in Deutschland erwachte in jenen Tagen der Restauration der Dünkel des Adels; sogar Niebuhr klagte, noch nie seit vierzig Jahren habe der Edelmann den Bürger so abgünstig behandelt. Unter den Führern des transalbingischen Adels, den Ahlefeldt, Brockdorff, Rumohr, Rantzau, dagegen war noch ein edlerer Sinn rege. Einträchtig wirkten sie zusammen mit den nichtadlichen Grundbesitzern, welche Dahlmann's gleichgesinnten Amtsgenossen Falck zu ihrem Rechtsconsulenten wählten. In den Kieler Blättern forderte Graf Adam Moltke-Nütschau mit warmen und bürgerfreundlichen Worten „unser Recht auf's Recht," und der treffliche Graf Wolf Baudissin schrieb: „Adel und Bürgerthum sollen sich gleich heilsamen Gegengewichten einander gegenüberstehen, die eine Kraft als hütende, bewachende, die andere als erwerbende, strebende, prüfende." Was Wunder, daß im Verkehr mit diesen patriotischen Rittern Dahlmann zu dem gutmüthigen Glauben gelangte, der deutsche Adel werde den Beruf des englischen erfüllen. Mit nichten wollte er das unförmliche alte Landesrecht für immer aufrecht halten. Sein historischer Blick erkannte längst, wie schwer Schleswig-Holstein daran krankte, daß „seine beiden Augen sich zugeschlossen," Lübeck und Hamburg der Heimath sich entfremdet hatten. Wie sollte er vollends eine Verfassung bewundern, welche den Adel unmäßig begünstigte und einem Drittheile des Landes, darunter den Städten Altona und Glückstadt, gar keine ständische Vertretung gewährte? Aber nur auf rechtlichem Wege, durch Vereinbarung mit den Ständen, wollte er den Uebergang zu modernen Formen vollzogen sehen — und, vor allem, wurde das alte Landesrecht anerkannt, so war die Selbständigkeit und die untrennbare Verbindung der beiden Länder rechtlich gesichert. Hierin, in dem ewich tosamende ungedeelt sah er sein Leben lang den Kern der schleswig-holsteinischen Frage. Wenn er die Geschichte des „gemeinen geliebten Vaterlandes" durchforschte, die im engsten Raume welthistorische Kämpfe umfaßt; wenn er sah, wie die Holsten durch ihren Heldenstreit wider die Unionskönige des Nordens den Grund legten für Schleswig-Holstein und alsdann beide Lande Jahrhunderte lang in deutscher Sprache zusammen landtagten, und unwiderstehlich unsere Sitte und Sprache, das Geld von Hamburg und Lübeck und Deutschlands gemeines Recht nordwärts drang: so begriff er nicht, wie nur ein Deutscher daran denken könnte,

diesen halbtausendjährigen Verband durch eine dem Grundsatze der Nationalität entsprechende Grenzlinie zu trennen und also dem natürlichen Strome deutscher Gesittung einen künstlichen Damm vorzuschieben. Noch in der Paulskirche betheuerte er, daß er nie einen Schleswiger gesehen, welcher den Wunsch gehegt hätte, sich abzutrennen von der ihm heiligen Gesammtheit von Schleswig-Holstein, und allerdings mochte keinen dänischgesinnten Nordschleswiger gelüsten dem eifrigen Deutschen unter die Augen zu treten.

Nur in einem Punkte ging Dahlmann kühnlich über das historische Recht hinaus. Daß Schleswig-Holstein als ein selbständiges Ganzes zwischen Deutschland und dem Norden mitteninne stand, war das natürliche Ergebniß der langen Kämpfe beider Völker, aber ein Zustand, der in Zeiten hocherregten nationalen Gefühles keine Dauer versprach. Es war ein Widersinn, daß von zwei durch Realunion verbundenen Ländern das eine im deutschen Bunde stand, das andere draußen — ein Widersinn, der nur dadurch erträglich ward, daß die Theilnahme am deutschen Bunde praktisch so gar wenig bedeuten wollte. Auf diesen faulsten Fleck der schleswig-holsteinischen Sache legte Dahlmann bereits in jener Festrede die Hand. Er entsann sich, daß Schleswig schon einmal, im dreißigjährigen Kriege, zu den deutschen Reichslasten beisteuerte. Er betonte, der Schleswiger habe immerdar Deutschland angehört durch den verbrüderten Holsten, und sprach deutlich die Hoffnung aus, es möge dereinst Schleswig in den deutschen Bund eintreten. Der Gedanke war schon zur Zeit des Wiener Congresses da und dort geäußert worden, aber noch fand er keinen Anklang in den Herzogthümern. Denn ungleich später als auf den Inseln erwachte in den deutschen Landen des Dänenkönigs das nationale Gefühl; man wußte nicht anders, als daß man seit Jahrhunderten mit Dänemark verbunden sei, und meinte wohl arglos, Holsten, Isländer und Seeländer seien allzumal treue Dänen. Dahlmann war der Erste, der jene zukunftsreiche Idee öffentlich an feierlicher Stätte aussprach. So verwegenes Begehren zog ihm den Tadel des Oheims in Kopenhagen zu; der Neffe blieb fest, doch sein Wunsch vorerst ein Wunsch. Zunächst mußte den Landsleuten das bestehende Recht und dessen Geschichte in's Gedächtniß zurückgerufen werden, und zu diesem Zwecke wirkten Dahlmann und Falck so unablässig, daß die Dänen in den Tagen ihres mißbrauchten Glücks zu höhnen pflegten: Dahlmann hat die schleswigholsteinische Frage erfunden! In der That, die beiden Freunde wurden

die Ahnherren der streng-conservativen Rechtspartei ihres Landes; die ersten Scenen der schleswig-holsteinischen Bewegung spielten sich ab in diesem Kreise von Professoren und Rittern. Während Falck seine rechtshistorischen Untersuchungen über das Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark schrieb, wirkte Dahlmann anregend durch Vorlesungen über die heimische Geschichte. Die zweite Hälfte jenes „Wortes über Verfassung" giebt einen Ueberblick über die Verfassungsgeschichte der Heimath. Darauf lassen die Kieler Blätter eine lange Reihe von Aufsätzen folgen über die Matrikel und das rechtmäßige Steuerwesen des Landes; sie drucken die Erwiderung ab, womit vor Jahren Hegewisch die Angriffe Hoegh-Guldberg's auf die deutsche Sprache abgefertigt hatte; sie beantworten die freche Preisfrage jenes dänischen Patrioten, in anderem Sinne, als der Fragende gemeint. Deutsche Forschung begann endlich durch das dichte Gestrüpp dänischer Märchen einen Weg zu schlagen; was Wunder, daß die ersten Pfadfinder sich oft verirrten. Die verhängnißvolle Bedeutung der Erbfolgefrage ahnte noch niemand, und Dahlmann lebte noch wie Falck des Glaubens, Schleswig unterliege als ein Theil des Königreichs Dänemark der Erbfolgeordnung des dänischen Königsgesetzes *). Erst in späteren Jahren, als, Dank ihrer Anregung, die Geschichte der Herzogthümer von jüngeren Kräften nach allen Seiten hin durchforscht ward, sind die beiden Altmeister willig von ihrem Irrthume zurückgekommen.

Es war die Zeit, da „Deutschland sich wieder ein Recht erworben, seinem Alterthume in's Gesicht zu sehen." Mit Freuden versenkte sich die romantische Welt in jene fruchtbaren Tiefen unseres Volkslebens, welche der prosaische Sinn des Jahrhunderts der Aufklärung herzlos verschmähte. Aus den Predigten seines Claus Harms lernte der Schleswig-Holsteiner, welch' eine Fülle von Kraft und Milde in seiner heimischen Sprache, der lange mißachteten, wohnte. Desselbigen Weges ward Dahlmann durch seine Forschungen geführt. Er tadelte, daß De Lolme den englischen Staat nicht erklärt habe aus dem urkräftigen Unterbau angelsächsischer Bauernfreiheit. Seinen transalbingischen Landsleuten, deren Sachsenstamm „der volksfreieste von Alters-

*) Daß Dahlmann damals noch in diesem Irrthume befangen war, ist neuerdings leidenschaftlich behauptet und bestritten worden. Citate aus angeblichen Collegienheften, noch dazu von Dänen zusammengestellt, sind kein durchschlagender Beweis, wohl aber Dahlmann's eigene Worte in den Kieler Blättern I, 294.

her in Deutschland" war, sollte die Erinnerung nicht schwinden an den Bauernstaat der Ditmarschen, der Männer mit hundert Löwen im Herzen, die so oft geblutet um „Niemands eigen" zu bleiben. Sie sollten nicht vergessen das tapfere Wort der Frauen von Ditmarschen: „welk ein edel Kleinott und grote Herrlicheit de leve Frieheit were." So recht ein Mann nach Dahlmann's Herzen war jener alte Pfarrherr Neocorus, welcher die Thaten dieser Schweizer der Ebene, die Größe, die in solcher Kleinheit wohnt, so köstlich treuherzig geschildert und den Holsten die geheimsten Falten ihrer Seele aufgedeckt hat mit seinem guten Spruche: „nicht flegen, sündern stahn, dat is in Gott gedahn." Welche Freude, als ihm jetzt die lange vermißte Urschrift des Neocorus zugeschickt ward, verwaschen von den Wogen, ein Bild des von der Fluth belaufenen Landes! Einige Jahre darauf erschien, gefördert durch Unterzeichnungen aus allen Theilen des Landes, Dahlmann's Ausgabe des Neocorus. Man begann in den Herzogthümern, sich der alten Holstengröße wieder zu entsinnen.

Dergestalt war die deutsche Wissenschaft frisch am Werke, die Lösung einer großen Frage deutscher Politik vorzubereiten. Merkwürdig aber, wie arglos diese wackeren deutschen Gelehrten und Ritter der Kopenhagener Staatskunst gegenüberstanden, wie langsam sie sich entschlossen, da ein dichtes Netz fein gewobener dänischer Ränke zu erkennen, wo sie bisher nur einzelne Mißgriffe eines wohlgesinnten Königs gesehen hatten. Von der Danisirung der Herzogthümer, schrieb Fälck, worüber das Ausland klagt, ist uns im Lande nichts bekannt; hat doch unser König seine Tochter in deutscher Sprache confirmiren lassen! Auch Dahlmann, der neben dem hochconservativen Freunde fast wie ein Heißsporn erschien, versicherte, es sei nie daran gedacht worden, Schleswig der absoluten Königsgewalt der lex regia zu unterwerfen. Bald sollte dies wohlmeinende Vertrauen einen harten Stoß erleiden. Am 17. August 1816 gab der König endlich die versprochene feierliche Bestätigung aller Rechte des Landes, und der Streit schien glücklich hinausgeführt. Aber nur zwei Tage später ward eine Commission nach Kopenhagen berufen, um eine neue Verfassung für Holstein allein zu entwerfen! In den Herzogthümern fanden sich einzelne gemüthliche Leute, welche diesem widerspruchsvollen Beginnen zujubelten. Alle Tieferblickenden erkannten: Dänemark hatte in Einem Athem das Recht des Landes anerkannt und dessen Grundlage, die Untrennbarkeit der Herzogthümer, bedroht. In einer ernsten

Vorstellung sprach jetzt Dahlmann im Namen der Ritterschaft die Erwartung aus, der König werde „keine Trennung beschließen, wo weder Trennung nützlich sei, noch ohne Verletzung heiliger Verhältnisse bewirkt werden könne.“ Das Volk hatte anfangs dem Kampfe um den wiedererwachten Schatten des erschlagenen Rechtes weit theilnahmloser zugeschaut als gleichzeitig die Würtemberger; doch als das Palladium Schleswig-Holsteins, das „ewich ungedeelt“, bedroht war, ergriff alsbald eine starke Bewegung die Geister. Ein Strom von Petitionen ergoß sich nach Kopenhagen. Vor dieser Regung des Volksunwillens schreckte der Hof zurück. Jahr auf Jahr verstrich; die neue holsteinische Verfassung, welche bereits fertig im Cabinete lag und, wie billig, den gefährlichen Professoren die Wählbarkeit für die Ständeversammlung absprach, ward in der Stille zurückgelegt, aber auch der rechtmäßige alte Landtag ward nicht berufen, die gewaltsame Steuererhebung nahm ihren Fortgang. Da endlich protestirte die Ritterschaft förmlich, und Dahlmann gab seine Urkundliche Darstellung des dem schleswig-holsteinischen Landtage zustehenden Steuerbewilligungsrechtes und die Sammlung der wichtigsten Actenstücke dazu heraus. Auf das bestimmteste erklärte die Ritterschaft sich bereit, einen Landtag — aber einen Landtag beider Lande — anzuerkennen, der auf den Grundsatz allgemeiner Landesvertretung gegründet sei; sie wies weit von sich jede Bevorzugung des Adels in der Besteuerung. Auf Proteste, Bitten, Vorstellungen erfolgte aus Kopenhagen als Antwort nur die Drohung, man werde die Deputation der Ritterschaft auflösen.

Inzwischen waren die Karlsbader Beschlüsse erschienen, unsere Hochschulen standen unter polizeilicher Aufsicht, und der Deutsche mußte mit anhören, daß Niebuhr's Freund, der Graf de Serre, uns sagte: „Eure Staatsmänner thun mir leid, sie führen Krieg mit Studenten.“ Das erste Geschenk des deutschen Bundes an Holstein war die Vernichtung jener Preßfreiheit, welche, von Struensee begründet, bisher unter den „Alleingewalterbkönigen,“ den unumschränktesten aller Fürsten, aufrecht geblieben war. In diesem Falle wahrte Dänemark gewissenhaft die Untrennbarkeit der beiden Lande: auch in Schleswig ward die Censur eingeführt. Die Kieler Blätter gingen ein; ihre Gründer wollten sie keinem Censor unterwerfen. Sogleich wandte sich die Kieler Hochschule an den König-Herzog und ließ sich von ihm bezeugen, daß sie nichts verbrochen, was Metternich's Anklagen gegen die Universitäten rechtfertigen könnte. Dahlmann's Rechtsgefühl und Gelehrtenstolz

war tief empört, er sah die Hochschulen durch jenen Bundesbeschluß „unvergeßlich herabgewürdigt und beleidigt.“ Von der durch Stein begründeten großen Sammlung deutscher Geschichtsquellen zogen er und Falck sich zurück, weil mehrere Bundestagsgesandte, die sich an dem Karlsbader Staatsstreiche betheiligt, unter ihren Leitern waren. Er wollte nicht begreifen, wie solche Namen sich mit dem Wahlspruche des Unternehmens: sanctus amor patriae dat animum vertrügen. „Mein guter Name ist mir mehr werth als ein wissenschaftliches Unternehmen,“ und „ich möchte nicht, daß es gelänge, auf dem mit Unterdrückung und Verfolgung — und womit vielleicht bald? — befleckten Boden edle Früchte der Wissenschaft durch gebundene Hände zu ziehen.“ Als er bald nachher in der Aula den Geburtstag des Königs feiern sollte, nahm er unerschrocken zum Thema — den Bundesbeschluß wider die Hochschulen. Er nannte mit bitterem Spotte das Majestätsverbrechen „das einzige und eigenthümliche Verbrechen derer, welche nie ein Unrecht gethan,“ und bezeichnete als den letzten Urheber der Mißhandlung der Hochschulen „jenen entarteten Adel, der sich selber Tugend, Vaterland und Gottheit ist, unermüdlich sich selbst bewundert und die leeren Freuden des Narciß genießt, um bald, gleich Narciß, unbeweint unterzugehen.“ Nur zu rasch sollte sich sein herbes Urtheil bewähren: man habe durch jene Beschlüsse den leeren Formen des Friedens sein inneres Wesen geopfert, nur polizeiliche Ruhe, nicht den Frieden geschaffen.

Doch wie tief immer Dahlmann's Vertrauen auf die deutsche Bundesversammlung gesunken war, sie blieb doch Schleswig-Holsteins letzte Schutzmauer gegen Dänemark. Im Jahre 1822 wandte sich die Ritterschaft an den Bund. Eine Denkschrift ihres Secretärs, in dessen Seele „des Menschen schlimmster Feind, die Furcht,“ keine Stätte fand, bat den Bundestag, die Verfassung Holsteins und vornehmlich seine Verbindung mit Schleswig zu schützen. Ritter und Prälaten erklärten sich bereit zu jeder zeitgemäßen Reform, doch bestanden sie auf dem guten Holstenworte, Vorrechte müßten zwar dem Rechte weichen, aber auch nur dem Rechte. Von uralten Zeiten her waren diese nordischen Lande daran gewöhnt, daß ihr Ringen mit Dänemark selten Hülfe fand bei jener beschränkten deutschen Binnenlandspolitik, die unserem Vaterlande die starke Hand auf den Meeren und damit die Bedeutung einer wirklichen Großmacht geraubt hat. Es sollte sich zeigen, ob das neue Deutschland den Werth des „Günstlings zweier

Meere" besser zu würdigen, die „deutschen Holstenkinder" kräftiger zu schützen verstand. Zum ersten Male ward der Bundestag berufen, den Artikel 56 der Wiener Schlußacte auszuführen, welcher jede willkürliche Aenderung oder Aufhebung einer „in anerkannter Wirksamkeit stehenden" Landesverfassung verbietet. Daß ein solcher Fall hier vorlag, war unzweifelhaft; mit Recht bemerkte der hannoversche Gesandte v. Hammerstein: „es scheint mir, daß es unmöglich ist, die Wirksamkeit dieser Verfassung mehr anzuerkennen, als in der k. Bestätigung vom Jahre 1816 geschehen ist." Von der oberflächlichen Erwiderung des dänischen Gesandten schien für das gute Recht wenig zu fürchten. Sie war lediglich merkwürdig als ein Probstück dänischer Perfidie; denn in heiterer Abwechselung stellte Graf Eyben die Bittenden bald als aufsässige Unterthanen dar, welche ihrem Landesherrn eine Verfassung aufdrängen wollten, statt sie von ihm zu empfangen, bald als eine dünkelhafte privilegirte Kaste, die dem modernen Staate widerstrebe. Höhnisch sprach er von dieser Verfassung, „welche die Petenten selbst sehr bezeichnend ihre nennen, welche aber das Land gewiß nicht seine nennen möchte."

Von Anfang an war der Ritterschaft verderblich, daß Schleswig nicht zum deutschen Bunde gehörte. Da selbstverständlich nur die holsteinischen Mitglieder der Ritterschaft sich an den Bund gewendet, so gab dies dem k. k. Gesandten willkommenen Anlaß, wegwerfend zu versichern, offenbar theile nur eine geringe Anzahl der Ritterschaft die Ansichten der Petenten. Und welches Schicksal ließ sich einem Rechtshandel wahrsagen vor dem Forum eines Diplomatencongresses, welcher besten Falls einige juristische Dilettanten enthielt! Als der wackere kurhessische Gesandte Lepel erklärte, man dürfe hier nimmermehr „Rücksichten der Politik und Convenienz Gehör geben, wo es sich um Grundsätze handle," mußte er dafür die schärfste Zurechtweisung von dem Grafen Münch-Bellinghausen hinnehmen, und leider durchschaute die Wiener Frivolität das Wesen einer Diplomatenversammlung schärfer als Lepel's ehrliches Rechtsgefühl. Um so sicherer durfte man ein politisches Verständniß der Frage erwarten. Sollte Deutschlands höchste Behörde im Jahre 1822 weniger politische Einsicht besitzen, als weiland Kaiser Leopold I., der den Dänen erklärte, wer Holstein schützen wolle, müsse sich auch in Schleswigs Händel einmischen? Doch mit vollendetem Stumpfsinn ging der Bundestag an der welthistorischen Bedeutung des unscheinbaren Handels vorüber, der nur ein Glied

war aus einer Kette vielhundertjähriger Kämpfe. In Preußen leitete die auswärtigen Angelegenheiten derselbe Graf Bernstorff, der im Jahre 1806 als dänischer Beamter die Hände im Spiele gehabt bei der versuchten Einverleibung Holsteins in Dänemark. Daher erklärte jetzt sein Gesandter, „es bedürfe kaum der Bemerkung, daß die Verbindung Schleswigs mit Holstein kein Gegenstand der Bundesthätigkeit sei." Jene „Rücksichten der Convenienz," welche den Bundestag leiteten, waren die Grundsätze der absolutistischen Tendenzpolitik. Zu Wien sah man in den Bittenden einfach Revolutionäre, und es konnte der guten Sache nur schaden, daß der gefürchtete Wangenheim sie in einem trefflichen Gutachten vertheidigte. Die sophistische Unredlichkeit gewann die Oberhand. Eine niemals aufgehobene, noch vor sieben Jahren feierlich bestätigte Verfassung, deren Institutionen zum Theil (wie die Deputation der Ritterschaft) thatsächlich fortbestanden, wurde blos deshalb für „nicht in anerkannter Wirksamkeit stehend" erklärt, weil dem Könige von Dänemark gefiel, sie augenblicklich nicht zu halten. Indessen war ein Jahr vergangen und der Bundestag gereinigt worden von allen liberalen Elementen. Am 27. November 1823 beschloß der Bund, die Klagenden abzuweisen und sie zu vertrösten auf die von Dänemark versprochene dereinstige Verleihung einer neuen Verfassung. „Der bedächtige Deutsche, predigte Graf Münch, wird um des umsichtigen und alles wohl erwägenden Vorgangs seines Fürsten willen nicht Mißtrauen in die Reinheit des Willens der Regierung setzen, und der treue Deutsche wird in dieser, alle Rücksichten mit landesväterlichem Sinne wohl umfassenden Sorgfalt sich nur noch inniger an seinen Landesfürsten anschließen." Das den Petenten günstige Gutachten des Referenten Grafen Beust durfte auf Münch's Veranlassung nicht veröffentlicht werden; denn dem Berichte lag, wie ein Gesandter der österreichischen Partei seinem Hofe schrieb, „Mißtrauen gegen die dänische Regierung zu Grunde, also die nämliche Krankheit, welche in den ständischen Versammlungen einheimisch ist." In diesen Jahren war für Oesterreich am Bunde nichts unmöglich. Am Tage vor jenem verhängnißvollen Bundesbeschlusse ließ Dahlmann durch den hochconservativen Geheimen-Rath Schlosser eine zweite Eingabe einreichen, welche die Richtigkeit der Behauptungen des dänischen Gesandten aufwies. Graf Münch aber belegte die tausend Exemplare mit Beschlag, gestattete nicht, daß die Denkschrift an die Bundestagsgesandten vertheilt werde, gab sie an den Freiherrn von Blittersdorff. Am

15. Januar 1824 referirte dann dieser Begabteste der Helfer des Wiener Hofes, und ich glaube nicht, daß jemals der rechtlose Zustand unseres deutschen Gemeinwesens mit frecherer Offenheit eingestanden ward. Blittersdorff ergießt seinen ganzen Zorn auf den Verfasser der Eingabe — Dahlmann, da „die Ritterschaft zu achtungswerth sei, als daß man ihr dergleichen zur Last legen könnte." Er rügt, daß Dahlmann seine Stellung zum Bundestage durchaus verkannt habe. Kläger und Beklagter vor der Bundesversammlung seien keineswegs „Parteien, die auf gleicher Stufe ständen;" nimmermehr dürfen Privatleute die Erklärungen von Bundestagsgesandten einer unpassenden Kritik und Widerlegung unterziehen! — Abermals ward die Ritterschaft abgewiesen. Um das Werk zu krönen, befahl der Bund, daß künftighin jede gedruckte Eingabe an den Bundestag vorher der Censur unterworfen werde. Damit waren die Rechtsgründe, welche Dahlmann in seiner zweiten Denkschrift ins Feld geführt, ungelesen widerlegt, und der Deutsche mochte fortan den Chinesen beneiden, der, wenn er als Kläger auftritt, der Redefreiheit sich erfreut. Nach langen Jahren, als die Denkschrift werthlos geworden, ließ Münch an Dahlmann schreiben, jene tausend Exemplare ständen jetzt zu seiner Verfügung.

Die schleswig-holsteinische Frage hatte zum ersten Male an die Pforten des Bundestags geklopft. Sie war nicht gehört worden, vom Bunde nicht und nicht vom deutschen Volke. Die Ritterschaft hatte nicht verstanden, die Deutschen über die nationale Bedeutung des Streites aufzuklären; schier theilnahmlos schaute die Mehrzahl der deutschen Blätter dem Handel zu. In Kopenhagen wußte man nunmehr, daß kein einträchtiger deutscher Wille die Rechte Transalbingiens schütze; der Bundesbeschluß von 1823 gab der dänischen Krone, wie Dahlmann vorausgesagt, den Muth zu neuen Gewaltthaten. In Schleswig-Holstein aber reiften langsam die von jenem Kieler Freundeskreise ausgesäeten Gedanken. Nach der Julirevolution erhob sich an der Stelle der Kämpen des alten Landesrechtes eine jüngere, verwegenere Partei, feindseliger gegen Dänemark, geschickter zum Agitiren. Jens Uwe Lornsen eroberte für die Herzogthümer und für Dänemark die Anfänge einer ständischen Vertretung, und die Dänen warfen den Gründer ihres Ständewesens in den Kerker. Wiederum protestirte die Ritterschaft, und niemals hat Dahlmann diese „Landtage neuester Erfindung" als rechtlich bestehend anerkannt, aber ein Sprechsaal war

jetzt vorhanden, darin sich der Wille des Landes offenbarte. Einunddreißig Jahre nachdem Dahlmann in der Kieler Aula zuerst den rettenden Gedanken ausgesprochen, klang aus dem Ständesaale von Schleswig als Antwort auf den Offenen Brief der Ruf: „Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund;“ und hatte damals der kühne Wunsch des jungen Redners kaum einen schwachen Widerhall gefunden, so konnte man jetzt in Transalbingien die ungetreuen Deutschen an den Fingern zählen. —

Zehn volle Jahre hatte der beliebte Docent Geschichte gelehrt, da endlich schienen ihm die Lücken seines Wissens zur Genüge ausgefüllt und er ließ sein erstes selbständiges historisches Werk erscheinen, die „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte.“ Mit seinen Alten hielt er die gleichzeitige Geschichtschreibung für die einzige ihres Namens vollkommen würdige, doch er kannte auch die ungeheuren Hemmnisse, welche ihr das Geheimniß und die Verschlungenheit der modernen Politik entgegenstellt. So ging er diesmal in weit entlegene Epochen der hellenischen und der altnordischen Vorzeit zurück. Er zeigte an dem Bilde Herodots, wie die schlichte Wahrhaftigkeit die erste Tugend des Historikers bleibt, und wie jene unbefangene Milde, die das Gute unter jedem Himmelsstriche zutraulich aufzufassen weiß, uns selbst die sehr mittelmäßigen politischen Einsichten des Vaters der Geschichte leicht vergessen läßt: „die die ganze Welt beherrscht, die Furcht vor dem Lächerlichen, berührt die erhabene Einfalt seines Sinnes nicht.“

Er hatte nie eine historische Vorlesung gehört, aber seine philologischen Studien machten ihn früh mit dem Ernste methodischer Forschung vertraut, und ein großes Muster hatte er vor Augen in den Werken seines Freundes Niebuhr. Mit strenger Kritik, nach der Weise des Meisters, geht er der Ueberlieferung zu Leibe, schlägt auch dann und wann, in dem eifrigen Bestreben nur unzweifelhaft beglaubigte Thatsachen gelten zu lassen, über das Ziel hinaus — so in seiner Forschung über den Kimonischen Frieden, die ihn zu dem Ergebniß führt, „daß es mit dem Frieden nichts sei,“ während uns neuere Untersuchungen gezeigt haben, daß Kimon zwar nicht einen Frieden, aber einen Handelsvertrag geschlossen hat. Im gleichen Sinne schrieb er eine kleine Schrift, um die Fabeln zu zerstören, welche sich in die alte Ueberlieferung von der Selbstbefreiung Lübecks eingeschlichen. Dabei fehlt es nicht an scharfen Ausfällen wider die Oberflächlichkeit F. v. Raumer's und gegen die falsche Genialität der Creutzer'schen Romantik,

welche die harten Thatsachen der Geschichte durch Eingebung von oben zu finden gedachte. Lesen wir dann in den „Forschungen“ die Kritik der Quellen der altdänischen Geschichte, die Abhandlung über König Aelfred's Germania, die Uebersetzung von Are's Isländerbuch und nehmen wir hinzu jene Schrift über Lübeck, den Neocorus und die Ausgabe von Rimbert's vita S. Ansgarii, die er für Pertz' Monumenta besorgte, so sehen wir seine historische Thätigkeit mit Vorliebe auf das Alterthum des Nordens gerichtet. Er ward nicht müde zu fragen und zu horchen, wenn der Nordlandsfahrer Henderson Islands geheimnißvolle Schönheit schilderte. Die feierliche Größe der Natur des hohen Nordens bezauberte seine Phantasie, und oft hat er damals, da er noch lebhaft und lustig und ein Liebling der Frauen war, mit einer liebenswürdigen Freundin luftige Pläne geschmiedet, wie sie selbander das ferne Wundereiland schauen wollten. Auch bei der streng gelehrten Forschung blickt er fortwährend über die Schranken seiner Zunft hinaus. Er will durch gefällige Darstellung die Theilnahme weiterer Kreise gewinnen; „aber alles geistreiche Anwinken und Anzweifeln müsse ausgeschlossen bleiben, und könnte es die Zahl der Leser bis zu Tausenden vermehren.“ Noch ist sein Stil unfertig, nur an einzelnen Stellen erhebt sich die Sprache bereits zu jener markigen Schönheit, welche Niebuhr's warmen Beifall fand. — In Kiel war dem Verfechter des alten Rechtes jede Aussicht auf Beförderung versperrt; im Jahre 1829 folgte Dahlmann einem Rufe nach Göttingen.

Die Georgia Augusta sah damals glückliche Tage unter Arnswaldt's und Hoppenstedt's einsichtiger Leitung; der Neuberufene trat in einen Kreis glänzender gelehrter Namen. Doch bald ward er von der Wissenschaft hinweggeführt, um mitzuwirken bei dem Neubau eines Gemeinwesens, das dem Politiker nicht lehrreicher sein konnte; denn auf das wunderlichste standen in diesen welfischen Landen mittelalterliches und modernes Staatsleben dicht bei einander. — Man kennt Lord Grey's Wort: ein Glück für England, wenn Hannover vom Meere verschlungen würde! Mit größerem Rechte hätte der Bürger und Bauer in Hannover das Wort umkehren können; denn der deutsche Kurstaat stellte den Briten für ihre Kriege ein treffliches kleines Landheer und ertrug dafür das Unglück einer Monarchie ohne einen Monarchen, jene unselige Hofadelsherrschaft, welche im Lande die allmächtige Vicekratie genannt ward. Der kleine Staat sonnte sich gern an

dem Ruhme Großbritanniens, und wer den hannoverschen Thronreden glaubte, mußte meinen, Napoleon sei allein durch England, ohne jedes Verdienst der Deutschen gestürzt worden; man freute sich, daß die Türkenpässe des mächtigen Königs von England den hannoverschen Schiffen eine Sicherheit gewährten, wonach die Schiffahrt anderer deutscher Staaten vergeblich seufzte, und die Georgia Augusta war stolz auf ihre Verbindung mit England. Die vornehme Welt der Hauptstadt ahmte eifrig die englischen Sitten nach; mit hep hep hurrah! tranken diese adlichen Kreise die Gesundheit des Königs; vollends das Heer, das noch die rothen Röcke der englischen Regimenter und die glorreichen Namen Peninsula und Waterloo auf seinen Fahnen trug, lebte und webte in englischen Traditionen. Aber von jener politischen Weisheit, welche Englands Größe sicherte, war in das adliche Hannoverland nichts hinübergedrungen, nicht der Gedanke der Staatseinheit, nicht die Unterwerfung aller Stände unter das gemeine Recht des Landes.

Große Staaten, welche nach Zeiten des Verfalls auch Tage des Sieges gesehen, ertragen leichter strenges historisches Urtheil. Auch der loyalste Preuße gesteht unbefangen die schweren Mängel ein, woran sein Staat vor der Schlacht von Jena krankte. Unsere Mittelstaaten, die echten Ruhm nicht kennen, sind empfindlicher gegen die geschichtliche Wahrheit. Noch heute hört man im Welfenlande nicht gern ein ehrliches Wort über jenes Regiment des Verraths und der Schwäche, welches im Jahre 1803 das Land den Franzosen überlieferte. Mit wohlthätiger Härte räumten dann Napoleon und das Königreich Westphalen in diesem Gewirr oligarchischer Mißbräuche auf. Als das Welfenreich durch die Waffen der Alliirten wiederhergestellt ward, zu Deutschlands Unheil vergrößert auf Preußens Kosten und geschmückt mit jener Königskrone, von welcher Stein als ein Seher voraussagte, sie werde dereinst schwer auf dem Lande lasten: da brach eine harte Restauration über Hannover herein. Die Residenz entbehrte aller der Anstalten des edlen geistigen Luxus, welche ein Fürstenhof hervorzurufen pflegt. Nur der Hofadel durfte nicht leiden unter der Abwesenheit des Landesherrn. Auf's neue, wie vor der westphälischen Zeit, tummelten sich jetzt im Schlosse zu Herrenhausen zahlreiche Hof- und Oberhofchargen geschäftig um den abwesenden König. Kaum sieben Procent des Bodens besaß der Adel, aber nirgendwo in Deutschland trennte ihn eine so hohe, mit so verletzendem Hochmuth aufrecht erhaltene

Schranke von dem Bürger. Mit gleicher Sorgfalt wie die Abstammung ihrer edlen Rassepferde bewachten die nah verschwägerten Geschlechter der Münster, Platen, Scheele ihren eigenen Stammbaum; auch altadliche Häuser, wenn sie patricischen Ursprungs waren, fanden keinen Zutritt in diesen geweihten und gefeiten Kreis; königliche Bastarde freilich, wie die Wallmoden-Gimborn, galten für ebenbürtig. Von Kindesbeinen an ward der Kastengeist des Adels gepflegt auf der Ritterakademie zu Lüneburg, wo zu Zeiten vierzehn Lehrer die Ehre hatten, zwölf adlichen Eleven einen mangelhaften Unterricht zu ertheilen.

Selbstgefällig schaute man in Hannover auf die strenge Centralisation in Preußen und auf das hastige Organisiren und Reorganisiren in den rheinbündischen Staaten. Und doch hatte selbst diese patriarchalische Adelsregierung nach der Vertreibung der Franzosen das Chaos der alten Zustände nicht in seinem ganzen Umfange wiederherstellen können. Es war unmöglich, hier im engsten Raume vierzehn Provinzialverfassungen zu ertragen und jene alten Provinzialstände wieder aufzurichten, welche dereinst durch ihre Ausschüsse das Zoll- und Steuerwesen und alle wichtigen Verwaltungssachen der Provinzen mit nahezu souveräner Selbständigkeit geleitet hatten. Diese nur durch Personalunion verbundenen Provinzen mußten zu einem Staate verschmolzen werden, und die Regierung fühlte, daß durch gütliche Verhandlungen dies Ziel sich nimmermehr erreichen ließ; denn vierzig Jahre schwieriger Unterhandlung hatte man einst gebraucht, um die Stände zweier Provinzen zu einem Ganzen zu vereinigen, und noch war unvergessen, daß während der Revolutionskriege in den Calenbergischen Ständen der Antrag gestellt worden, die Calenbergische Nation möge sich für neutral erklären. Die Regierung, welche so gern wider die modernen Verstandestheorien und die aus der Fremde entlehnten Institutionen eiferte, schritt zu einem nothwendigen Gewaltstreiche, welcher dem historischen Rechte nicht minder widersprach als das Verfahren der vielgeschmähten Rheinbundsregierungen. Eigenmächtig berief sie (1814) eine Ständeversammlung aus dem ganzen Lande, sie warf alle Schulden und Lasten des Landes in eine Masse, sie schuf an der Stelle der bisherigen verschiedenartigen Beamtencorporationen einen geschlossenen Staatsdienerstand. Aber auf halbem Wege blieb sie stehen, ihr fehlte der feste Wille eine moderne Staatsordnung zu gründen, welcher allein diesen Bruch des positiven Rechts rechtfertigen konnte. Die Belastung des Bauernstandes mit Zehnten und Frohnden, die Patrimonialgerichte, die

Gewerbsprivilegien der Städte, das heimliche Gerichtsverfahren mitsammt der Folter, die Vermischung von Justiz und Verwaltung, die drakonische Censur-Ordnung vom Jahre 1705: — all' dieser ehrwürdige Hausrath des alten Regimes, den die westphälische Regierung hinweggefegt, ward wiederhergestellt, selbst in jenen Provinzen, wo schon vor der Fremdherrschaft modernere Einrichtungen bestanden hatten. Mit Stolz blickte Hannover auf sein Wetzlar, auf das treffliche oberste Gericht zu Celle, und seit den Tagen des alten Kanzlers Struben genossen die gelehrten Juristen der welfischen Lande eines wohlverdienten Ruhmes, doch der Geist, welcher die Verwaltung erfüllte, war das Gegentheil des Rechts. Das Land war übersäet mit Privilegien und Exemtionen; von Gnade nährte sich der Land-Edelmann, der zu den Staatssteuern wenig, zu den Gemeindelasten nichts beitrug und bei schlechter Wirthschaft die Aussicht hatte, durch den Lehnsconcurs seinen Gläubigern zu entgehen; die Gnade, nicht das Recht sicherte dem concessionirten Gewerbtreibenden auf dem flachen Lande sein Dasein; kraft landesherrlicher Gnade standen einzelne Städte unmittelbar unter dem Ministerium, nicht unter den Mittelbehörden; dem Privilegium dankten einige Buchhandlungen die Postmoderation für ihre Packete. Seit Langem wurden die Staatsämter — reichbezahlt, ausgestattet mit einer Fülle wunderlicher Naturallieferungen — als ein Mittel der Bereicherung, für den Adel vornehmlich, angesehen; oft sah man mehrere Aemter in Einer Hand vereinigt; die Regimenter des Heeres waren klein, damit eine große Zahl von Stabsoffizieren angestellt werden konnte. Noch eine Weile nach dem Frieden bestand die Einrichtung, daß der junge adliche Auditor den Titel Drost und dadurch das Recht erhielt, seine bürgerlichen Genossen zu überspringen; und als endlich dieser Unfug fiel, blieb doch noch die adliche Forstcarriere, die adliche Bank im obersten Gerichte und auffällige Bevorzugung des Adels in anderen Aemtern bestehen. Ueberall Ausbeutung der niederen Stände zu Gunsten der höheren: noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wagte man die orientalische Einrichtung einer für den Grundherrn und den Ackerknecht wesentlich gleichen Kopfsteuer. Die Subsidien einzufordern, welche England dem Lande für wiederholte Kriegshilfe schuldete, kam der Adelsregierung nicht in den Sinn; strömten doch Millionen in der Stille aus der Kasse des englischen Königs in den Beutel des hannoverschen Adels!

Der oligarchische Geist dieses Gemeinwesens hatte endlich selbst

den ruhigen, gesetzlichen Sinn des niedersächsischen Landvolks verbittert. Zwei Drittheile der Bevölkerung bestanden aus hintersässigen Bauern, die ihre Höfe zumeist nach einem sehr drückenden Meierrechte besaßen. Die Unzufriedenheit des Landvolks stieg, seit um das Ende der zwanziger Jahre eine ungewöhnliche Entwerthung des Bodens und im Jahre 1830 eine harte Mißernte eintrat. Noch andere Keime des Unfriedens schlummerten in dem Staate. Acht Provinzial-Ständeversammlungen, auch die alten Prälatencurien ohne wirkliche Prälaten, hatte die Regierung neben dem allgemeinen Landtage hergestellt; in diesen unförmlichen Körpern, deren Rechte kein Gesetz genau bestimmte, gewann die Ritterschaft von Anbeginn die Oberhand. Sie waren eine Anomalie in der bureaukratischen Staatsordnung, da nicht einmal die räumlichen Grenzen dieser altständischen Provinzen mit den Grenzen der Verwaltungsbezirke, der Landdrosteien, zusammenfielen; sie wurden der Herd des provinziellen und des adlichen Sondergeistes. Eine extreme Adelspartei arbeitete im Dunkeln emsig gegen die schwachen Anfänge der Staatseinheit: an ihrer Spitze Männer vom schlimmsten Rufe, wie Herr v. Scheele und der Staatsrath Leist, welche das Land als weiland dienstbereite Werkzeuge des Königs von Westphalen verwünschte. Nur zu bald gelang dieser Partei ein großer Erfolg. Schon im Jahre 1819 ward die Ständeversammlung, abermals durch einen Gewaltstreich der Regierung, in zwei Kammern zertheilt. Von jetzt an stand eine ausschließlich adliche erste Kammer einer zweiten Kammer gegenüber, deren Mitglieder zumeist von den Magistraten der Städte ernannt waren, während die Bauern — der sittliche und wirthschaftliche Kern dieses niedersächsischen Landes — nur durch eine verschwindende Minderzahl vertreten waren. Mit Hohn schaute das Beamtenthum, gleichgiltig der Bürger und Bauer dem Treiben dieser Stände zu. Die Protokollauszüge — das Einzige, was aus ihren Verhandlungen in die Welt drang — hörten bald auf zu erscheinen, weil niemand sie lesen mochte. Schon war es zur Regel geworden, daß die Magistrate, um Diäten zu ersparen, Beamte, welche in der Residenz wohnten, zu Abgeordneten wählten. Nach ärgerlichem Streit zwischen beiden Kammern und vergeblichen Vermittlungsversuchen der Regierung gingen die Stände in der Regel ohne Ergebniß auseinander. Nur in Einem Punkte stimmten beide Kammern überein, in dem hartnäckigen Mißtrauen gegen die Finanzverwaltung. Denn auch die finanziellen Reformen der Regierung waren halbe Maßregeln geblieben: man hatte die alte verderbliche

Einrichtung der Kassentrennung wiederhergestellt. Selbständig neben einander standen die königliche Domänenkasse, in tiefem Geheimniß ohne ständische Controle durch Kronbeamte verwaltet, und die Steuerkasse, welche allein der Verfügung der Stände und ihrer Schatzräthe unterlag. Aber der alte deutschrechtliche Grundsatz, daß die Domänenkasse die Staatsausgaben zu bestreiten und die Steuerkasse nur in Nothfällen auszuhelfen habe, war eine Unmöglichkeit in einer Zeit hochgesteigerter Staatsbedürfnisse. Daher entspann sich ein unablässiger Krieg zwischen der Krone und den ständischen Schatzräthen. Vergeblich blieb jeder Versuch, das Dunkel zu erhellen, das über der königlichen Kasse schwebte. Ein geordneter Staatshaushalt also war unmöglich, obgleich Hannover von jeher eine große Anzahl tüchtiger Finanzmänner besaß; die Anleihe des Jahres 1822 war ein Symptom der Krankheit der Finanzen. Zwischen den beiden Kassen standen in unhaltbarer Mittelstellung die Berg-, Zoll- und Postbehörden. Solcher Zustand mochte dem dynastischen Dünkel schmeicheln, in Wahrheit untergrub er das Ansehen der Krone; denn sie erschien unköniglich als der Feind der Steuerzahler. Verderblich wirkten die englischen Parteikämpfe auf die ständischen Händel Hannovers hinüber. Man wußte, daß das Haus Braunschweig ungeheure Summen zur Bestechung der Parlamentsmitglieder aufgewendet hatte, und immer auf's neue bat die englische Krone das Parlament um Deckung ihrer Schulden. So entstand sehr natürlich ein Parteimärchen, das namentlich Horace Walpole's böse Zunge verbreitet hat. Man behauptete in England und glaubte in Hannover, daß aus der geheimen hannoverschen Kronkasse fortwährend bedeutende Summen in die unersättliche Tasche des englischen Königs flössen.

Die Regierung, welche so verworrene Verhältnisse bemeistern sollte, war selber in sich zerspalten. Seit der Abwesenheit der Könige in England leitete ein Collegium adlicher Minister in Hannover mit nahezu schrankenloser Vollmacht den Staat; in den sechzig Jahren seiner Regierung betrat Georg III. niemals sein Stammland. Das Volk glaubte fest, es sei verboten Beschwerden an den König zu richten, der die deutsche Sprache herzlich verachtete; und die Unterbehörden bestärkten grundsätzlich die Masse in diesem Glauben. Während die adlichen Minister sich der Ehren und Genüsse der höchsten Aemter erfreuten, trugen die Arbeitslast des Regiments einige bürgerliche Räthe — gewiegte Geschäftsmänner von unermüdlicher Arbeitskraft und streng

conservativer Gesinnung. Mit bitterem Grolle sah die bürgerliche Staatsdienerschaft, daß diesen Brandes, Patje, Rehberg jede Aussicht auf die obersten Stellen verschlossen blieb; denn kamen ja einmal dem Hofe von Windsor reformatorische Regungen, so versuchte man adliche Ausländer, einen Stein oder Gneisenau, in das Land zu ziehen, bis endlich immer wieder die heimische Adelsherrschaft den Platz behauptete. Dieser Zustand nahm ein Ende, seit im Jahre 1819 die Junkerpartei das Ohr des Prinz-Regenten gewann und die Bildung einer Adelskammer durchsetzte. Seitdem mußte das Ministerium in Hannover widerwillig die Befehle der deutschen Kanzlei in London ausführen, von England aus regierte den deutschen Staat unumschränkt der Graf Münster. „Die Antichambre will durchaus in den Salon — das ist der Hauptkampf unserer Zeit:" — solche armselige Kammerjunkerbegriffe und einige nicht minder engherzige Grundsätze der englischen Hochtorys bildeten das politische Glaubensbekenntniß des großen welfischen Staatsmanns. Wohl wagte seine auswärtige Politik, seit Canning Großbritannien regierte, eine liberale Schwenkung. In der schleswigholsteinischen Sache ließ Münster seinen Bundestagsgesandten Partei nehmen für das gute Recht des transalbingischen Adels — freilich des Adels! Seine Stellung zu Oesterreich ward noch feindseliger, seit er in Händel gerieth mit Herzog Karl von Braunschweig und das Wiener Cabinet ungescheut sich des Herzogs annahm; und mit Bewunderung pflegen noch heute die Patrioten des Welfenlandes Münster's vorwurfsvolle Frage an Metternich zu citiren: „muß man denn Absolutist werden, um das monarchische Princip aufrecht zu erhalten?" In Wahrheit ist auf solche vorübergehende Anwandlungen besserer Einsicht sehr wenig Gewicht zu legen. Die liberale Haltung des Gesandten in Frankfurt, v. Hammerstein, fand wiederholt strengen Tadel bei dem Grafen Münster, und dem österreichischen Hofe versicherte der Minister, daß Georg IV. zwar als König von England die Wege des Parlaments gehen müsse, mit seinem Erblande aber sich dem Systeme der Ostmächte anschließe. Vollends in der Verwaltung Hannovers war von freieren Anschauungen nichts zu spüren; und wie sollte auch ein Mann, der nur drei Jugendjahre in einer hannoverschen Behörde zugebracht hatte, mit Einsicht schalten über diesem künstlichen Staate, dessen unverträgliche Glieder nur die kundigste Hand zusammenhalten konnte? Wie anders sah sich doch das Leben an auf den großen geschlossenen Höfen der reichen Bauern der Ebene, anders in den winzigen Gartenwirthschaften

des Göttinger Landes! Noch immer sehnte sich Ostfriesland zurück nach den glücklichen Tagen, da die schwarzweiße Flagge in den Häfen der Nordsee wehte. Ungern sah der Osnabrücker seine stolze Commune zur Provinzialstadt herabgesunken, und mit gutem Grunde murrte man in Hildesheim, weil die Handlungen der westphälischen Regierung, welche hier zu Recht bestanden, von der welfischen Restauration für ungiltig erklärt wurden. Der Harzer aber lebte dahin in patriarchalischem Communismus, des Glaubens, „die Herrschaft" (der König) sei verpflichtet, allezeit für den Unterhalt des Harzer Volkes zu sorgen.

Schwerfällig schob die Verwaltung sich weiter, ganz wie in den Tagen, da Friedrich der Große über ces maudites perruques de Hanovre zürnte; wer, wie H. F. T. Kohlrausch, aus der strengen Zucht der preußischen Behörden herüberkam, erschrak über die bequeme Lässigkeit der hannoverschen Beamten. Man prahlte gern, die welfische Macht beherrsche drei der größten Ströme Deutschlands. Aber nichts geschah, diese Flüsse in schiffbarem Stande zu erhalten; der schönste Hafen an der Weser ward verkauft — denn noch war der geistreiche Plan, im Welfenlande selber einige Welthandelsplätze künstlich groß zu ziehen, nicht ersonnen. Und doch mochte Münster's welfischer Dünkel sich nicht entschließen, den kleinen Staat bescheiden als das Hinterland von Bremen und Hamburg zu behandeln. Eifersüchtig ward der Verkehr mit diesen Plätzen erschwert, alsbald nach der Rückkehr der Welfenherrschaft mußte die Pfahlbrücke verschwinden, welche Davoust bei Hamburg über die Elbe geschlagen hatte. Noch weniger wollte Graf Münster erkennen, daß das stolze Welfenreich doch nur eine große Enclave der norddeutschen Großmacht bildet. Alle wichtigsten Interessen des Staates wiesen auf die Verbindung mit Preußen. Der siebenjährige Krieg ward hierzulande mit der ganzen Leidenschaft eines Volkskampfes durchgefochten, obgleich Hannover nur durch die britische Colonialpolitik in den Streit hineingerissen ward. Aber seit den Napoleonischen Tagen und der Besetzung des Landes durch Preußen galt die Angst vor Preußen als oberster Staatsgrundsatz. Eigensinnig verharrte die Regierung bei dem unbrauchbaren Zwanzigguldenfuße, damit nur nicht das Münzwesen der verhaßten Preußen Geltung erlange. Daß der englische Gewerbfleiß in dem deutschen Königreiche jederzeit ungehinderten Absatz finden mußte, verstand sich von selbst; um England zu dienen und Preußen zu schaden, spann Münster unablässig seine Ränke

gegen die Anfänge des deutschen Zollvereins — dieser „preußischen Reunionskammer.“ —

Dergestalt war in dem conservativen Hannover zweimal das historische Recht gebrochen worden, und trotzdem bestand kein moderner Staat. Eine Welt unversöhnter Gegensätze wucherte fort unter diesem geistlos trägen Regimente: die Provinzialstände standen gegen die allgemeinen Stände, die Steuerkasse gegen die Kronkasse, die Beamten gegen den Landtag, die bürgerlichen Staatsdiener gegen den Adel, die Bauern gegen die Grundherren, die Bürger gegen die allmächtigen Magistrate, das hannoversche Ministerium gegen die deutsche Kanzlei in London: dennoch entlud sich der innere Unfriede nirgends in lautem, ehrlichem Kampfe. Träge, wenig beachtet von den anderen Deutschen, lebte der tapfere, zähe, kühl-verständige, aber unendlich schwerfällige Stamm dahin voll patriarchalischer Treue gegen den unsichtbaren König; denn „den lieben Gott kann man ja auch nicht sehen!“ Keine Zeitung brachte dem Volke die nothdürftigste politische Belehrung. Auch die Georgia Augusta störte nicht den Schlummer der Geister. Sie lebte ihrem weltbürgerlichen wissenschaftlichen Ruhme; dem Lande leistete sie so wenig, daß man alle höheren Schulstellen mit auswärtigen Kräften besetzen mußte. Ein stillvergnügter Particularismus trennte das Welfenreich von dem großen Vaterlande; einer der freiesten Köpfe, welche das Königreich damals besaß, Stüve, schilderte sich selber und seine Zeit- und Stammgenossen treffend mit den Worten: „es ist mir schwer genug geworden, aus einem Osnabrücker ein Hannoveraner zu werden; ein Deutscher zu werden ist mir unmöglich.“

Mit gewissenhaftem Fleiße lebte Dahlmann sich ein in diese verschlungenen Verhältnisse seiner neuen Heimath. Im Verkehre mit Karl Reck lernte er die Markenverfassung und die alten Bräuche der niedersächsischen Bauern kennen, die sich heute noch wie vor tausend Jahren unter der Linde auf dem Ti zur Berathung versammeln. Rehberg, der, von der Junkerpartei aus dem Amte vertrieben, in Göttingen seiner Muße lebte, schilderte ihm die Zustände Hannovers, wie sie einem wohlmeinend-conservativen bürgerlichen Beamten erschienen. Da kam die Kunde von der Pariser Juliwoche. „Ich freue mich zu erleben, was ich lieber schon zehn Jahre früher erlebt hätte,“ schrieb Dahlmann dem besorgten Niebuhr, der schon die kühnen Schritte des jüngeren Freundes in dem schleswig-holsteinischen Handel ungern geduldet hatte und jetzt voll schwarzer Ahnungen den Morgen einer neuen Epoche grauen

sah. Bald fühlte Deutschland die Rückwirkung der Pariser Bewegung. Die feudalen Mittelstaaten unseres Nordens wurden einer nach dem andern in die constitutionelle Bahn hineingerissen: von allen zuletzt Hannover, wo das Ministerium sich vollkommen sicher wähnte. Im Januar 1831 erregten burschikoser Uebermuth und demagogische Hetzerei die tragikomische „Göttinger Revolution." Dahlmann war entrüstet. Die Julirevolution mochte er billigen als den Widerstand gegen eine eidbrüchige Krone; einen leichtfertigen, nicht durch unerträglichen Druck hervorgerufenen Aufstand zu entschuldigen war dem strengen Manne des Rechts unmöglich. Vergeblich verlangte er vom Senate kräftiges Einschreiten; erst da er die zagenden Genossen der Pflichtverletzung zieh, sandten sie ihn nach der Hauptstadt, um militärische Hilfe zu holen. Als dann die rothen Grenadiere zum Weender Thore einzogen, strömte ihnen dies klägliche kleinstädtische Philistervolk jubelnd entgegen. Dahlmann irrte, wenn er in seinem loyalen Zorne meinte, der thörichte Aufstand habe den Neubau des Staats gehemmt, nicht gefördert. Wohl war seit der Thronbesteigung des guten Königs Wilhelm IV. die Aussicht eröffnet auf ein verständigeres Regiment, die Reformbewegung in England schritt gewaltig vorwärts, und die Minister in Hannover setzten alle Hebel ein, um den lästigen Vormund in London, den Grafen Münster, zu stürzen. Aber erst die Gährung im Landvolke, die schmetternden demagogischen Schriften des Tages und die Unruhen in Osterode und Göttingen öffneten dem wohlmeinenden Fürsten die Augen und gaben ihm den Muth, den alterprobten Diener des Welfenhauses fallen zu lassen. Das Königreich ward endlich wieder von seiner deutschen Hauptstadt aus regiert; der gutherzige Vicekönig, der Herzog von Cambridge, und das Ministerium Bremer gingen bedachtsam an das Werk der Reform; Herr v. Scheele bekam die Ungnade des Königs lebhaft zu fühlen. Die Seele und die Arbeitskraft der neuen Regierung war abermals ein bürgerlicher Cabinetsrath, Rose, aus Rehberg's Schule.

Dahlmann's Rath ward von dem Vicekönig gern gehört. Unter den Männern, welche dies unförmliche Gewirr von Ständen und Provinzen zu einem Staate verschmolzen, steht er in erster Reihe. Dann und wann erkannte man seine Feder in dem Regierungsorgane, der von Pertz redigirten hannoverschen Zeitung; das Blatt konnte die schwere Gelehrsamkeit des Redacteurs nicht verbergen, immerhin war es die erste des Namens würdige Zeitung in dem kleinen Lande. Auch für den

Landtag regte sich jetzt endlich einige Theilnahme im Volke; mehrere Städte entzogen ihren Abgeordneten das Mandat und schritten zu Neuwahlen; im März ward in den Ständen der Antrag auf eine neue Verfassung gestellt. I shall give a declaration of rights, sagte der König und ließ im November eine Commission von königlichen und ständischen Deputirten zusammentreten. Dahlmann war mit Rose, dem Haupturheber des Verfassungsentwurfes, unter den königlichen Commissaren, und es bedurfte aller Ueberredungskünste des wohlmeinenden Vermittlers v. Wallmoden, um die liberaleren Vertreter der zweiten Kammer mit dem zähen Hochmuth der Deputirten der Adelskammer, der Scheele und Genossen, in Einklang zu bringen. An die declaration of rights freilich gemahnte nur sehr Weniges in dem Entwurfe, welcher aus diesen mühseligen Berathungen hervorging; „Festhalten am Bestehenden“ sollte das Grundprincip der neuen Verfassung sein. Und wie sehr zurückgeblieben erschien den schulgerechten Liberalen Süddeutschlands der neuberufene Landtag! Zu seinen liberalsten Männern zählte jener Stüve, der soeben seine treffliche Schrift über die Lage des Landes mit einer strengen Standrede wider die unzufriedene Neuerungslust der modernen Welt eröffnet hatte. Nur aus dem beredten Munde Christiani's und weniger Gleichgesinnter hörte man die Schlagworte des Rotteck-Welckerschen Vernunftrechts. Sogar der Name „Partei“ galt in diesen Ständen für anrüchig. Die Bauern, diesmal durch eine größere Zahl von Abgeordneten vertreten, hatten fast nur Beamte gewählt.

Einer der Conservativsten in dieser conservativen Kammer war Dahlmann. „Man muß der Erhaltung den Vorzug geben selbst vor der Verbesserung, weil Erhaltung zugleich Bedingung der Verbesserung,“ rief er herb und lehrhaft den Gegnern der Regierung zu. Selten ergriff er das Wort, doch dann immer, wenn es galt alle Volksgunst auf das Spiel zu setzen, weitverbreiteten Zeitmeinungen schonungslos zu widersprechen. Die Göttinger Aufständischen waren nach der schlimmen Weise jener Zeit vor einen commissarischen Gerichtshof gestellt worden und schmachteten in endloser Untersuchungshaft. Mit unbedachtem Eifer verwendeten sich einige Abgeordnete für die „Märtyrer der Freiheit.“ Da erhob sich Dahlmann heftig; nur als Verirrte, nicht als Helden wollte er die Gefangenen gelten lassen. „Auflehnung gegen Alles, was unter den Menschen hochgehalten und würdig ist, Hintansetzung aller beschworenen Treue, — das sind keine bewundernswerthen Thaten.“ Und während

ein Sturm der Entrüstung ob dieser harten Worte den Saal durchbrauste, enthüllte er in einigen classischen Sätzen zugleich die Schwächen seiner Politik und das lautere Gold seines Charakters. „Einen Liberalismus von unbedingtem Werthe, d. h. einerlei durch welche Mittel er sich verwirkliche, giebt es nicht. Der guten Zwecke rühmt sich Jedermann, darum soll man die Menschen nach ihren Mitteln beurtheilen.“ Feierlich bekannte er sich zu dem „ganz altväterischen Glauben,“ daß man die Politik von der Moral nicht trennen dürfe. „Wenn ich hierin mich irrte, ich würde keine Stunde mehr mit der Politik mich beschäftigen.“ Dem feurigen Christiani — diesem vielbewunderten Mirabeau der Lüneburger Haide — verwies der bedächtige Mann scharf die Vorliebe für Phraseologie und überflüssige Worte. Und wenn die Heißsporne der Opposition über das bescheidene Maß der dargebotenen Rechte klagten: er wußte besser, wie stark die Macht des Beharrens in diesem Staate, wie gering die Aussicht war irgend etwas zu erlangen, wenn man seine Wünsche nicht herabstimmte.

Wie schwer hatte es nicht gehalten, bis die Väter des Entwurfs den König bewogen, daß er in die Aufhebung der Kassentrennung willigte! Abermals spielten die englischen Parteihändel verwirrend in das deutsche Land hinein; denn gerade in England, wo Begriff und Name der Civilliste entstanden, war es nie gelungen, Hofausgaben und Staatsausgaben scharf zu sondern; von der Civilliste wurde ein großer Theil der Staatsverwaltungskosten bestritten, die ewig verschuldete Civilliste war eine der Kinderkrankheiten der englischen Freiheit. Seit Wilhelms III. Tagen bemühten sich die Whigs, civil-list und civil-government endlich zu trennen; alle Torys dagegen schworen darauf, ein König, der eine nicht zu überschreitende Summe für seinen Hofhalt beziehe, sei ein stipendiary, ein insulated king, habe nicht mehr das Recht Gnaden zu erzeigen. Soeben noch hatte das Ministerium Wellington heftig diesen Glaubenssatz der Torys vertheidigt; endlich (1831) gelang dem Cabinet Grey die heilsame Reform. Der König, in seiner naiven Unkenntniß festländischer Dinge, meinte nicht anders, als sein bescheidenes Hannoverland wolle im Sturme erobern, was England in Jahrhunderten erkämpft. Schließlich gab er zu, daß ihm eine Anzahl Domänen als Krondotation ausgeschieden wurde, deren Ertrag mehr als doppelt so groß war als sein bisheriges Einkommen. Dahlmann meinte in seiner royalistischen Hingebung, ein solches Einkommen aus Grundbesitz sei „königlicher“ denn eine baare Civilliste — als wäre es

königlich, dem Lande unnöthige Lasten aufzubürden! In demselben Geiste ehrfurchtsvoller Zurückhaltung erledigte der Landtag alle anderen Verfassungsfragen; selbst die Bundestagscommission, welche in Frankfurt die deutschen Landtage überwachte, fand an dieser bescheidenen Versammlung nichts auszusetzen. Bei dem Artikel, der für den minderjährigen „oder sonst an der Ausübung der Regierung gehinderten“ König eine Regentschaft vorschrieb, wagte niemand eine Erklärung zu verlangen: und doch stand dem Welfenlande in naher Zukunft ein Schicksal bevor, das noch kein civilisirtes Volk des Abendlandes geduldet hat — die Regierung eines Blinden. Eine Adelskammer sollte gleichberechtigt neben der Volksvertretung stehen. Dahlmann, noch ganz befangen in der unbedingten Bewunderung der englischen Verfassung, erklärte entschieden, die Adelskammer vertrete „das Princip der Erhaltung:“ und doch lehrte die Geschichte dieses geld- und stellengierigen Junkerthums, daß vielmehr die Zerstörung des modernen Staates oberster Grundsatz des Adels von Hannover war. Die wichtigsten Staatsausgaben sollten durch Regulative festgestellt werden, dergestalt daß das freie Bewilligungsrecht der Stände sich nur auf eine unerhebliche Summe — etwa 200,000 Thaler — erstreckte. Kein Wunder, daß Fürst Metternich diese Bestimmung den Staaten des Südens als ein nachahmenswerthes Beispiel empfahl. Ueber dem ganzen Verfassungsbau endlich schwebte drohend der § 2, welcher die Giltigkeit aller vom Könige veröffentlichten Bundesbeschlüsse aussprach.

Trotz alledem blieb das neue Grundgesetz ein Werk ehrenwerther politischer Einsicht. Diese maßvolle, behutsame Reform entsprach Dahlmann's Sinne; er sah jetzt „den Weg betreten, welcher für Deutschland frommen kann.“ Aus den anarchischen Zuständen einer verworrenen Oligarchie schritt man endlich in die Ordnung einer modernen Monarchie hinüber. Die Staatseinheit war gegründet, denn die Provinziallandtage standen fortan unter den allgemeinen Ständen, und der Rittergutsbesitzer ward gezwungen in seine Gemeinde einzutreten und ihre Lasten zu tragen. Durch die Kassenvereinigung ward der Staatshaushalt geordnet; schon die nächsten Jahre brachten ein neues milderes Steuersystem und erhebliche Ueberschüsse. Endlich gewährte die Ablösung der bäuerlichen Lasten die Aussicht, daß auf den befreiten Höfen allmählich ein Bauernstand heranwachsen werde, der seines Rechts sich selber annähme: — und hierin ohne Zweifel lag das bedeutendste Ergebniß der mühseligen Arbeit. Wenn Dahlmann sich mit sehr beschei-

denen Rechten des Landtags begnügte, so wollte er doch das Gewährte fest gesichert sehen. Er sprach entschieden für die wirkliche Verantwortlichkeit der Minister, und als der Bundesbeschluß vom 28. Juni 1832 die Rechte aller deutschen Ständekammern ernstlich bedrohte, war er unter den Ersten, verwahrende Schritte des Landtags zu fordern. Die Stände fanden nicht den Einmuth, den Rath des tapferen Gelehrten zu befolgen; sie wollten, meinte er verächtlich, lieber declamiren als handeln.

Auch Hannover sollte erfahren, daß mit dem Abschlusse eines Grundgesetzes erst die leichtere Hälfte des Weges der Reformen zurückgelegt ist. Die Preßfreiheit, die Trennung von Justiz und Verwaltung, die Aufhebung der Patrimonialgerichte und des privilegirten Gerichtsstandes und viele andere nothwendige Aenderungen waren in der Verfassung nur verheißen, nicht durchgeführt. Wie Dahlmann in Kiel vertraut hatte und vertraut auf den guten Willen des Dänenkönigs, bis dessen schlechte Meinung endlich grell zu Tage trat: so konnte sein edler Sinn auch diesmal sich nicht zum Argwohn gegen die Minister entschließen, er ward nicht müde Vertrauen und Geduld zu predigen. Und doch kam das Grundgesetz unter drohenden Aspecten zur Welt. Der schamlose Hohn, welchen das Organ des Herrn v. Scheele — die Landesblätter — über Verfassung und Landtag ergoß, zeigte genugsam, wie zuversichtlich diese Partei der gesegneten Stunde der Rache entgegenschaute. In aller Stille behielt sich der Ausschuß der Stände von Calenberg-Grubenhagen seine „Rechte" vor. Auch in London waren der österreichische Gesandte und die Junkerpartei nicht müßig. Reichlich ein halbes Jahr verging, bevor endlich die königliche Bestätigung des Grundgesetzes erschien, und sie erfolgte unter einseitiger Abänderung einiger unwesentlicher Paragraphen: ein schwerer Fehler in diesem Staate, der, seit Jahrzehnten aus einem zweifelhaften Rechtszustande in den andern taumelnd, vor allem eines ganz unanfechtbaren Staatsrechts bedurfte.

Inzwischen begann die Sturmfluth der Julirevolution längst wieder zu ebben, die Bevölkerung versank in die alte Gleichgiltigkeit. Zwar die Bürger von Hildesheim brachten ihrem Abgeordneten Lüntzel noch immer den unschuldigen Enthusiasmus einer Epoche politischer Kindheit entgegen; aber das übrige Land blieb kalt, und die neuen Landtage zeigten durch ihre berüchtigten Erklärungen gegen den Bau der Eisenbahnen, wie dünn gesät in diesem Stamme noch die politische Bildung war. Das Ministerium, welchem Dahlmann sein volles Ver-

trauen geschenkt, war aus widerstrebenden Elementen gebildet: neben Rose stand die mehr als zweideutige Erscheinung des Cabinetsraths Falcke. Während das Königreich Sachsen aus ähnlichen verrotteten Zuständen, wie jene des alten Hannover gewesen, eben jetzt unter Lindenau's einsichtiger Leitung rasch in eine moderne Ordnung der Verwaltung einlenkte, ließen in Hannover die verheißenen Gesetze zur Ausführung der Verfassung noch immer auf sich warten. Die alte thörichte Handelspolitik blieb unverändert; wie der k. k. Gesandte Münch in München, so bot der hannoversche Stralenheim in Stuttgart alle Künste der Ueberredung auf, um Süddeutschland unserer volkswirthschaftlichen Einigung zu entfremden; gleichzeitig ward Kurhessen am Bundestage von Hannover verklagt, weil es sich, alte Verträge mißachtend, an den Zollverein angeschlossen. Derselbe Minister v. Ompteda, der das Grundgesetz unterzeichnet, reiste im Jahre 1834 nach Wien und nahm Theil an den berufenen geheimen Conferenzen — dem frechsten Angriffe auf die deutschen Verfassungen, welchen die absolutistische Tendenzpolitik je gewagt hat; er unterzeichnete jene Beschlüsse, daß deutsche Ständekammern widerrechtliche Ausgaben der Regierung nicht annulliren dürfen, daß kein Einspruch des Landtages den Gang der Regierung stören dürfe u. s. w. Dahlmann's College Saalfeld ward in Folge seines Auftretens in den Kammern seiner Professur enthoben. So wenig vermochte diese schwache Regierung das freie Wort zu ertragen. Noch minder war sie bestrebt, ihr Werk, das Grundgesetz, für die Zukunft zu sichern. Dahlmann war beauftragt, einen Anhang der Verfassung, das Hausgesetz für die Dynastie zu entwerfen, und verlangte, als diese musterhafte Arbeit vollendet war, die Zustimmung der Agnaten, welche nothwendig die Unterwerfung unter das Grundgesetz voraussetzte. Aus dem Ministerium ward ihm die amtliche Antwort, diese Zustimmung sei erfolgt. In dem Landtage wagte niemand diese Lebensfrage öffentlich anzuregen; die Minister gaben in Privatgesprächen beruhigende Versicherungen. So arglos verfuhr dies vertrauende Volk; und doch drohte dem Lande ein Thronfolger, dessen Ruf das wachsamste Mißtrauen rechtfertigte. „Außer dem Selbstmord hat der Herzog von Cumberland jedes denkbare Verbrechen auf sich geladen" — so sprachen die Blätter der englischen Radicalen; und ziehen wir ab, was auf Rechnung des Parteihasses kommt, so bleibt doch sicher, daß alle Welt sich von den wüsten Orgien und der sinnlosen Verschwendung des nicht mehr jugendlichen Fürsten erzählte.

Man kannte ihn als den grausamen Verfolger der Königin Caroline, den Gönner der Scheele und Leist: soeben noch stand er an der Spitze jener Orangelogen, welche mit allen Mitteln demagogischer Wühlerei die englische Reform zu verhindern trachteten. Unter solchen Umständen wollte während der vier Jahre der wohlmeinenden Regierung Rose's bei den Denkenden das Gefühl der Sicherheit nicht aufkommen. König Wilhelm starb, Hannover trennte sich von England. Die gedankenlose Masse hoffte von dem selbständigen Königreiche, dem anwesenden Landesherrn ein unbestimmtes Glück, Dahlmann aber, der sich aus freiem Entschlusse aus dem Gewoge politischer Thätigkeit wieder zurückgezogen hatte, sprach zu den Seinigen: unseres Bleibens in Göttingen wird nicht lange mehr sein.

Ein sehr mildes Urtheil über Ernst August von Hannover herrscht heute in Deutschland vor, und allerdings fordert die Gerechtigkeit zu bekennen, daß seine Regierung dem abscheulichen Rufe, welcher ihm voranging, nicht entsprach: der Fürst, der seine Mannesjahre in rohem Taumel vergeudet, ward seinem Lande ein sorgender, arbeitsamer Herr. Und wenn der Tod ihn hinderte, nach dem Jahre 1848 mit seinen fürstlichen Genossen in der Aufhebung des beschworenen neuen Rechts zu wetteifern, so mag man dies immerhin als ein Verdienst preisen; auch scheint es nur billig, über den Vater Georg's V. die allerstärksten Worte nicht zu brauchen. Doch über alledem sollte ein redliches Volk nie vergessen, daß dieser Mann eine elfjährige Mißregierung der Unsittlichkeit und der Lüge über ein deutsches Land brachte, ja, daß er bei seinem Staatsstreiche — selbst wenn wir die crassesten Lehren des absoluten Königthums anerkennen wollten — nicht einmal als Ehrenmann gehandelt hat. Als ein consequenter Vertreter des Königthums von Gottes Gnaden darf Er nicht gelten, der in Deutschland zwar mit gotteslästerlichen Worten von seiner Fürstenallmacht redete, in England aber sein königliches Knie beugte vor der gehaßten Nichte, um nur die Apanage von 21,000 Pfd. Sterl. nicht zu verlieren. Und ein Mann von Ehre war Er nicht, der als Prinz dem Grundgesetze erst zustimmte, dann wieder nicht und seinen Widerspruch nur in Privatbriefen kundgab; seit wann, fragte Dahlmann mit Recht, seit wann protestirt man denn in der Tasche? Mir steigt das Blut in die Wangen, wenn ich die landesüblichen nachsichtigen Urtheile über Ernst August lese; sie bezeugen, wie arm wir noch sind an nationalem Stolze. Denn dieser Fürst, in dessen engem Kopfe die Begriffe des englischen Hochtorys und des deut-

schen Husarenoffiziers sich zu einem bizarren Ganzen verbanden, war doch in erster Linie ein Stock-Engländer, beseelt von jener hoffärtigen Verachtung des deutschen Volkes, welche die Schlechteren seiner Landsleute erfüllt. Dreist bekannte er, der Deutsche ertrage ruhig jede Entwürdigung. Wohin ist es doch mit uns gekommen, wenn wir einem Fremden verzeihen, daß er also von uns dachte! — Alsbald nach der Ankunft in seinem Lande wollte der neue König erproben, was Deutsche sich bieten ließen. Suscipere et finire war sein Wahlspruch. Ein Patent vom 5. Juni 1837, unterzeichnet von dem König und dem neuernannten Minister v. Scheele, erklärte, daß das Grundgesetz den König nicht binde und zunächst einer Commission zur Prüfung übergeben werden solle. Der neue Minister war auf die Verfassung nicht beeidigt, die alten Minister aber blieben im Amte; denn in Deutschland verträgt sich rechtschaffenes Privatleben noch immer sehr wohl mit einer an Nichtswürdigkeit grenzenden Schwäche des öffentlichen Handelns. Die Nation, seit Jahren wieder der Politik entfremdet, ward durch das Patent heftig aufgeregt: eine Fluth von Broschüren erschien, fast einmüthig erklärten sich die Presse und die Kammern von Baden, Sachsen, Baiern für das gute Recht. Von dem neuen Hofe verlautete lange Zeit nichts; schon jubelten die Blätter, vor dem imponirenden Ausspruche des öffentlichen Unwillens sei der König zurückgewichen. Unterdessen feierte die Georgia Augusta pomphaft das Jubelfest ihres hundertjährigen Bestehens. „Man schmauste über Gräbern," sagt Dahlmann. Zwar für die wiederkehrenden Versammlungen der deutschen Philologen ward in diesen Festtagen der Grund gelegt, an Verabredungen zum Schutze des bedrohten Grundgesetzes dachten die zahlreich in Göttingen versammelten Politiker des Landes nicht. Das Volk jubelte dem König zu, welcher beim ersten Schritte in sein Land die Grundlagen des Gemeinwesens in Frage gestellt hatte, dessen Sprache, Recht und Sitten er nicht kannte. Es ist bitter, dieses thörichten Jubels zu gedenken; freilich hatten wenige Jahre zuvor, unter Georg IV., die Engländer bewiesen, daß auch das in politischen Kämpfen bestgeschulte Volk Europas vor solchem Rausche loyaler Ergebenheit nicht sicher ist. Bald sollten die Deutschen erfahren, daß das Recht zu seinem Schutze anderer Waffen bedarf als der wohlfeilen Kundgebungen der öffentlichen Meinung. Am 1. November hob der König das Grundgesetz auf, führte die Verfassung vom Jahre 1819 wieder ein — freilich nicht das Collegium der Schatzräthe, da der ver-

haßte Stüve Schatzrath war — und entband alle königlichen Diener ihres Verfassungseides — denn auch dieser Ausdruck des patriarchalischen Despotismus ward jetzt wieder für die Staatsbeamten gebraucht.

Der Tag der Prüfung war erschienen, da die Männer von den Schwachen sich scheiden sollten. Unter den Beamten sah Dahlmann viele entschlossen, „Alles zu lassen, was ihr Herz hoch hielt, um nur mit den Ihren das bittere Brot der Kränkung essen zu dürfen." Ich unterschreibe Alles, sagte Einer, Hunde sind wir ja doch. Auch unter der Geistlichkeit fanden die wenigsten den Muth, die Heiligkeit geschworener Eide zu vertheidigen. Die Minister sahen die Verfassung vernichtet und blieben in ihrer Stellung, nur daß sie zu Departementsministern degradirt und ihr alter Feind Scheele ihnen als alleiniger Cabinetsminister vorgesetzt ward. „Nicht die Verfassung, nicht einmal das Amt, nur die Genüsse des Amtes waren gerettet," sagte Dahlmann. Auch Rose schaute dem Untergange seines Werkes zu und blieb im Amte. Die alten Genossen in der Hauptstadt gab Dahlmann verloren; doch auf der Georgia Augusta blieb ihm noch ein treuer Freundeskreis. Mit Albrecht und Jakob Grimm hatte er schon nach dem ersten Patente vergeblich beantragt, daß eine Commission des Senats über die Sache zu Rathe gehe. Am 18. November unterzeichneten sieben Professoren die allbekannte von Dahlmann entworfene Vorstellung an das Universitätscuratorium, worin sie erklärten, daß sie sich auch jetzt noch durch ihren Verfassungseid gebunden glaubten. „Das ganze Gelingen unserer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werthe unserer Lehren als auf unserer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald wir vor der studirenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebenso bald ist der Segen unserer Wirksamkeit dahin. Und was würde Sr. Majestät dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Solchen ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?" Der Ausdruck eines tiefen sittlichen Leidens lag unverkennbar in der Erklärung; es war „eine Protestation des Gewissens, nur durch den Gegenstand ein politischer Protest." Die „bösen Sieben" waren keineswegs sämmtlich Parteigenossen, und nur Dahlmann, Albrecht und Gervinus hätten sich unter der neuen Herrschaft gezwungen gesehen, „die Lehre des Meineids in ihre Vorträge über Staat und Verfassung aufzunehmen," während die beiden Grimm, Ewald und Wilhelm Weber in ihrer gelehrten Thätigkeit mit dem Staate nichts zu schaffen hatten.

Noch heute erscheint uns als das treffendste Urtheil über jene Tage das bittere Wort, das Gervinus in der ersten Zeit der Erregung aussprach: „die Zeichen des Beifalls sind mir ebenso viel schmerzliche Zeichen davon, daß das einfachste Handeln nach Pflicht und Gewissen unter uns auffällig und selten ist.“ Seit langem lebte Herr v. Scheele der Meinung, daß für die Universität zu viel geschehe. Der König, der sein wegwerfendes Urtheil über die Feilheit deutscher Professoren oft in rohen Worten geäußert, war erstaunt, aber rasch entschlossen das aufsässige „Federvieh“ zu beseitigen Nach wenigen Wochen wurden die Sieben abgesetzt, ohne daß man auch nur jene wahrlich sehr bequemen Formen achtete, welche der Bundestag für die Entfernung staatsgefährlicher Professoren vorgeschrieben. Dahlmann ward mit Jakob Grimm und Gervinus sogar des Landes verwiesen, weil die Drei ihren Protest brieflich an Verwandte mitgetheilt hatten. Den Sohn an der Hand, schritt er zum Wagen; eine Schaar Kürassiere brachte die Verbannten über die Grenze. Unter den Göttinger Burschen waren einige echte Söhne hannoverscher Junkergeschlechter, welche den Mißhandelten das Honorar durch den Stiefelputzer abfordern ließen; die ungeheure Mehrzahl verleugnete nicht die Begeisterung für rechte Tapferkeit, welche der Jugend schönes Vorrecht ist. Drüben auf hessischem Boden empfing der in Schaaren vorausgeeilte Göttinger Bursch die geliebten Lehrer zum letzten Male mit einem Hoch. Jedermann kennt die Scene, wie im Wirthshaus an der Grenze ein kleiner Bube sich vor Jakob Grimm's majestätischem Kopfe ängstlich hinter dem Rocke der Mutter versteckte und die Mutter ihm zurief: „gieb dem Herrn die Hand, es sind arme Vertriebene.“

Was aber gab dieser schlichten That des Bürgermuthes eine weit über die Grenzen des kleinen Landes hinausreichende Bedeutung? Allzulange hatten unsere Hochschulen jedes Hinüberwirken der Wissenschaft auf das Leben in beschränktem Dünkel als unakademisch von sich gewiesen; eben jetzt zog eine Deputation der Göttinger Professoren zur Audienz nach Rotenkirchen, um in jämmerlichen Worten die That der Sieben halb zu beklagen, halb zu entschuldigen. Fast klang es wie Hohn, wenn ein englisches Blatt meinte: „die deutschen Universitäten sind auch politische Mittelpunkte, die dem übrigen Lande einen Impuls geben.“ Um so stärker der Eindruck, als jetzt in den höchsten Kreisen der Wissenschaft eine politische That gewagt ward, verständlich dem schlichtesten Sinne. Jakob Grimm schrieb über seine schöne Vertheidi-

gungsschrift das Wort aus den Nibelungen: war sint die eide komen? — und Gaudy besang in einem Gedichte, das vor der Leipziger Censur keine Gnade fand, die drei Verwiesenen mit den schalen Versen:

Dort stellten sie die Frage: wollt ihr meineidig sein?
Da schüttelten die Dreie das Haupt und sprachen Nein!

So einfach, daß, wie Dahlmann vorhersagte, das Urtheil der Geschichte auch nicht einen Augenblick schwanken kann, so sonnenklar, so rein sittlicher Natur mußte der Hergang sein, wenn ein ganzes Volk von noch geringer politischer Bildung sich dafür erwärmen sollte. Zweimal erst war in Deutschland für politische Zwecke gesammelt worden, für den deutschen und den griechischen Freiheitskrieg. Jetzt zum ersten Male brachten die Deutschen freiwillige Geldopfer zur Förderung ihrer inneren politischen Kämpfe; der Göttinger Verein in Leipzig half den Sieben jahrelang über die Noth des Tages hinweg. Ihren höchsten Werth erhielt die That der Sieben durch die Personen. Wer die Wortführer in der Presse und den Kammern musterte, mochte wohl befremdet fragen, ob dies noch das geistvolle Volk der Deutschen sei? Mittelmäßige Köpfe behaupteten die Vorderstelle in der Volksgunst, und vielleicht ward eben durch die keineswegs überragende Bedeutung der meisten Führer des Liberalismus die weite Verbreitung der liberalen Ideen gefördert. Jetzt endlich prägten sich dem Volke wieder die Bilder bedeutender Männer ins Herz, Sterne der Wissenschaft, eigengeartete Charaktere. In den politischen Schriften des Tages sah man hier das seichte Bächlein trivialer Gedanken behaglich dahin plätschern, dort schnellte ein geistreicherer Mann, ein Börne oder Heine, seine Einfälle durch künstlichen Druck empor, ließ sie als blendende Kaskaden in der Sonne glitzern! Wie anders die Worte, welche von den Sieben ausgingen! Dahlmann erzählte das Ereigniß in der klassischen Schrift „zur Verständigung," die zu Basel, außerhalb des Bereiches deutscher Censur, erscheinen mußte. Schön und voll und frisch wallen hier seine Gedanken dahin, mit ursprünglicher Kraft entströmend den Tiefen eines selbständigen Geistes. „Ich kämpfe für den unsterblichen König, für den gesetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Gesetzes das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblicks der sterbliche König in Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen beginnt. Ich kann keine Revolution hervorbringen, und wenn ich es könnte, thäte ich's nicht; allein ich kann ein Zeugniß für Wahrheit und Recht

ablegen gegen ein System der Lüge und Gewaltthätigkeit, und so thu' ich."

Selbst die conservativen Kreise waren im ersten Augenblicke entrüstet über das vermessene Beginnen des Königs. Da und dort jubelte wohl ein frivoler Junker, wie der Prinz von Noer, das sei brav, daß man die Kerls weggejagt habe. Ernstere Männer der Reaction empfanden, den Mächtigen sei nicht gedient mit einem Vorgange, welchen im ganzen Welttheile nur die zweideutigen Charaktere der Klenze und Zimmermann und die komische Figur des Grafen Corberon zu vertheidigen wagten. Unter vier Augen gestand Blittersdorff, die That sei ein Staatsstreich und jede deutsche Kammer werde dadurch bedroht, also berechtigt Einspruch zu erheben. Was sollte man auch erwidern, wenn in der badischen Kammer der geistreiche Sander sagte: giebt man heute zu, daß ein Fürst, gestützt auf sein Agnatenrecht, die von seinem Vorgänger verliehene Verfassung umstößt, so kann morgen jeder deutsche Fürst eigenmächtig ausscheiden aus dem deutschen Bunde, welchem sein Vorgänger beitrat —? Indeß am österreichischen Hofe herrschte die alte unbelehrbare Vorliebe für den Absolutismus und die Achtung der gedankenlosen Trägheit vor der vollendeten Thatsache. Das System Ernst August's begann Wurzeln zu schlagen im Lande; verließ ihn der deutsche Bund, so war seine Abdankung wahrscheinlich und ein norddeutsches Baden gegründet. Die Stellung der k. k. Staatskanzlei also war entschieden; Preußen, in unbegreiflicher — bald schmerzlich bereuter — Verkennung seiner natürlichsten Interessen, stimmte zu. Der Minister v. Rochow erfand ein unsterbliches Wort, als er die Elbinger, welche an ihren Landsmann Albrecht eine Ansprache gerichtet, belehrte, daß es dem Unterthan nicht zieme, „die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen." Von allen Seiten sandten die Deutschen — zuerst die Hamburger — den Sieben zustimmende Adressen zu; des Schreibens über die That wollte kein Ende werden. Diese Bewegung im Volke stimmte die kleinen constitutionellen Regierungen, deren höchster politischer Gedanke die Angst war, bedenklich. Das sächsische Ministerium duldete zwar Dahlmann's Aufenthalt in Leipzig, doch die angekündigte Vorlesung durfte nicht stattfinden. Mit schneidenden Worten zeichnete der tapfere Mann diese Staatskunst der Halbheit in der Vorrede, welche er der juristischen Vertheidigungsschrift seines Genossen Albrecht vorausschickte. Das Blatt liegt vor mir, und

ich lese in den schönen gleichmäßigen Schriftzügen: „So lange es bei uns nicht in politischen Dingen, wie seit dem Religionsfrieden Gottlob in den kirchlichen, ein lebendiges Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse giebt, [so lange, die das beste Gewissen haben könnten, sich gebärden, als ob sie das schlechteste hätten, so lange der feigherzigste Vorwand genügt, um nur Alles abzuweisen, was an dem trägen Polster der Ruhe rütteln könnte,] ebenso lange giebt es keinen Boden in Deutschland, auf dem Einer aufrecht stehend die reifen Früchte politischer Bildung pflücken könnte." Daß die eingeklammerten Worte nicht gedruckt wurden, dafür sorgte der Rothstift des sächsischen Censors.

Hannover erfuhr inzwischen, daß unser constitutionelles Leben auf Sand gebaut ist, so lange alle materiellen Machtmittel des Staates in der Hand der Krone liegen und unser Volk sich noch nicht zu dem Glaubenssatze jedes Engländers bekennt, daß man einem ungesetzlichen Befehle mit der Faust erwidern muß. Die Regierung war gewitzigt durch den Lärm, welchen die Vertreibung der Sieben erregt, sie wollte jetzt nicht bemerken, daß ein Theil der Beamten, jenem Vorgange folgend, nur unter Vorbehalt die Huldigung leistete; die Steuern, wo Einer sie verweigerte, wurden gewaltsam eingezogen. Landtagsmitglieder, Gemeinden und Corporationen begannen einen höchst ehrenwerthen, zähen Widerstand, doch mit zersplitterten Kräften. Sie fanden an Dahlmann einen unermüdlichen Bundesgenossen. Er gab Stüve's Vertheidigung des Grundgesetzes und die Rechtsgutachten von drei unserer tüchtigsten Facultäten heraus und mußte dafür von der hannoverschen Regierung grobe Worte hören über die Einmischung unberufener Ausländer; „denn in unseren Tagen ist das Wort ja blos dem Unterdrückten selber, das heißt blos demjenigen erlaubt, dem es verboten ist." Der Bundestag entzog endlich dieser Bewegung jeden Boden durch den berüchtigten Incompetenzbeschluß. Graf Münch und Herr v. Leonhardi hatten durch alle Künste der Einschüchterung die Mehrzahl für die schlechte Sache gewonnen. In dem schleswig-holsteinischen Handel wurde eine zu Recht bestehende Verfassung vom Bunde für nicht vorhanden erklärt; jetzt fand der Bundestag, es liege kein Grund zum Einschreiten vor, denn in Hannover bestehe ja eine Verfassung — nämlich die von Ernst August octroyirte. So erfuhr Dahlmann zweimal gleichsam am eigenen Leibe, wie der Bund alle Stadien sophistischer Rechtsverdrehung durchmaß. In diesen Tagen verloren auch die gutherzigsten Gemüther das letzte Vertrauen zu dem Bundestage; die moralische

Niederlage war vollständig; denn, Dank der Geheimhaltung der Bundesprotokolle, das Volk glaubte, daß nur zwei Staaten dem schmachvollen Beschlusse widersprochen hätten, während in Wahrheit sechs Stimmen gegen zehn sich für das Recht des Landes erklärten. Ernst August aber erlangte endlich durch Minoritätswahlen, durch lügenhafte Vorspiegelungen und unerhörten Druck einen Landtag, welcher „den Muth hatte sich über die Rechtsfrage hinwegzusetzen," er gewann die Herstellung der Kassentrennung und eine Verfassung, welche Dahlmann kurzweg „eine unverantwortliche" nannte. Acht Jahre lang erntete der eigensinnige König die Früchte seines Thuns, das will sagen: er schwebte mit seiner Kronkasse in ewiger Geldnoth. Noch im Jahre 1847 erklärte er feierlich, daß er niemals öffentliche Ständeversammlungen dulden werde; nur wenige Monate, und die deutsche Revolution brachte seinen Hochmuth zu Falle. Seitdem sind neue Stürme über das unglückliche Land dahingegangen. Während eines halben Jahrhunderts ward die Verfassung sechsmal von Grund aus geändert. Nach menschlichem Ermessen kann der zerrüttete Staat von innen heraus nicht mehr gesunden; erst ein Eroberer wird ihm Sicherheit des öffentlichen Rechtes bringen. Der Staatsstreich von 1837 aber hielt noch lange Jahre hindurch Presse und Kammern in Bewegung. Selbst die gewerbmäßige Langeweile des sächsischen Landtags wurde mehrmals durch lebhafte Debatten über den Rechtszustand in Hannover unterbrochen. Ein Patriot gab sie heraus mit dem stolzen Vorwort: „Sachsen ist nicht zurückgeblieben, aus den Sälen der Volksvertreter tönen weithin durch Deutschlands Gauen die Riesenklänge innigen, tiefen Mitgefühls!" — So aber stand es, so steht es noch heute im deutschen Bunde: wenn irgendwo im Vaterlande das Recht vernichtet wird von schamloser Willkür, so hat diese große unglückliche Nation den Getretenen nichts anderes zu bieten als Riesenklänge innigen, tiefen Mitgefühls. —

In dem folgenden Jahrzehnt stand Dahlmann's Ruhm auf seiner Höhe. Wer nicht blindlings auf die Worte der Gewalthaber schwor — alle Richtungen der Opposition, Demokraten wie Johann Jakoby und unabhängige Conservative wetteiferten, dem edlen Manne ihre Verehrung zu bezeigen, derweil er in Jena still zurückgezogen an seiner dänischen Geschichte schrieb. In allen Ländern germanischen Stammes war diese Stimmung rege: Flugschriften und Zeitungen ermahnten die holländische Regierung, die von dem Zwingherrn Hannovers Vertrie-

benen auf ihren Hochschulen aufzunehmen, und schon war die Universität Bern im Begriff den Führer der Sieben zu berufen. Da führten ihn nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. die Bemühungen Bethmann-Hollwegs auf den Lehrstuhl der Geschichte in Bonn. Mit offenen Armen kamen ihm die Arndt und Böcking und Simrock, mit freudigem Willkommen die Studentenschaft entgegen. Gar bald schmeichelte sich ihm jener Zauber des rheinischen Lebens ins Herz, dem kein Deutscher widersteht. Scheinen doch in diesem preußischen Rheinlande alle Gegensätze des deutschen Lebens, der ganze überschwängliche Reichthum unseres Volksthums auf engem Raume vereinigt; man schaut da einen Mikrokosmos von Deutschland. Der deutsche Großstaat mit seiner militärischen Ordnung, seiner freien Wissenschaft inmitten der katholischen Welt; die trauliche Enge des norddeutschen Familienlebens neben der ungebundenen Fröhlichkeit, der schönen Sinnlichkeit süddeutscher Weise; und unter den geborstenen Trümmern der Ritterburgen ein ganz bürgerliches, demokratisches Geschlecht, das die trennenden Schranken mittelalterlicher Standesbegriffe schier völlig übersprungen hat und mit der rastlosen Thätigkeit moderner Menschen auf seiner Welthandelsstraße sich tummelt. Der in dem strengen Lutherthume des Nordens Aufgewachsene begann jetzt den Katholicismus milder zu würdigen, er sah mit Freude, wie trotz aller Hetzereien der Ultramontanen in dieser gemischten Bevölkerung ein gesunder Kern liebevoller Duldung sich erhalten hatte und in den Verhandlungen der rheinischen Stände niemals der gehässige Lärm confessionellen Haders widerklang. Entschieden verwarf er die unselige Lehre, daß Preußen eine „protestantische Politik“ befolgen solle, und mit tiefem Ekel wandte sich die Keuschheit seiner Empfindung von jener zur Schau getragenen christlich-germanischen Gläubigkeit, welche unter dem Ministerium Eichhorn künstlich gepflegt ward. Daß er dies bei einem Fackelzuge seinen Studenten furchtlos aussprach, trug ihm einen scharfen Verweis des Ministers ein.

Gar seltsam ward ihm doch zu Muthe, wenn die brausende Begeisterung der Menge ihn auf den Schild erhob, wenn seinen auf das Concrete gerichteten Geist der schmetternde Wortschwall dieser in unbestimmten Hoffnungen schwelgenden Zeit umschwirrte, wenn auf seinem Abschiedsmahle zu Jena Verse erklangen wie diese: „es gilt dem kommenden Geschlechte, es gilt dem künft'gen Morgenroth, der Freiheit gilt es und dem Rechte, es gilt dem Leben und dem Tod!“ Sehr fern

in Wahrheit stand der politische Denker den Wortführern des Tages; von Anbeginn war ihm der vulgäre Liberalismus ein Gräuel. Schon gegen das Ende der zwanziger Jahre zeigte sich jene unheimliche Erscheinung, welche wir bereits in den Tagen der Kirchenverbesserung gesehen haben und in allen Zeiten fieberischen inneren Kampfes wieder schauen werden: den erhitzten Parteien galt die Gemeinsamkeit der Parteigesinnung höher denn das Heiligthum der Nationalität. Seit vollends auf den Barrikaden an der Seine die Tricolore geweht, schaute Deutschland mit würdeloser Bewunderung über den Rhein; begeistert grüßte man jene Polen, die doch dessen kein Hehl hatten, daß sie uns ein wohlerworbenes Stück unseres Reiches zu entreißen trachteten; und nicht lange, so nannte ein Häuptling der Radicalen die Deutschen eine niederträchtige Nation. Unser Süden vornehmlich bewies abermals, wie schwer er daran krankt, daß er in jenen Tagen, deren das Volk sich noch entsinnt, keine großen nationalen Thaten geschaut hat. Paul Pfizer hielt alles Ernstes für nöthig den Schwaben zu beweisen, daß ein Protectorat Frankreichs über unseren Kleinstaaten nicht wünschenswerth sei. Mit Zorn und Scham sah Dahlmann auf dies vaterlandslose Treiben. Den Schatten eines großen Todten beschwor er auf vor den Verblendeten, er nannte es zürnend ein böses Zeichen, daß an dem Volke der Tod Stein's fast spurlos vorüberging, des Mannes, „der, wie wenig Staatsmänner, zugleich ein vornehmer und ein geringer Mann war, der in die harten Hände des Landmanns blickte und ihrer nicht vergaß auf seinem Schlosse. Die Zeit wird kommen, da man ihm seine Tugenden verzeiht.“ Und während die Gesinnungstüchtigen des Tages mit Jubel hörten, wie Heinrich Heine die rheinischen Bogenschützen aufbot, den schwarzen Adler von der Stange zu schießen: war dem maßvollen Manne über der Verbitterung des Augenblicks die Erinnerung nicht geschwunden, daß alle echten Thaten des deutschen Schwertes und die edelste demokratische Revolution unseres Jahrhunderts, die Befreiung des deutschen Bauernstandes, ein Werk sind der Monarchie in Preußen. Von Oesterreich wußte er längst, daß dieses Reich ohne nationale Unterlage auf der alten Ordnung ruht und in Deutschland nicht schöpferisch wirken kann. Seine Hoffnung stand auf Preußen. Auf demselben Göttinger Lehrstuhle, wo kurz zuvor Sartorius seinen Ingrimm wider Preußen ausgeschüttet, sprach sein Nachfolger das Wort: erst durch preußische Reichsstände kann dem constitutionellen Systeme in Deutschland ein gesicherter Ausbau werden — ein Wort,

dessen Wahrheit wir noch durch lange Jahre sorgenvoll erproben werden. Jenem „Worte über Verfassung," das er zur Zeit der Wiener Verträge verfaßt, schrieb Dahlmann später mindestens den Werth der Ahnung zu, daß ein großer Augenblick gekommen sei, der nicht ungenutzt vorübergehen dürfe. Noch einmal, in ähnlicher Lage, 1832, erhob er die gleiche Forderung; denn der Reichstag für Preußen ist vom Könige feierlich verheißen „und gar nicht wie ein Weihnachtsgeschenk, wie ein Putzhut, den man dem Volke giebt, das sich darein vergafft hat, sondern als eine inhaltsvolle, tiefsinnige Einrichtung, als der Schlußstein einer ehrenwerthen Staatsbildung." In Berlin aber galt der rathlose Rath Jener, welche ihre geistreiche Unfruchtbarkeit hinter dem schillernden Satze verbargen: nous ne voulons pas la contre-révolution, mais le contraire de la révolution. Wer mit Dahlmann die Selbstbeschränkung des Absolutismus, die Vollendung der Reformen Stein's verlangte, dem rief Ranke's Zeitschrift entrüstet zu: „Unwürdiger Gedanke, daß man die Einberufung allgemeiner Stände darum verschiebe, weil man seine Gewalt nicht wolle geschmälert haben!" Eine nahe Zukunft sollte erfahren, daß Dahlmann mit seinem unwürdigen Gedanken die Stimmung des Berliner Hofes sehr richtig durchschaut hatte. Noch in seiner Bonner Antrittsvorlesung mußte er sich rechtfertigen gegen den Vorwurf, er sei gut deutsch zwar, aber dem preußischen Staate abgeneigt.

Kurz nach der Vollendung des hannoverschen Grundgesetzes und zum zweiten Male ein Jahr vor der deutschen Revolution ließ er sein wissenschaftliches Hauptwerk erscheinen: die Politik. Noch immer wie zur Zeit der Kieler Blätter sieht er in England das Musterbild für die Staaten des Continents. Mit Montesquieu, als dessen Nachtreter Bosheit und Einfalt ihn schildern, hat er nichts gemein als diese Bewunderung der englischen Verfassung; im Uebrigen verurtheilt er die Schwächen des französischen Denkers sehr hart, fast feindselig. Das an Montesquieu anknüpfende Werk De Lolme's gab er heraus, um die Kenntniß englischer Dinge zu verbreiten, doch trug er selber nach jahrelanger Forschung ein ungleich reicheres, lebensvolleres Bild von der britischen Verfassung in der Seele, als jener. Die kurzen Abschnitte der „Politik" über das Parlament kommen der Erkenntniß des wirklichen englischen Staates näher als irgend ein deutscher Politiker jener Zeit. Damit ist nicht gesagt, daß sie die ganze Wahrheit geben. Von dem höchst verwickelten Bau der englischen Verwaltung kannte Deutsch-

land damals nicht viel mehr als was Ludwig Vincke geistvoll geschildert hatte. Erst das jüngste Jahrzehnt hat durch Gneist's Schriften umfassenden Einblick gewonnen in das Wesen des Selfgovernment und den unlösbaren Zusammenhang von Englands Verfassung und Verwaltung. Wir wissen jetzt, daß eben jene Elemente des Staates und der Gesellschaft, auf welchen Deutschlands Stärke beruht, in England verkümmert sind — und umgekehrt. Diesen ungeheueren Abstand deutscher und englischer Zustände hat Dahlmann nicht zur Genüge erkannt, nicht den streng aristokratischen Charakter der englischen Geschichte, welcher von dem demokratischen Wesen der deutschen Gesellschaft so weit abweicht, nicht das Nebeneinander zweier großer aristokratischer Parteien, neben welchen erst in jüngster Zeit neue, den festländischen Parteien verwandtere Richtungen emporkommen. Daher zollt er Charles Grey einseitige Bewunderung und meint, mit der Reformbill habe der englische Parlamentarismus seinen Höhepunkt erreicht, denn „niemals waren seine Verfassungs-Organe gereinigter." Und doch können wir schon jetzt sagen: die Reformbill und die darauf folgenden Aenderungen der Verwaltung sind nicht die höchste Ausbildung des alt-englischen Staats, sondern der Beginn einer Neugestaltung; die großen Tage des alten Parlamentarismus sind dahin, vor unseren Augen vollzieht sich in England eine neue Ordnung der Dinge; bureaukratische Formen, dem Festlande entlehnt, dringen ein in das Gefüge des aristokratischen Selfgovernment, und über kurz oder lang werden die demokratischen Elemente der Gesellschaft ein größeres Gewicht in diesem Staate erlangen. Mit kurzen Worten: von Dahlmann's Satze, England sei das Vorbild für die Staaten des Continents, bleibt nur so viel wahr, daß ein Königthum mit einer gesetzgebenden Volksvertretung und geordneter Theilnahme des Volkes an der Verwaltung allen Großstaaten des civilisirten Festlandes unentbehrlich ist; aber der Ausbau dieser Institutionen im Einzelnen kann bei uns nimmermehr nach englischem Muster erfolgen. Wenn Dahlmann dem Aristoteles bewundernd nachrühmt, es gebe eine aristotelische Staatslehre, aber nicht einen aristotelischen Staat, so gebührt ihm selber das gleiche Lob nicht ohne Vorbehalt; denn wie redlich er sich auch bemüht, andere Staatsformen unbefangen zu würdigen — der Staat mit englischen Institutionen ist ihm doch „der gute Staat", und wenigstens den Schein hat er nicht vermieden, daß er ein constitutionelles Staatsideal aufbauen wolle.

Nächst dem Studium des englischen Staates ward die Einwirkung

der deutschen historischen Schule für Dahlmann's politisches Denken entscheidend. Alle tieferen Naturen erhoben sich zu einer vornehmeren Auffassung des Staatslebens, seit die Niebuhr, Eichhorn, Savigny uns die Einsicht eröffneten in das Werden des Rechts und uns die rechtbildende Kraft des Volksgeistes, die Nothwendigkeit der politischen Entwickelung erkennen lehrten. Unter den Frühesten, die diesen Männern folgten, war Dahlmann, dessen erwägende Natur ohnehin geneigt war die menschlichen Dinge nicht zu beweinen, nicht zu belachen, sondern zu verstehen; voll Ehrfurcht vor den gegebenen Zuständen wandte er sich kalt von abstrakten politischen Speculationen, denn „der Idealist löst Räthsel, die er sich selber aufgegeben hat." Dennoch stand er selbständig der historischen Rechtslehre gegenüber; schonungslos geißelte er die Verirrungen der Schüler Savigny's. Daß die Meister der historischen Juristen die reaktionären Bestrebungen förderten, entsprang offenbar nicht aus dem Wesen ihrer Lehre; denn nur der Willkür von oben wie von unten, nur der leichtfertigen Gesetzmacherei mußten Jene widerstreben, welche den Werdegang des Rechts andachtsvoll in der Geschichte verfolgten. Ja sogar ein starker demokratischer Zug lag unverkennbar in dieser Doctrin; als ein rechter Vertreter der allmächtigen bureaukratischen Staatsgewalt trat Gönner gegen Savigny auf mit der Anklage, er sei ein verkappter Revolutionär — denn wenn das Recht allmählich erzeugt werde durch die rechtbildenden Kräfte des Volksgeistes, wo bleibe da noch ein Raum für die alles besorgende Bureaukratie? Vornehmlich in Niebuhr's Blute flossen einige Tropfen kerniger demokratischer Gesinnung: nie erscheint uns sein hoher Geist großartiger, als wenn er mit der schönen Begeisterung des ditmarscher Bauernsohnes für die Plebes gegen die Patricier, für Athen gegen Sparta in die Schranken tritt. Trotzdem lenkte die historische Schule mehr und mehr in reaktionäre Bahnen ein. Anhaltende Beschäftigung mit der Vergangenheit führt zartere Geister leicht zur Ueberschätzung des Antiquarischen oder zu jenem blutlosen Fatalismus, der, wenn er das Nothwendige der Thatsachen begriffen hat, sie auch gerechtfertigt glaubt. Und diese sinnigen, geistvollen Denker, welche durch schwere Forschung erkannt hatten, wie fein verschlungen das politische Leben ist, wie zahllose Factoren zusammenwirken müssen, um eine einzige historische Thatsache ins Leben zu rufen — sie waren nur zu geneigt, mit ungerechter Härte auf jene Alltagsliberalen herabzuschauen, welche alle Nöthe der Zeit mit einigen alleinseligmachenden constitutionellen Formeln zu heilen

gedachten. Endlich ward die reaktionäre Parteistellung der historischen Schule auch durch gewisse Charakterschwächen ihrer Häupter verschuldet. In nervöser Angst zitterte Niebuhr vor jeder revolutionären Bewegung, schwarzgallig, hoffnungslos sah er in die Zukunft der Welt, und nie wollte er sich daran gewöhnen, daß die breite Mittelmäßigkeit leider immerdar das große Wort führen wird im politischen Leben. Mit einem glücklicheren Temperamente war Dahlmann gesegnet; seine frische Willenskraft bewahrte ihn vor den Irrthümern des Meisters. Mit felsenfester Zuversicht glaubte er an eine auch äußerliche Vollendung der menschlichen Dinge am Ende der Geschichte, und der ganze Unterschied der sogenannten glücklichen und der unglücklichen Zeiten lag für ihn darin, daß die einen für sich selber etwas zu bedeuten scheinen, während die anderen im Zusammenhange der Geschichte etwas noch Größeres bedeuten. Kopfschüttelnd sah er seinen großen Freund in bangen Ahnungen sich verlieren, ihn, „dessen Dasein allein schon bewies, daß die Menschheit von höheren Gewalten nicht aufgegeben ist."

Die Sünden der historischen Schule wurzeln darin, daß sie die Stimmung, welche dem rückschauenden Betrachter ziemt, in das handelnde Leben hineintrug. Wer nach Jahren zurückschaut auf die Stunden, da eine schwere Wahl an ihn herantrat, mag ruhig sagen: es war nothwendig, daß ich mich also entschied; in dem Augenblicke, da er handeln mußte, hat er doch den Schmerz und Kampf des freien Entschlusses durchgefochten. Klar durchschaute Dahlmann's waches Gewissen diesen Trugschluß; alle Schuld nicht in den Menschen, sondern in dem unabwendbaren Drange der Begebenheiten zu suchen, das nannte er die dumpfste und unsittlichste Anschauung des Lebens. Wenn die Conservativen lange Vorbereitungsjahre verlangten, daraus der constitutionelle Staat sich historisch entwickeln solle, so rief er entschlossen: das heißt auf dem Trocknen schwimmen lernen. Wenn Jene betheuerten, unseren Tagen fehle der Beruf zur Gesetzgebung — er wußte, daß es sich im Staate nicht um das Vollkommene handelt, sondern um das Nothwendige: „stürzt das Dach über meinem Haupte zusammen, so ist mein Beruf zum Neubau dargethan." Ein Bewunderer der Tugenden des altpreußischen Beamtenthums, erklärte Niebuhr die Verwaltung für unendlich wichtiger als die Verfassung, und die Männer der hannoverschen Bureaukratie, die Brandes und Rehberg, welchen Dahlmann sich immerdar verpflichtet hielt, stimmten bei. Der jüngere Freund sah diesmal schärfer: „Verfassung und Verwaltung bilden keine Parallelen,

es kommt der Punkt, auf welchem sie unfehlbar zusammenlaufen, um nicht wieder auseinander zu weichen.“ Bis zur Erbitterung steigerte sich sein Widerspruch, wenn die historische Schule ihre Ruheseligkeit mit dem Mantel der Religion bedeckte und die knechtische Unterthänigkeit des erstarrten Lutherthums für das Christenthum selber ausgab. In dieser Verwechslung liegt ja der Hauptgrund, warum heutzutage die stärksten Geister leicht ungerecht über das Christenthum urtheilen; darum wiederholte Dahlmann, der den sittlichen Kern des Christenglaubens mit religiöser Innigkeit verehrte, unermüdlich, daß in den Zeiten, da die Kirche groß war, Helden, freie Männer an ihrer Spitze standen: „Beeiferung zur That ging damals durch das Christenthum.“ In heftiger Fehde lag er mit den jüngsten Ausläufern der Schule, welche nach Schülerweise die Fehler der Meister übertrieben. Mit Hohn geißelte er Stahl's Lehre vom monarchischen Princip, die allerdings nichts anderes war als ein System der Todesangst; und wenn Stahl ihm Maßlosigkeit vorwarf — aus solchem Munde wollte er die Mahnung zum Maßhalten nicht hören: „alle Mäßigung beruht auf der nicht vollen Anwendung einer Kraft, die man ohne Rechtsverletzung auch ganz gebrauchen dürfte. Sobald man die Kraft der Landesverfassungen schließlich in bloße Redensarten auflöst, verliert die Rede von Mäßigung ihren Sinn.“

Noch Eines unterschied ihn von den Meistern der historischen Schule: die praktische Erfahrung im constitutionellen Leben. Wie er einst in Kiel die Geschichte der heimischen Vorzeit durchforscht hatte, um aus der Ferne der Zeiten Waffen für den Kampf der Gegenwart zu holen, so legte er jetzt die Erfahrungen, welche er in dem hannoverschen Verfassungsstreite gesammelt, in einem wissenschaftlichen Werke nieder. In seiner Mittelstellung zwischen der Wissenschaft und dem Staate liegt zum Theil das Geheimniß seiner großen Einwirkung auf ein Geschlecht, das in derselben Lage war. Aus so mannigfacher Anregung entstand ihm ein Buch, das mit einem Schlage die vernunftrechtlichen Schriften der Aretin und Pölitz aus den Kreisen echter Bildung verdrängte und lange wie ein Orakel verehrt ward — kein bahnbrechendes Werk, aber der hochgebildete Ausdruck, der vorläufige Abschluß der politischen Ideen, welche einen großen Theil unserer höheren Stände erfüllten. Noch heute spricht niemand unter uns ein verständiges Wort über staatliche Dinge, der nicht, bewußt oder unbewußt, bei Dahlmann in die Schule gegangen; unsere Achtung vor dem Werke steigt, je mehr wir durch die

reifende Zeit von dem Inhalte seiner Lehren entfernt werden. Einzelne Abschnitte des fragmentarischen Buches — so das Kapitel über die Kirche und der schöne Eingang, welcher den Staat als „eine ursprüngliche Ordnung, einen nothwendigen Zustand, ein Vermögen der Menschheit" schildert, heben den Verfasser auf die Höhe der ersten politischen Denker der neuen Zeit. So vornehm zurückhaltend er gegen die Feinde verfährt — denn nur dann und wann rückt er einem Triarier der Gegner, einem Gentz oder Burke, zu Leibe — ebenso rückhaltlos ist er im Aussprechen seiner Meinung, er haßt jene Gedrücktheit, welche den deutschen Staatslehrern bei Besprechung politischer Hauptfragen anzuhaften pflegt. Aus jeder Zeile spricht der hohe sittliche Ernst eines Mannes, der es vermochte selbst die herbe Erfahrung von Göttingen bescheiden als eine Lehre zu betrachten. — Er weiß, daß allein die falschen, verderblichen Staatslehren leicht verständlich sind. Beides gemeinsam, das Königthum und die bürgerliche Freiheit, macht den Staat aus, schrieb er an Johann Jakoby; „der Staat wäre eine ebenso flache und frivole Sache, als er eine tiefsinnige und heilige ist, wenn er nicht gerade diese Verbindung von Dingen zu leisten hätte, die allein dem oberflächlichen Beobachter unvereinbar scheinen." Mit dem Wunsche, daß es allen politischen Secten mißfallen möge, schickt er sein Buch in die Welt; das deutsche Volk sieht er vor allen anderen berufen, die verderblichen Extreme durch Gewissenhaftigkeit und Tiefsinn zu versöhnen. Doch mit nichten ist dieser Mann der Versöhnung ein Eklektiker; den Ausdruck „gemischte Verfassung" verwirft er als einen Spitznamen, und gar nicht als einen Nothbehelf schildert er das verfassungsmäßige Königthum, sondern als das eheliche Kind unserer gesammten Vorzeit, von so althistorischem Stamme wie weiland das Recht des Sachsenspiegels. Und recht als ein Apostel jener gebildeten Demokratie, welcher die Zukunft Europa's gehört, redet er in dem Satze, der die socialen Grundlagen seiner Staatslehre in prägnanten Worten bezeichnet: „Fast überall im Welttheil bildet ein weitverbreiteter, stets an Gleichartigkeit wachsender Mittelstand den Kern der Bevölkerung; er hat das Wissen der alten Geistlichkeit, das Vermögen des alten Adels zugleich mit seinen Waffen in sich aufgenommen. Ihn hat jede Regierung vornehmlich zu beachten, denn in ihm ruht gegenwärtig der Schwerpunkt des Staates, der ganze Körper folgt seiner Bewegung. Will dieser Mittelstand sich als Masse geltend machen, so hat er die Macht, die ein jeder hat, sich selber um-

zubringen, sich in einen bildungs- und vermögenslosen Pöbel zu verwandeln."

Form und Inhalt dieser Worte lassen errathen, warum der also schrieb nur unter dem höchstgebildeten Theile des Mittelstandes warmen Anklang fand. Die Mehrzahl, unfähig die historische Betrachtung der Politik zu begreifen, blieb nach wie vor unter dem Einflusse der Ideen Rotteck's. Eben diesem Manne, mit dem ihn parteiisches Urtheil oft zusammengeworfen hat, stand Dahlmann als ein Antipode gegenüber. Nur in Einem verwandt, in tapferer Ueberzeugungstreue, stießen die Beiden sich ab durch ihre Tugenden wie durch ihre Schwächen: jener ein unvergleichlich rühriger Parteimann, der gar nicht verhehlte, daß seine Wissenschaft dem Kampfe des Tages dienen müsse, dieser ein Todfeind „jener rabulistischen Naturen, welche alles in Staatssachen Erlernte nur für die nächsten äußeren Zwecke ausbeuten," Rotteck ein Josephiner, Dahlmann Protestant, beide übereinstimmend in einzelnen Forderungen, doch in dem Kerne ihres Wesens der eine ebenso conservativ wie der andere radical, dieser ein andächtiger Jünger der Geschichte, jener ein geschworener Gegner des historischen Rechts, ein Verächter der Vergangenheit, ein erfolgreicher Apostel des allein wahren Vernunftrechts. Das Rotteck-Welcker'sche Staatslexicon wußte gar nichts anzufangen mit diesem räthselhaften Bonner Liberalen, der ja genugsam bewiesen, daß er kein Fürstendiener sei und dennoch den Gesinnungstüchtigen die unliebsame Wahrheit sagte, Unabhängigkeit der Verwaltungsbeamten sei in der constitutionellen Monarchie unmöglich. Am ehesten mag man ihn als politischen Denker mit Guizot vergleichen: Charakter und Bildung, die protestantische Strenge der Lebensanschauung und die stolze Zuversicht der Sprache, die Methode der Forschung und die erheblichsten Resultate zeigen wesentliche Verwandtschaft; der Deutsche stellt seinen Staat auf den lebendigen Unterbau freier Gemeinden, welchen der Romane nicht versteht, als praktischer Staatsmann aber übertrifft der Franzose unendlich den gemüthvolleren, doch ungewandten deutschen Gelehrten.

Wer der „Politik" gerecht werden will, der gedenke, welche lange Reihe politischer Fragen durch dies Buch zum Abschluß gebracht ward. Daß unter uns gar nicht mehr die Rede sein kann von der Kassentrennung oder von berathenden Ständen oder von Provinziallandtagen ohne Reichsstände, das danken wir zuerst dem raschen Wandel der Zeit, aber auch den Schriften Dahlmann's und seinem tiefgreifenden Wirken

als Lehrer unter vielen Generationen theilnehmender Hörer. Andererseits sind viele streng conservative Sätze des Mannes erst nach den Wirren der Revolution zu Ehren gekommen. Die knabenhafte Ansicht, daß die Republik „eigentlich vernünftiger," die Monarchie nur als ein Uebergang gutmüthig zu dulden sei, beherrschte in jenen vierziger Jahren die meisten Köpfe des Mittelstandes. Heute hat sich die deutsche Welt wieder zu Dahlmann's positivem Monarchismus bekehrt. Welcher urtheilsfähige Mann bestreitet noch, daß die Monarchie das einzige Band der Gewohnheit in der deutschen Staatenwelt, für alle übrigen politischen Elemente der Schwerpunkt erst im Werden ist? Wer lacht noch über den Philister, wenn Dahlmann mahnt, der revolutionäre Sinn der flachen Verstandesbildung stehe der echten Vaterlandsliebe ferner als die fromme Beschränktheit, die an den heimischen vier Pfählen haftet? und jede Revolution sei nicht blos das Zeugniß eines ungeheuren Mißgeschicks, sondern selbst ein Mißgeschick, selbst schuldbelastet? — Wie wenig sein Buch das Wesen der Repräsentativ-Monarchie erschöpft habe, wußte Dahlmann selber am besten. Unsere Kleinstaaten nannte er nur „das, wenn man so will, constitutionelle Deutschland" und dankte ihren Kammern mehr was sie verhinderten als was sie schufen. Als er, rückkehrend aus dem deutschen Parlamente, gebeten ward den Torso der „Politik" zu vollenden, da wies er die Fortsetzung ab, so lange der erste Band nicht von Grund aus umgestaltet sei. In der That, dies Buch, das noch im Jahre 1847 unseren besten Köpfen genügte, ist in sehr wesentlichen Punkten der Gegenwart bereits fremd geworden. Die Verfassungsfragen, welche ihn vornehmlich in Anspruch nahmen, sind heute theoretisch im Ganzen abgethan; um so eifriger wendet sich das junge Geschlecht den Fragen des Selfgovernment, der freien Bewegung der Gesellschaft zu, welche Dahlmann nur leicht berührte. Parlamentarische Regierung wagt er nicht zu fordern; die Gegenwart weiß, in welche häßliche Lüge die constitutionelle Monarchie ausartet, wenn regiert wird wider den Willen der Kammern. Die unendliche Bedeutung der Macht im Staate würdigt er noch nicht: die Hauptabschnitte des Buches lehren wesentlich, wie die Grundsätze des Constitutionalismus in das Stillleben deutscher Kleinstaaten einzuführen seien. Darum urtheilt er ungerecht über Machiavelli und erkennt nicht die tiefe Verschiedenheit der öffentlichen und der privaten Moral: die Staatskunst wird ja mit nichten unsittlich, wenn der Politiker gesteht, daß Talent und Thatkraft für die Größe der Staaten ungleich wichtiger sind als häusliche Tugenden.

Noch weniger durchschaute die deutsche Wissenschaft vor der Revolution die Tiefen des socialen Lebens: seinen Mittelstand freilich kennt Dahlmann vortrefflich, doch nicht den deutschen Adel, den er noch immer dereinst auf dem Wege der englischen Gentry zu finden hofft, nicht den vierten Stand, von dessen Gliedern er nur die Bauerschaft liebt und versteht. Diese Schwäche führt uns auf die bedenklichste Lücke in Dahlmann's politischer Bildung: dem Sohne unserer großen ästhetischen Epoche wollte die derbe Prosa der Volkswirthschaft niemals recht vertraut werden. Fast scheint es, als ob diese spröden Stoffe ihn nur dann reizten, wenn sie verklärt erschienen durch die Ferne der Zeit; die Volkswirthschaft im alten Island und Norwegen schilderte er mit Freude, aber seine Vorlesungen über Staatswirthschaft standen den übrigen weit nach. Nur jene Zweige der Nationalökonomie, welche den Menschen unmittelbar berühren, behandelte er eigenthümlich; über Bevölkerungslehre, Armen- und Gefängnißwesen sprach er trefflich, da schöpfte er aus dem Vollen und fertigte schneidend die Philanthropen ab, „welche mit Kupfergeld den Himmel erstürmen wollen." — Der Widerwille seiner ästhetischen Natur verschuldete wohl auch, daß die allergrößte, die eigenthümlichste Schöpfung der modernen Demokratie diesen Politiker nicht ernstlich beschäftigt hat. Wie oft eifert er wider die Thoren, welche unseren monarchischen Welttheil in Republiken des Alterthums ummodeln wollen; und allerdings, daß der Traum einer allmächtigen demokratischen Staatsgewalt nach der Weise der Alten noch immer verblendete Anhänger zählte, das sollte die äußerste Linke des deutschen Parlaments mit ihrem stürmischen Verlangen nach einem Convente beweisen. Die stärkeren, die praktischen Köpfe der Demokratie dagegen gingen schon längst andere Wege; sie sahen eine dem Alterthume entgegengesetzte und dennoch demokratische Ordnung, eine unendliche Freiheit des socialen Lebens verwirklicht in Nordamerika. Die ungeheuren Fragen aber, welche diese Union an den alten Welttheil stellt, hat Dahlmann gar nicht beantwortet. — Eine Welt neuer Probleme der Staatswissenschaft ist in diesen kurzen Jahren aufgetaucht; seine Stellung unter den Classikern der Politik bleibt Dahlmann's Buche doch gesichert.

Zwischen der ersten und der zweiten Auflage dieses Buches faßte er seine langjährigen nordischen Forschungen zusammen in der „dänischen Geschichte." Diese Schrift, neben Lappenberg-Pauli's englischer Geschichte unzweifelhaft die bedeutendste Leistung aus der langen Bände-Reihe der

Heeren-Ukertschen Sammlung, stellt den Verfasser neben unsere ersten Historiker. Sie schreitet rüstig vorwärts auf den Bahnen echter Forschung, welche Peter Erasmus Müller's Quellenkritik für die nordische Geschichte eröffnet hatte; sie will den gelehrten Charakter nicht verleugnen, denn „nach langer Arbeit unter Bausteinen wird man nicht alle Erde vom Kleide los, die Notennoth schleppt Einem wie die Erbsünde nach.“ Aber noch entschiedener als in seinem ersten historischen Werke blickt Dahlmann hier über den Kreis der Fachgenossen hinaus. Er wünscht sich Leser, und in der That, auch die Ungelehrten muß das köstliche lebenswahre Bild bezaubern, das er von der Aristokratie der Goden im alten Island entwirft; wenn er schildert, wie der Freistaat auf der nordischen Insel ruhmlos zu Grunde geht, dann klingt ein Schmerz wie um selbsterlebtes Leid aus seinen Worten. Man liebt es, Dahlmann als Historiker neben Schlosser zu stellen, und mannigfach allerdings ähneln sich die Beiden in ihrem starken moralischen Pathos, ihrem entschiedenen Streben, den Mittelstand politisch zu bilden. Aber mir scheint, noch größer ist der Gegensatz der zwei Naturen; denn so gewiß Schlosser dem Bonner Historiker überlegen ist durch seine Fruchtbarkeit, seine umfassende Literaturkenntniß und die Weite seines welthistorischen Ueberblicks, ebenso gewiß hat Dahlmann eine der ersten Tugenden des Geschichtschreibers vor dem Heidelberger Genossen voraus: die echte historische Objectivität, das Verständniß für das unendliche Recht der Persönlichkeit. Theoretisch steht Schlosser dem Staatsleben unbefangener gegenüber als Dahlmann, er behauptet den weiten Abstand der öffentlichen und der häuslichen Sittlichkeit sehr wohl zu kennen. Praktisch stellt er Könige und Heiden und Propheten unbarmherzig unter den Maßstab seiner hausbackenen Privatmoral und er enthüllt in seinen Büchern mit so starker subjectiver Leidenschaft den Groll des Mittelstandes gegen die Regierungen, daß wir ernstlich zweifeln müssen, ob er unsere politische Bildung mehr gefördert oder verderbt hat; denn woher soll dem Volke Zucht und Ehrfurcht vor dem Staate kommen, wenn ihm die Weltgeschichte vorgeführt wird als eine trostlose Kette siegreicher Schurkenstreiche? Anders Dahlmann. Einen Cultus mit dem Genie hat er nie getrieben, doch er war so sehr geneigt, begabten Menschen ihr Recht zu lassen, daß er selbst die ästhetische Kritik nicht liebte und ein Kunstwerk gern bescheiden hinnahm wie ein freundliches Geschenk der Natur. So weiß er denn auch die Narrheit und die Gemeinheit mit feinem ironischen Lächeln zu schildern, und während uns Schlosser's

Formlosigkeit abschreckt, geht er in der Geschichtserzählung als ein Künstler zu Werke.

Man klagt oft über die gedrängte Kürze in Dahlmann's Stil. Aber ist es denn ein gutes Zeichen, daß unsere durch das rasche Zeitungslesen verderbten Leser nach jener englischen Breite verlangen, welche der gedankenreichen deutschen Natur nimmer zusagen wird? Freuen wir uns vielmehr, daß unsere Sprache noch nicht so abgeglättet ist wie die französische, daß sie reich und lebendig genug ist, um einen individuellen Stil zu ertragen. Und individuell, ein Bild des Mannes selber ist Dahlmann's Stil. Wie weitab stand doch seine ganze Weise von dem ruhelosen Treiben dieses jungen Geschlechts! Neuigkeiten reizten ihn wenig; er liebte was ihn anzog aufs neue vorzunehmen und las gern den Seinen aus den Werken seiner Lieblinge vor. So entstanden auch seine Bücher langsam, nach reiflicher Erwägung. Manche charakteristische Redewendung steht schon halbfertig in seinen Jugendschriften und kehrt, zu schöner Fülle abgerundet, in den Werken seines Alters wieder. Sein Ausdruck ist nicht selten ungelenk, aber noch häufiger markig, energisch, bezeichnend; die edle Einfalt des Alterthums spricht aus seiner lakonischen Rede; die Worte haften in des Lesers Seele, wie sie mit ganzer Seele geschrieben sind, und auch schön kann er sprechen, wenn plötzlich aus der ruhigen Erzählung das übervolle Herz oder die gute Laune hervorbricht. Auch den Gegner zwingt die feste Zuversicht des Tones zur Achtung. Et quod nunc ratio est impetus ante fuit — dies stolze Wort, das einst die französischen Doctrinärs über ihre Revue française geschrieben, klingt auch in den Werken des deutschen Constitutionellen wieder. Ein Schüler der Alten, liebte er nicht, viel zu schreiben, und wir haben wohl ein Recht die geringe Fruchtbarkeit seiner Feder zu beklagen; denn dem Schriftsteller ist nicht gestattet, der Weise seiner Zeit sich zu entfremden, und in diesen bücherverschlingenden Tagen muß viel schreiben wer viel wirken will. Verschlossen, schweigsam, hat er nur Wenigen das Glück seiner Freundschaft gegönnt. Man sah wohl, das war kein Mann der großen Gesellschaft, der dort starr auf dem Katheder stand, eine straffe Gestalt, die Hand im Busen, die harten, ja grimmigen Züge fast bewegungslos, das Gesicht ganz in sich hineingekehrt, bis dann und wann ein leichtes Heben der Hand, ein Blitzen des Auges die innere Erregung bekundete. Aber es war Rasse in diesem bedeutenden Kopfe, man vergaß ihn nicht wieder, und wie wir alle unsere kleine Eitelkeit im Stillen mit uns herumtragen, so erzählte

Dahlmann wohl, daß Niebuhr ihm gesagt: „so stelle ich mir die Römer vor zur Zeit der capitolinischen Wölfin." Gedrängt voll waren die Bänke, wenn er zu Bonn las in dem großen Saale, der die Ausschau bietet über die Baumgänge des Hofgartens nach den Gipfeln des Siebengebirges und vor Zeiten widerhallte von dem festlichen Lärme des geistlichen Hofes von Köln. Kein falsches Pathos, keine jener kleinen Künste, welche den Hörer mehr reizen als fesseln. Eine ruhige, gleichmäßige Rede, langsam, doch sicher ergreifend durch den Reichthum der Gedanken und die Plastik der Schilderung, nicht mit Stoff überladen, aber ein festes Gefüge der entscheidenden Thatsachen und Gesichtspunkte, das häuslicher Fleiß leicht ausfüllen konnte. Fast noch reicher als die wissenschaftliche Belehrung war der sittliche Gewinn, den die Jugend davontrug von diesen das Gewissen erschütternden Worten, diesem edlen Freimuthe. Auf dem preußischen Lehrstuhle sagte er einmal ruhig: „Spiel mit Verträgen erhebt oft und stürzt dann um so tiefer; das lehrt die Geschichte auf jedem Blatte von Cäsar Borgia an bis herab auf Friedrich Wilhelm IV." Er wußte, daß man dem Geschichtslehrer gern die Berührung jenes Zeitraums verbieten möchte, dessen Unkenntniß für die Jugend am verderblichsten ist; Professorendünkel und Zagheit im schönen Bunde haben jederzeit den Vorträgen über neueste Geschichte vorgeworfen, das sei Publicistik, nicht Wissenschaft. Dahlmann dachte anders von seinem Berufe. Seine Lieblingsvorlesung, die deutsche Geschichte, deren Quellenkunde er schon zu Göttingen herausgegeben, sollte „in die Gegenwart ausmünden, womöglich mit vollerem Strome als unser Rhein; ihr Neuestes muß von demselben Sinne, der das Aelteste beseelte, durchdrungen sein." Durch sorgfältiges Studium der Particulargeschichten gab er diesen Vorträgen Leben und Fülle. Sein Urtheil über die Entwicklung des Vaterlandes war das altprotestantische, der romantische Kaisercultus hat ihn nie berührt; Luther, Gustav Adolf, Friedrich der Große und leider auch Moritz von Sachsen waren ihm die Helden der Nation.

Nicht ohne Hoffnung folgte Dahlmann den ersten Schritten Friedrich Wilhelm's IV.; mehr Erfindung freilich als Durchbildung fand er in dessen Reden, aber noch hielt er ihn für einen hochherzigen Fürsten. Doch als nun das lange Ringen um die preußische Verfassung sich entspann und der Romantiker auf dem Throne hartnäckig dem Gebote der Nothwendigkeit widerstrebte, da warf der Gelehrte seine zwei bekanntesten Bücher, die Geschichte der englischen und der französischen Revolu-

tion, in den Kampf der Zeit. Wie man dereinst in den Pariser Boudoirs arglos gespielt hatte mit dem Feuer der Ideen Rousseau's und Voltaire's, das bald die Monarchie der Bourbonen in seinen Flammen verzehren sollte, so las man jetzt an deutschen Fürstenhöfen unbelehrt Dahlmann's zwei Revolutionen. Dem gebildeten Mittelstande hat kaum irgend ein anderes Buch die Nothwendigkeit constitutioneller Einrichtungen für Preußen so eindringlich gepredigt. Diese Absicht der Bücher darf ein gerechter Beurtheiler nicht vergessen; den Fachgenossen konnten und wollten sie nicht genügen, rasch entstanden wie sie sind aus Vorlesungen auf Anlaß von Freunden. Noch ein solches Buch, und Dahlmann's Ruf ist verloren, sagte ein sächsischer Gelehrter; und freilich, wer absichtlich vergaß, daß Dahlmann soeben durch ein Werk gediegener Gelehrsamkeit sich eine ehrenvolle Stellung unter den Fachgelehrten erobert hatte, der mochte wohl schadenfroh betonen, daß diese neuen Schriften nicht auf selbständiger Forschung ruhten. Das Buch über England folgt vielfach dem Werke Guizot's, und noch stärker ist für die französische Geschichte außer den Mirabeau'schen Memoiren das Werk von Joseph Droz, namentlich der dritte Band, benutzt. Auch die Urtheile sind keineswegs überall eigenthümlich; mit Guizot huldigt Dahlmann der sehr bestreitbaren Meinung, daß diese beiden Revolutionen nur zwei Acte eines Dramas seien, mit Droz der noch weit bedenklicheren Ansicht, als ob menschlicher Wille den furchtbaren Verlauf der französischen Revolution hätte hindern oder mäßigen können. Die gedrungene Kürze, welche Dahlmann den antiken Historikern abgesehen, reicht für die ungleich verwickelteren Verhältnisse des modernen Staatslebens nicht aus, sie hindert den Verfasser, die tieferen Gründe der großen Bewegungen aufzudecken: von den socialen Zuständen Frankreichs, welche doch wesentlich die Revolution herbeiführten, erfahren wir viel zu wenig, der Kampf erscheint in beiden Ländern — was dem wirklichen Verlaufe keineswegs entspricht — als ein Kampf um Verfassungsfragen. Endlich drängt sich die Tendenz allzustark hervor und das Urtheil des trefflichen Mannes ist unleugbar durch Parteineigungen getrübt. Es bleibt schlechterdings verkehrt, daß in der englischen Geschichte John Hampden an jene Stelle gerückt wird, welche allein dem großen Protector gebührt; auch die Ungelehrten glauben heute, seit Macaulay's Werke in Deutschland eingedrungen, nicht mehr an das unglückliche Bild des Heuchlers Cromwell. Daß Mirabeau in Dahlmann's Darstellung so ganz im Vordergrunde steht, erklärt sich leicht aus dem dämo-

nischen Zauber, welchen das Bild des großen Tribunen auf Jedermann, vornehmlich auf seine Parteigenossen, ausüben muß; streng historisch ist es nicht. Trotz alledem waren die beiden Bücher eine That, eine heilsame That. Wie damals die deutschen Dinge lagen, gereichte es zum Segen, daß Tausenden durch ein erschütterndes Gemälde der verwandten Nöthe fremder Völker der schwere Ernst des Kampfes um gesetzliche Freiheit und die Nichtigkeit aller halben Maßregeln in diesem Streite ans Herz gelegt ward. Wiederholungen freilich kennt die Geschichte nicht; die deutschen Zustände vom Jahre 1845 hatten nicht gar viel gemein mit der Lage Frankreichs im Jahre 1786; und doch erkannte der Historiker die Zeichen der Zeit, als er eben jetzt diese beiden Revolutionen seinem Volke vorführte, damit es die herbe Frucht der Selbsterkenntniß pflücke. Und wie hinreißend wirkte nicht die Darstellung, namentlich der englischen Geschichte mit den sprechend ähnlichen Charakterbildern der Elisabeth und der beiden Jakob! Wenn die Verfassungsfragen in diesen Büchern allzusehr hervortreten, so entsprach dies durchaus dem damaligen Zustande unserer politischen Bildung. Und sie war fortgeschritten, diese Bildung; das mußte Jeder bekennen, der Dahlmann's Schriften mit den gleichzeitig erscheinenden Vorlesungen über das Revolutionszeitalter verglich, welche Niebuhr im Jahre 1829 gehalten hatte. Da las man staunend, daß die ungeheuere Fäulniß des alten Regimes ein erträgliches Leiden gewesen, und die Franzosen nur durch ihre Besessenheit in eine Revolution getrieben wurden. Wie viel menschlicher und staatskundiger als das Restaurationszeitalter stellte sich doch dies jüngere Geschlecht zu der Vergangenheit!

Auf wahrhafte Begründung der constitutionellen Monarchie in den Einzelstaaten ging bis dahin Dahlmann's Streben. Mit der Reform der Gesammtverfassung des Vaterlandes hatte er sich noch so wenig eingehend befaßt, daß er noch zu Anfang 1847 in der neuen Ausgabe seiner Politik den keineswegs tief eindringenden Abschnitt über den deutschen Bund wörtlich so wiederholte, wie er zwölf Jahre zuvor gedruckt worden. Aber unabweisbarer immer drängten sich jetzt die großen nationalen Fragen dem Politiker auf. Der zäh anhaltende Kampf des preußischen Volkes um die verheißene Verfassung weckte die Bewunderung und Theilnahme der Deutschen, man begann zu ahnen, daß dort im Norden die Geschicke des Vaterlandes entschieden würden. Schon im Jahre 1841 gestand der Stuttgarter Deutsche Courier, der Schwerpunkt deutscher Politik liege nicht mehr in den Kleinstaaten; noch früher

wies David Strauß auf die Neugestaltung des deutschen Staates hin, die von Preußen kommen müsse, und in der folgenden Zeit redet aus allen besseren Blättern die Empfindung, daß die Armseligkeit der kleinstaatlichen Kammern einer großen Nation nicht mehr genüge. In dem Vereinigten Landtage sah Deutschland zum ersten Male einen parlamentarischen Kampf von einiger Größe; und obschon der Anblick der wackeren Streiter, der Vincke, Auerswald, Schwerin, unsere Doctrinäre zu dem voreiligen Jubel hinriß: „Preußen hat wieder einen Adel" — unendlich größer war doch der Gewinn, daß der preußische Liberalismus jetzt die ersten Verbindungsfäden anknüpfte mit der außerpreußischen Welt. Aus dem Zusammenwirken nichtpreußischer und einiger preußischer Kräfte entstand Gervinus' Deutsche Zeitung, das Organ der conservativ-liberalen Gelehrten aus Dahlmann's Schule, sehr doctrinär gehalten, so sehr, daß die Correspondenzen fast nur wie ein Commentar der Leitartikel erschienen und die Redaction dennoch klagte: unsere Correspondenz ist noch nicht überall im Systeme. Aber wie reich stand doch das tapfere sachkundige Blatt neben der Geistesarmuth der meisten Zeitungen jener Tage! Es gab den Anstoß zu einer heilsamen Umwandlung unserer Presse, denn bisher hatten nur wenige deutsche Journale dann und wann, keines regelmäßig, einen Leitartikel gebracht. Die „Hofrathszeitung" ward in kurzer Frist eine Macht, eine Stätte der Versöhnung für den gebildeten Liberalismus des Südens und des Nordens. Ueber die Bundesreform meinte sie noch sehr bescheiden, Bedeutendes lasse sich erreichen durch eine große und freie Auslegung der Grundgesetze des Bundes. Ein weit greifbareres Ziel war der nationalen Politik gegeben, seit der Offene Brief Christian's VIII. unser Recht auf Schleswig-Holstein in Frage stellte. Alles was Leben war im Vaterlande mußte in diesen ahnungsvollen Tagen dem nationalen Gedanken dienen. Die Zeit verlangte, daß über die Grenzpfähle des Einzelstaates hinaus der Deutsche dem Deutschen die Hand reiche; so ging denn wie durch Italien ein Rausch der Feste durch das deutsche Land, das doch zu jubeln so wenig Ursache hatte. In Toasten und Gedichten, in Kammerreden und Adressen stritt man für die Sache Schleswig-Holsteins; unendlicher Jubel erklang, wenn die Tricolore Transalbingiens auf einem deutschen Sängerfeste wehte oder wenn Dahlmann, der alte Kämpe des deutschen Rechts im Norden, auf seinen Reisen eine festfeiernde Stadt berührte. Von lang anhaltender Wirkung waren unter diesen bewegten Versammlungen nur die beiden von Dahlmann mit veran-

laßten Germanistentage. Als im Römersaale zu Frankfurt jener vornehme Kreis gelehrter Männer zusammentrat, da däuchte es Uhland, als wollten die alten Kaiser aus ihren Rahmen springen. Begeistert begrüßte man diesen „geistigen Landtag des deutschen Volkes“, und leider bewirkten die Germanistentage, daß später in das wirkliche Parlament die Männer des geistigen Parlaments in allzu großer Zahl gewählt wurden. Mit wissenschaftlichem Ernste beleuchteten die Gelehrten in eindringender Debatte das Recht Schleswig-Holsteins, das schon jetzt in England schlechthin geleugnet ward. Dahlmann's Ideen hatten inzwischen einen höheren Flug genommen, er begnügte sich nicht mehr mit der juristischen Vertheidigung des Landesrechtes, sondern forderte, daß die Politik der Dänen auf den Süden verzichten lerne und gen Skandinavien sich richte, gleichwie ihr Königsstuhl gen Norden schaue. Noch ein anderer Gedanke der auf das Leben wirkenden Wissenschaft gedieh hier in Frankfurt zur Reife: Dahlmann beschloß mit seinen Freunden, sie wollten zusammenwirkend die neueste Geschichte der deutschen Staaten schreiben, um dem Volke ein Bewußtsein seiner jüngsten Entwickelung zu geben. Aehnliche Auftritte wiederholten sich das Jahr darauf (1847) in Lübeck, wo in dem alten Hansesaale glückliche Jugenderinnerungen auf Dahlmann einstürmten. Es war ein Augenblick tiefer Bewegung, da Jakob Grimm ihm überwältigt in die Arme sank und sagte, er habe niemals etwas so sehr geliebt wie sein Vaterland. Unschuldige Zeit, da die Männer im weißen Haar noch schwärmten! Jählings brach die deutsche Revolution herein; die Welt brauchte Staatsmänner, nicht Gelehrte. Noch vor den Pariser Februartagen hatte in einer Rede, die von Citaten aus Dahlmann's Werken erfüllt war, Bassermann ein deutsches Parlament gefordert.

Wie den Schläfern in der Nacht kam die große Schickung den Herrschern wie dem Volke. Ruhmlos brach das alte System zusammen, durch einen mißlungenen Straßenkampf ward Preußen ein constitutioneller Staat. Die Verlangen nach Schwurgerichten, nach Preßfreiheit, nach allen jenen Volksrechten, welche Jahrzehnte lang das Volk ernstlich beschäftigt, wurden mit unerhörter Einmüthigkeit in allen Gauen des Landes erhoben und durchgesetzt. Um so verzweifelter lag die große Frage, deren glückliche Lösung allein der inneren Reform der Einzelstaaten Sicherheit gewährte. Nicht zum mindesten das brennende Gefühl, daß wir als Nation kein Dasein haben, hatte die Deutschen mit jener gährenden Erbitterung erfüllt, welche sich in den März-

stürmen entlud; aber als nun die Frage der deutschen Einheit greifbar an das Volk herantrat, da ergab sich, daß nur Wenige im Vaterlande mit ihrer praktischen Lösung sich ernstlich beschäftigt hatten. Weithin im Volke träumte man den Kindertraum, daß vor dem März die Zeit der Knechtschaft gewesen und jetzt die Tage der Volksfreiheit und Volkskraft begönnen, und auch die Denkenden krankten an der süßen Täuschung, daß dies verjüngte Deutschland den mächtigsten der Staaten bilden werde — als ob es gar kein Meer und keine Colonien gäbe. Immerhin bleibt achtungswerth, wie rasch und sicher die Liberalen die Rathlosigkeit der Throne zu benutzen verstanden. Mit kühnem Entschluß berief die Versammlung der Einundfünfzig zu Heidelberg das Vorparlament, und auch Dahlmann eilte nach Frankfurt. Zum letzten Male umtobte ihn und seinen Genossen E. M. Arndt der Jubel der rheinischen Landsleute. Aber diese seltsame Versammlung, die lärmend und brausend doch sehr maßvolle Beschlüsse faßte und die deutsche Bewegung zuerst in geordnete Bahnen lenkte, sie war die Stätte nicht für den erwägenden Mann; keck aus dem Stegreif einzuspringen in den Kampf der Reden war nicht seine Weise. Starr und stumm saß er da, wortlos nahm er es hin, daß die Versammlung ihn durch die Wahl zum Vicepräsidenten ehrte.

Gleichzeitig ward ihm ein größerer Beruf; die preußische Krone schickte ihn in das Collegium der siebzehn Vertrauensmänner. Diesen Siebzehnern fiel die Pflicht zu, die Verfassung des neuen Deutschlands zu entwerfen, denn der Bundestag, zusammenbrechend unter den Verwünschungen des Volks, war auch mit seinen neuen liberalen Mitgliedern außer Stande schöpferisch einzugreifen in die verworrene Bewegung. Der Ernst der Stunde erhob den schwerbeweglichen Mann zu einer kühnen Entscheidung; er errieth, daß jener Freiheitsrausch, der alle Grundlagen der Gesellschaft zu erschüttern drohte, dann am sichersten zu mäßigen sei, wenn diesem Volke das Bewußtsein der Macht werde. Er schreckte nicht zurück vor der „ungeheuern Kühnheit, ja Vermessenheit, durch wenige scharf einschneidende Paragraphen tausendjährige Schäden heilen zu wollen.“ Während die Welt sich im Wirbel drehte und die Siebzehner fort und fort heimgesucht wurden von Deputationen, Bittenden, Rathgebern, entwarf er mit Albrecht jenen Plan, dessen Grundgedanken auf lange Zeit hinaus die Richtschnur unserer nationalen Parteien werden sollten. Selbst die nächsten Gesinnungsgenossen unter den Siebzehn, Bassermann und Albrecht, waren im ersten Augenblick überrascht; Dahl-

mann's Zuversicht gewann endlich die Mehrheit. Dies junge Geschlecht ist allzu gesättigt von herber Enttäuschung, um heute noch dem Urtheile Bunsen's beizustimmen: in dem Siebzehnerentwurfe sei ein großes Werk großartig behandelt, ein großer politischer Gedanke in classisch gediegener Form ausgeprägt. Aber wir müssen anerkennen, daß nicht nur das schöne Vorwort aus Dahlmann's Feder eine edle hohe Gesinnung athmet, sondern auch sehr wesentliche Bestimmungen des Entwurfs einsichtig und staatsgemäß sind. Unzweifelhaft traf Dahlmann das Wesen eines Bundesstaates auf den ersten Wurf sicherer, als später die Nationalversammlung. Dahlmann geht aus von der Thatsache, daß die Märzbewegung den Umsturz der Throne, diesen „plötzlichen leichtsinnigen Bruch mit unserer ganzen Vergangenheit", nicht gewagt hat: „eine edle Scham hat uns behütet, jede hervorragende Größe als ein Hinderniß der Freiheit zu beseitigen. — Knüpft sich nun unser vielverzweigtes Volksleben wesentlich an den Fortbestand der Dynastien, so darf das Reichsoberhaupt ebenfalls nur ein gleichartig erbberechtigtes sein." Diesem Erbkaiser wird, wie der Bundesgewalt Nordamerika's, die Verfügung über das Auswärtige, das Heer, die Handelspolitik ausschließlich übertragen. Unter ihm ein Staatenhaus, ein Volkshaus und ein Reichsgericht. Auch darin bewährten die Siebzehner feineren politischen Takt als das Parlament, daß sie die Grundrechte der Deutschen nur kurz skizzirten. Nur in Einem Punkte ist ihr Entwurf ganz und gar das Kind der nebelhaften politischen Bildung der Zeit, und dieser eine Mangel ist so entscheidend, daß das ganze Werk fast wie eine doctrinäre Stilübung erscheint. Dahlmann's Gedankengang nämlich ist rein theoretisch: wir brauchen einen Bundesstaat, wofür das classische Muster in Amerika vorliegt, und er kann, da die Einzelstaaten monarchisch sind, gleichfalls nur ein monarchisches Oberhaupt haben. Wie aber in diesem Bunde unsere zwei Großmächte Raum haben, und wer die Kaiserkrone tragen soll, wird nicht gesagt. So geschah was der Gegenwart schon wie ein Märchen klingt: unter den Siebzehnern stimmten Dahlmann und Schmerling einträchtiglich für den Erbkaiser, der eine meinte im Stillen den preußischen, der andere den österreichischen.

„Niemand in der Welt, sagt der Entwurf, ist so mächtig, ein Volk von über 40 Millionen, welches den Vorsatz gefaßt hat sich selbst fortan anzugehören, daran zu verhindern, niemand auch dürfte nur wünschen es zu sein." Gewiß; doch bestand dieser Vorsatz wirklich klar und fest in der Nation? In diesem Volke, das, kaum befreit, sich mit Begeisterung

in die Arme einer halbfremden Macht stürzte? Seit einem Menschenalter lastete die Tyrannei des Wiener Hofes auf Deutschland und Oesterreich; die Oesterreicher waren von Deutschland geschieden — so lautete das Stichwort des Tages — durch eine chinesische Mauer. Jetzt fiel die Mauer, und jauchzend umarmte man die Oesterreicher als verloren geglaubte, glücklich wiedergefundene Brüder; die gemüthliche Anarchie der Studentenherrschaft zu Wien entsprach so recht allen Neigungen des revolutionären Philisterthums. Niemand fragte, wie es doch komme, daß die österreichischen Brüder nur Einen, sage Einen Abgeordneten in das Vorparlament geschickt hatten; niemand erinnerte sich, daß bald in das Ministerium des wiedergeborenen Oesterreich derselbe Wessenberg eintrat, welcher die deutsche Bundesacte im Wesentlichen verfaßt hat. Die Einen hofften, Oesterreich werde auf Ungarn und Italien verzichten und also mitsammt den Czechen und Hannaken ein deutscher Staat werden; die Anderen wiegten sich in alten ghibellinischen Träumen und jauchzten als freie Deutsche dem Heere Radetzky's zu. Derweil also herzliche Theilnahme überall den Oesterreichern entgegenkam, ergoß sich nach den unseligen Berliner Märztagen ein Strom von Verwünschungen auf das Haupt des Königs von Preußen. Sein verheißendes Wort: „ich stelle mich an die Spitze der deutschen Bewegung“ fiel platt zu Boden; selbst die preußenfreundliche Deutsche Zeitung meinte im ersten Schrecken, das Volk unterscheide nicht zwischen dem Staate und dem Könige. In der Demokratie galt das Schmähen wider das Preußenthum als das erste Kennzeichen der Gesinnungstüchtigkeit; der siebenjährige Kampf des preußischen Volks um seine Verfassung war jetzt ein Nichts neben den glorreichen Wiener Revolutionstagen, und der deutsche Freiheitsredner bezeugte seine glühende Liebe jenen Polen, die soeben den Mordbrand trugen in die verheißungsvolle Pflanzstatt deutscher Cultur im Nordosten. Auch die Gemäßigten ahnten kaum die welthistorische Bedeutung des preußisch-österreichischen Dualismus. Einer der geistvollsten und weltkundigsten Patrioten, R. Mohl, konnte noch schreiben: „wir brauchen ein Kaiserthum; ob aber Oesterreich oder Preußen die Krone tragen soll, darüber werden die Meinungen auseinandergehen; ich meinerseits spreche mich für Oesterreich aus.“ Sehr häufig hieß es unter den besten Köpfen: zuerst laßt uns die deutsche Verfassung schaffen; ob Oesterreich oder Preußen an die Spitze treten soll, diese Personalfrage kann nachher erledigt werden. Und Dahlmann's Schwiegersohn Reyscher stritt noch später, im Mai, für einen

alle drei Jahre wechselnden Wahlkönig. Erst das Parlament hat durch seine Kämpfe und Leiden die Nation dieser Unklarheit entrissen, es hat durch jeden erdenklichen Versuch erprobt, daß die Verbindung Deutschlands mit Oesterreich nur möglich ist in der Form eines Bundes, der in Wahrheit keiner ist. Seitdem erst dringt in immer weiteren Kreisen die Ueberzeugung durch: was jene Frühlingstage eine Frage der Personen nannten, das ist in Wahrheit die deutsche Frage selber, es ist die Frage: ob wir Deutsche sein oder, unser Blut verleugnend, das Vaterland verketten wollen mit einem Mischreiche, das eine deutsche Politik nicht führen kann. — Die Schule dieser Erfahrungen stand unserem Volke noch bevor; die hoffnungsselige Welt des Frühjahrs 1848 ward durch den Siebzehnerentwurf allzu unsanft aus ihren Träumen gerissen; ein allgemeiner Aufschrei empfing ihn. Die Einen durchschauten empört, daß hinter dem abstracten Kaiser die preußische Krone sich verbarg, die Anderen warfen den reactionären Urheber dieses monarchischen Verfassungsplanes zu den Antiquitätenkrämern. Und die Cabinette? „Wenn Deutschlands einträchtiger Fürstenrath, sagte der Entwurf, der großen Maiversammlung zu Frankfurt einen deutschen Fürsten seiner Wahl als erbliches Reichsoberhaupt zur Annahme zuführt, dann werden Freiheit und Ordnung auf deutschem Boden sich die Hände reichen und fürder nicht von einander lassen." Ja wohl, doch wenn dies „Wenn" möglich war, dann war der Bau der deutschen Einheit, wozu die Nation soeben die ersten Steine zögernd zusammentrug, bereits vollendet. Weder über diesen noch über irgend einen andern Verfassungsplan vermochten die Höfe sich zu verständigen, nicht einmal über den sehr einsichtigen Vorschlag der Vertrauensmänner, der Bundestag solle selber das Parlament eröffnen und durch Commissare mit ihm in Verhandlung treten. Auch nachher scheiterte jeder Vorschlag, ein Staatenhaus oder eine Gesandtenversammlung neben der Nationalvertretung zu bilden, an der Zwietracht und Rathlosigkeit der Cabinette. So blieb der Siebzehnerentwurf eine Privatarbeit, und erst nach Monaten tauchten seine Ideen wieder empor. Ein Vierteljahr war verstrichen, seit Bassermann das Signal gab zur deutschen Revolution, und von den Regierungen war nichts geschehen, was ihnen eine Einwirkung sichern konnte auf das deutsche Verfassungswerk. Und doch — solche tragische Ironie waltete über unseren Geschicken — eben diese Unfähigkeit der Cabinette hat ihnen später die Rückkehr zur alten Unordnung erleichtert; denn fanden sie den Einmuth, mit dem Parlamente von Anbeginn durch ge-

setzliche Vertreter zu verhandeln, wie viel schwerer war es dann mit dem Parlamente zu brechen! —

In so außerordentlicher Lage trat das Parlament zusammen, dessen Untergang gemeinhin dem Bonner Professor und seinen Genossen schuldgegeben wird. Wenn wir heute diese Verhandlungen durchgehen, die so reich sind an Geist und Edelsinn, die den Ruhm deutscher Beredsamkeit zum ersten Male durch die Welt trugen und doch uns oft erscheinen wie ein Kampf um leere Luftgebilde — wenn wir die Männer mustern, welche ein unerfahrenes, lange mißhandeltes Volk in Augenblicken fieberischer Erregung zu seinen Vertretern kürte, und mit einigem Stolze finden: der deutsche Reichstag ragte hoch hinaus über alle anderen constituirenden Versammlungen, welche der Welttheil in diesen stürmischen Monden sah, er spiegelte getreulich wieder das Talent und die Tugend unseres Volkes, dergestalt, daß Dahlmann, der Cato des Parlaments, mit seiner uneigennützigen Vaterlandsliebe unter so vielen gleich wackeren Männern aller Parteien kaum noch auffiel — wenn wir endlich schauen, wie diese glänzende Versammlung mit alledem nichts anderes erreichte als ein ruhmloses Ende: dann, in der That, scheint unter der Masse der Ankläger und Vertheidiger das letzte Wort denen zu gebühren, welche, wie Adolf Jürgens, mit bornirter Anmaßung über den Untergang so vieler Hoffnungen des Vaterlandes fort und fort nur das Eine zu sagen wissen: es wurde nichts daraus, es konnte nichts daraus werden! Gewiß, die Stellung des Parlaments war von vornherein aussichtslos, unmöglich. Dank der Unthätigkeit der Cabinette, Dank dem mehr als zweideutigen Bundesbeschlusse, welcher das Parlament berief, die deutsche Verfassung „zwischen den Regierungen und dem Volke zu Stande zu bringen,“ mußte sich die Versammlung als eine constituirende betrachten; sie verfiel also dem wechselvollen Loose aller Constituanten, welche nur die Wahl haben entweder Alles oder Nichts zu sein im Staate. Noch mehr, sie schwebte recht eigentlich in der Luft, sie sollte eine Verfassung schaffen für einen Staat, der noch nicht existirte, ja bevor man noch sicher wußte, welchem Ländergebiete die Verfassung gelten sollte. Die Bundespolitik war bisher geleitet worden allein von den Regierungen ohne jeden Antheil der Nation; jetzt sollte plötzlich die Nation allein ohne die Throne die nationale Politik in die Hand nehmen, und doch bestanden noch die Dynastien, sie zogen von Woche zu Woche kräftiger die Zügel des Regimentes an, die sie im ersten Augenblicke der Angst hatten niedergleiten lassen. Da kam endlich zu Tage, daß die

Versammlung, die allmächtig geglaubte, in Wahrheit, wie Bunsen ihr frühzeitig warnend zurief, nur ein Wort war, mit dem Europa keinen Sinn zu verbinden wußte; sie war kraftlos, wenn ihr nicht gelang eine mächtige Regierung für sich zu gewinnen und von daher ihre Macht zu entlehnen. Deutschlands Geschicke wurden entschieden in Wien, Berlin, München, aber nicht in Frankfurt. Ein getreuer Ausdruck dieser widerspruchsvollen Lage war der undurchdringliche Wirrwarr der Parteien.

Der Gegensatz der particularistischen und der Einheitsbestrebungen, welcher sich überall von selber zeigt, wo ein loser Bund zu straffer Einheit zusammengezogen werden soll, und auch bei der Gründung des amerikanischen und des schweizerischen Bundesstaates wirklich entscheidend hervortrat — er ist im deutschen Parlamente niemals klar geworden; denn mit ihm verschlang sich der Gegensatz der Republikaner und der Monarchisten, der Oesterreicher und der Preußen. So ist denn unter den Parteien des Parlaments keine, welche heute noch einem strengen Urtheile durchaus Stand hielte. Man mag der Linken nachrühmen, daß sie von Anbeginn die geheimen Absichten der Höfe scharf durchschaute; aber wer will heute noch den doctrinären Radicalismus dieser Partei entschuldigen? wer vertheidigt noch, daß sie alle Länder Deutschlands möglichst gleichmäßig demokratisch einzurichten trachtete und trotzdem jeder starken Bundesgewalt widerstrebte? und wer vollends versteht noch jene unselige Verblendung, welche die Revolution eines sittlichen Volks zu eröffnen versuchte mit jenem scheußlichen Massen-Despotismus, der die französische Revolution beendigte? Und wieder dem Centrum wird der Ruhm verbleiben, daß in ihm die staatsmännische Ueberzeugung fest stand: die Einheit ist diesem zersplitterten Volke wichtiger als der höchste Grad der Freiheit — daß in ihm jene politischen Pläne geboren wurden, deren Weiterbildung noch viele Jahre lang unsere nationale Staatskunst beschäftigen wird; aber wer mag heute noch jenes blinde Vertrauen billigen, das diese Partei den Höfen entgegenbrachte? Wohl war es ein edles Bestreben „die Revolution zu schließen," aber solches Streben gelingt nur dem, der mit einer größeren Macht die Macht der Massen bändigen kann. — Zudem bestand das Parlament, was sich aus der Geschichte der jüngsten Jahrzehnte leicht erklärt, zu vollen vier Fünftheilen aus Männern der gelehrten Stände, die erwerbenden Classen waren fast gar nicht vertreten; so erhielt die Versammlung einen stark doctrinären Charakter. Unmäßig überwog — was sich wiederum noth-

wendig aus der Geschichte der letzten Jahre ergab — der Einfluß des Südwestens; die grundverkehrte Vorstellung bestand, als ob in diesen Kleinstaaten des Südens, weil dort am meisten geredet wird vom Vaterlande, auch der thatkräftigste Patriotismus lebe. Die nüchternere Gegenwart beginnt zu verstehen — wie sehr sich auch unter uns Süd- und Mitteldeutschen das Selbstgefühl dawider sträuben mag — daß der Schwerpunkt unserer Politik, unserer Wehrkraft und Volkswirthschaft heutzutage im Norden liegt. Bedenken wir noch, welche verworrene Zeit des phrasenhaften Liberalismus dem Parlamente voranging. „O walle hin, du Opferbrand, weit über Land und Meer und schling' ein einig Liebesband um alle Völker her" — dieser sentimentale Phrasenschwall, den heute schon kein ernster Mann ohne Unmuth lesen mag, stand in goldenen Lettern über dem Präsidentenstuhle des deutschen Parlaments. Kein Wunder, daß eine Versammlung, die aus einer Epoche der Redeschwelgerei entstand, an die härteste Machtfrage der Zeit — an die Frage: wie Deutschland zu Oesterreich stehe? — nur auf Umwegen, zögernd und wie mit bösem Gewissen herantrat! Nehmen wir all dies zusammen, so ist klar: das deutsche Parlament erschien zu früh, es konnte seine Aufgabe nicht lösen. Aber mit nichten meinen wir uns darum berechtigt, gleich jenem Allestadler Jürgens die Männer mit Schmähungen zu überhäufen, welche das zur Zeit Unmögliche nicht möglich machten. Denn fragen wir nach der eigenen positiven Meinung jener Allesscheltenden, so begegnet uns — eine ungeheure Albernheit. Sie meinen, das Parlament hätte sich begnügen sollen mit einer bescheidenen Reform des Bundesrechts an einzelnen Stellen. Als ob nicht vorher die Erfahrung eines Menschenalters und nachher die Rückkehr des unveränderten alten Bundestags zur Genüge bewiesen hätten, daß der morsche Bau des Bundesrechts eine Ausbesserung einzelner Löcher nicht mehr verträgt! Nein, es galt zu handeln, es galt den Neubau Deutschlands zu versuchen, und die Männer, welche erfolglos dies nothwendige Wagniß auf sich nahmen, haben gerechten Anspruch auf ein mildes Urtheil. Die deutsche Nation wird sich nicht wieder trennen von der Erinnerung, daß sie einmal doch während kurzer Monde nicht mediatisirt war, und sie wird die Versuche nationaler Reform immer wieder anknüpfen müssen an die in der Paulskirche gezeitigten Gedanken.

Nur mit Freiheitsfragen hatten sich bisher unsere Politiker ernstlich befaßt; daher gruppirten sich auch — unnatürlich genug — die Mit-

glieder dieser Versammlung, welche die Einheitsfrage lösen sollte, zunächst nach ihrer mehr oder minder liberalen Färbung. Langsamer als die demokratische und die rein conservative Partei schaarten sich die meisten conservativ-liberalen Elemente des Hauses zu der Partei des rechten Centrums zusammen, welche anfangs die wichtigsten Abstimmungen entschied. In den Sitzungen dieses Clubs war Dahlmann, welchem schleswig-holsteinische, preußische und hannoversche Wahlbezirke wetteifernd ihr Mandat für das Parlament angeboten hatten, alsbald ein angesehener Führer. Man kannte seine ruhig zuversichtliche Weise, die mit fremden Meinungen kein langes Aufheben machte; in ihr lag seine Schwäche als Politiker, seine Stärke als Lehrer und Ueberreder, darum hieß es in der Partei, wenn Einer sich gar nicht überzeugen lassen wollte: „Dahlmann muß ihn anhauchen." Seltener redete er im Hause, ihm fehlte die rasche Beweglichkeit, welche das dramatische Leben der Debatte verlangt. Oft unterbrochen durch die Mahnung lauter zu reden, sprach er seine knappen, gedrungenen, wie in Stein gehauenen Sätze, welche den Leser entzücken und eben deshalb keine echten Reden sind. Wie ein vornehmer Schriftsteller gab er nur die Essenz, die Resultate seines Denkens, während die geborenen Redner des Hauses, die Vincke, Rießer, L. Simon u. a., die Kunst verstanden, Gedanken und Empfindungen vor den Augen der Hörer entstehen und in einem feurigen Strome dahinrauschen zu lassen. Wenn er dennoch mehrmals auf der Rednerbühne große Erfolge errang, so dankte er dies der Stimme des Gewissens, die mahnend aus seinen Worten klang; am sichersten ergriff sein Vortrag, wenn er ein Selbstbekenntniß gab und von den bitteren vaterländischen Erfahrungen sprach, welche den Gelehrten zum „argen Unitarier, zum entschlossenen Einheitsmann" erzogen. Großen, entscheidenden Einfluß übte er als Mitglied des Verfassungsausschusses, welcher unter dreißig Mitgliedern dreizehn Professoren enthielt und das reiche Talent, sowie die doctrinäre Richtung der Mehrheit des Hauses bedeutsam zeigte. Wegwerfend, im Tone des Lehrers trat Dahlmann oft den radicalen Ausschweifungen der Linken entgegen, doch von der unerfreulichsten Unsitte seiner Partei blieb er frei: die Genossen als die Edlen, die Eigentlichen, die besten Männer zu feiern widersprach seinem schlichten Wesen. Aber auch er widerstand nicht dem Zauber edler, vornehmer Liebenswürdigkeit und Würde, wodurch Heinrich v. Gagern die Augenzeugen hinriß. Solchen Naturen, die mehr sind als sie leisten, gerecht zu werden, wird dereinst die schwerste Aufgabe der

Geschichtschreiber des Parlaments bilden: verstehen wir doch schon heute nur mit Mühe, wie vordem Luden einen so starken und wohlberechtigten Einfluß auf die Jugend ausüben konnte. Wesentlich durch Dahlmann's Einfluß ward Gagern für die Stelle des Führers ausersehen, und abermals bewährte sich, daß großes Talent, Beweglichkeit und Thatkraft im Leben der Staaten Größeres leisten als eine edle Natur.

Noch stand vorerst der Kampf der Radicalen und Conservativen über allen anderen Fragen, noch übertönte das Schlachtgeschrei „Freiheit" und „Ordnung" jeden anderen Parteiruf. Man bedurfte alsbald einer starken Centralgewalt, um die Gesellschaft vor dem wüsten Treiben des anarchischen Pöbels zu schützen, wozu der mißachtete Bundestag nicht im Stande war. Aber so unfertig, so rathlos standen die Parteien noch vor dem Räthsel der deutschen Verfassung, daß man sich behelfen mußte mit einem Provisorium, welches offenbar die endgiltige Lösung der Verfassungsfrage nur erschweren konnte. Den König von Preußen beim Worte zu nehmen und ihm provisorisch die Leitung Deutschlands zu übertragen, schien schlechthin unmöglich: er war kaum Herr im eigenen Hause, und die ungeheure Mehrheit des Parlaments beherrschte der Preußenhaß. Als ein Antrag in jenem Sinne gestellt ward, begrüßte Hohngelächter den muthigen „Abgeordneten aus Pommern" (denn so stand es in diesen gesinnungstüchtigen Tagen: der Name des tapfern Landes, dessen Landwehr den Franzosen den Weg über den Rhein gewiesen, galt nahezu als ein Schimpfname), und niemand protestirte, als ein Oesterreicher die Frechheit hatte zu verlangen, man solle diesen Hohn gegen die preußische Krone im Protokolle vermerken! In so verzweifelter Lage war der Vorschlag, welchen Dahlmann als Berichterstatter des Ausschusses vertheidigte, immerhin der erträglichste: die Regierungen von Oesterreich, Preußen und dem sogenannten reinen Deutschland sollten je ein Mitglied für ein provisorisches Directorium bestellen. Die Einen dachten dabei an Schmerling, Dahlmann, v. d. Pfordten, die praktischen Köpfe an je einen Prinzen aus Oesterreich, Preußen und Baiern. Geschah Letzteres, so war nicht unmöglich, daß die Kronen der von ihnen selber eingesetzten Centralgewalt nothdürftig Gehorsam leisteten. Aber im Verlaufe der mehrtägigen Debatten schlug die Stimmung der Mehrheit um. Die Furcht vor den Händeln in einem dreiköpfigen Collegium, der Wunsch, die Einheit Deutschlands, welche man bereits geschaffen wähnte, in Einer Person zu verkörpern, endlich auch ein doctrinärer Monarchismus, welcher durch die Ernennung Eines

Mannes das monarchische Princip gewahrt glaubte — das Alles befreundete die Versammlung allmählich mit dem Gedanken, einen Reichsverweser einzusetzen. Auch Dahlmann und der Ausschuß gaben endlich nach, blieben aber dabei, die Ernennung müsse von den Regierungen ausgehen. Da, am Ende der Debatten, allem parlamentarischen Brauche zuwider, überraschte Gagern das Parlament mit seinem kühnen Griffe, er schlug vor, daß die Versammlung selber den unverantwortlichen Reichsverweser wähle. Unermeßlicher Beifall folgte seiner Rede, er stand auf der Höhe seines Ruhmes, sein Vorschlag schien alle Parteien zu versöhnen. Nach ihm erstattete Dahlmann seinen Schlußbericht. Während Gagern's Worte noch jedes Herz stürmisch bewegten, ging der Berichterstatter ruhig, als sei nichts vorgefallen, die verschiedenen vorgeschlagenen „Systeme" durch (das Wort bezeichnet den Mann), fertigte herb und treffend die republikanischen Bestrebungen der Linken ab — denn „es giebt auch einen Hochverrath gegen den gesunden Menschenverstand" — und empfahl die letzten Vorschläge des Ausschusses, ohne das Ereigniß des Tages auch nur zu erwähnen. Nachher unter den Genossen sprach er scharf gegen den „kühnen Mißgriff:" es sei besser, der Präsident falle als die Versammlung. Man hörte ihn nicht, der Reichsverweser ward von dem Parlamente gewählt. Wer aber mag heute noch bestreiten, daß der unbewegliche Mann, der so wenig vermochte einen gefährlichen Gedanken schlagfertig abzuweisen, in der Sache das Rechte traf? Denn was war erreicht durch den kühnen Griff? Alle Regierungen hatte man schwer, Preußens Volk und Krone unvergeßlich beleidigt und doch keine nationale Macht gegründet, welche die Grollenden bändigen konnte. Deutschlands Oberhaupt war ein ohnmächtiger Privatmann, der ebenso in der Luft stand wie das Parlament selber — und welch ein Mann! In solchen Tagen des Fiebers werden alle dunklen Kräfte rege, die in der Seele des Volkes schlummern, auch die Kraft der Mythenbildung. Die Welt erzählte sich von einem Trinkspruche des Erzherzogs Johann, der, war er wirklich gehalten, der politischen Fähigkeit seines Urhebers ein Armuthszeugniß ausstellte und zum Ueberfluß zur Hälfte erdichtet war. Um dieses Trinkspruchs willen — denn noch weniger wußte die Nation von den Verdiensten ihrer andern Prinzen — ward an Deutschlands Spitze gestellt ein schwacher, bequemer alter Mann, klug genug, um das Volk mit jener lothringischen Gemüthlichkeit anzubiedern, welche unserer Gutmüthigkeit so hochgefährlich ist, ausgestattet mit allen Attributen eines Monarchen, nur nicht mit der

Macht, und sehr geneigt seine unverantwortliche Gewalt zur rechten Stunde auch unverantwortlich zu gebrauchen, sie auszubeuten zum Besten des Hauses Lothringen. Gewiß, das deutsche Parlament erschien zu früh!

Kaum bewog man die Regierungen, dieser traumhaften Reichsgewalt eine halbe Huldigung zu leisten. Bald nachher kam der unselige Tag, da sich entscheiden sollte, ob dieser stolze Reichstag irgend eine Macht besaß. Dem Manne, der „die besten Kräfte seiner Jugend, die Treue eines Menschenalters der Sache Schleswig-Holsteins gewidmet," schlug das Herz höher, als im Frühjahr ein ehrlicher Krieg seines Heimathlandes alte Leiden zu beenden schien. Er hoffte, dort im Norden werde sich die Sache der deutschen Einheit entscheiden — ein Glaube, der erst in der jüngsten Zeit als ein Irrthum sich erwiesen hat. So stark trat Dahlmann's Theilnahme für diesen Kampf hervor, daß Viele ihm, mit Unrecht, nachsagten, die deutsche Revolution habe für ihn nur darum einen Werth, weil sie Schleswig-Holstein befreie. Aber kraftlos führte Preußen den Krieg, unwürdig wich es den Drohungen der großen Mächte und schloß den Waffenstillstand von Malmö, im Namen des deutschen Bundes, doch im Widerspruche mit den ausdrücklichen Vorschriften der Centralgewalt. Die provisorische Regierung Schleswig-Holsteins aufgelöst, ihre Gesetze aufgehoben — und damit folgerecht die Mandate der Abgeordneten des Landes in Frankfurt, auch Dahlmann's eigenes, annullirt — die Truppen Schleswigs von den Holsteinern getrennt, sieben unschätzbare Wintermonate für den Krieg verloren, und zu alledem der Haupturheber des Unglücks im Lande, Graf Carl Moltcke, zum Mitgliede der neuen Regierung ernannt — dies die Bestimmungen eines Vertrags, der im Ganzen demüthigend, in einzelnen Punkten schmachvoll war. Dahlmann sah seine theuersten Hoffnungen zerstört. Das Papier zitterte in seiner Hand und seine Stimme bebte, als er am 5. September die Interpellation an die Reichsminister richtete, welche fragte, ob all' diese Schande wahr sei.

„Am 9. Junius — so schloß er — vor noch nicht drei Monaten, wurde hier in der Paulskirche beschlossen, daß in der schleswig-holsteinischen Sache die Ehre Deutschlands gewahrt werden solle, die Ehre Deutschlands!" Diese Mahnung an das Heiligste, was Deutsche kennen, aus einem Munde, der nie ein Schlagwort sprach, fiel erschütternd in alle Herzen. Mit Mühe gelang es den Besonnenen, die Berathung um 24 Stunden zu verschieben. Die eine Nacht änderte nichts an dem

Sinne des Mannes. Er beantragte jetzt die vorläufige Sistirung des Waffenstillstandes, und nie trat schöner an den Tag, welche Gluth patriotischer Leidenschaft unter der starren Hülle seines ruhigen Wesens brannte. „Unsere eigenen Landsleute dem Untergange zu überliefern, das ist es, wozu ich den Muth nicht besitze, und darum eben bin ich so muthig.“ Als er die Hoffnung aussprach, Schleswig-Holstein werde widerstehen, dem Waffenstillstand zum Trotz, da gedachte unter den Hörern Mancher jener Scene, die Dahlmann vor wenigen Jahren in seiner Revolutionsgeschichte so schön geschildert hatte — des Augenblicks, da Lord Chatham im Oberhause die berühmten Worte sprach: America has resisted, I am glad to hear it. Und ein Blick in eine finstere Zukunft that sich auf, da er rief: „Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslands gegenüber, kleinmüthig bei dem Anfange, dem ersten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben! Denken Sie an diese meine Worte: nie!“ — Er stand allein in seiner Partei; durch die Stimmen der Linken und des linken Centrums ward der Beschluß, die Ausführung des Waffenstillstands zu sistiren, angenommen.

Kein Schritt in Dahlmann's Leben fordert so lebhaft die wärmste Empfindung patriotischer Theilnahme heraus, und die Gegenwart, stolz auf unsere jüngsten Erfolge im Norden, ist sehr geneigt, ihm eben diese That zum höchsten Ruhme anzurechnen. Wer kalt die wirkliche Lage betrachtet, kommt zu dem entgegengesetzten Urtheil. Dahlmann's Verfahren war der Fehler eines reinen Patrioten, aber doch ein schwerer politischer Fehler. Alle Gründe des edlen Mannes brechen zusammen vor der einen Frage: was denn nun werden sollte? Wo war die Macht, den Waffenstillstand zu sistiren? Mit welchem Heere wollte man den Krieg gegen Dänemark weiterführen? Preußen konnte ohne schreiende Verletzung des Völkerrechts den ratificirten Vertrag nicht brechen; auch ein Ministerwechsel in Berlin änderte daran nichts, und eine Regierungsänderung zum Besten Schleswig-Holsteins zu bewirken war keineswegs die Absicht der unruhigen Massen in Berlin. Das Parlament überwarf sich also mit dem einzigen deutschen Staate, der in den letzten Monaten sehr wenig freilich, aber doch etwas für Deutschland geleistet; und auf diesen Bruch zwischen Berlin und Frankfurt hatten seit Monaten die Todfeinde der deutschen Einheit, die Diplomatie des Czaren Nicolaus und die Hofpartei in Potsdam, emsig hingear-

beitet! — Stand Deutschlands Ehre auf dem Spiele, erwidert man, so mußte man auch den Bruch mit Preußen wagen. Nun wohl, aber wo waren die Bataillone, welche gegen Preußens Willen die Dänen schlagen konnten? Der jüngste Feldzug wurde gegen das Ende deshalb so lahm geführt, weil die Mittelstaaten pflichtwidrig ihre Contingente nicht zum Reichsheere abgehen ließen. Und diese Staaten sollten, auf die Gefahr eines Bürgerkriegs mit Preußen, selbständig den Feldzug gegen Dänemark führen in einem Augenblicke, da sie ihrer Heere gegen die radicalen Umtriebe daheim dringend bedurften, das badische und viele andere kleine Contingente demoralisirt und die bairische Armee, Dank der Kunstliebe König Ludwig's, seit Jahren verwahrlost war? Wer ist so kühn, nach den Erfahrungen des Decembers 1863 noch an diese Möglichkeit zu glauben? — Wohlan, ruft man — und dieser Grund besticht am stärksten — so mußte das Parlament die Herzogthümer auffordern, daß sie selbständig, wie im Jahre 1850, ihren Krieg führten. Aber in jenem Zeitpunkte besaß Schleswig-Holstein nur einige schlecht organisirte Bataillone; und diese wenigen Truppen durch Freischaaren aus Deutschland verstärken, wie Dahlmann hoffte, das hieß die Blüthe deutscher Jugend in das sichere Verderben senden. Solches begriff der gesunde Menschenverstand der Schleswig-Holsteiner sehr schnell; sie fügten sich und benutzten den Waffenstillstand, um das Heer zu schaffen, das bei Idstedt und Missunde schlug. — „So blieb endlich, sagen die Demokraten, die Volkserhebung: das Parlament mußte als ein Convent verfahren, die Nation aufbieten, im Nothfall dreißig Throne stürzen u. s. w.; der Septemberaufstand zu Frankfurt bewies ja klärlich, daß die Nation von hoher Begeisterung für ihr Recht im Norden durchglüht war.“ — Wirklich? Wollte der Himmel, es lebte bereits in unserem Volke eine so heiße vaterländische Leidenschaft, daß auf die Kunde „die Ehre Deutschlands ist gefährdet“ Millionen Fäuste sich ans Messer ballten! Wer Deutschland kennt, wird das nicht glauben. Der Kummer um Schleswig-Holstein, wahrlich, war es nicht, was die Pöbelhaufen der Pfingstweide auf die Barrikaden trieb. Die Theilnahme im Volke für den Krieg war unzweifelhaft weit schwächer als im Jahre 1864. So bleiben nur noch jene Meinungen, welche über jeden Einwurf erhaben sind: die Ansicht, man sollte mit dem idealen deutschen „Volksgeiste“ die realen Batterien auf Alsen stürmen — desgleichen die Meinung: „das Parlament mußte mit Bewußtsein einen unausführbaren Beschluß fassen und dann heldenhaft

untergehen; ein solcher Untergang ist ein moralischer Sieg." Nur leider liebt die Weltgeschichte die Theatereffecte weniger, als unsere Gefühlspolitiker. Der wahrscheinliche Ausgang, wenn Dahlmann's Meinung die Oberhand behauptete, wäre weit minder tragisch, doch um so kläglicher gewesen: die großen deutschen Cabinette hätten den Beschluß des Parlaments einfach ignorirt, und nach einigen radicalen Putschen und jener ungeheueren Zänkerei, welche bei uns in solchen Fällen landesüblich ist, hätte das Parlament seine Ohnmacht eingestehen müssen. Mit kurzen Worten: Dahlmann's Rede war, im englischen Parlamente gesprochen, die That eines Staatsmanns, in einer Nationalversammlung ohne Macht das verlorene Wort eines edlen Patrioten, der das Unmögliche verlangte.

Die Strafe, eine schrecklich harte Strafe, folgte dem Fehler auf dem Fuße. Das Reichsministerium trat ab, Dahlmann ward beauftragt, ein neues Cabinet zu bilden. Langsam, ohne Ehrgeiz, ohne eine Ader jener rücksichtslosen Kühnheit, welche in den Personen nur Mittel zum Zwecke sieht, wußte er sehr wohl, daß er der Mann nicht war, einen großen Staat zu leiten; er bot jetzt einen gar traurigen Anblick. Seine Freunde standen auf der Seite der Gegner. Eine Verständigung mit der Linken versprach keinen Erfolg, da die Meinungen über die Mittel zur Ausführung des Sistirungsbeschlusses zu weit auseinandergingen, und der Mann der strengen Ueberzeugung konnte sich nicht zu einem Compromiß entschließen; ich kann doch nicht, hörte man ihn sagen, mit Robert Blum zusammen im Ministerium sitzen. Während starke Aufforderungen zum Reden, heftige Ausfälle ihn reizten, blieb er wortlos; er schrieb an Gervinus, der in Rom weilte. Stürmisch forderte die Linke Ausführung des Sistirungsbeschlusses, sie verlangte die verwegensten Schritte, sogar einen Vollziehungsausschuß; Dahlmann beschwor sie, diese Anträge zurückzunehmen, nach einigen Tagen gab er verzweifelt seinen Auftrag zurück. Unterdessen waren die deutschen Truppen, trotz des Sistirungsbeschlusses, aus den Herzogthümern abmarschirt, der Waffenstillstand bestand thatsächlich, nur daß mehrere der für Deutschland härtesten Bedingungen nicht ausgeführt wurden. Am 14. September, da die Berathung über die endgiltige Verwerfung des Waffenstillstands begann, war die Stimmung in der Paulskirche bereits verwandelt. Vincke ehrte Dahlmann und sich selber, da er in einer seiner schönsten Reden von dem „durch edle Motive auf das Eis geführten" Gegner sagte: „Herr Dahlmann bedarf es nicht, daß ich

ihm meine Hochachtung ausspreche, denn er besitzt die Hochachtung von ganz Deutschland, und die wird ihm bleiben." Aber welch ein Irrthum, wenn Vincke der Nationalversammlung für die Annahme des Waffenstillstands die Achtung Europas versprach! Es war doch ein tragischer Augenblick, die Ahnung einer großen Katastrophe flog durch die Hallen, als in der Dämmerung des 16. September verkündet ward, der Waffenstillstand sei im Wesentlichen gutgeheißen, und ein dumpfes mißlautendes Getöse der Gallerien dies Ergebniß begrüßte. Es waren doch prophetische Worte, die Dahlmann den Genossen zurief: Sie werden Ihr Haupt nie wieder erheben! An jenem Abend zerriß der Nebel, der das Auge der Deutschen Monate lang umnachtet; sie hatten geträumt, eine wirkliche Reichsgewalt und ein mächtiges Parlament zu besitzen, jetzt mußten die beiden Gewalten gestehen, daß Preußen über unser Schicksal entscheidet. Wohl war es nothwendig, daß die Nationalversammlung ihre Ohnmacht bekannte; aber ein so bitteres Müssen versteht der große Haufe nicht: er sah in der Mehrheit der Paulskirche einfach Verräther. Die Nationalversammlung billigte den Waffenstillstand, um nicht das Werk, dazu sie berufen war, das Verfassungswerk zu gefährden; doch im selben Augenblicke brach ihre einzige Macht, ihr moralisches Ansehen, zusammen. Es war der Anfang des Endes.

Nun regten sich alle die unsauberen Elemente, welche die Demokratie — die am buntesten gemischte unter den Parteien des stürmischen Jahres — umfaßte. Dieselben Demagogen, die eine halbe Million Deutscher in Posen den polnischen Sensenmännern ausliefern wollten, hetzten durch das Geschrei: „Verrath an Schleswig-Holstein" den Pöbel zum Mord und sinnlosen Aufruhr. Der Aufstand ward besiegt, doch auf Wochen hinaus erfüllte wilder, verbitterter Parteihader die Paulskirche. Auch Dahlmann trat auf „in schwerer Sorge für seinen guten Ruf als Mensch und als Vaterlandsfreund" und protestirte gegen jede Belobung, die ihm in den Blättern der Linken gespendet werde. Bei solcher Todfeindschaft war die Versöhnung zwischen dem Centrum und der gemäßigten Demokratie unmöglich, worauf doch das Gelingen des Verfassungswerkes beruhte. Monate waren verflossen über der Berathung der Grundrechte; denn den kurzen verständigen Entwurf der Grundrechte, welchen Dahlmann mit R. Mohl und Mühlfeldt verfaßt, hatte man verworfen und jenen ausführlichen Entwurf vorgezogen, welcher die unheilvollen endlosen Debatten veranlaßte. R. Mohl bemerkt vortrefflich, daß die Versammlung, die noch keinen bestimmten

Plan für die Verfassung hegte, eines solchen Tummelplatzes bedurfte, um die Kräfte der Parteien zu messen und sich selber kennen zu lernen; und ebenso natürlich war, daß in einem Volke, welches bisher nur Freiheitsfragen kannte, eben die Grundrechte diesen Kampfplatz abgaben.

Dergestalt näherte man sich erst nach der Katastrophe dem Kerne der Verfassungsfrage. Noch um Michaelis, als die Deutsche Zeitung nach Frankfurt übersiedelte, strich Dahlmann den Satz ihres Programms, welcher die preußische Spitze verlangte, mit der Bemerkung: „das kann man jetzt noch gar nicht wissen." Die österreichische Frage, so lange durch wohlgemeinte Beschwichtigungen hinausgeschoben, drängte sich endlich unabweisbar auf. Im Verfassungsausschusse entwarfen Dahlmann und Droysen die beiden Paragraphen, welche bestimmten, daß kein deutscher Staat mit nicht-deutschen anders als durch Personalunion verbunden sein dürfe. „Der Schild der Nothwendigkeit, sprach Dahlmann, deckt diese Sätze; streichen wir sie, so müssen wir zu jedem Paragraphen hinzufügen: das soll für Oesterreich nicht gelten — oder: die Einheit Deutschlands soll nicht zu Stande kommen. Diese Frage steht über allen Parteien, es ist die Frage unserer Zukunft." In der That, ein starker Schritt vorwärts zur richtigen Erkenntniß der Sachlage. Aber noch war man weit von der Einsicht, daß ein lebensfähiger Bundesstaat keine Verbindung eines seiner Glieder mit außerbündischen Ländern, auch die Personalunion nicht, ertragen kann. Noch meinte Dahlmann, die Deutsch-Oesterreicher würden in die Zertheilung ihres Reichs in zwei selbständige Hälften willigen, „sie müßten denn im Kitzel des Herrseins ihr Heimathsgefühl verleugnen." Darum verstand man jene Paragraphen als eine „Frage an Oesterreich" und stellte also die Zukunft des Vaterlandes dem guten Willen des Wiener Hofes anheim, der in der Kunst des verschlagenen Zauderns, des unwahren Hinhaltens niemals seinen Meister fand. Bald erfolgte die Antwort auf die Frage an Oesterreich, verständlich Jedem, der hören wollte; das Wiener Cabinet sprach in dem Programm von Kremsier aus, was jeder pflichtgetreue österreichische Staatsmann wollen muß: „kein Zerreißen der Monarchie, Fortbestand Oesterreichs in staatlicher Einheit." Seit dem Eintreten in die großen praktischen Fragen begann endlich eine lebensfähigere Gruppirung der Parteien. Die große Kaiserpartei schied sich ab von den Oesterreichern und schaarte sich um das Ministerium Gagern. Nur ward leider der Rath weltkundiger Genossen nicht beachtet: das neue Reichscabinet erhielt nicht jene über-

wiegend preußische Zusammensetzung, welche doch nöthig war, wenn man sich mit dem Berliner Hofe verständigen wollte. Daß das Verhältniß zu der Linken sich nicht besserte, ward zum Theil durch die Erbkaiserlichen selbst verschuldet; denn beherrscht von dem Widerwillen gegen die Anarchie schaute diese Partei mit Vertrauen den rettenden Thaten der „Cabinette der bewaffneten Furcht" in Wien und Berlin zu und ahnte nicht, wie bald die Reaction auch in die Hallen von St. Paul hereinbrechen werde. Kein geringerer Mann als Dahlmann hat das unselige Wort „rettende That" erfunden. Ein deutsches Reich für die reindeutschen Staaten, ein weiterer Bund mit Oesterreich! war fortan die Losung — ein höchst verwickelter Plan, der alle Kennzeichen einer Uebergangsepoche an der Stirn trug und dann gewiß unausführbar blieb, wenn die Deutschen, statt entschlossen zuerst ihr eigenes Reich zu schaffen, köstliche Monate über unfruchtbaren Verhandlungen mit dem schlauen Nachbar verloren. „Das Warten auf Oesterreich, sagte Beckerath, ist das Sterben der deutschen Einheit."

Ganz einzige, unerhörte Erscheinungen in dem Parteileben von St. Paul bewährten, daß die Frage unserer Einheit die schwerste ist von allen, welche je einem Volke gestellt wurden. Wider Willen und Erwarten war man zu der Einsicht gelangt, daß die Reichsverfassung für Oesterreich nicht gelten könne, und doch saßen die Abgeordneten Oesterreichs im Hause. Solcher Zustand war so unhaltbar, daß schon im November gewiegte Diplomaten der alten Schule händereibend meinten, es sei Zeit, die bestaubten Uniformen auszuklopfen. Zerrissen von wüthendem Parteihasse zeigte das Haus bereits das hippokratische Gesicht, die Lage war vergleichbar dem Zustande des Congresses von Washington kurz vor der Abtrennung der Südstaaten. Die Schlagworte: Verräther, Kleindeutsche, Hinauswerfen Oesterreichs! umschwirrten die Erbkaiserlichen. Als der Erzjudas galt den Gegnern Dahlmann. Wer kennt nicht jene Bilder, wie der Bonner Professor einem gesunden Menschen das Bein absägt, weil er schwarzgelbe Flecken auf der Hose hat, und dergleichen? Kein Wunder, daß die Presse der Kaiserlichen auf solche Angriffe in sehr hochmüthigem Tone antwortete; denn alle anderen Parteien des Hauses wußten nur was sie nicht wollten. Unter den Oesterreichern entstand der Entschluß, die Verfassung, die nicht für Oesterreich gelten sollte, so sehr zu „vergiften", so sehr mit radicaler Thorheit anzufüllen, daß sie der Krone Preußen unannehmbar werde. Diese berufene Coalition der „Metternich'schen Rechten" und der Linken bestand so förmlich und folgerichtig keineswegs,

wie die Kaiserlichen in der Hitze des Parteikampfes meinten; doch allerdings sah man jetzt „Namen, die einander anheulten" einträchtig für die radicalsten Anträge stimmen: k. k. Legitimisten, welchen der König von Preußen als ein Gegenkaiser galt, in schöner Uebereinstimmung mit den Anarchisten, welche „kein Oberhaupt" wollten, Ultramontane und Schutzzöllner Hand in Hand mit der Demokratie. Wer heute zurückschaut auf diese Tage des Hasses, wird zwar das Verfahren der Oesterreicher unerhört finden — aber auch ihre Lage. Eine Partei in so verzweifelter Stellung kann nicht wählig sein in ihren Mitteln. Nicht jedem unter den österreichischgesinnten Conservativen war jene edle Offenheit gegeben, welche einen Mann der äußersten ultramontanen Richtung, Buß, zu dem unschuldigen Geständniß bewog: „ich bin mit der äußersten Freiheit gegangen, ich habe dabei der Linken keine Concessionen gemacht, es war meine Ueberzeugung."

Die Kaiserpartei war zurückgekehrt zu den Hauptgedanken des vielgeschmähten Siebzehnerentwurfes. Im Januar sagte Dahlmann die staatsmännischen Worte: „Oesterreich wird durch eine Macht von uns getrennt, welche stärker ist als wir. Wir können in Freundschaft neben Oesterreich gehen, ein Uebermaß erstrebter Einheit würde zur Unfreundschaft führen. Oesterreich krankt an seiner Stärke ebenso sehr wie andere Staaten an ihrer Schwäche." Mit dieser ruhigen Ueberzeugung stand er ungleich fester da, als Gagern, der die reichsritterliche Vorliebe für Oesterreich kaum verbergen konnte. Aber wenn die Illusionen über Oesterreichs Lage zu zerstieben begannen, der Wahn, das Parlament sei mächtig, währte fort. Als die Mehrheit durch die Anerkennung des Malmöer Waffenstillstandes ihren guten Ruf auf's Spiel setzte, da mußte sie erkennen, daß sie fortan eine Macht nur sein konnte in der engsten Verbindung mit der preußischen Regierung. Für diesen Zweck geschah von Frankfurt aus zu wenig, von Berlin noch weit weniger, denn keines Sterblichen Auge mochte die wahre Meinung der räthselhaften preußischen Noten ergründen. Preußen schwankte zwischen Wollen und Nichtwollen, und in St. Paul gebärdete man sich als eine dritte Großmacht neben Wien und Berlin; man arbeitete für Preußen, ohne zu wissen, ob der Freund das Werk billigen werde. Noch zweimal in diesen bangen Monaten trat Dahlmann mit einer großen Rede vor das Haus. Seine Vertheidigung des absoluten Veto am 14. December war für den maßvollen deutschen Liberalen ebenso bezeichnend wie weiland Mirabeau's gewaltige Veto-Rede für den genialen Tribunen —

nicht ganz unähnlich einem Katheder-Vortrage, doch reich an staatsmännischen Gedanken. Wer widerspräche heute noch, wenn Dahlmann sagte, das Veto sei keine Freiheitsfrage, sondern eine Machtfrage? Er durfte wohl versichern: „die Vorschläge der Gegner sind alle mit einander gleichviel werth, sie sind alle gar nichts werth," denn derweil er redete, gab sich die Unreife unserer politischen Bildung in erschreckenden Zeichen kund. Als er sagte: „in den Augen des Herrn v. Trützschler ist augenscheinlich jene Regierung die beste, welche am besten zu gehorchen versteht," da erscholl auf der Linken der vergnügte Ruf: Sehr richtig!! Am 22. Januar, alsbald nach Uhland, bestieg er die Tribüne, um für das Erbkaiserthum zu sprechen, und ich denke, die Zahl derer ist heute nicht mehr groß, welche eine Anmaßung finden in seinen Worten: die Erblichkeit in der Monarchie vertheidigen, das heiße das Einmaleins vertheidigen. Freilich, die berufene Geschichte vom „alten Esel", die er erzählte, bewies, daß er die Anhänglichkeit der deutschen Stämme an ihre angestammten Fürstenhäuser gar sehr überschätzte. Alle Strenge des Monarchisten, alle Zuversicht des Patrioten sprach aus den berühmten Worten: „uns thut ein Herrscherhaus noth, welches gänzlich sich unserem Deutschland widmet. An den Hohenzollern Preußens können wir ein solches Herrscherhaus nicht nur haben, sondern mit dem schlechtesten und dem besten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihnen haben."

Es folgte die traurige Zeit der leblosen entseelten Debatten, da die Parteien streng geschlossen einander gegenüber standen und die mächtigsten Redner nur noch zu der leeren Luft sprachen. Es folgte die octroyirte Verfassung, die Oesterreich — wie billig — als ein selbständiges Reich, ohne jede Rücksicht auf Deutschland constituirte. In demselben Augenblicke aber, da der Kaiserstaat um sein Dasein kämpfte, wagte der unbelehrbare Hochmuth des Wiener Cabinets der deutschen Nation eine Verfassung vorzuschlagen, ohne eine Volksvertretung, doch mit einem Staatenhause, worin Oesterreich 38, Deutschland 32 Stimmen haben sollte! „Die Zerreißung ist vollbracht, doch nicht wir haben sie verschuldet," sagte selbst Radowitz, und wenn den Hohenzollern die glorreiche Erinnerung an Hohenfriedberg und Leuthen noch nicht geschwunden war, so mußte in solcher Stunde auch ein vermessener Beschluß Eingang finden am Berliner Hofe. Nachdem durch die vereinten Bestrebungen der Linken und der Partei Schmerling's und Heckscher's die Verfassung eine lange Reihe unmöglicher radicaler Bestimmungen erhal-

ten hatte, ward endlich das Erbkaiserthum in der Paulskirche durchgesetzt, aber nicht das preußische. Denn die Mehrheit war, da die Oesterreicher mit über das Geschick des nichtösterreichischen Deutschlands abstimmten, so unsicher, daß man zuerst das abstracte Erbkaiserthum feststellen mußte und dann erst hoffen konnte, die Mehrzahl für die preußische Kaiserkrone zu gewinnen. So erfolgte endlich die Kaiserwahl — sicherlich ein unerfreuliches Seitenstück zu althistorischen Vorgängen und eine schwere Verletzung des Stolzes der preußischen Krone. „Nicht dem Deutschen geziemt es die fürchterliche Bewegung fortzuleiten und zu schwanken hierhin und dorthin" — mit diesen Worten Goethe's verkündete der Präsident das Ergebniß der langen Arbeit. Doch die Welt sollte erfahren: in Berlin galt als Weisheit, den unhaltbaren Zustand des Zweifels ziellos zu verlängern und haltlos hierhin und dorthin zu schwanken. In der zwölften Stunde, seinen eignen Räthen unerwartet, lehnte der König die Kaiserkrone ab. Nicht uns steht es an, den Stab zu brechen über die Männer, welche auf die Annahme oder auf die Abdankung des Königs, auf die zwingende Gewalt der großen Stunde gehofft. Denn wie viel sie auch gefehlt, was — im Grunde — war ihr schwerstes Verbrechen? Sie hielten einen Kleinmuth der preußischen Krone, einen in der neuen Geschichte einzigen Fall, für unmöglich, daran wir selber nicht glauben würden, wenn wir ihn nicht erlebt hätten. Eine preußische Staatskunst begann, wofür die parlamentarische Sprache nicht ausreicht: sie wollte die Oberleitung in Deutschland, doch nicht der Plebejer sollte die Krone damit betrauen. Sie dachte nicht sich mit Oesterreich rasch zu verständigen und den alten Zustand herzustellen; nein, sie wollte das schlechthin Revolutionäre auf legitimem Wege erreichen durch die freie Zustimmung jener kleinen Höfe, welche die Vorwände und Winkelzüge des Zauderns und Verneinens von Preußen selber gelernt hatten. Das Verhängniß aller Halbheit ereilte endlich auch die Unionspolitik.

Zum dritten Male in seinem öffentlichen Wirken hatte Dahlmann den Kronen ein edles Vertrauen entgegengebracht, und nochmals wie vordem in Kiel und Göttingen erntete er den „schwarzen Undank," den die Linke längst vorausgesehen. Wieder mußte das allmächtige Parlament beschämt seine Ohnmacht eingestehen. Die Mehrheit hatte sich verpflichtet die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten. Aber der unverantwortliche Reichsverweser, der auf Heckscher's Rath sein Amt nicht niedergelegt hatte, zeigte sich jetzt als Erzherzog, er verweigerte seine

Mitwirkung; das Cabinet Gagern trat ab. So blieb nur Eines — die Revolution. Auch an die Ruhigsten sind bei jenem Zusammenbruche aller Hoffnungen revolutionäre Gedanken herangetreten. Nach fünfzehn Jahren dürfen wir dreist sagen, daß die Nation zu einem erfolgreichen Aufstande für die Reichsverfassung in jenem Augenblicke weder gewillt noch fähig war; und eine Revolution entzünden mit dem Bewußtsein der Unmöglichkeit, zur Lustbarkeit oder um zu demonstriren, ist ein Verbrechen. Wir kennen Dahlmann als einen grundsätzlichen Feind der Revolution, und schwerlich mag Einer in jenen rauhen Tagen das tragische Geschick des Parlaments schmerzlicher als er empfunden haben. Seine gemessene Haltung freilich verließ ihn auch jetzt nicht. Als der Erzherzog die Versammlung durch die Ernennung des Ministeriums Grävell verhöhnte und das Parlament dies für eine Beleidigung erklärte, da betheiligte er sich nicht: er haßte dies formlose Verfahren der Leidenschaft. Seine ganze Natur zu sein und zu denken — er selber gestand es — war für das hartnäckigste Ausdauern. Ein erster Vorschlag, daß die Partei austreten sollte, scheiterte an Dahlmann's Widerspruche. Erst als die Austritte und Abberufungen sich häuften, als er die Gewißheit hatte, bei längerem Bleiben mitschuldig zu werden an radicalen Beschlüssen, die er verdammte, als die nächsten Freunde sich zum Austreten entschlossen: da trat er endlich nach einer Nacht voll inneren Kampfes unter die Genossen und gestand, wie schwer der Entschluß ihm werde: „Ich würde mir es nie vergeben, wenn ich mir sagen müßte, ich sei zu früh ausgetreten, ich habe zu früh am Vaterlande verzweifelt; dagegen würde ich es leicht tragen, ich sei zu spät ausgetreten. Aber es wuchs in mir von Minute zu Minute die Ueberzeugung, daß die Gemeinsamkeit das Ueberwiegende sei." Dann schrieb er als der Erste seinen Namen unter die Austrittserklärung der vornehmsten Mitglieder der Kaiserpartei.

Nach so harter Enttäuschung stieg ihm die Ahnung auf, daß die schwere Krankheit des deutschen Staatslebens mit so sanften Mitteln, wie er gehofft, nicht zu heilen sei. Er schrieb in die Deutsche Zeitung: „Sollte diese große Bewegung an dem Uebermuthe der Könige von Napoleon's Gnaden scheitern und das Heil unseres Volkes sich noch einmal zur Nebensache verflüchtigen, so hemmt, wenn es abermals fluthet, kein Damm die wilden Gewässer mehr, und der Wanderer wird die Reste der alten deutschen Monarchie in den Grabgewölben ihrer Dynastien suchen müssen." Noch trostloser fand er die Lage auf der

Versammlung zu Gotha; die müde Abspannung der Freunde entlockte ihm den schmerzlichen Ausruf: oh flesh, oh flesh, how art thou fishified! Zu rathen wußte auch er nicht, man hörte von ihm das verzweifelte Wort: „Jetzt stehen wir nur noch der brutalen Thatsache gegenüber.“ Ja wohl, rien n'est aussi brutal que le fait! Die Nation — und keineswegs blos die Kaiserpartei, in welcher freilich die Sünden und die Tugenden des deutschen Idealismus am stärksten sich ausprägten — die Nation war in jenem stürmischen Jahre noch nicht im Stande, die schreckliche Wahrheit dieses Wortes zu verstehen; darum verlief sich die Revolution im Sande. Wenn unser Volk dereinst begriffen hat, daß die brutale Thatsache der kleinköniglichen Souveränität nicht zerstört werden kann durch ein imaginäres Parlament, sondern allein durch eine andere brutale Thatsache — durch den preußischen Staat und seine Bataillone: dann wird was dauernd und probehaltig war in dem Thun und Denken der Kaiserpartei wieder aufleben. Dann wird die Nation die Verwünschungen zurücknehmen, welche sie im blinden Zorne der Enttäuschung über ihr erstes Parlament ergoß, und ihm nachrühmen, was der alte Arndt ungebrochenen Muthes den Genossen zurief:

wir sind geschlagen, nicht besiegt;
in solcher Schlacht erliegt man nicht.

Zu retten was noch zu retten war, ging Dahlmann in die erste Kammer nach Berlin, als die Reaction siegesfroh ihr Haupt erhob und die octroyirte Verfassung revidirt wurde, und wie dem deutschen Parlamente, so hat er auch der preußischen Volksvertretung ein Seherwort zugerufen, das vor unseren Augen traurig in Erfüllung geht. Der wichtigste Fall der Session war der Streit über den Artikel 109 der heutigen Verfassung („die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben“) — eine ursprünglich transitorisch gemeinte Bestimmung, welche für eine gewissenlose Regierung die Handhabe werden mußte, um das Steuerbewilligungsrecht des Landtages aus den Angeln zu heben. Herr v. Bismarck entwickelte bereits in sehr durchsichtigen Worten die Lehren des Absolutismus. Aus der unendlich vertrauensvollen Mittelpartei ließ sich die politische Unerfahrenheit in naiven Worten vernehmen: wo sei die Gefahr bei diesem Artikel? wenn der Landtag das Budget nicht bewillige, wie könnte dann eine Regierung bestehen? Dann habe sie zwar Einnahmen aus den bestehenden Steuern, doch Ausgaben dürfe sie nicht machen! Die vielgeschmähten Doctrinärs, die Dahl-

mann, Kühne, Camphausen, Hansemann, standen in der Opposition, sie besaßen Welterfahrung genug, um zu wissen, daß wer die Macht hat sich das Recht nehmen kann. Darum entlud sich auf ihr Haupt der ganze Zorn des Freiherrn v. Manteuffel: alle Parteien, erklärte der Minister, hätten in diesem Staate ein Recht dazusein, nur nicht die Doctrinärs. In einer classischen Rede beschwor Dahlmann das Haus, „für keine Fassung zu stimmen, die das Steuerbewilligungsrecht unserer Volksvertretung irgend zweifelhaft läßt oder auch nur seinen Eintritt verspätet. Wenn wir heute weichlich nachgeben, so wird die Volksvertretung dieses Recht, welches ihr auf die Dauer nicht entgehen kann, nur gewinnen durch einen langen Kampf! Es wäre über alles traurig, wenn die Geschichte von diesen Tagen melden müßte, es habe die gemäßigte Partei, die Partei der wohlwollenden Vaterlandsfreunde, in Preußen die Klippe der Demokratie freilich zu umschiffen vermocht, allein sie habe nicht Energie des Charakters, nicht klaren politischen Blick, nicht edle Selbstverleugnung genug besessen, um eine heilsame Verfassung für das Vaterland zu begründen. Möge das nimmer geschehen!" Dennoch geschah es also, und ein strenges Urtheil muß bekennen, daß die Partei des Redners selber — nicht in jenem Augenblicke, wohl aber durch ihr Verhalten ein Jahr zuvor — einige Schuld an dem unseligen Ausgang trug. Noch eine andere verhängnißvolle Frage ward jetzt von Dahlmann klar durchschaut. Die schimpfliche Feigheit, welche der deutsche Adel während der Revolution gezeigt, hatte den Verfasser der „Politik" von mancher alten Täuschung geheilt. Er erkannte, daß die lebensfähigen Elemente unserer Gesellschaft demokratisch sind, und warnte vor der Bildung eines erblichen Herrenstandes: unsere ersten Kammern können nur dem belgischen Senate nachgebildet werden. Das war das Ende seiner politischen Laufbahn.

Sein letztes Jahrzehnt verbrachte er wieder in Bonn, sehr thätig als Lehrer. Der regsamere Theil der Studentenschaft brachte noch die alte Liebe dem stattlichen Greise entgegen, der ungebeugt mit dichtem dunklem Haar einherging. Die Burschenschaften zogen nie rheinaufwärts zum Commerse, ohne vor Dahlmann's Hause die Fahne zu schwenken und ihm ein Hoch zu bringen. Argwöhnisch beobachtete ihn die Regierung; nur um so ernster übte er die Pflicht, seine Schüler über den Staat der Gegenwart zu belehren. Mehr denn Ein junger Mann hat an dem Bilde des alten Herrn gelernt, was das schwere Wort bedeute: die Wissenschaft adelt den Charakter. Auch seine Strenge

milderte sich nicht im Alter; sie verschuldete, daß der ultramontane Max v. Gagern nicht nach Bonn gerufen ward und dergestalt Preußen ein bedeutendes Talent nicht gewann, das heute seinen Feinden dient. Den Fernstehenden erschien der Alte starr und verschlossen, von abweisendem Ernst. Die Seinigen und ein kleiner Kreis treuer Freunde wußten von seiner milden Freundlichkeit, dann und wann auch von einem Aufblitzen seiner heitern Laune zu erzählen. Als ihm eine katholische Schwiegertochter in das Haus geführt ward, sprach er, wie dem Rheinländer geziemt, das gute Wort: „unser Vaterland ist nun einmal confessionell getheilt, da ist's recht heilsam, wenn wir im eigenen Hause lernen uns zu vertragen." An seinem preußischen Glaubensbekenntnisse hielt er treu bis zum Tode, und auf die Lästerreden von dem Königthum von Gottes Gnaden gab er die Antwort: „Mag Einer noch so erfüllt von der göttlichen Einsetzung der Fürsten sein, den will ich noch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat; wenn aber er nicht, wer denn sonst?" Der Abend seines Lebens war sehr trüb: von seinen nächsten Freunden starb ein guter Theil hinweg, auch Frau und Tochter wurden ihm entrissen. Auch Otto Abel starb, der vielverheißende schwäbische Historiker, der vordem dem Siebzehnerentwurfe mit dem Enthusiasmus der Jugend zugejubelt hatte und jetzt in Dahlmann's Hause fast wie ein Sohn verkehrte; er rieb sich auf, weil sein Traum von der Kaiserherrlichkeit der Hohenzollern nimmer Wahrheit werden wollte. Am 5. December 1860 ward Dahlmann rasch vom Tode ereilt. Er ruht auf jenem schönen Friedhofe, wo dem Römer Niebuhr sein König ein römisches Denkmal erbaute, wo neben der alten Abteikapelle die Größen des neuen Bonn, die Schlegel, Bunsen, Arndt, die letzte Stätte gefunden.

Fast jeder vielgenannte Mann hat einen Doppelgänger in der öffentlichen Meinung. Unfähig einen bedeutenden Charakter als ein Ganzes zu begreifen, haftet die Menge gern an einer auffälligen Aeußerlichkeit; und findet sich gar ein witziger Kopf, jene wahre oder unwahre Eigenheit mit beißendem Witze zu verspotten, so entsteht ein Zerrbild, das kein Reden mehr aus den Köpfen der Menschen vertreibt. So ist die Meinung entstanden, Dahlmann sei das Haupt jener Theoretiker, die alles Heil in einigen unverbesserlichen Verfassungsparagraphen finden; und doch zählte er zu den Ersten, die unserem Volke eine freiere, minder schablonenhafte Auffassung des Staatslebens eröffneten. Das Geschlecht stirbt nie aus, welches sich dann am herrlichsten dünkt, wenn

es mit unheiligen Sohlen herzhaft auf dem Rasen trampelt, der die Gebeine unserer Väter deckt; so werden auch Karl Vogt's Witze über den alten Esel Dahlmann jederzeit eine gläubige Gemeinde um sich versammeln. Und noch häufiger läßt sich die Rede hören, Dahlmann habe sich überlebt. Sicherlich, von den Sätzen seiner Politik haben wir mehrere längst über Bord geworfen, und seit es keinen Rechtsboden des deutschen Bundes mehr giebt, muß unsere nationale Politik neue, weit kühnere Wege einschlagen. Aber — so viel langsamer als die Ideen schreiten in Deutschland die Zustände vorwärts — die meisten jener Ziele, nach welchen Dahlmann's politisches Wirken sich bewegte, sind für uns noch immer ein Gegenstand nicht des Genusses, sondern der Hoffnung. Er stritt für das deutsche Recht in Schleswig — und vor wenigen Monaten noch betrat der Deutsche bei Altona die Fremde. Er kämpfte für den Rechtszustand in Hannover — und er selber mußte noch erleben, wie das Spiel von 1837 gemeiner denn zuvor abermals aufgeführt ward. Er wollte den Deutschen eine nationale Staatsgewalt gründen — und noch heute schaltet über uns der Bundestag. Er wollte Preußens Verfassung sicher stellen vor dem Junkerthume und ministerieller Willkür — und noch immer krankt Preußen an seinem Herrenhause und den ungesicherten Rechten seiner Volksvertretung.

Von dem politisch reifsten Volke der Erde werden dieselben Locke und Bentham, welche kläglich Schiffbruch litten, als sie einem wirklichen Staate eine Verfassung gaben, als Lehrer der Politik in hohen Ehren gehalten. Sollen wir Deutschen die Bedeutung der politischen Wissenschaft niedriger schätzen? Sollen wir die tiefen und guten Gedanken der Schriften Dahlmann's darum mißachten, weil ihrem Urheber der Genius des praktischen Staatsmanns versagt war? Alle Parteien Deutschlands kranken an doctrinärem Wesen; denn die lebendige, praktische Staatsgesinnung erlangt ein Volk nur durch die Uebung in der Freiheit; und woher sollte uns diese Uebung kommen, die wir nicht einmal eine Bühne nationaler Staatskunst besitzen? Schon Dahlmann's Revolutionsgeschichte spricht die Ahnung aus, daß er und seine Freunde dem Märtyrerthume nicht entgehen würden. Auch uns, auch den Mittelparteien von heute, wird das gleiche Loos bereitet werden, auch auf unsern Doctrinarismus wird ein jüngeres Geschlecht herablassend niederschauen. Und wohl uns, wenn dann in unseren Reihen die Zahl der Männer nicht klein ist, deren Bürgertugend und Seelenadel sich mit Dahlmann messen darf! Wer Dahlmann's Namen nennt,

soll der Worte gedenken, welche der Bonner Professor schrieb, als er seinen rheinischen Landsleuten die traurige Märe erzählte von dem Tode des Letzten aus dem holsteinischen Grafenhause: „Wenn ich den Chor christlicher Tugenden mustere, den man jetzt häufig spazieren führt, sucht mein Blick nach einer unter ihnen, von deren ernster Schönheit, im strengen Ebenmaße der Glieder, alte verschollene vaterländische Kunden reden. Unter ihrem festen Tritte sprießen keine Blumen, aber heilende Kräuter bezeichnen ihre Bahn. Sie muß das Haus hüten, höre ich. Möge sie behüten das Haus der Deutschen, die hohe Gerechtigkeit!“

Bundesstaat und Einheitsstaat.

Aus den Schwankungen der öffentlichen Meinung in den letzten Jahren tritt eine erfreuliche Erscheinung zweifellos hervor: ein sehr reizbares Gefühl für die Ehre des deutschen Namens ist in der Seele unseres Volkes rege. Doch es fehlt viel, daß diese unbestimmte Empfindung sich zu klarer Einsicht, zu festem Willen fortgebildet hätte. Während des letzten italienischen Krieges täuschte sich der nationale Instinkt auf unbegreifliche Weise über das Ziel, er hielt die Gewaltherrschaft des Hauses Lothringen in Italien für eine Ehrensache Deutschlands. In der neuesten schleswig-holsteinischen Bewegung war zwar das Ziel ein deutsches und hochberechtigtes, aber in der Wahl der Mittel sind die Patrioten selten glücklich gewesen. Wir sahen die Einen mit dem Vertrauen der Kinder an Höfe herantreten, deren Dasein auf dem Niederhalten des nationalen Gedankens beruht. Wir hörten Andere um sich werfen mit revolutionären Kraftworten, welche dann erst einen Sinn erhalten, wenn die Barrikaden bereits gebaut sind, heute jedoch, da den Massen jede revolutionäre Neigung fehlt, mit der vernichtenden Wucht des Lächerlichen zurückfallen auf die Redner. Sogar der Plan eines neuen Rheinbundes ward unverhohlen von Vielen gepredigt zur Rettung Deutschlands. In sehr weiten Kreisen offenbarte sich das sicherste Kennzeichen unreifer politischer Bildung: das leichtfertige Aendern der Ueberzeugung. Von besonnenen Männern der preußischen Partei ward plötzlich der Gedanke der preußischen Hegemonie als für immer unmöglich verworfen; und rasch, in jähem Wechsel, wie aus der Zaubertasche des Tausendkünstlers, stiegen immer neue, immer schattenhaftere Entwürfe empor. Das Nachtgevögel der Napoleonischen Zeit — die Trias, der Bund der Mindermächtigen, das Direktorium, die längst todt geglaubten — erstanden aus dem Grabe: als könnte sich der welthistorische Plan, einem staatlosen Volke einen Staat zu gründen, nach

den Enttäuschungen eines Winters richten! Niemals seit den Wiener Verträgen trat die unheilbare Fäulniß unseres Bundesrechts erschreckender an den Tag. In einer Lebensfrage unseres Volkes sahen sich die achtzehn Millionen Deutschen der Kleinstaaten zu schimpflicher Ohnmacht verurtheilt, jeder Möglichkeit gesetzlichen Wirkens beraubt. Das Wenige, was durch die Bewegung im Volke erreicht ward, stand in einem unerhörten Mißverhältniß zu dem Redepomp der Volksversammlungen. Ein Krieg ward geführt um die wichtigsten Interessen des deutschen Bundes, und der Bund ließ sein Schwert in der Scheide ruhen! Der größte Erfolg ist errungen, dessen Deutschlands auswärtige Politik sich seit fünfzig Jahren rühmen kann. Aber während in allen gesunden Völkern Angesichts glücklicher Kämpfe gegen das Ausland der innere Hader sich zu mildern pflegt, schauen wir eben jetzt die widerwärtigsten Ausbrüche des Hasses und des Neides. In demselben Jahre, da Preußens tapferes Heer unserem Vaterlande zwei köstliche Grenzlande erobert, erklären Männer, die sich Deutsche nennen, in erfreulicher Uebereinstimmung mit den Dänen und Engländern: Preußen sei aus Deutschland ausgeschieden! Wahrlich, die Verwirrung aller Begriffe hat ihren Höhepunkt erreicht. Die bisher von den Parteien der nationalen Reform gebrauchten Mittel sind als wenig wirksam erwiesen. Mit lauter Schadenfreude bezeichnet der Particularismus bereits die gesammte nationale Bewegung als ungefährlich. Eine abermalige Zersetzung der heute wirr durch einander gewürfelten, nur scheinbar versöhnten Parteien steht uns unvermeidlich bevor. Schroffe, unversöhnliche Gegensätze sind im deutschen Bunde wider die Natur zusammengeschweißt. Wer darf sagen, ob sie im heilsamen Kampfe, derweil es noch Zeit, auf einander platzen oder schlaff und träge sich dahinschleppen werden, wie einst in den unseligen Tagen des Religionsfriedens, bis sie ihre schöpferische Kraft verlieren, und ein verspäteter Krieg, wie jener der dreißig Jahre, Elend über das Vaterland, Beute den Fremden bringt?

Solch eine Stunde der Verwirrung verbietet jeden Gedanken an augenblickliche Durchführung deutscher Reformen. Um so lauter mahnt sie, rückschauend mit historischem Sinne die Berechtigung jenes Ideales zu prüfen, welches für die große Mehrzahl der deutschen Patrioten den Mittelpunkt aller politischen Wünsche bildet. Ist der Plan, die deutschen Monarchien zu einem Bundesstaate zu vereinigen, möglich und eines großen Strebens werth? — Diese Betrachtung wird uns zu der Einsicht führen: so einfach und zweifellos, wie die bundesstaatlichen Theo-

retiker wähnen, ist der Weg nicht vorgezeichnet diesem schwer ringenden Volke. Wohl überkommt uns eine bittere Empfindung, wenn wir, weitab ins Thal verschlagen, uns gestehen müssen, der Kamm des Gebirges, den wir halb erstiegen wähnten, liege noch vor uns. Aber wir wissen auch: das muß ein niederes Ziel sein, das ein ungeübter Wanderer beim ersten Suchen mühelos ersteigt. Mancher jener gutmüthigen Selbsttäuschungen, welche heute die deutsche Luft verfinstern, werden wir entgegentreten. Doch wenn ein Sohn dieser jungen Tage von den Gebrechen seines Volkes redet, so kann ihm gar nicht in den Sinn kommen, nach der Weise der bösen alten Zeit seinen Witz zu üben an seinem Lande; ihm versteht sich ohne Worte, daß ein Deutscher zu sein unter allen Umständen ein Stolz und eine Freude ist. Ebenso wenig mag er nur daran denken, die Zeit, die wundervolle, zu lästern, darin wir gewürdigt sind zu leben. Leichter mögen wir unserem Leibe entfliehen als der Zeit, die uns gezeugt. Das haben wir zu allermeist gelernt an jenen frommen Eiferern, die mit dem Hochmuthe der Seligen die tiefe Verderbtheit unserer Tage schelten; eben ihr hoffärtiges Lästern beweist, daß sie selber angefressen sind bis ins Mark von einer unleugbaren Krankheit dieser großen Zeit, von der maßlosen Ueberhebung des Individuums.

I. Die Märchenwelt des Particularismus.

Wäre die Frage der deutschen Einheit einer jener Händel, welche durch Vernunftgründe gewonnen, durch Beweise verloren werden: nie hätte dann eine Sache so verzweifelt gestanden wie heute das Spiel des deutschen Particularismus. Nichts ist so unvernünftig, daß sich nicht ein Grund dafür finden ließe. So haben denn die Berechnung derer, welche wünschen müssen Deutschlands Ohnmacht zu verewigen, und jene deutsche Genügsamkeit, die auch das Unerträgliche sich zurechtzulegen weiß, mit erstaunlicher Erfindsamkeit im Wetteifer eine Welt von Mythen geschaffen, welche beweisen sollen, Deutschland sei von Anbeginn zur Zersplitterung verurtheilt. Aber die Trostgründe des Particularismus wollen Keinen mehr beschwichtigen, seine Schreckmittel wollen nicht mehr schrecken, und wenn er mit dreister Stirn die historische Nothwendigkeit der deutschen Kleinstaaterei behauptet, so lassen wir uns das Köstlichste

im Menschenleben, den Willen, nicht mehr aus der Geschichte hinwegstreiten. Was spätere Geschlechter eine historische Nothwendigkeit nennen, das war immer nur eine Möglichkeit, die erst durch den Willen und die Thatkraft der Nationen zur Wirklichkeit wurde, nur eine Combination von politischen Verhältnissen, welche die Schicksale der Handelnden zwar erleichtern oder erschweren, doch nimmermehr allein bestimmen konnte. Fast mit denselben Gründen, welche heute die Nothwendigkeit der Zersplitterung Deutschlands beweisen sollen, wird dereinst einem glücklicheren Geschlechte dargelegt werden, dies Land sei von Anfang an zur Einheit berufen gewesen. Durchwandern wir rasch die Fabelwelt des Particularismus; jeder halbwegs helle Kopf mag sie mit wenigen Worten beseitigen. Es ist unerläßlich, zunächst dies Gestrüpp hinwegzureuten, wenn wir freien Boden zur Verständigung gewinnen wollen.

Vergeblich sucht man das Bestehende im deutschen Bunde mit dem Schilde der Legitimität zu decken. Rechtliche Bedenken, wahrlich, sind es nicht, was die deutsche Nation verhindern kann, den wider Recht wiederauferstandenen Bundestag zu beseitigen. Die Vertheidiger des trägen Beharrens thäten wohl, sich endlich nach einem minder verschlissenen Schlagworte umzuschauen. Les rois s'en vont — das ist das Wort eines Thoren, wenn es sagen will, unser Welttheil mit seiner monarchischen Geschichte strebe nach republikanischen Formen; doch es ist eine schneidende Wahrheit, wenn es bedeuten soll, der kindliche Glaube an die göttliche Berufung fürstlicher Geschlechter sei der gesitteten Welt für alle Zeit entschwunden. In allen Ländern ringt sich das werdende Staatsrecht einer neuen, menschlicheren Epoche an's Licht empor. Zur Wahrheit werden soll, auch in der Monarchie, der oberste Grundsatz des öffentlichen Rechts, daß jedem Rechte eine Pflicht entsprechen muß, daß in staatlichen Dingen kein wohlerworbenes Recht bestehen darf um eines Menschen, sondern allein um des Staates willen. Wer wähnt, diese Ideen, davon die moderne Menschheit sich nie mehr trennen kann, würden innehalten vor der deutschen Grenze? Das allein steht in Frage, ob die deutsche Nation selber die Kraft finden wird, diese Ideen in ihrem Staatsrechte zu verwirklichen, oder ob abermals, wie am Beginn unseres Jahrhunderts, den Fremden das Richteramt zufallen wird.

Es schreckt nicht mehr, wenn der Particularismus den Unitariern zuruft: Ihr wünscht die Revolution! — Niemand wünscht sie; schmerzlich genug hat dies Volk erfahren, was eine Umwälzung bedeutet. Aber wir sehen die Uebel des Bestehenden, das nicht zu Recht besteht, wachsen

und wachsen, also daß endlich nur ein kühner revolutionärer Entschluß Recht und Ordnung schaffen kann in diesem verfassungslosen Lande. Alle höher schlagenden Herzen preisen die Italiener und jene Verschwörung unter freiem Himmel, die das einige Italien gründete, und die Staatsmänner Preußens um die „Revolution im guten Sinne, geradeswegs hinführend zu dem großen Ziele der Veredlung der Menschheit," wodurch die Menschenwürde unseres vierten Standes anerkannt ward. Kein salbungsvolles Gerede juristischer Theologen wird unsere Nation hindern, einen ähnlichen Entschluß um ihrer Einheit willen zu fassen — sobald sie die Macht dazu besitzt. Und auch das Gespenst des Cäsarismus, womit man sie zu bedrohen liebt, wird sie nicht abschrecken. Als eine dauernde Staatsform ist die Herrschaft des Säbels bei dem Charakter unseres Volkes unmöglich; als ein Uebergangszustand ist sie ein schweres, aber erträgliches Leiden, wenn sie die Einheit unseres Staates begründet.

Seltener — denn ein wenig Schamgefühl hat der Particularismus allmählich von seinen Gegnern entlehnt — etwas seltener wagt sich die Warnung hervor, ein deutscher Staat bedrohe die Ruhe und das Gleichgewicht Europas. Also aus zärtlicher Rücksicht auf fremde Völker soll diese Nation einer heiligen Pflicht entsagen, auf politisches Dasein verzichten? Johannes Müller und Heeren durften noch ungestraft den Deutschen Beschwichtigungsgründe dieses Schlages bieten; heute beginnt auch der bescheidenste Deutsche das Bettelhafte solcher Gesinnung zu begreifen. Und ist es denn wahr, was die Friedfertigen rühmen, der deutsche Bund habe den Frieden Europa's erhalten? Vielmehr, der Frieden erhielt ihn. Niemand bezweifelt, seine Verfassung werde beim Ausbruche des ersten allgemeinen Krieges rettungslos zusammenbrechen. Nicht eher wird der Welttheil dauernd zur Ruhe gelangen, als wenn die Mitte des Festlandes kräftig genug geworden, um den begehrlichen Neigungen der Nachbarvölker Halt zu gebieten; Eroberungspolitik wird das sich selber zurückgegebene Deutschland niemals treiben. Wohl sträubt sich die kurzsichtige nur den Augenblick erwägende Berechnung der Nachbarn heute wider diese Erkenntniß. Das aber kann ein großes Volk nicht hindern, die nächste günstige Weltlage zu benutzen zur Erfüllung seiner nationalen Pflicht. Nach der vollzogenen Umwandlung wird dann, wie immer wenn das Nothwendige vollbracht ist, die Welt sich bekennen zu der großen segensreichen Wahrheit: die Interessen der Völker sind harmonisch.

Nicht minder machtlos geworden ist ein anderer Trostspruch, daran man in den Tagen der alten romantischen Schule den feingebildeten Mann erkannte: man müsse die deutschen Dinge sich naturwüchsig, organisch entwickeln lassen. Wir wissen endlich, daß dies unglückliche Wort „organisch“ sich in der Politik immer da einstellt, wo die Gedanken aufhören. Es bethört uns nicht mehr, dies unwürdige Schlummerlied der Trägheit, das allzulange die deutsche Welt gemächlich eingewiegt hat. Schaut doch zurück um hundert Jahre auf die Staatenbünde der Niederlande und der Schweiz, auf unser eigenes heiliges Reich. Das, fürwahr, sind Staaten, die sich organisch entwickelten und entwickelten, bis die Gewalt des Fremden die verfaulten Trümmer höhnisch über den Haufen warf. So wahr ist es, daß jeder Staat des reformatorischen und, thut es noth, des durchgreifenden revolutionären Willens bedarf, soll nicht die Vernunft in ihm allmählich zum Unsinn werden. —

„Aber“, tröstet uns der Particularismus, „alles staatliche Gedeihen hängt am letzten Ende ab von der sittlichen Gesinnung der Bürger; unter Söhnen Eines Volkes muß es möglich sein, die Einigkeit zu erhalten, auch wenn die Einheit des Staates fehlt. Zudem ist die Macht unter den Gliedern des deutschen Bundes gar zu ungleich vertheilt, in jedem entscheidenden Falle also wird der überlegene Einfluß der größeren Bundesstaaten zu einer Entscheidung zwingen.“ — Wir kennen sie, jene Einigkeit. Sie hat den Rheinbund nicht verhindert, sie hat noch unter dem Schutze des deutschen Bundes Deutsche gegen Deutsche unter die Waffen gerufen. Wohl erhält auch der tüchtigste Staatsbau, wenn er besteht, Werth und Inhalt erst durch die lebendige Staatsgesinnung seiner Bürger; aber die Gründung unentbehrlicher Institutionen zu unterlassen im Vertrauen auf die Verträglichkeit der Nation, das ist die Meinung eines Kindes. Die schwerste Wunde aller Staatenbünde hat Washington wie mit einem Schlaglichte beleuchtet, da er, aufgefordert der particularistischen Willkür durch sein persönliches Ansehen zu steuern, das goldene Wort sprach: „Einfluß ist nicht Regierung.“ Nicht auf den Zufall bauen darf die nothwendige Ordnung des Staats. Und wenn die Particularisten uns über den preußisch-österreichischen Dualismus beruhigen wollen durch den Hinweis auf manche gleichfalls unlogische und dennoch erprobte Staatseinrichtung des Alterthums, auf die beiden Könige Spartas und die Consuln Roms: so wollen wir zur Ehre der Einsicht unserer Gegner annehmen, daß sie nicht glauben was sie

reden. Hat die gemeinsame Regierung mehrerer verantwortlicher Beamten, die einander überzeugen und belehren können, irgend etwas gemein mit der Theilung des politischen Einflusses unter zwei Großmächten, die sich gegenüberstehen, unverantwortlich, erfüllt von jenem nothwendigen Staatsegoismus, der jeder Belehrung spottet?

Eine andere Tröstung des Particularismus konnte noch vor wenigen Jahrzehnten Deutschlands hellste Köpfe beschwichtigen; heute ist auch ihre Zeit dahin. In einem geistvollen Gespräche, das Goethe's herzliche Theilnahme für unser Land im schönsten Lichte zeigt, meinte der Dichter, darauf komme es an, daß die Koffer und die Waarenballen der Deutschen uneröffnet an allen unseren Grenzpfählen vorüberziehen. Ein gutes Wort für die Tage der Gründung des deutschen Bundes, aber ein sehr schlechter Trost für dies junge Geschlecht, dem die Seele schwillt von nationalem Stolze. Verachten würden wir uns selber, wenn je die Blüthe der Volkswirthschaft uns einen Ersatz gewährte für die Ohnmacht unseres Staates. Es besteht ein tiefsinniger Zusammenhang zwischen allen Theilen des Staatslebens. Jede Verbesserung auf einem Gebiete der Staatsthätigkeit vermindert nicht, nein, sie lockt und reizt das Verlangen nach Reformen auf anderen Gebieten. Das hat Fürst Metternich erfahren; vergeblich hoffte er durch den Lärm des Handels und Wandels den Ruf der Völker nach Freiheit zu übertäuben. Desgleichen wird jeder Post- und Zollvertrag zwischen den deutschen Staaten das Verlangen der Nation nach politischer Einheit immer aufs neue verstärken. Glaubt es dem Particularismus nicht, wenn er versichert, zur Ehre des deutschen Namens seien jene volkswirthschaftlichen Verträge geschlossen. Nicht national, kosmopolitisch vielmehr ist die Natur des modernen Verkehrs; unausbleiblich reißt er die Scheidewände nieder zwischen Volk und Volk. Seit dem preußisch-französischen Handelsvertrage ist die Volkswirthschaft des Zollvereins mit der französischen enger verbunden als mit der Production von Mecklenburg. Frage Jeder sich selber, ob ein so ungeheuerlicher Zustand das Einheitsverlangen der Nation beschwichtigen oder reizen muß. Auch wer als ein harter Manchestermann im Staate nur einen Hebel der Production erblickt, läßt sich durch die nationalökonomischen Tröstungen des Particularismus nicht mehr beruhigen. Wo dreißig Beamtenheere eine dreißigfach verwickelte Verwaltung leiten, da kann die Volkswirthschaft unmöglich jener Freiheit und Fülle genießen, die sie erreichen müßte in einem einigen Staate. Es wäre verlorene Mühe, mit Grün-

den der Sittlichkeit und des Ehrgefühls jene Phäaken zu bekämpfen, welche sich über die Ohnmacht des Vaterlandes mit dem süßen Bewußtsein trösten, daß in den Kleinstaaten die Steuern nur leicht auf dem Volke lasten. Das erste beste statistische Handbuch mag Jeden belehren, wie es in Wahrheit steht mit der vielgerühmten Wohlfeilheit der Kleinstaaterei. In Strelitz verzehrt der Hof 34, in der einen Linie des Hauses Reuß 35 % der Staatsausgaben. Für die Diplomatie bezahlt in Nassau der Kopf der Bevölkerung 5mal so viel als in Preußen, die Kosten der Finanzverwaltung sind ebendaselbst, verglichen mit den übrigen Regierungsausgaben, 7mal so hoch als in Preußen.

Vor ähnlichen Gründen bricht eine weitere Behauptung des Particularismus zusammen: soll es uns nicht genügen, daß wir Eins sind in Schrift und Sprache, und alle Völker sich belehren an den Werken deutschen Geistes? Längst begraben ist jenes staatlose Geschlecht der Deutschen, das sich gemächlich an den Gedanken gewöhnte, als eine Genossenschaft von Denkern, Sängern und Schulmeistern, wie die versinkenden Hellenen, zu stehen unter den mächtigen Völkern. Jedes Buch, jedes Kunstwerk, das den Adel deutscher Arbeit offenbart, jeder große deutsche Mann, zu dem wir bewundernd aufblicken — Alles, Alles, was den Ruhm deutschen Geistes verkündet, ist heute ein Apostel des Einheitsgedankens, mahnet, die Einheit, die in der Welt des Denkens besteht, auch im Staate zu schaffen, verschärft den Schmerz, daß bei so großer Tüchtigkeit der Einzelnen unser Volk als Ganzes von den Fremden verspottet wird.

Solche Warnungen und Beschwichtigungsversuche des Particularismus werden verstärkt durch sogenannte historische Beweise. Seht auf die Karte, ruft man. Wo ist Deutschlands natürlicher Mittelpunkt? Die Natur selber hat uns zu ewiger Zersplitterung bestimmt. Auf solche Weisheit hat schon der Hellene das männliche Wort erwidert: „nicht das Land hat den Menschen, der Mensch hat das Land.“ Das von der Natur in zahllose kleine Bergländchen zerklüftete Unteritalien war Jahrhunderte lang ein großes Königreich, während in der oberitalienischen Ebene, die eine geographische Einheit bildet, eine Fülle von Kleinstaaten bestand. Auch unsere Väter sind nicht des Glaubens gewesen, der Mensch stehe als ein willenloses Wesen seinem Lande gegenüber; sie haben ein Reich der Wälder und der Sümpfe, das die Natur den Thieren und eichelessenden Barbaren bestimmt zu haben schien, verwandelt in die lichte Stätte eines reichen Culturvolks. Desgleichen

rühmen wir andere Völker, weil sie ihre Staatseinheit errangen trotz ungünstiger geographischer Verhältnisse. Wo ist Spaniens natürlicher Mittelpunkt? Und dennoch vermochte ein kraftvolles Fürstenpaar in dem Zeitraume Einer Regierung vier stolze Königreiche zusammenzuschweißen zu jenem spanischen Reiche, das den Jahrhunderten getrotzt hat. — Der Particularismus sagt sehr richtig: es giebt keine „natürliche" Hauptstadt Deutschlands, keine deutsche Stadt, welcher alle anderen neidlos den Vorrang zugestehen. Sicherlich; aber den möchte ich doch sehen, der mir beweist, daß München, Darmstadt, Bückeburg natürliche Hauptstädte sind. Eine Hauptstadt, die von Anbeginn auch von den entlegenen Provinzen als die natürliche und nothwendige begrüßt wird, mag sich der Particularismus auf den Inseln der Seligen suchen. Ist das die Weise, wie entschlossene Männer über die Zukunft ihres Volkes denken? Die Logik ernsthafter Patrioten muß vielmehr also lauten: wir brauchen eine Hauptstadt, wenn nicht die Einheit unseres Vaterlandes eine Phrase für Knaben bleiben soll. Mag immerhin die Entscheidung manche Interessen verletzen: laßt erst Jahrzehnte lang die politischen Kräfte Deutschlands auf Einer Bühne sich üben, die hervorragenden Geister unseres Volks in einem Mittelpunkte sich zusammenfinden — und es wird erfolgen was vor allen Werken von echter Größe geschieht: an dem Vollbrachten wird die Welt gar nichts zu staunen finden. Auch London und Paris sind erst als Hauptstädte mächtiger Staaten geworden was sie sind.

Wir gelangen jetzt zu dem theuersten, heiligsten Satze der Particularisten, den sie wie ein Kleinod hüten und nach allen Seiten hin glitzern lassen. Er lautet: wir leben in dem gelobten Lande der Decentralisation; mag solcher Zustand manches Uebel mit sich führen, tausendmal besser doch, als wenn wir in das eintönige, alles frische Leben aufsaugende Einerlei centralisirter Staaten verfielen! Das Wort gilt als unzweifelhaft und hat bereits eine Welt von Phrasen aus sich erzeugt. Ich aber meine, nie ist eine gröbere Unwahrheit gesagt worden, als die Behauptung, Deutschland sei das Land der Decentralisation. Die Wahrheit ist: unsere Staaten kranken an den meisten Uebeln der Centralisation, ohne einen einzigen ihrer Vorzüge zu besitzen. Wir können nicht wie Frankreich mit kühnem Entschluß die besten Kräfte des Vaterlandes rasch auf Einem bedrohten Punkte versammeln. Dennoch ist unsere Verwaltung nicht volksthümlich wie jene der Schweiz, sondern noch steht fremd und unvermittelt die Selbstverwaltung unserer Gemein-

den neben dem monarchischen Beamtenthume. Von dreißig unnatürlichen kleinen Mittelpunkten aus wird das Volk regiert, geleitet mit einer väterlichen, alles bevormundenden Vielgeschäftigkeit, die in vielen Kleinstaaten keinem Gastwirth an der Grenze gestattet ein Vogelschießen zu halten, bevor die Landesregierung ihren Segen dazu gesprochen. So steht es mit der gepriesenen Decentralisation Deutschlands! Der nationale Liberalismus will jene dreißig kleinen Mittelpunkte beseitigen, die Leitung unseres Landes nach außen und die gesammte Gesetzgebung an Einer Stelle vereinigen, dagegen den Grundsatz der Selbstverwaltung auch in die Kreise und Provinzen einführen. Also soll Deutschland, gleich dem englischen Staate, die Vortheile der Centralisation und der Decentralisation zugleich genießen, derweil wir heute fast nur die Schattenseiten beider kennen. Die natürlichen Fehler großer Staaten lassen sich mildern durch eine weise Organisation der Verwaltung, die Mängel der Kleinstaaterei sind unheilbar.

Noch thörichter als die Angst vor der übermäßigen Centralisation des deutschen Staates ist die Furcht, in dem geeinten Deutschland werde verschwinden jene wunderbar gleichmäßige Vertheilung der Volkscultur, darum die Welt uns mit Recht beneidet. Meint man im Ernst, das Ergebniß einer tausendjährigen Culturentwicklung lasse sich durch Eine politische Veränderung vernichten? Die Centralisation des französischen Staats hat allerdings die Provinzen geistig verödet, aber nicht der erste Consul, nicht Richelieu hat sie geschaffen; seit mehr denn einem halben Jahrtausend, seit den Legisten Philipp's des Schönen, ward sie von allen Lenkern Frankreichs mit wundervoller Planmäßigkeit großgezogen. Was also in einem romanischen Volke durch sechshundertjährige Arbeit einer übermächtigen Staatsgewalt zur Freude der ungeheuren Mehrzahl der Franzosen gelang, das sollte möglich sein bei uns, die wir jene sechshundert Jahre in politischer Zersplitterung durchlebt haben — bei uns Germanen mit unserem unausrottbaren Drange nach Unabhängigkeit und individueller Ausbildung? Noch hat niemand das deutsche Land genannt, dessen Cultur gelitten hätte, seit seine politische Selbständigkeit verging. Wie herrlich sind Köln und Nürnberg emporgeblüht, seit sie zu Provinzialstädten herabsanken! Also, in Preußen und Baiern hat die künstliche Zusammensetzung des Staates zu sehr straffer Centralisation gezwungen; dennoch ist die Eigenthümlichkeit der Cultur der Provinzen unversehrt geblieben. Um wie viel minder ist für ganz Deutschland eine alles verschlingende Hauptstadt möglich! Wahrlich,

die centripetalen Kräfte sind es nicht, was wir zu fürchten haben. Dank einer wirrenreichen und dennoch großen Geschichte ist jeder Gau, jede Mittelstadt bei uns eine bestimmte Cultur-Persönlichkeit mit ausgeprägter Eigenart der Bildung, die heute unverlierbar feststeht. Nur in den Residenzen ist jene Fülle geistigen Lebens, deren unsere Städte sich rühmen, abhängig von dem Fortbestande der Zertheilung Deutschlands. Auch unter ihnen verdanken einige ihre Blüthe nicht dem Hofe, andere, die öden Wohnplätze langweiliger und gelangweilter Leutnants und Geheimer Räthe, sind schon heute für die Cultur unseres Volkes werthlos. So bleibt nur eine sehr geringe Zahl von Städten übrig, wie München und Stuttgart, wo mit dem Falle der Kleinstaaterei ein eigenthümliches Culturleben zerstört werden müßte. Wie die ausdrucksvolle Kraft, die durchgearbeitete Schönheit der Züge des Mannes sich nicht vereinigen läßt mit den zarten Händen, den hellen Augen des Kindes, so gehen einzelne Vorzüge des kleinstaatlichen Daseins im nationalen Staate unvermeidlich verloren. Nur wer muthlos nach Vorwänden sucht, um keinen Entschluß zu fassen, wird sein Urtheil über eine Lebensfrage unseres Volks durch die Rücksicht auf das Schicksal weniger Residenzen bestimmen lassen.

Hier tritt uns ein anderer Lieblingssatz des Particularismus entgegen, der, Dank der kleinstaatlichen Begeisterung unserer Cultusministerien, bereits Eingang gefunden hat in die Geschichtsbücher der Schulen: die Behauptung, nur in Kleinstaaten erreiche die Geistesbildung ihre vornehmste Höhe. Wer Kunde hat von der Neigung historischer Dilettanten, örtliche Erfahrungen leichtfertig zu generalisiren, der wird eine so allgemeine Behauptung nur mit tiefem Mißtrauen anhören. Als William Temple den Staatenbund der Niederlande schilderte, war Amsterdam der erste Markt der Welt, die Handelsgröße der deutschen und italienischen Städte lebte noch in frischer Erinnerung, und alsbald stand dem geistreichen Diplomaten der Satz fest, England und Frankreich könnten schwerlich jemals die Handelsherrlichkeit der Niederlande erreichen, nur in Kleinstaaten entfalte der Verkehr seine edelste Blüthe. Wer kann das heute ohne Lächeln lesen? Und ist der Glaube an den der geistigen Bildung günstigen Zauber der Kleinstaaterei etwa besser begründet? — Gleichviel ob die Völker in großen oder in kleinen Staaten lebten, das normale Verhältniß war bei allen Nationen dieses, daß ihnen die Kunst eine goldene Frucht an dem Baume staatlichen Ruhmes reifte. Als das vornehmste Zeichen der Gesundheit und harmonischen

Größe der englischen Geschichte bewundern wir, daß die großen Tage der englischen Kunst immer mit den Höhepunkten der politischen Entwicklung zusammenfielen. So stehen untrennbar nebeneinander: Chaucer neben dem schwarzen Prinzen, Spenser und Shakespeare neben der jungfräulichen Königin, Milton neben dem Protector, die geistvollen, lebenswahren Prosaisten unter Königin Anna neben den Besiegern Ludwigs XIV., Byron und Scott endlich neben den Bekämpfern Napoleon's. Ebenso hat in Athen, unter Spaniern, Franzosen und Niederländern, in den reichen, hochangesehenen, seegewaltigen Kleinstaaten Italiens die Kunst dann am kühnsten die Schwingen geregt, wenn eine stolze Freude an der Macht und Fülle seines Staates dem Volke die Seele schwellte. Dieselbe Erscheinung tritt uns in unserer eigenen Vorzeit entgegen, in den Tagen der Staufer und wieder beim Niedergange des Mittelalters, da in reichen kriegerischen Communen die gothische Baukunst emporblühte. Auch von dem staatlichen Leben gilt das feine Wort, daß der Mensch mit seinen Zwecken wächst. Wenn ein Staat ein reiches Maß politischer Freiheit gewährt oder in den großen Verhältnissen des Weltverkehrs regsam mitteninne steht — mit einem Worte, wenn ein Staat seinen Bürgern einen weiten geistigen Gesichtskreis eröffnet, dann darf er in der Regel erwarten, daß in seinem Schoße sich der Adel echter Bildung entfalten werde. Und daß, soweit das geistige Leben sich fördern läßt durch äußere Mittel, der reiche mächtige Staat einen Vortheil voraus hat vor dem armen, bedarf nicht erst des Beweises. In armen, ohnmächtigen, unfreien Kleinstaaten ist, soweit die historische Erinnerung der Menschen reicht, eine freie, menschliche Kunst nur einmal aufgewachsen: in der neueren deutschen Geschichte. Noch bleibt zu entscheiden, ob solche Herrlichkeit möglich ward, weil oder obgleich Deutschland zerspalten und zerrüttet war. Mir scheint das Letztere ganz unzweifelhaft. Wir werden den edelsten und eigensten Zug des deutschen Charakters, den verwegenen Idealismus, dann erst ganz verstehen, Lessing und den Männern von Weimar dann erst nach Gebühr danken und ihre reine Größe völlig würdigen, wenn wir gedenken, wie sie einem verschüchterten Geschlechte mißhandelter Kleinbürger zuerst die Seele erfüllten mit freien, menschlich heiteren Empfindungen. Unvergessen bleiben sollen die Verdienste einzelner hochsinniger Fürsten der großen Literaturepoche; für unsere Kunst im Ganzen und Großen gilt unbestreitbar das Geständniß Schillers: keines Mediceärs Güte lächelte der deutschen Kunst. Aus den Tiefen der

eigenen Brust und aus den Werken des Alterthums schöpften jene Helden des Geistes den Muth, ihr Volk zu Menschen zu erziehen in einem vornehmen Sinne, den die Fremden kaum verstehen. Die Einwirkung der politischen Verhältnisse Deutschlands auf die Werke der Classiker war die oberflächlichste, sie läßt sich fast nur an den Schattenseiten derselben erkennen. Wie vordem die Reformation in Folge der Zertheilung Deutschlands mit einem halben Erfolge sich begnügen mußte, so ist es auch den großen Tagen von Weimar, Dank der Kleinstaaterei, nicht gelungen, den Deutschen eine nationale Bühne zu gründen, wie Franzosen und Briten sie besitzen. Und verletzt uns selbst in den schönsten Werken jener goldenen Zeit dann und wann eine unsichere, fast unmännliche, Empfindung, so finden wir die Erklärung allein in dem elenden Zustande des deutschen Staatswesens, der ein festes Selbstgefühl der Nation, also auch des einzelnen Menschen, nur mühsam gedeihen ließ. Doch schlage man das Verdienst der deutschen Dynastien um die Kunst vergangener Epochen noch so hoch an: die Literatur der Gegenwart dankt unseren Höfen ohne Zweifel nicht viel mehr als gar nichts. Ihre hervorragenden Talente leben zumeist in offenem Kampfe mit den bestehenden politischen Verhältnissen; die Blüthe unserer Hochschulen ist von der Souveränität der Dynastien heute völlig unabhängig. Die großen Verdienste der bairischen Könige Ludwig und Max heben diese Regel nicht auf. Und wie mag man noch von der culturfördernden Macht der Kleinstaaterei reden, da Preußen unter höchst ungünstigen Verhältnissen, in Ländern einer sehr jungen Cultur und trotz der schweren Opfer, welche der Staat für die Landesvertheidigung verlangen muß, eine blühende Volksbildung großgezogen hat, welche der Gesittung in den Kleinstaaten sicherlich ebenbürtig gegenübersteht? Liegt es nicht vielmehr vor Augen, daß die Geistesbildung durch Deutschlands politische Zersplitterung gehemmt wird? Wie groß und durchschlagend sind die schriftstellerischen Erfolge bedeutender Köpfe in Frankreich und England, und wie manches deutsche Talent ist zu Grunde gegangen, weil es in diesem zersplitterten Volke so gar schwer fällt gehört zu werden! Oder man schaue auf unsere periodische Presse! Rechnen wir alle guten Gedanken zusammen, welche die Unzahl unserer periodischen Blätter in Umlauf setzt, so mag die Summe dem geistigen Gehalte der englischen Presse nicht allzuweit nachstehen. Und doch übt unzweifelhaft die englische Presse einen unvergleichlich größeren bildenden Einfluß auf das Volk: wenige bedeutende Blätter sind eben eine ganz

andere sittliche und politische Macht als das sprichwörtlich gewordene deutsche Winkelblätter-Elend.

Man ruft uns zu, danken wir nicht der Zersplitterung Deutschlands die schöne Mannichfaltigkeit unseres politischen Lebens? So meinte schon Heeren: wenn der Deutsche in seinem Vaterlande Republiken neben Monarchien sieht, so mag er sich des freuen, es wird ihn bewahren vor der Einseitigkeit des politischen Urtheils. Wahrlich, jene Einseitigkeit, die Heeren verwirft, ist nichts anderes als die nothwendige, heilsame Befangenheit, welche jedem handelnden Menschen anhaftet. Es bleibt immerdar unmöglich, zugleich zu wollen und nicht zu wollen, obgleich die Deutschen in jener Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, welche das entschlossene Handeln verhindert, allerdings Großes leisten. Wer für das parlamentarische Königthum kämpft, kann nicht zugleich für die Republik und den Absolutismus wirken. Das also wäre die Bestimmung unseres großen Vaterlandes: den Studirenden der Staatswissenschaft als eine reichhaltige Sammlung von Modellen und Lehrexempeln zu dienen?! Als solche Meinungen vor einem halben Jahrhundert zuerst geäußert wurden, legten sie ein Zeugniß ab für die harmlose Naivetät der Zeit; wer sie heute nachspricht, macht sich schuldig der frivolen Mißachtung seines Vaterlandes. Gewiß, aus jener Fülle politischer und socialer Gegensätze, welche Deutschland umschließt, kann sich dereinst ein sehr reiches und vielgestaltiges Staatsleben erheben, wenn sie erst zu einem Reiche verbunden sind und auf einer gemeinsamen Bühne, wie schon einmal im deutschen Parlamente, sich versammeln, sich ergänzen und versöhnen. Heute, da jene Gegensätze politisch unverbunden neben einander stehen, erzeugen sie nur eine Welt von beschränkten örtlichen Vorurtheilen, im Oberlande jene stumpfe Binnen-Politik, die gar kein Auge hat für die welthistorische Macht des Meeres, in den Hafenplätzen jenes heimathlose Weltbürgerthum, das nichts hören will von der Erziehung des nationalen Gewerbfleißes. Wieder ist eine große Zeit der Verbrüderung der Menschheit über die Welt gekommen. Der Traum des Columbus, die uralte Gesittung Hinterasiens mit der europäischen Menschensitte zu verbinden, wird vor unseren Augen zur Wahrheit; die Südsee ist im Erwachen, sagt ein stolzes Wort. Und wieder wie beim Beginne der neuen Zeit sind es andere, mächtigere, einige Völker, welche dem Weltverkehre die neuen Bahnen brechen; den Deutschen ist nur gestattet, bescheiden in der Ferne den Spuren der Fremden zu folgen. Noch mehr, Millionen unseres Volkes, sogar aus hochgebildeten Stän-

den, hören mit stumpfer Verwunderung, wenn Einer als eine Schmach und ein Unglück beklagt, daß die Deutschen in den allerwichtigsten Fragen der modernen Staatskunst zur Rolle des Dieners, des Leidenden verurtheilt sind. Und einem Volke, dessen ungeheure Mehrheit so kläglich befangen ist in engherzigen binnenländischen Begriffen, einem solchen Volke wagt der Particularismus nachzurühmen, es zeichne sich aus durch die Vielseitigkeit seiner politischen Gesichtspunkte!

Nur noch schüchtern ertönte vor Kurzem ein anderes Schlagwort, das die Liberalen der dreißiger Jahre gern im Munde führten, die Behauptung, die Kleinstaaterei vernichten heiße Deutschlands Freiheit zerstören. Die Souveränität des Fürstenhauses ist nicht gleichbedeutend mit der Freiheit des Volkes, und eine Gewaltherrschaft im kleinsten Raume drückt am schwersten — diese trivialen Wahrheiten begannen endlich auch dem Blödesten einzuleuchten, da eine herbe Erfahrung sie alltäglich bewährte. Erst in dem Taumel der Orgien, welche neuerdings der preußenfeindliche Particularismus feiert, ist diese Phrase wieder aufgelebt. In allen Föderationen hat das hohe Wort Freiheit zum Deckmantel der schamlosen Selbstsucht dienen müssen: selbst die Aristokraten der Südstaaten Nordamerika's beschönigten ihren Abfall mit demokratischen Redensarten. Auch in Deutschland weiß der Particularismus den liberalen Widerwillen gegen die gegenwärtige preußische Regierung für seine Zwecke auszubeuten, und noch immer wollen beschränkte Köpfe nicht einsehen, daß das demokratische Feldgeschrei „erst Freiheit, dann Einigkeit" ein Unsinn ist, denn es bedeutet: „erst staatliche Rechte, dann ein Staat". Einzelne harmlose Seelen begnügen sich mindestens mit dem kümmerlichen Troste: „daß in dreißig Staaten gleichmäßig schlecht regiert werde, ist unmöglich, also muß sich ein Asyl für unsere freien Köpfe irgendwo in Deutschland jederzeit finden. Wenn Deutschland Einen Staat bildete, wäre die Möglichkeit allgemeiner Knechtschaft gegeben!" — Kein Engländer, kein Franzose, der sich von solchen Reden nicht mit tiefem Ekel abkehren würde. Sie sind das würdige Stichwort jenes marklosen Philisterthums, das während der deutschen Revolution sich in der Prahlerei gefiel: wir wollen lieber freie Sachsen sein als deutsche Sklaven! Und zu allem Ueberfluß ist jener ärmliche Vergleich falsch gestellt. So vielmehr steht die Frage: ist ein einiger und volksfreier deutscher Staat vorzuziehen dem gegenwärtigen Zustande, der allenfalls in einem Winkel des Vaterlandes ein Asyl der Freiheit gestattet? Dies und nichts anderes ist

die Frage, denn gelänge jemals unserem Volke das ungeheuere Werk, die Gründung der Staatseinheit, so könnte ihm das ungleich leichtere, die Sicherung der parlamentarischen Institutionen, auf die Dauer nimmermehr fehlschlagen.

So kehren wir von allen Seiten her immer zu demselben Ergebniß zurück: Deutschlands Zersplitterung gereicht heute weder dem Wohlstande noch der Bildung, weder der Freiheit noch irgend einem anderen berechtigten Interesse unseres Volkes zum Vortheile. Der Particularismus muß sich zu seiner letzten traurigen Ausflucht wenden: „dies Volk ist einmal unglückselig von Natur, nie wird der Hader seiner Confessionen, der angeborene Widerwille seiner Stämme die staatliche Einheit gestatten.“ — Der Hader unserer Confessionen, die längst gelernt, in paritätischen Staaten sich zu vertragen?! Der natürliche Widerwille jener wunderbaren „Stämme,“ der Hessen-Darmstädter, der Badener, davon die Ethnographen nichts ahnten, bevor Napoleon sie schuf?! Wäre den Stammesherzogthümern des Mittelalters geglückt sich zu behaupten, dann freilich ständen heute wenige kräftige Mittelstaaten, schroff geschieden durch Stammesart und Sitte, in Deutschland einander gegenüber. Aber ein gnädiges Geschick hat diesen naturwüchsigen Particularismus zerstört. Nirgendwo in Deutschland fallen heute die Stammesgrenzen mit den politischen zusammen, im preußischen Staate sind, außer dem bairischen, bereits sämmtliche deutsche Stämme vertreten, und Dank dieser bunten Vermischung ist unser Volk in Sitte und Sprache das einheitlichste der großen Culturvölker Europas geworden. Zwar im Süden empfängt der gemeine Mann den Norddeutschen mit unverhohlenem Widerwillen, und in einzelnen abgelegenen Gegenden des Nordens, in Mecklenburg und Schleswig-Holstein, wird Jeder, der südlich von Hamburg daheim ist, als ein windiger Süddeutscher mißtrauisch angesehen. In den verkehrsreicheren Distrikten von Nord- und Mitteldeutschland sind solche Vorurtheile doch schon so gründlich zerstört, daß man in Berlin und Leipzig kaum noch nach der Heimath eines Mannes sich zu erkundigen pflegt. Erst in der Fremde, wo der Mecklenburger sich leicht und herzlich dem Schwaben anschließt, derweil der Pariser an dem Bretagner, der Engländer an dem Schotten kalt vorübergeht, dort erst pflegt der Deutsche ganz zu verstehen, wie innig die geistige Gemeinschaft unserer Stämme ist. Es ist wahr, in einem Volke von so strengem Ordnungssinne wie das deutsche lebt unausrottbar das Bedürfniß, den Staat, der uns umschließt, zu achten und hochzuhalten.

Darum ist auch in den Kleinstaaten jüngsten Ursprungs ein gewisser badischer, nassauischer, darmstädtischer Particularismus entstanden. Aber gerade die Thatsache, daß diese Bruchtheile deutscher Stämme mit anderen Stammestheilen so rasch zu einer Staatsgesinnung zusammenwuchsen, berechtigt zu der Erwartung, es werde eine abermalige Veränderung der Landesgrenzen im Sinne der nationalen Einheit, wenn die ersten Mißhelligkeiten des Uebergangszustandes überwunden sind, nur auf geringen Widerstand der Bevölkerung stoßen.

Nein, die Zersplitterung Deutschlands wird aufrecht erhalten, nicht durch den Stammeshaß der Deutschen, sondern allein durch das Interesse der Höfe und ihres Anhanges und durch die Trägheit und Unentschlossenheit der Nation. Wir stehen, wie die Schweiz und die Niederlande in den Tagen der französischen Revolution, vor einem jener verhängnißvollen Wendepunkte der Geschicke, wo alles möglich scheint, weil die Herrschenden allein ernstlich wünschen das Bestehende zu erhalten. Aber hinter dem dynastischen Particularismus drohen die den Kronen allein vereidigten Heere, droht das ganze Rüstzeug der organisirten Staatsgewalt. Es muthet uns an wie eine Posse, wenn wir das Arsenal der Vernunftgründe des Particularismus durchmustern und überall auf schartige Waffen und geborstene Schilde stoßen. Allein er bedarf der Gründe nicht, er freut sich der Macht, und dieser gewaltigen Macht haben die Patrioten vorläufig sehr geringe Mittel entgegenzusetzen. Nur unerträgliche, stündlich quälende Leiden erfüllen ein Volk mit jener großen politischen Leidenschaft, die rettende Entschlüsse gebiert. Die Mißregierung, darunter Deutschland krankt, ist nicht so grausamer Art, um einen nachhaltigen Haß zu entzünden. Von allen traurigen Folgen der Zersplitterung unseres Vaterlandes empfindet der gemeine Mann nur eine lebhaft: die wirthschaftliche Unfreiheit. Auch der Handwerker murrt, daß er nach England oder Frankreich ziehen muß, wenn er frei seinen Wohnsitz, sein Gewerbe wechseln will. Unsere schwersten Leiden aber sind sittlicher Natur; die Fassungskraft der Menge versteht sie kaum. Ganz wohlmeinende, leidlich gebildete Männer fragen alles Ernstes: wo ist es denn, das vielbeklagte deutsche Elend? Und wir mögen ihnen darum nicht grollen. Daß es eine Schande ist, wenn die Meinung eines hochgesitteten Volkes von 18 Millionen im Rathe Europa's nicht das Gewicht einer Feder in die Wagschale legen darf — diese Erkenntniß erschließt sich dem großen Haufen gemeinhin erst dann, wenn er bereits in der Schule eines großen Staates gelernt

hat, was nationales Ehrgefühl sei. — Dem Deutschen gereicht zur Freude, daß jenes unseligste sociale Leiden, daran alle Culturvölker kranken, uns nur milde heimsucht. Die Kluft, welche das Denken und Empfinden der Gebildeten von dem Geistesleben der Masse trennt, ist in Deutschland noch nicht allzugroß, wir rühmen uns einer im edlen Sinne demokratischen Gesittung. Dafür ist die politische Bildung überaus ungleich vertheilt. Die Menge ahnt kaum, welche Sorgen dem denkenden Patrioten die Tage verdüstern; die Partei der nationalen Reform hat noch keinen starken Rückhalt an den Massen. Allerdings wurde die deutsche Revolution des Jahres 1848 sehr wesentlich mitbewirkt durch den Zorn der Nation über den Bundestag. Aber jene Ueberreste des Feudalismus, welche damals in erster Linie die Bewegung der Massen hervorriefen, sind seitdem größtentheils beseitigt. Der Schmutz und Schlamm, den die Wogen der Revolution heranwälzten, hat den Mittelstand mit tiefem Widerwillen gegen jede Ruhestörung erfüllt, und wer darf sagen, ob unser Volk je den heroischen Muth finden wird zu einer Erhebung für die Idee der deutschen Einheit? So schleichen die deutschen Dinge trägen Ganges weiter. Indessen wird die große Lüge des deutschen Bundesrechts von Tag zu Tag verlogener, und über dies edle Volk kommt langsam eine politische Entsittlichung, deren ganzen Umfang sich nur Wenige redlich eingestehen. Betrachten wir die vornehmsten Symptome dieser schleichenden Krankheit, bevor wir die Mittel der Heilung prüfen.

II. Die politische Entsittlichung der Nation.

„Eine Nation ohne eine nationale Regierung ist ein entsetzliches Schauspiel" — dies Wort Alexander Hamilton's über den unfertigen Staatenbund der Nordamerikaner trifft auf unser Land in vollem Maße zu. Denn — vergeblich sträubt sich das nationale Schamgefühl wider das demüthigende Eingeständniß — Deutschland ist lediglich ein geographischer Begriff, unser Volk ist mediatisirt, hat staatsrechtlich gar kein Dasein. Der Russe, der Chinese erfreut sich doch des ärmlichen Rechtes, dem weißen Czaren, dem Sohne des Himmels zu gehorchen, und steht also, wenn auch nur leidend, in einem rechtlichen Verhältnisse zu seinem nationalen Staatswesen. Wir aber sind staatsrechtlich nicht

Deutsche (die Bundesgesetze kennen dies Wort gar nicht), sondern Homburger, Waldecker, Hannoveraner, denen der Landesherr, wenn es ihm beliebt, einzelne Beschlüsse des Bundestags als bindende Landesgesetze mittheilt. Deutschland wird im verwegensten Sinne unverantwortlich regiert, seine höchste Behörde ist sogar dem Einfluß der öffentlichen Meinung weniger ausgesetzt als ein absoluter König. Jedes Collegium trägt nur eine beschränkte Verantwortlichkeit; vollends eine Versammlung abhängiger, nach Instructionen stimmender, Gesandter, eine Centralgewalt, die unter den Einzelstaaten steht, wird kein Einsichtiger wegen ihrer Beschlüsse zur Rede stellen wollen. Ein geistreicher preußischer Staatsmann hat sie treffend den Indifferenzpunkt der deutschen Dinge genannt. Und wieder, die Regierung des Einzelstaats hat mindestens den Schein des Rechts für sich, wenn sie sich weigert, allein die Verantwortung zu tragen für die Beschlüsse des Bundestages. So ist sogar die Discussion über die deutsche Politik ein Luftkampf geworden; die Nation steht in keinem rechtlichen oder sittlichen Verhältnisse zu ihrem Gemeinwesen. Mit diesem einen Worte ist für jeden Mann von nationalem Ehrgefühle alles gesagt. Es bedarf kaum noch der kläglichen Erinnerung, daß dies große kriegerische Volk, gleich einem in der Völkergesellschaft nur geduldeten Kleinstaate, grundgesetzlich zu einer rein defensiven Haltung verurtheilt ist; denn — unnatürlich wie die deutschen Dinge liegen — ist diese ungeheuerliche Bestimmung vielleicht als ein Glück zu betrachten, sie erschwert mindestens die Ausbeutung deutscher Kräfte für undeutsche Zwecke.

Jedermann weiß, eine Bundesverfassung besteht nicht, sondern lediglich die Grundzüge einer künftigen Bundesverfassung sind auf dem Wiener Congresse vereinbart und später nur in sehr wenigen Punkten ausgeführt worden. Seit fünfzig Jahren nun erträgt die Nation einen großen politischen Taschenspielerstreich, sie erträgt, daß diese Grundzüge einer künftigen Verfassung mit der feierlichen Miene des Augurs ihr ins Angesicht für die Verfassung selber erklärt werden. Alle politischen Begriffe sind in diesem Chaos von den Anarchisten im Reich auf den Kopf gestellt worden. Uns, die wir als gute Bürger die Ordnung, den Gehorsam, eine angesehene nationale Staatsgewalt fordern, zeiht man der revolutionären Gelüste. Alljährlich sehen wir jene Grundzüge, die man Verfassung nennt, von unseren Staaten mißachtet, übertreten. Zu wiederholten Malen, in feierlichster Form, sind sie von unseren Dynastien für gänzlich unbrauchbar und verkommen erklärt worden, um

dann, rasch wie man eine Hand umkehrt, wenn der Versuch der Reform gescheitert war, wieder als der Grundpfeiler der staatlichen Ordnung bezeichnet zu werden. Schon kurz nach der Stiftung des Bundes waren alle Regierungen von seiner Nichtigkeit im Stillen überzeugt. Auf den Wiener Conferenzen vom Jahre 1820 brachen die Minister und Gesandten einstimmig in helles Gelächter aus, als der Vorschlag laut ward, dem Bundestage die Fürsorge für unsere Handelsangelegenheiten zu übertragen. Solche Meinung blieb unverändert bis zu dem Frankfurter Fürstentage, da der Kaiser von Oesterreich sein Urtheil über das Bundesrecht in dem Satze zusammenfaßte: „der status quo ist schlechthin chaotisch.“ Unser Bundesrecht ist eine große fable convenue, nicht minder unwahr als weiland das heilige Reichsrecht. Auch Reinkingk und die correcten Reichsjuristen der alten Zeit beriefen sich auf den Buchstaben des Rechts, wenn sie das Deutschland des westphälischen Friedens für eine Monarchie ausgaben. Desgleichen sind die heutigen Staatsrechtslehrer theoretisch nicht zu widerlegen, wenn sie von dem deutschen Staatenbunde reden. Und doch spricht die Erfahrung jedes Tages ihren Lehren Hohn. Der deutsche Bund ist in Wahrheit ein Nebeneinander souveräner Fürsten, welche in Fällen äußerster Noth, vornehmlich wenn es gilt die liberalen Bestrebungen der Nation niederzuhalten, zu einer vorübergehenden, je nach Umständen losen oder festen, Allianz zusammentreten oder, wie Kaiser Franz Joseph sagte, „nur noch bis auf Weiteres im Vorgefühle naher Katastrophen nebeneinander fortleben.“ Der ganze Werth des Bundesrechts besteht in der Idee, welche, obwohl bis zum Unkenntlichen verhüllt, ihm zu Grunde liegt, in dem Gedanken, daß das tausendjährige Gemeinwesen unserer Nation doch in irgend einer Form fortdauern, daß der Name Deutschland doch nicht gänzlich untergehen soll. Nach fünfzig Jahren schon ist der deutsche Bund auf jener tiefsten Stufe der Entwürdigung angelangt, welche das heilige Reich erst nach vielhundertjährigem Bestande erreichte: wer irgend noch mit realistischem Sinne auf das Staatsleben schaut, kehrt sich widerwillig ab von der unfindbaren Bundespolitik und wendet seine politische Thätigkeit den Mächten zu, welche allein leibhaftig, wirksam in Deutschland bestehen: den Einzelstaaten. Solcher Zustand kommt niemandem zu Gute als dem Bundestage, der allerdings der Verachtung der Welt ein gewisses stillvergnügtes Behagen verdankt: er thue, was er wolle, Europa hat

längst verlernt, sich über irgend einen Vorfall in der Eschenheimer Gasse zu verwundern.

Wir freuen uns zu leben in dem Jahrhundert der inneren Kriege. Denn mögen ängstliche Gemüther darob erschrecken, der ernstere Sinn begrüßt als das Zeichen einer tieferen Auffassung des Staatslebens, daß dies neunzehnte Jahrhundert nicht wie das vorige seine Kraft erschöpft in der Bekämpfung der Nachbarn, sondern die Arbeit der Völker sich richtet auf den verständigen Ausbau des heimischen Staats. In solcher Zeit, welche alle Staaten Europas im Innersten umgestaltet hat, sind nur zwei Staatsbauten des Welttheils unberührt geblieben von dem Wandel der Tage: die Verfassung des abgeschiedenen Bauernlandes Norwegen und — die Grundzüge der deutschen Bundesverfassung, die von ihren Stiftern schon als ein höchst unvollkommenes Werk bezeichnet und seitdem von allen Parteien mit unerhörter Einstimmigkeit gelästert worden sind. Außer Mecklenburg kein deutscher Staat, der nicht von Grund aus ein anderer geworden wäre in diesen fünfzig Jahren; doch das Ganze des deutschen Bundes besteht wandellos weiter als eine absolutistische Institution, derweil alle Einzelstaaten zu constitutionellen Formen übergegangen sind! Das aber ist der Fluch jeder tief gehenden Unwahrheit des öffentlichen Rechtes, daß die politische Moral des ganzen Volkes darunter leidet. Seit den Karlsbader Beschlüssen pflegt der deutsche Liberalismus, sobald ein ihm mißfälliger Bundesbeschluß gefaßt ist, den Bund für einen völkerrechtlichen Verein zu erklären, der die Kammern der souveränen Einzelstaaten nicht berühre. Ermannt sich dagegen der Bundestag zu einer liberalen Entschließung, so versichert dieselbe Opposition feierlich, der Bund sei eine nationale Staatsgewalt, welcher jeder Fürst unweigerlich gehorchen müsse. Die Dynastien umgekehrt hielten alle Repressivmaßregeln des Bundes aufrecht mit der Erklärung, dem Bunde dürften die Landstände niemals widersprechen; im Jahre 1848 aber verweigerten Sachsen und andere Mittelstaaten die Unterwerfung unter die Centralgewalt, da sie ohne Zustimmung der Landstände keinen wichtigen Entschluß fassen könnten! Durch solche Taktik hat die Redlichkeit deutscher Staatskunst sicherlich nicht gewonnen. Auch aus dem Kreise unbefangener Fremder hören wir dann und wann eine Stimme berechtigten Zornes über die arge Verlogenheit deutscher Staatskunst: wie sei jenen beiden Großmächten zu trauen, die heute als deutsche, morgen als europäische Mächte auftreten? oder diesen Deutschen allzumal, die heute Eine Nation sind, morgen dreißig?

Da die praktische Arbeit der Nation sich auf die Einzelstaaten beschränken mußte, so ist der Gesichtskreis unserer Parteien ein sehr enger geblieben. Man mustere unbefangen das Wirken unserer Kammern, und man empfängt den Eindruck, als habe man Versammlungen nicht von Staatsmännern, sondern von ehrenwerthen Stadtverordneten vor sich. So viel Rechtssinn, so viel Lust und Geschick zur Selbstverwaltung, und daneben eine so unerhörte Unfähigkeit, nationale Machtfragen zu verstehen! Auch der preußische Landtag hat diesen Grundcharakter deutscher Volksvertretungen noch nicht völlig überwunden. Der Liberalismus läßt sich nicht gern an die unbestreitbare Thatsache erinnern, daß der Zollverein gegründet wurde durch die Bureaukratie im harten Kampfe mit jener Partei, die beständig die Losung: deutsche Einheit! im Munde führt. Namentlich im Süden, wo doch die Angelegenheiten der inneren Verwaltung mit vielem Verständniß behandelt werden, hat die öffentliche Meinung in den großen Fragen nationaler Politik bisher regelmäßig das Verkehrte gewollt, um bald nachher beschämt ihren Irrthum einzugestehen: so bei der Bildung des Zollvereins, so bei der Befreiung Italiens, so heute wieder in der schleswig-holsteinischen Frage.

Wir rühmen uns, daß auf den Gebieten des Wissens und des Glaubens die Phrase machtlos abgleitet an der schlichten Ehrlichkeit des deutschen Gewissens. Wo es aber das Vaterland gilt, in dem Bereiche dieser nebelhaften Bundespolitik bewährt sich das banalste Schlagwort als eine Macht. Das Eine Wort „Großdeutsch“, erfunden von einem gewandten Demagogen und mit gesinnungstüchtigem Eifer ausgebeutet von allen Liebedienern der bestehenden Unordnung, fesselt Tausende im österreichischen Lager; es klingt gar so unpatriotisch, ein „Kleindeutscher“ zu heißen! Die kindliche Empfänglichkeit für politische Phrasen und Abstractionen verlernt ein Volk nur in der harten Schule des staatlichen Geschäftslebens. Darum bestehen in den Einzelstaaten, Dank der erziehenden Einwirkung unserer Kammern, klar geschiedene Parteien, welche wissen, was sie wollen. Die deutsche Politik aber nährt sich, da der Nation keine Theilnahme an den Geschäften des Bundes gestattet ist, noch immer an jenen hohlen reichspatriotischen Redensarten von deutscher Einigkeit und deutscher Treue, die schon am Regensburger Reichstage den Mangel an klaren Begriffen, an ernsthafter Opferwilligkeit verdecken mußten und thatkräftige Patrioten, einen großen Kurfürsten, einen Friedrich II. mit bitterem Ekel erfüllten. Dieser reichspatriotische Wortschatz ist als ein zweideutiges Erbtheil auf uns

übergegangen und inzwischen durch ein anderes Geschlecht neumodischer Schlagworte vermehrt worden. Daß wir uns heute wieder mit Stolz als Eine Nation fühlen, danken wir vornehmlich der großen Zeit unserer Literatur. In den meisten anderen Völkern ist der Nationalstolz emporgeblüht aus dem Vollgenusse staatlicher Größe; in dem neuen Deutschland erwächst aus dem Bewußtsein, daß wir Eines Volkes Glieder sind, das Verlangen nach kräftiger Machtstellung des deutschen Staates. Wenn wir diese Entwicklung von innen nach außen als das sicherste Zeichen des angeborenen Adels deutscher Art begrüßen, so kranken wir doch noch an den übeln Folgen eines so gar verschlungenen Werdegangs. Wohl war es nothwendig, daß einst Klopstock und die Dichter der Freiheitskriege in überschwänglichen Dithyramben die Herrlichkeit des deutschen Namens priesen. Es bedurfte gewaltiger ästhetischer Erregung, wenn die gehorsamen Unterthanen deutscher Kleinfürsten den Muth gewinnen sollten, ihr ganzes Volk in großherziger Liebe zu umfassen. Wenn aber heute die unbestimmten Kraftworte jener alten Zeit noch in die politische Debatte hineingezogen werden, wenn man eine tiefernste Machtfrage zu entscheiden denkt durch den Vers „soweit die deutsche Zunge klingt“ oder durch das sentimentale Gerede von den „biedern deutschen Brüdern in Oesterreich,“ dann empfinden wir tief beschämt die ungeheuere Macht der Phrase in der deutschen Politik. Ohne Parlament, wie wir sind, können wir die großen vaterländischen Feste nicht entbehren. Die ungeheuere Mehrheit der Menschen glaubt nur was sie empfindet am eigenen Leibe. Nur im herzlichen persönlichen Verkehre mit den vielgescholtenen Nachbarstämmen lernt die Menge der Halbgebildeten, daß wir zu einander gehören, daß wir ein großes Volk sind. Unser langsam erstarkendes Bürgerthum bedarf dieser Schaustellungen, die ihm das Bewußtsein seiner Macht und seines Reichthums kräftigen. Und doch, wer mag sich über die zweischneidige Wirkung solcher Feste täuschen? Ist es heilsam, daß die arge Lust an großen Worten genährt wird durch jene Festreden, die zumeist, um Keinen zu verletzen, sich in hohlen Allgemeinheiten verlaufen? Ist es heilsam, daß in der Masse der Glaube erweckt wird, die Nation sei einig über alle Hauptfragen des Staatslebens, während wir doch sogar noch streiten über die räumlichen Grenzen des deutschen Staates und jener leichtsinnige Glaube früher oder später in Erbitterung oder Muthlosigkeit enden muß? Vor zwei, drei Jahren, da auch ernste Männer die schlimmsten Vorurtheile des Particularismus schon für überwunden

hielten, war die Wirkung dieser Feste überwiegend vortheilhaft. Heute, da Haß und Neid den Frieden unseres Landes stören, muß das Schwärmen und Singen von Deutschlands Einheit jeden ehrlichen Mann mit tiefem Ekel erfüllen. Die Nation sieht sich gezwungen, ihre Lebensfragen in formlosen Volksversammlungen zu berathen, die natürlich da aufhören müssen, wo die politische Arbeit erst anfangen sollte. Bei solcher Scheinthätigkeit, solchem Ueberflusse an hohen Worten gedeiht leider vortrefflich jene Knauserei in Sachen des Vaterlandes, welche — eine unselige Folge jahrhundertelanger Bevormundung von oben — uns Deutsche traurig auszeichnet vor allen anderen Völkern.

In der Seele des Jünglings, der seine Schuld den Vätern erst zu zahlen hofft, streiten sich launisch Zweifel und Ueberhebung; sicheres, stätiges Selbstgefühl eignet allein dem Manne, der seinen Werth erprobte. So ist auch in unserem Volke, weil es nicht mit ruhigem Stolze auf erworbene Macht schauen kann, aufgewuchert ein häßliches, dem deutschen Wesen ursprünglich fremdes Laster: die Prahlerei. Seit Langem geht unter den Fremden die Rede: „die Deutschen sind Schreihälse.“ Man weiß im Auslande, daß die Gabe der persönlichen Liebenswürdigkeit unserem Volke nur kärglich zugemessen ist. Das neumodische Laster der patriotischen Prahlsucht ist nicht geeignet, diese ungünstige Meinung der Nachbarn zu mildern. Was klagt ihr? ruft man. Welches Volk der Erde darf sich denn rühmen, gleich uns, zwei Großmächte und, will es nur, noch eine dritte dazu zu besitzen? Allerdings drei Großmächte! nur schade, daß die eine keine deutschen Wege gehen kann, die zweite nur mit äußerster Anstrengung im Rathe der Völker etwas, die dritte mit oder ohne Anstrengung nichts bedeutet, alle drei aber durch endlosen und — nothwendigen Hader sich für und für schwächen! Wer die Gegenwart kälteren Sinnes würdigt, hegt mindestens ausschweifende Träume von der deutschen Zukunft. Wieder und wieder spricht man von der neuzugründenden Kaisermacht der Staufer, von der gewaltigen Jungfrau Germania, welche über siebzig Millionen gebietet und die Wage der Welt dereinst in starker Faust halten — würde, wenn nur nicht alles so ganz anders stünde, als jene geistlosen Schwätzer meinen. Nein, dann erst werden wir stolzer dastehen im Leben, wenn wir bescheidener geworden in unseren Träumen. Hinweg mit jenen dünkelhaften Phrasen, die sich mit demüthiger Armseligkeit des Handelns gar wohl vertragen! Hinweg mit jener knabenhaften Begeisterung für den theokratischen Staatsbau des

Mittelalters, die nur der Thatenscheu der Gegenwart als willkommener Vorwand dient! Tief hinabgestoßen sind wir von dem Gipfel alter Größe durch Schuld und Unglück unserer Väter und durch die Aenderung des Weltverkehrs, aber seit zwei Jahrhunderten ringt dies Volk in eiserner Arbeit, in stätigem Fortschreiten nach einer Neugestaltung seines Staats. Eine Großmacht im stolzesten Sinne kann dies Deutschland in jener Spanne Zeit, die das gegenwärtige Geschlecht überblicken mag, nicht werden. Die Seeherrlichkeit der Hansa ist dahin, und nur die seegewaltigen Staaten, die Gebieter überseeischer Lande, sind heute die Großmächte der Erde. Wohl aber ist es möglich, jene Länder, die uns geblieben, die noch in der That und in Wahrheit dem deutschen Volke gehören, zu vereinigen zu einer angesehenen europäischen Macht, welche, geachtet aber nicht herrschend, Antheil nimmt an dem Weltverkehre. Mögen prahlerische Thoren dies Ziel ein niederes, ein armseliges schelten: uns scheint es hehr und hoch genug, um den Aermsten im Geist, der danach trachtet und in seinem Volke dafür wirkt, zum reichen und glücklichen Manne zu machen.

Da die erregte vaterländische Stimmung der großen Feste nicht durch alltägliche politische Arbeit für den deutschen Staat genährt und wach erhalten wird, so lassen von unseren Halbgebildeten nur allzu viele, sobald sie das Festkleid des Patriotismus abgelegt, sich's wieder wohl sein in dem altgewohnten bequemen Alltagsrock landschaftlicher Vorurtheile. Aufs neue bewegen sie sich dann in den Begriffen der particularistischen Mythologie, wärmen sich an dem Ruhme des „engeren Vaterlandes." Selbst diese Freude an der Tüchtigkeit der näheren Heimath, an sich sehr löblich und die natürliche Grundlage echter Vaterlandsliebe, ist durch den dynastischen Particularismus zum Unsegen verkehrt worden. Schlagt sie auf, jene „Vaterlandskunden," die für einen großen Theil unseres Volkes die Grundlage der historischen Bildung bleiben, und ihr werdet erschrecken vor der langen Reihe falscher Götzen, die sie verherrlichen, vor dem particularistischen Dünkel, den sie predigen. Und leider hängt der Stolz auf den heimischen Kleinstaat insgemein sehr eng zusammen mit dem Verunglimpfen der Nachbarn, das an den Höfen mit allerhöchstem Wohlgefallen vernommen wird, mit jenen sündlichen Lästerreden, die unserem Norden das Gemüth, unserem Süden den Verstand absprechen. Weit, weithin durch das Land hat der Particularismus verbreitet die beiden gemeinsten Leidenschaften, die je ein Menschenangesicht in eine Fratze verwandelt,

die Angst und den Neid. Dies sind die nothwendigen Untugenden eines Volkes, das zwei Vaterländer, also keines, hat. An ihnen vornehmlich nährt sich jener Preußenhaß, darin die Particularisten aller Farben sich behaglich zusammenfinden. Ein argloser Fremder mag die feuereifrige Entrüstung der deutschen Presse über die jüngsten Zustände in Preußen mit Freuden begrüßen als ein Zeichen lebendigen Sinnes für das Recht. Wollten die Götter, es lebte in unserem Volke jenes unbeugsame Rechts- und Gemeingefühl, das jede Gewaltthat in irgend einem deutschen Staate wie einen Schlag ins eigene Angesicht empfindet! Wer aber gedenkt, wie kühl vor wenig Jahren noch die Bevölkerung vieler Mittelstaaten Staatsstreich auf Staatsstreich von ihrem Landesherrn dahinnahm, oder wer gar sich erinnert, mit welcher classischen Gemüthsruhe die deutschen Oesterreicher die Begnadigungen zum Tode durch Pulver und Blei ertrugen, der wird billig zweifeln, ob wirklich allein das empörte Gewissen aus jenen Anklagen wider Preußens neueste Sünden redet. Gar Mancher, der heute schwere Zähren vergießt über die Mißhandlung des preußischen Volks, wird dereinst noch bitterlicher sich härmen, wenn eine glücklichere Zukunft ihn zwingt seine menschenfreundlichen Thränen abzutrocknen.

Die schwerste endlich von allen deutschen Untugenden, der rechte Hemmschuh jeder gesunden Entwickelung unseres öffentlichen Lebens, wird durch die Ausschließung der Nation von jeder werkthätigen Theilnahme an der deutschen Politik groß und größer gezogen: jene unendliche Geduld, die das Unleidliche leidet. Eng ist sie verwachsen mit allen rechtschaffenen Tugenden der Deutschen, aber es giebt einen Punkt, wo sie der Selbstwegwerfung gleichsieht wie ein Ei dem andern. Jede Hoffnung auf einen Neubau des deutschen Staats wird an ihr in gleicher Weise zu Schanden, wie das Erwachen Italiens unmöglich war, so lange das Unwesen der Verschwörungen und der Meuchelmorde ungebrochen bestand. Und wie die großen Patrioten Italiens, die Manin und Balbo, ihr Werk damit begannen, daß sie den verwilderten Gemüthern die milde Weisheit reiner Menschensitte predigten: so muß in Deutschland das erste Bestreben der Patrioten dahin gehen, jene böseste Folge der Mediatisirung unseres Volkes zu vernichten, das schlummersüchtige Philisterthum aufzustören aus seiner Ruhe.

Nicht blos in diesen unholden Zügen des deutschen Volkscharakters verräth sich die Rückwirkung unserer Zerrissenheit; auch die politische Freiheit ist in keinem Einzelstaate gesichert, so lange der deutsche Bund

in seinem gegenwärtigen Zustande verharrt. Den Ultramontanen und dem Junkerthume wird auch der Gegner ihren Haß gegen den Gedanken der deutschen Reform nicht verargen. Widersinnig aber, schlechthin unberechtigt unter den deutschen Parteien ist die Partei des particularistischen Liberalismus. In der That, was ward erreicht durch die Kammern der Einzelstaaten, die uns jene Partei als den Eckstein deutscher Freiheit preist? Manches Böse haben sie gehindert, einiges Löbliche geschaffen, dem deutschen Volke sind sie eine Schule der Selbstregierung gewesen, aber auch die particularistische Selbstgenügsamkeit haben sie genährt, und noch heute besitzt in keinem deutschen Staate der constitutionelle Staat eine andere Gewähr als den guten Willen des Fürsten. Ehre Jenen, die solchen edlen Willen bewähren; doch laßt in irgend einem deutschen Staate einen Landesherrn auftreten mit der brutalen Energie eines Ernst August, laßt ihn den Zeitungslärm und mancherlei persönliches Ungemach mißachten, dem ein unbeliebter Fürst nicht entgeht: — und, gestützt auf sein Heer und den deutschen Bund, wird er sein Landesrecht ebenso gewiß zerbrechen, wie dies jenem Könige von Hannover gelang. Das ist die Sicherheit der deutschen Freiheit! Es bleibt eben ein Ding der Unmöglichkeit, eine Dynastie für immer zum Parlamentarismus zu zwingen, wenn sie an einer Oligarchie von Fürsten einen bereiten Rückhalt findet. Seit die Geschichte der großen Mehrzahl deutscher Staaten eine lange Reihe von Octroyirungen aufweist, wird diese traurige Wahrheit schwerlich mehr lautem Widerspruche begegnen. Und wer vermag heute noch mit Genugthuung den Kammerverhandlungen unserer Kleinstaaten zu folgen? jener Vergeudung tüchtiger Kräfte an Aufgaben, die nur eine nationale Gesetzgebung genügend lösen kann, oder gar an Gesetzentwürfe, die lediglich dem kleinlichen Bestreben entsprungen sind, andere Institutionen zu haben als der Nachbarstaat? jenen Militärdebatten, wobei das Wort, darauf alles ankommt, das Wort: „unser Staat ist ohnmächtig," Jedem auf der Zunge schwebt, doch von Keinem ausgesprochen wird? jenen höchstpersönlichen Berathungen über die Organisation des Beamtenthums, wobei Jeder mit Fingern weisen kann auf die Männer, die als „überflüssige Stellen" bezeichnet werden? jenen Budgetdebatten, wobei wieder das entscheidende Wort nicht gesprochen werden darf, das Geständniß: „der weitschichtige Apparat eines Staatswesens ist überflüssig in einem Lande, das kaum eine Provinz zu sein vermag?" jenen undankbaren Versuchen, das Zweikammersystem zu verbessern in Ländern, die eine staatsfähige Aristokratie nicht

besitzen? Und vor allem, welcher Zauberer wird den Kammern der Kleinstaaten die gespannte Theilnahme des Volkes, die nothwendige Grundlage des constitutionellen Lebens, wiederum sichern? Warm und herzlich kam sie vor der deutschen Revolution den Landtagen entgegen, doch unwiederbringlich ist sie dahin, seit wir das deutsche Parlament geschaut. Einen Sturm im Glase Wasser nannte der Freiherr v. Blittersdorff einmal die bewegten kleinstaatlichen Kammerdebatten. Das Wort erregte in jenen vierziger Jahren allgemeine Entrüstung, heute drückt es die allgemeine Meinung aus.

Zu dieser Gleichgiltigkeit gegen die Dürftigkeit der kleinstaatlichen Verhältnisse gesellt sich eine höchst eigenthümliche Gattung des Kannegießerns, des politischen Dilettantismus, die so nur in Deutschland gedeiht. Wir alle lesen, wie billig, die preußischen Landtagsverhandlungen, in Zeiten einer Krisis auch noch die Debatten anderer deutscher Kammern, wir besprechen sie, nehmen leidenschaftlich Partei für und wider. Wir fühlen: es ist unsere eigene Sache, die dort verhandelt wird; und doch ist es wieder nicht die unsere, denn uns fehlt jede Möglichkeit, auf diese Verhältnisse einzuwirken, ja, den Meisten fehlt sogar jede tiefere Kenntniß des Staatsrechts der Nachbarstaaten. Die Hand auf's Herz: — wie viele unter den eifrigen Vertheidigern der preußischen Verfassung in den Kleinstaaten haben denn diese Verfassung gelesen? So gewöhnt man sich über politische Zustände zu streiten, die wir nur halb verstehen und — die wir nicht ändern können, und gelangt unversehens dahin, auch den heimathlichen Staat wie einen halbfremden, mit dem Auge des Dilettanten zu betrachten. Die Besseren — wenn ihnen nicht aller Stolz der Seele gebrochen wird in der Enge des kleinstaatlichen Lebens — leisten wohl ihre Bürgerpflicht, aber gewöhnt über die Landesgrenze immerdar hinauszuschauen, finden sie nur selten jenen freudigen zuversichtlichen Glauben an den eignen Staat, der allem politischen Wirken die rechte Weihe giebt. In Deutschland versteht man die Kunst mit Gelassenheit zu verzweifeln, sagt ein schneidendes Wort Friedrichs von Gagern. Wer kennt nicht jene Politiker, die mit einer Ruhe und stolzen Befriedigung, als handle es sich um ein glücklich gelöstes mathematisches Problem, über die Erbärmlichkeit des Bestehenden und die Unmöglichkeit jeder Besserung sich zu ergehen lieben? Verkümmerte Seelen dieses Schlages mag es wohl in jedem um sein Dasein kämpfenden Volke geben; doch nur in Deutschland erlaubt ihnen die öffentliche Meinung, sich als Patrioten zu gebärden.

Wir sahen, in der Kleinstaaterei ist die Freiheit nicht gesichert und der tapfere freudige Bürgersinn verkümmert. Noch mehr, gerade die verderblichsten Feinde der modernen Staatsordnung sind unbezwinglich, so lange Deutschlands Zersplitterung währt. Unser Süden wird seiner Ultramontanen, der Norden seines Junkerthums dann erst völlig Meister werden, wenn die gesammelte Kraft des deutschen Staats gegen diese Mächte in's Feld geführt wird. In einzelnen Kleinstaaten liegt es sonnenklar zu Tage, daß sie durch eigene Kraft nicht mehr gesunden können. Der Dynastie und dem unentwickelten Bürgerthume von Mecklenburg mangelt die Kraft, um die übermächtige adliche Anarchie zu bändigen. Und jene heillose Vermischung communaler und politischer Interessen, die in den Hansestädten republikanische Freiheit genannt wird, nicht eher wird sie verschwinden, als bis diese Städte geworden sind, wozu die Geschichte sie bestimmt hat, dienende Glieder eines mächtigen Staates. Diese Communen haben gerechten Anspruch auf eine große Selbständigkeit ihres Marktes — auf eine weit größere Selbständigkeit, als unsere Schutzzöllner zugeben wollen. Sie könnten als Städte eine Zierde Deutschlands sein; als souveräne Staaten sind sie gezwungen zu einer Politik, die sich allein bezeichnen läßt durch den Namen: Kleinstädterei im Großen, und auf dem Frankfurter Fürstentage sich in so bemitleidenswerther Weise gezeigt hat. So lange sie sich durch eigene Kraft gewaltig erhielten, besaßen sie ein Recht auf ihr politisches Sonderdasein. Seit sie bei den Fremden demüthig bitten müssen um Schutz und Schonung ihrer Flaggen und in deutschen Nationalkriegen ängstlich nach Neutralität trachten, seitdem ist ihre Fähigkeit, und damit auch ihr Recht, Staaten zu sein, allmählich geschwunden.

Die starre Unbeweglichkeit unseres öffentlichen Rechts wird von Jahr zu Jahr gefährlicher, seit die politischen Ideen sich mit unerhörter Raschheit verwandeln. Wer in dem Staate nicht eine mechanische Ordnung, sondern den lebendigen Leib des Volksgeistes erkennt, kann mit höchster Sicherheit eine gänzliche Umgestaltung der bestehenden Ordnung nahen sehen. In immer weiteren Kreisen verbreiten sich die demokratischen Gedanken. Man lausche auf den Ton der gelesensten Blätter des Mittelstandes, wenn sie von gekrönten Häuptern reden. Der Glaube an die Vernunft der allgemeinen Abstimmung ist bereits ein Gemeingut von Hunderttausenden. Zudem führt der unermeßliche Aufschwung des Verkehrs Deutsche mit Deutschen täglich häufiger zusammen; selbst der ruhige Staatsbürger beginnt bereits unserer rasch

durchmessenen Landesgrenzen zu spotten. Und mittenhinein in diese gährende Zeit strömt jetzt die berauschende Lehre von dem Rechte der Nationalitäten. Wer darf es bestreiten, wir Deutschen bedürfen nicht dieser neumodischen Theorie. Unser unveräußerliches Recht auf einen nationalen Staat wurzelt tiefer als in Abstractionen oder in dem vagen Begriffe der gemeinsamen Abstammung. Es liegt begründet in jener politischen Verbindung, die unsere Stämme seit unvordenklicher Zeit umschlang und in einem Jahrtausend nur einmal, während der acht Jahre Napoleonischer Anarchie, gänzlich gelöst ward. Gleichviel, ein guter Theil der Halbgebildeten glaubt an die neue Lehre wie an eine beseligende Offenbarung und gelangt also allmählich auf anderem Wege zu denselben Forderungen, welche von den Denkenden längst erhoben worden. Oft scheint es, als hausten in unserem Lande neben einander zwei durch zwei Jahrhunderte geschiedene Geschlechter. Bei den Einen unausrottbare anerzogene Unterthänigkeit, schläfrige Geduld, echt-patriarchalische Dankbarkeit für jedes menschlich-liebenswürdige Wort hoher Herren; und daneben ein junges Volk, das mit polternder Zuversicht seine neue Sprache redet, als sei die alte Welt längst abgethan und der demokratische Einheitsstaat der Deutschen stünde leibhaftig vor uns. Eine schwere Täuschung verbirgt sich hinter so hohen Worten. So gewiß die Ströme zum Meere fließen, wird unser Welttheil im Ganzen und Großen den echten Kern der demokratischen und nationalen Ideen der Gegenwart in seine Staatsbildungen aufnehmen; denn diese Ideen sind — was die kirchlichen Reformgedanken im sechszehnten Jahrhundert waren — die herrschende, die zeitgemäße Macht der Epoche. Doch ob unser Volk selbstthätig mitwirken wird in dieser großen Bewegung oder, wie vor dreihundert Jahren, still stehen wird vor einem halben Erfolge oder gar nur den Kitt abgeben wird für den Prachtbau fremder Größe: das steht in Frage. Die zuversichtlichen Reden unserer Radicalen sind ein Zeichen politischer Unreife, sind abermals eine traurige Folge der Mediatisirung unseres Volkes; denn besäße die Nation irgend einen Antheil an den Geschäften deutscher Politik, so würde auch der Blödeste erkennen, wie weit der Weg ist, der dem Hoffenden so kurz erscheint.

Doch genug der Anklagen. Nur durch den Segen eines freien und mächtigen Staatslebens werden alle jene unholden Züge sich verwischen, die heute noch das edle Angesicht dieses großen Volks entstellen. Alle die kleinen deutschen Sünden der auf den Hochschulen ein-

gesogenen burschikosen Großsprecherei, der Engherzigkeit, der Unklarheit, der schüchternen Unsicherheit, die heute das Gespötte der Fremden erregen, dann erst werden sie verschwinden, wenn einst der edle Stolz des Bürgers hinzutritt zu der freien und dennoch strengen Sittlichkeit, zu dem stillen entsagenden Fleiße um der Arbeit selber willen, zu der genialen Tiefe der Forschung und Empfindung, wodurch unser Volk mit all seinen Schwächen das sittlichste der Erde wird — kurz, zu all dem Unsagbaren, was uns auch heute inmitten unserer staatlichen Ohnmacht das Herz höher schlagen läßt bei dem Namen des Vaterlandes. Die Arbeit der politischen Reform ist in Wahrheit ein Ringen darum, daß dieses Volk sittlich genese, und nur wer die sittliche Weihe unseres staatlichen Kampfes versteht, wird daran theilnehmen mit jener großen nachhaltigen Leidenschaft, die den Erfolg in großen Dingen verbürgt.

III. Das Wesen des Bundesstaates.

Jeder ehrliche Plan einer Bundesreform muß ausgehen von der Erkenntniß, daß nur ein gänzlicher Neubau uns retten kann. Der deutsche Bund ist rechtlich, nach dem Wortlaute seiner Grundgesetze, und thatsächlich, nach seinem Wirken während eines halben Jahrhunderts, ein Bund der Fürsten, nicht der Völker; sein Charakter ist darum nothwendig ein rein dynastischer. Es frommt nicht, dieses unerquickliche Verhältniß zu leugnen und in allerhand wohlgemeinten Theorien dem Bunde einen nationalen Inhalt beizulegen. Logik darf niemand in unserem Bundesrechte suchen; so wird denn auch der dynastische Charakter des Bundes durch einzelne widersprechende Bestimmungen der Bundesgesetze nicht aufgehoben, auch nicht durch die in den gelehrten Compendien immer wieder hervorgehobene Thatsache, daß das Bundesrecht zwar für die politischen Streitigkeiten, aber nicht für die persönlichen Angelegenheiten der Souveräne ein Tribunal darbietet. Einen dynastischen Bund durch das Ausbessern einzelner Theile des Bundesrechts in einen nationalen Staat zu verwandeln: — diesen Gedanken kann nur die Unwissenheit oder die Frivolität hegen. Der Wiener Hof freilich verkündete dem Frankfurter Fürstentage seinen Bundesreformplan mit einer fröhlichen, leichtfertigen Zuversicht, welche in der neueren Geschichte wohl nur noch einmal ihres Gleichen findet: in jenem Hand-

schreiben, das Kaiser Franz Joseph kurz vor dem Feldzuge von 1859 erließ: „Ich finde das Deficit abzuschaffen.“ In beiden Fällen sollte das Wiener Cabinet schließlich finden, daß in ernsthaften politischen Geschäften das „Finden“ leichter ist als das Vollbringen. Jene kecke Zuversicht bewies nur aufs neue, wie fremd Oesterreich der deutschen Nation gegenübersteht, wie man in Wien so gar nichts ahnt von Deutschlands wirklichen Bedürfnissen. In der That, so lange die Grundlagen unseres Bundesrechts unverändert bleiben, ist jeder Reformversuch im günstigsten Falle verlorene Arbeit. Welcher ernsthafte Mann mag von einem Directorium oder von der Aenderung des Stimmverhältnisses am Bundestage irgend ein Heil erwarten, so lange die Ausführung der Bundesbeschlüsse der Willkür jedes Einzelstaates überlassen bleibt? Wer mag Hoffnungen setzen auf ein Bundesgericht, so lange die starke Executive fehlt, um dessen Aussprüche auch gegen die Mächtigen durchzuführen? Oder auf eine Delegirtenversammlung, ja selbst auf ein Parlament neben dem Bundestage, welche doch beide lediglich den Zweck haben können, den trägen Gang des Bundes noch mehr zu verzögern und die Fluth der unnützen Worte, die in Frankfurt gewechselt werden, noch mehr anzuschwellen? Oder sollen wir es gar im Ernst, gleich vielen guten Seelen, als ein preiswürdiges Ereigniß begrüßen, daß die amtlichen Farben des deutschen Bundes einmal ausnahmsweise in Frankfurt wirklich gebraucht wurden? Auch das ist nur armseliges Flicken am Zeug, wenn man die Machtsphäre des Bundestags willkürlich erweitert und ihm, wie das in der Metternichschen Zeit geschah, ein polizeiliches Aufsichtsrecht, oder, was noch heute manche Patrioten wünschen, die Leitung des See- und Zollwesens beilegt. Wer den Zweck will, soll auch die Mittel wollen. Wer eine nationale Ordnung in Deutschland will, soll nicht einem Congresse abhängiger Gesandten Rechte einräumen, welche nur eine wirkliche, mit Zwangsgewalt ausgestattete Regierung anwenden kann.

Alle solche Versuche der Reform an einzelnen Stellen dienen entweder als Deckmantel unredlicher Pläne — wie denn der Frankfurter Fürstentag nur den Zweck haben sollte, durch plumpe Ueberraschung Deutschland in die italienischen und ungarischen Nöthe Oesterreichs hereinzuziehen, und hinter dem Vorschlage eines Directoriums sich nur die Absicht verbarg, die Kleinstaaten zum Besten der Mittelstaaten zu mediatisiren — oder sie wirken mindestens dadurch gefährlich, daß sie die Vertrauensseligkeit der Masse nähren, den Glauben wecken an eine Opferwilligkeit der

Höfe, welche thatsächlich nicht besteht. Irrig ist auch die von Herrn v. Radowitz und später von einzelnen Mittelstaaten gehegte Meinung, als ließe sich das heutige Bundesrecht aufrecht erhalten und dennoch für einen Theil der Bundesstaaten ein Sonderbund mit wirklicher Staatsgewalt gründen. Allerdings gewährt Artikel 11 der Bundesacte den Einzelstaaten das Recht der Bündnisse, doch selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß die im Artikel 1 ausgesprochene Souveränität der deutschen Fürsten ungeschmälert bleibt. Die Gründung eines Bundesstaates im Staatenbunde ist schlechterdings ein revolutionärer Schritt. Der deutsche Staatenbund ist einer ruhigen Fortbildung nicht mehr fähig; vom dynastischen Bunde zum nationalen Staate gelangt man nur durch einen Sprung. Kein klarer Kopf wird aus der friedlichen Entstehung und Fortbildung des Zollvereins den Schluß ziehen, daß der Neubau unserer Verfassung in ähnlicher Weise erfolgen werde. Der Verlauf der Dresdner Conferenzen und die lehrreichen Protokolle des Frankfurter Fürstentages zeigen, daß eine Reform unmöglich ist, so lange die dynastischen Ansprüche der Souveräne nicht gänzlich beseitigt sind. In beiden Versammlungen bestand unzweifelhaft die Absicht, der Nation wenigstens eine scheinbare Verbesserung zu bieten. Aber jeder ernsthafte Reformgedanke stieß auf jenen Widerspruch, den der Großherzog von Schwerin in den oft wiederholten classischen Worten zusammenfaßte, „daß dies einer von den Punkten sei, von deren befriedigender Erledigung S. K. H. Seine schließliche Zustimmung abhängig machen müsse.“ So lange die Souveränität der Dynastien besteht, darf niemand tadeln, wenn sie von ihrem liberum veto auch den allein folgerichtigen Gebrauch machen. Das einzige Ergebniß aller Reformversuche auf staatenbündischer Grundlage ist lediglich die Erschütterung des Vertrauens auf die Bundesverträge, wie die preußische Regierung den zu Frankfurt tagenden Fürsten klarblickend voraussagte.

Die Einsicht, daß es noth thue die Grundlagen des heutigen Bundesrechtes gänzlich zu verlassen, den Staatenbund völlig aufzugeben, ist weit verbreitet. Einer starken Partei in den gebildeten Ständen gilt der Bundesstaat als Deutschlands natürliche Staatsform. Man meint, die centrifugalen Kräfte in unserem Volke seien allzustark, um sich jemals einer noch engeren politischen Einigung zu fügen; besitze doch nur unsere Sprache das Wort „Bundesstaat“; welch ein Wink der Geschichte! Dazu tritt der sehr erklärliche Wunsch, den heutigen Besitzstand der Dynastien so weit als möglich zu schonen, und die Hoffnung, der

Uebergang zum Bundesstaate werde sich friedlich vollziehen, endlich bei Vielen der Glaube an die Rechtsverbindlichkeit der Frankfurter Parlamentsverfassung, die allerdings unsere legitime Verfassung ist — so weit sich nach einer Revolution von Legitimität noch reden läßt. Ihre mächtigsten Gründe entnimmt die Partei des Bundesstaates bewußt oder unbewußt der Geschichte Nordamerika's und der Schweiz, welche beide vom Staatenbunde zum Bundesstaate glücklich und friedlich übergegangen sind. Sehr richtig ahnte schon Fürst Metternich, wie stark eine bundesstaatliche Ordnung in der Schweiz auf die Meinungen der Deutschen einwirken müsse. Hinsichtlich der Vereinigten Staaten bekannten sich noch vor wenigen Jahren die meisten deutschen Staatsgelehrten zu dem Ausspruche Bunsen's: „Die nordamerikanische Verfassung ist für den freien Bundesstaat ebenso classisch als die englische für den freien Einheitsstaat.“ Inzwischen hat uns eine bittere Erfahrung belehrt, daß die englische Verfassung keineswegs unbedingt ein Vorbild sein kann für die Einheitsstaaten des Continents. Schauen wir zu, ob die Einrichtungen des nordamerikanischen Bundesstaats sich leichter auf andere Föderationen übertragen lassen.

Die Idee des Bundesstaates ward zum ersten Male klar entwickelt von Alexander Hamilton in seinem Continentalist (1781—82) und später in jenen beredten Aufsätzen unter dem Titel the Federalist, welche der geniale Mann mit Madison und Jay im Vereine schrieb, um das Volk Nordamerika's für seine heutige Verfassung zu gewinnen. Hamilton geht aus von der „evidenten, sich selbst beweisenden“ Wahrheit, daß man, wenn man einem politischen Organe ein Recht giebt, ihm auch die Macht gewähren müsse, dasselbe auszuüben. Darum muß eine Staatenverbindung entweder sich begnügen mit der losen Form der Allianz, welche alle gemeinsamen Angelegenheiten der freien Vereinbarung der Verbündeten überläßt, oder sie muß fortschreiten zur Einsetzung einer wirklichen Regierung, welche das Recht hat in gemeinsamen Angelegenheiten Gesetze zu geben und deren Uebertretung zu bestrafen. Bestraft werden aber können nicht Staaten, welche nur durch Krieg zum Gehorsam zu zwingen sind, sondern lediglich einzelne Menschen; also muß die Centralgewalt des Bundesstaates den Bürgern unmittelbar gebieten. Diese bahnbrechenden Gedanken hat der Federalist auf großartigem empirischen Wege gefunden, indem er die Föderativstaaten aller Zeiten (auch das heilige Reich als ein abschreckendes Beispiel) betrachtete; aber sie sind nur aphoristisch ausgesprochen, mannich-

fach durchwebt mit Entstellungen, die in einer Parteischrift sich von selber erklären, mit historischen Irrthümern und mit politischen Lieblingsgedanken des achtzehnten Jahrhunderts. Erst Georg Waitz (in einem Excurse zu seinen „Grundzügen der Politik") hat die Ideen der Amerikaner systematisch und mit dem tiefen Ernste deutscher Wissenschaft ausgeführt und sie bereichert durch die Ergebnisse der Erfahrung der jüngsten Jahrzehnte. Der alte Streit der Schule über die Begriffe Staatenbund und Bundesstaat ist durch diese meisterhafte Abhandlung von Waitz abgeschlossen.

Das Wesen des Bundesstaates liegt (so lassen sich die unanfechtbaren Schlußsätze dieser Untersuchungen zusammenfassen) nicht darin, daß der Umfang der der Bundesgewalt zugewiesenen Geschäfte ein sehr ausgedehnter sein, auch darin nicht, daß am Bunde die Mehrheit entscheiden oder ein einziger Mann an der Spitze der executiven Gewalt stehen müßte. Darauf vielmehr kommt alles an, daß die Centralgewalt eine wirkliche Staatsgewalt ist; sie muß die ihr ein für allemal zugewiesenen gemeinsamen Angelegenheiten durchaus selbständig entscheiden, ihre Befehle unmittelbar an die Bürger der Einzelstaaten richten, über Beamte gebieten, die ihr allein verpflichtet sind, und sie muß materiell erhalten werden nicht durch Matrikularbeiträge, die von dem Belieben der Einzelstaaten abhängen, sondern aus einem selbständigen Einkommen, aus Steuern, die sie selber auflegt und erhebt. Im Bundesstaate wird also nicht die Souveränität der Einzelstaaten aufgehoben, sondern es wird denselben lediglich eine Reihe von politischen Geschäften abgenommen und der Centralgewalt zu ausschließlicher Besorgung zugewiesen. Niemals darf im Bundesstaate die Centralgewalt mit dem Einzelstaate concurrirend wirken, sondern alle Staatshandlungen werden entweder von der Centralgewalt oder von den Einzelstaaten allein vollzogen. Die unerläßliche Grundlage dieses kunstvollen Staatsbaues bleibt, daß die Mediatisirung der Nation beseitigt wird, und die Bürger der Einzelstaaten in ein unmittelbares Unterthanenverhältniß zu der Bundesgewalt treten. Irgend ein Mittelweg ist dabei undenkbar. Denn wollte man die Regierungen der Einzelstaaten eidlich zum Gehorsam gegen die Bundesgewalt verpflichten, so läge darin keine Gewähr staatlicher Ordnung — am allerwenigsten in Monarchien —: und der von Stein und Gagern auf dem Wiener Congresse verfochtene Plan, ungehorsame Bundesregierungen durch die Acht zu bestrafen, widerspricht dem modernen Begriffe der Souveränität, vornehmlich in Mo-

narchien, und sichert gleichfalls nicht die regelmäßige Durchführung der Bundesbeschlüsse. Was einst Synesius von dem Königthume sagte, es solle nicht schreckhaft dann und wann aus dem Verborgenen hervorbrechen, sondern geräuschlos und gleichmäßig, wie die Gottheit, die menschlichen Dinge ordnen, das bezeichnet in Wahrheit das Wesen aller staatlichen Ordnung. Soll in einer Föderation von einem gefesteten Rechtszustande die Rede sein, so muß die Bundesgewalt mit der Machtvollkommenheit eines Staates ausgerüstet sein und der Nation unmittelbar gebieten.

Diese Sätze sind theoretisch unanfechtbar, sie sprechen nur mit hellem wissenschaftlichen Bewußtsein aus, was in den Verfassungen der Eidgenossenschaft und der nordamerikanischen Union bereits mit großartigem praktischen Takte verkörpert ist. Aber mit diesen klar gestellten Schulbegriffen ist wenig gethan. Unerledigt bleiben die beiden verhängnißvollen, von Waitz nur leicht berührten Fragen:

> ist ein Bundesstaat als dauernder Zustand mit den gegebenen Machtverhältnissen und Verfassungsformen der deutschen Staaten verträglich?

sodann:

> sind wir nach dem Gange unserer Geschichte zu der Erwartung berechtigt, daß eine föderative Staatsform den natürlichen Abschluß der deutschen Einheitskämpfe bilden werde?

Wir werden im vierten Abschnitte die zweite Frage besprechen und versuchen zunächst die erste Frage zu beantworten, indem wir die nothwendigen realen Voraussetzungen eines Bundesstaats betrachten. Hier stößt uns zuerst ein Satz auf, der in Deutschland Vielen befremdlich erscheint, während alle Fremden, soweit sie nicht dabei interessirt sind unsere Schwäche zu verewigen, ihn mit ähnlichen Empfindungen anhören wie die Behauptung, daß zweimal zwei vier ist. Er lautet: wie jeder Staat, so bedarf auch der Bundesstaat fester räumlicher Grenzen. Kein Bund, der mehr sein soll als eine Phrase, kann außerbündische Mitglieder haben, oder richtiger (ein schlechthin widersinniges Verhältniß läßt sich nicht in zwei Worten ausdrücken): kein Bund kann Mitglieder ertragen, die mit dem einen Fuße in ihm stehen, mit dem anderen draußen. Alexander Everett sprach nur die allgemeine Meinung der denkenden Nordamerikaner aus, als er schon acht Jahre nach der Gründung des deutschen Bundes trocken sagte, es sei mehr als einfältig, in einem Bunde mit außerbündischen Mitgliedern einen ehrlichen Rechts-

zustand zu erwarten. Der streng-conservative Rehberg erklärte es für rechtlich unmöglich, daß die Kronen Oesterreich und Preußen ihrem Gesammtstaate eine Verfassung gäben, denn dann sei der deutsche Bund nichts mehr als ein Name! Wir belachen, daß das heilige Reich noch zur Zeit der französischen Revolution seine Erzkanzler von Arelat und Italien hatte, und die correcten Reichsjuristen Genua noch immer eine camera imperii nannten. Aber besteht nicht dasselbe Gaukelbild unfindbarer, im Nebel zerfließender geographischer Grenzen noch heute im deutschen Bunde? Von dem Minister v. Schmerling wird der Ausspruch erzählt: „Wozu verlangt man den Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund? Ich meine, es ist schon darin. Oder schicken wir nicht den Herren nach Belieben Ungarn, Serben, Italiener nach Rastatt und Mainz? Und darauf, denke ich, kommt es an.“ In der That, so ist es. Der deutsche Bund steht fort und fort unter dem Einflusse von ganz Oesterreich, ganz Preußen, des ganzen niederländischen und (bis vor Kurzem) des dänischen Gesammtstaats. Kein wichtiger Bundesbeschluß kann vollständig durchgeführt werden, wenn er den Lebens-Interessen von Holland oder Ungarn zuwiderläuft. Der Particularismus weiß auch dies Verhältniß zu vertheidigen. In Frankfurt erinnerte der Welfenkönig preisend an den Welfen Wilhelm IV., „welcher gesagt, daß Er, der König von Hannover, es Sich Selbst, dem König von England, nicht erlauben würde gegen einen Bundesbeschluß Einwand zu erheben.“ Wir überlassen unsern Lesern zu beurtheilen, ob dieser Ausspruch welfischen Edelsinnes ein genügendes Bollwerk bilde gegen die Gefahren der Vermischung deutscher und fremdländischer Staatsfragen.

In einzelnen Fällen hat dieser ungeheuerliche Zustand glückliche Folgen gehabt: gestützt auf seinen Charakter als europäische Macht kann Preußen sich jedem Versuche Oesterreichs, seinen Nebenbuhler durch den Bund zu beherrschen, rechtlich und thatsächlich widersetzen. Im Ganzen aber ist diese Vermischung Deutschlands mit nichtbündischen Ländern allein zu vergleichen mit der Lage Griechenlands, als Philipp von Makedonien in den Amphiktyonenbund eingetreten war. Der deutsche Bund wird dadurch zu ewiger Ohnmacht verurtheilt. Nur mit Verachtung konnte das Ausland auf einen Bund blicken, der seine Generale nach Kopenhagen hinüberschickte, um dort, in der Fremde, die Bundestruppen von Holstein zu inspiciren — ja, der dem Herzog von Holstein erklären ließ, es stehe ihm frei, 6000 Grönländer als Bundes-

contingent zu stellen! Eine klare redliche Politik ist innerhalb eines so lügenhaften öffentlichen Rechtes unmöglich. Das nationale Ehrgefühl muß dadurch entweder für und für gereizt werden oder schließlich im Stumpfsinn zu Grunde gehen. Es war eine schreckliche Unwahrheit und zugleich eine Demüthigung sonder Gleichen, daran kein guter Deutscher ohne Erröthen denken darf, daß während des jüngsten Krieges der deutschen Großmächte gegen Dänemark der deutsche Bund mit dem Kopenhagener Cabinete im Frieden lebte. Schon das Aufbringen der Schiffe des neutralen deutschen Bundes durch die Dänen mag Jeden belehren, wie schwer Deutschlands Sicherheit durch diese widernatürliche Lage bedroht ist. Und was läßt sich vollends erwarten, wenn dereinst in einer für Deutschland ungünstigen Weltlage ein Kaiser von Oesterreich abermals, wie im Jahre 1859, einen italienischen Eroberungskrieg mit den Worten beginnen sollte: „ich rede als Fürst im deutschen Bunde?“ Wie nun, wenn die fremden Mächte ihn beim Worte nehmen? Ist es doch eine handgreifliche Unwahrheit, daß der deutsche Bund unbetheiligt sei bei einem Kriege, den Oesterreich führt, indem es seine ganze Macht, auch sein Bundescontingent, aufbietet und durch das Gebiet deutscher Bundesgenossen auf den Kriegsschauplatz ziehen läßt. Fictionen so durchsichtiger Art sind nur so lange von Werth, als die Fremden durch ihr eigenes Interesse getrieben werden sich zu stellen, als ob sie daran glaubten. Die Verbindung Deutschlands mit nicht-deutschen Landen bedroht uns tagtäglich mit den schwersten Gefahren.

Dies unselige Verhältniß läßt sich heilen nur dadurch, daß alle Bundesstaaten mit wesentlich deutschem Gebiete ihren gesammten Länderbesitz dem deutschen Bunde einfügen, während uns gegenüber den Mächten mit überwiegend nicht-deutschen Interessen nichts übrig bleibt als ehrliche, vollständige Trennung. Ein Mittelweg ist in dieser großen Lebensfrage schlechthin unmöglich. Der doctrinärste von allen doctrinären Vorschlägen des deutschen Parlaments war der Plan, Oesterreichs bündische Länder mit den außerbündischen durch eine Personalunion zu verbinden. Die Personalunion, die Verbindung zweier Leiber unter einem Haupte, ist an sich ein überaus künstlicher, schwer haltbarer Zustand; sie besteht selbst in Schweden und Norwegen, unter vergleichsweise sehr einfachen Verhältnissen, nur unter fortwährender Reibung und schwerer Anstrengung. Solche halbe, schiefe Verhältnisse pflegen selten länger zu dauern, als die patrimoniale Auffassung des Staatslebens. Sobald das helle Selbstbewußtsein der Nationen erwacht, be-

ginnt das Streben nach straffer Einigung der innerlich verwandten, nach ehrlicher Trennung der innerlich verfeindeten Staatstheile. Es läßt sich denken, daß ein nicht-deutscher Staat ein werthloses kleines Nebenland, das ihm durch Personalunion verbunden ist, einer deutschen Bundesstaatsgewalt aufrichtig unterordne. Es war möglich, obwohl keineswegs gewiß, daß Luxemburg der Frankfurter Reichsverfassung oder der preußischen Union sich endlich fügte; das Land ist, ohne die Bundesfestung, für die Niederlande von geringer Bedeutung. Daß aber eine Großmacht sich freiwillig in zwei Stücke zerreißen und für die Hälfte ihrer Länder auf eine selbständige auswärtige Politik verzichten sollte, diese Hoffnung mag man den Kindern überlassen. So gelangt die Prüfung deutscher Reformgedanken schon im Beginne zu der Einsicht: jede deutsche Bundesreform ist eine Phrase, so lange Deutschlands unnatürliche Verbindung mit Oesterreich nicht gelöst ist. Und zwar betrachten wir die Trennung Deutschlands von Oesterreich nicht, wie gefühlvolle Leute pflegen, als ein pis-aller, als eine bittere Nothwendigkeit, darein wir uns wohl oder übel schicken müßten, sondern als eine sehr heilsame, für beide Theile segensreiche Wendung unserer Geschicke, als ein Ziel des besten Schweißes werth, das, wie der Schiffer das Gestirn des Nordens, die deutschen Patrioten keinen Augenblick aus den Augen verlieren dürfen. An dem Dualismus der beiden Großmächte nährt sich alles Faule und Unsittliche unseres Volkslebens. Kein Volk der Geschichte hat solchen inneren Zwiespalt auf die Dauer ertragen. Durch die Eifersucht Athens und Sparta's ging die Macht der Hellenen, durch den Haß der Häduer und Arverner die Kraft der Gallier zu Grunde. Uns bietet die Gnade der Vorsicht ein schöneres Loos. Denn nicht zwei einheimische Mächte streiten um Deutschlands Herrschaft; vielmehr lastet auf uns der Einfluß eines halbfremden Staates, dessen die Nation sich entledigen kann, so sie will. Kleindeutsch ist die einzige namhafte That unserer modernen nationalen Politik, der Zollverein. Kleindeutsch wird auch der Staat unserer Zukunft sein, wenn anders wir den Muth finden, einen Staat zu schaffen.

Wir Deutschen werden nie genug beklagen, daß ein Lieblingsplan des Fürsten Metternich in den Jahren kurz nach dem Wiener Congresse an dem mannhaften Widerspruche Piemonts scheiterte: der Plan der Bildung eines italienischen Bundes unter Oesterreichs Führung. Ein Reich, mit einem Theile seiner Lande den italienischen Bund, mit einem zweiten Theile den deutschen Bund beherrschend und mit dem dritten

Theile außerhalb beider Bünde stehend: — wahrlich, diese politische Ungeheuerlichkeit hätte das Loos des mißhandelten Italiens nicht verschlimmern können, wohl aber die politische Einsicht in Deutschland wie in Italien mächtig fördern müssen. Denn auch der gemüthlichste Schwärmer für das Vaterland „soweit die deutsche Zunge klingt“ konnte dann schwerlich den Muth finden, Oesterreich einen deutschen Staat zu nennen. Auch nachdem die Hoffnung auf einen österreichisch-italienischen Bund vorläufig zu Schanden geworden, trachtet die Wiener Staatskunst noch immer nach dem alten dreifachen Ziele: man will Deutschland beherrschen, in Italien die verlorene Oberhoheit zurückerobern, endlich in einer Zeit, da die Lehre vom Rechte der Nationalitäten die Völker berauscht, ein Reich zusammenhalten, das von 38 Haupt- und unzähligen Neben-Sprachgrenzen durchschnitten wird.

Wir haben nie der Weissagung des nahen Zerfalls Oesterreichs geglaubt. Ein solches Ereigniß wäre die furchtbarste Revolution, die unser Welttheil je gesehen, und der bisherige Gang der österreichischen Geschichte berechtigt niemanden es für wahrscheinlich zu halten. Die Bildung des österreichischen Staats in seiner Hauptmasse ist keineswegs künstlich, unnatürlich, wie die meisten Norddeutschen annehmen. Es frommt nicht alte Wunden aufzureißen und die Frage zu erheben, die einem Deutschen des Nordostens allerdings unwillkürlich sich aufdrängt: warum denn den Deutschen im Süden nicht gelang, was unsere Väter im Norden vollführten — die Germanisirung der östlichen Nachbarvölker? Genug, diese Germanisirung ist nicht vollzogen worden; bei dem Maße der den Deutschen und den Fremden hier zu Gebote stehenden politischen Kräfte konnte sie nicht geschehen, und heute haust in dem weiten Donaureiche gleichwie im Oriente ein buntes Völkergemisch, kein Volk darunter stark genug sich abzusondern oder die anderen zu verschlingen, und darum allesammt darauf angewiesen sich friedlich zu vertragen. Die schroffe Durchführung des Princips der Nationalität ist hier gleichwie im Oriente (in diesem Falle darf man das dem Politiker verbotene Wort wohl wagen) eine baare Unmöglichkeit. Sie würde eine hochangesehene, blühende Großmacht, die von unserem Staatensysteme nicht entbehrt werden kann, zerspalten in ein wüstes Durcheinander von ohnmächtigen, durch zahllose Enclaven zerrissenen Kleinstaaten, welche, werthlos für die menschliche Gesittung, früher oder später einer neuen kräftigeren Staatenbildung weichen müßten. Das vielzungige Reich wird keines-

wegs, wie man gemeinhin sagt, allein zusammengehalten durch das Kaiserhaus, den Adel, das Heer und die katholische Kirche — Mächte, deren Bedeutung nicht leicht überschätzt werden kann. Seine Hauptmasse bildet ein natürliches geographisches Ganzes, im Wesentlichen eine volkswirthschaftliche Einheit, und — was mehr sagen will — diese Ländergruppe ist durch die Geschichte von Jahrhunderten verbunden. Bis tief in das Mittelalter hinein reichen die lebendigen Wechselbeziehungen zwischen Böhmen, Oesterreich, Ungarn, und seitdem hat eine lange Reihe gemeinsamer Kämpfe, Leiden und Siege, vornehmlich der große Markmannenkrieg wider die Türken, in der That eine österreichische Staatsgesinnung, ein Gesammtbewußtsein großgezogen. Schon im siebzehnten Jahrhundert beginnen die, allerdings selten glücklichen, Versuche, dies Völkergemisch zu einem Gesammtstaate zusammenzufassen. Die Ueberzeugung, daß man einander bedürfe, lebt kräftig und weit verbreitet unter den Völkern des Donaureiches. Selbst das stolze Magyarenvolk ist noch nach jedem Aufstande zu dieser Einsicht zurückgekehrt. Ein Staat, der mit so starker Spannkraft unzählige Male die Gefahr des Zerfalls siegreich überstand, kann keine unnatürliche Bildung sein. Ebenso erstaunlich wie die Spannkraft ist das stätige Wachsthum Oesterreichs. Seit Leopold I. ihn auf seine natürliche Basis stellte, hat der Staat nicht geruht, bis er zu einem wohlabgerundeten Reiche des Südostens heranwuchs. Jeder Besitz in Belgien und Westdeutschland ward nach und nach preisgegeben, Oesterreich ist — um ein oft wiederholtes und immerdar wahres Wort noch einmal zu sagen — stätig aus Deutschland hinausgewachsen. Ernster historischer Sinn wird in diesem regelmäßigen Werdegange nicht ein Walten des Zufalls, sondern ein Zeugniß dessen erkennen, daß das österreichische Deutschthum die Kraft nicht besaß, die hochgesitteten Länder des Westens zu halten, während es in den Völkern des Ostens empfänglichen Boden findet für seine große Culturarbeit. Denn allerdings das Element der Gesittung in jenem Völkerchaos bilden die Deutschen.

Wo das nationale Ehrgefühl ins Spiel kommt, ist es weise auch das Urtheil der Fremden zu hören, und wir berufen uns auf die unverdächtigsten Zeugen. Die Italiener, bevor sie durch den Trieb der Selbsterhaltung sich gezwungen sahen den Magyaren zu schmeicheln, gaben einstimmig den verhaßten Tedeschi das Zeugniß: es giebt in Oesterreich nur zwei Völker im wahren Sinne, Deutsche und Italiener. Ein solches Urtheil stand einem großen Culturvolke wohl an. Wohl bilden die

Deutschen nur einen bescheidenen Bruchtheil der Bevölkerung, diese Minderzahl wohnt nur in einigen Kronländern in dichterer Masse zusammen, und eine glücklichere Zukunft, entwachsen dem Parteihader der Gegenwart, wird dereinst nicht glauben wollen, daß man sich heute erdreistet, ein Reich, das unter mehr als 35 Millionen Einwohnern kaum 8 Millionen Deutsche zählt, kurzerhand für einen deutschen Staat auszugeben. Auch stehen die Deutschen Oesterreichs dem magyarischen Adel in politischer Bildung und Uebung, vielen andern Stämmen des Kaiserstaates in politischer Rührigkeit und Opferwilligkeit unzweifelhaft nach, und selbst die deutsche Geistesbildung hat sich über sie nur in einem schmalen, künstlich abgedämmten Strome ergossen.

Trotz alledem sind die Deutschen im Kaiserstaate außer den Italienern das einzige Volk mit selbständiger Cultur. Das genialste Slavenvolk ward durch einen Völkermord sonder Gleichen seiner schöpferischen Kraft beraubt, die weiland große czechische Nation ist ein Volk von Kleinstädtern geworden. Alle magyarisch-walachisch-slavischen Völker zwischen Erzgebirge, Karpathen und Adria zehren von den Früchten deutscher Bildung. Mit einem glücklichen Worte bezeichnet ein geistvoller Schüler Karl Ritter's, Mendelssohn, die Lande solcher Gesittung als das subgermanische Europa. Auf diesem Boden deutsche und halborientalische Bildung zu versöhnen, den meisterlosen Völkern des Ostens den Frieden zu bringen und sie zu gewöhnen an den Segen einer Verwaltung und eines Heerwesens, welche beide doch einen überwiegend deutschen Charakter haben — fürwahr, das ist eine Aufgabe der größten Staatsmänner würdig, segensreich genug, um dem Staate, der sie löst, eine hochgeachtete, eine nothwendige Stellung in der Völkergesellschaft zu sichern. In einem großen Sinne geleitet muß diese politische Arbeit früher oder später dahin führen, daß das Donaureich, die Politik seines größten Staatsmannes, des Prinzen Eugen, wiederaufnehmend, nach seinen natürlichen Grenzen strebt, alte schwere Unterlassungssünden sühnt, den heute gänzlich verlorenen Einfluß im Oriente wiederzugewinnen trachtet und sich rüstet auf die große Stunde, da das unausbleibliche Verhängniß über die Balkanhalbinsel hereinbrechen wird. Aber diese Aufgabe, schwierig an sich, ist heute, seit dem Erwachen des Selbstgefühles der Nationen, unendlich verwickelt geworden; und kein Staat der Welt, auch der mächtigste nicht, kann sie lösen, wenn er zugleich zwei alte Culturvölker von überlegener Gesittung, Deutschland und Italien, zu beherrschen trachtet.

Daß die italienische Nation dem österreichischen Wesen scharf abgeschlossen, ebenbürtig und mit dem festen Willen, ihren Nacken nicht unter das fremde Joch zu beugen, gegenübersteht, das hat Oesterreich schmerzlich erfahren und wird es auch fernerhin erfahren. Man schaue auf den ewigen Kriegszustand mitten im Frieden, darunter das österreichische Italien schmachtet, und frage sich, ob diese Länder unter fremdem Scepter jemals zu einem menschenwürdigen Dasein, zu staatlicher Zucht und Freiheit gelangen können. Nicht feindselig, aber gleichfalls fremd steht Deutschland neben Oesterreichs Staats- und Culturleben. Wer darf es bestreiten: der deutsche Schweizer ist dem Nord- und Westdeutschen ungleich verwandter in seiner Gesittung als der Oesterreicher. Und doch gesteht auch der leichtblütigste Schwärmer für das großdeutsche Vaterland, daß die politischen Verhältnisse schlechterdings verbieten, die deutschen Schweizer, die so gänzlich unseres Fleisches und Blutes sind, in den Staatsverband der Deutschen aufzunehmen. Oesterreich aber ist nicht nur durch die Verschiedenheit der politischen Interessen, sondern mehr noch durch die eigenthümliche Mischcultur seines Völkervereins von Deutschland geschieden. Ob Katholiken, ob Protestanten — die ungeheuere Mehrheit der Deutschen wird wohl die Nothwendigkeit der Entwickelung Oesterreichs begreifen und dem starken zähen Selbstgefühle der alten Macht die Bewunderung nicht versagen; doch nie werden wir das Grausen überwinden vor dieser Geschichte der finsteren Knechtung der Geister, und auch die neueren, menschlicheren Zustände des Kaiserstaates betrachten wir nicht mit jener warmen freudigen Theilnahme, die wir dem Vaterlande entgegenbringen. Oesterreichs Helden sind die unseren nicht. Schauen wir dann vergleichend hinüber nach Preußen, so treten uns gleich beim Beginne der neuen Geschichte beider Staaten entgegen die Gestalten des großen Kurfürsten und Leopolds I., jener ein Deutscher vom Wirbel bis zur Zehe, dieser — ein Habsburger, keines Volkes Kind; und der Eindruck, den wir Angesichts der Neugründer der beiden Staaten empfangen, bleibt im Wesentlichen unverändert, wenn wir die spätere Geschichte durchmustern.

Wenn heute ein Deutscher Oesterreich ernstlich kennen lernt, nicht blos auf einer heiteren Erholungsreise das lebensfrohe Wien und die tapferen und schönen Mannen der Hochgebirge besucht, so wird er sehr oft von holden und herzigen Zügen deutschen Wesens berührt werden, doch ebenso oft von Spuren einer uns fremden Mischcultur; sehr selten wird ihn das Gefühl überkommen, er sei in der Heimath. Wir freuen

uns des, wie schlicht und gemüthlich der österreichische Offizier mit dem Soldaten verkehrt. Aber schauen wir dann, wie diese gemüthlichen Leute ihre Untergebenen wie die Hunde prügeln lassen, und — was bedeutsamer ist — mit welcher wolkenlosen Heiterkeit der Seele die Mißhandelten dies hinnehmen, so beschleicht uns doch die Empfindung, daß wir an den Grenzen deutscher Gesittung stehen. Die milden freundlichen Umgangsformen des österreichischen Clerus berühren uns wohlthuend, nur wissen wir leider, daß diese wohlmeinenden geistlichen Herren, Dank dem Concordate, die Volkserziehung im Zustande theologischer Gebundenheit erhalten, ganze Provinzen mit einem Fanatismus der Glaubenseinheit erfüllen, den wir inmitten des deutschen confessionellen Friedens kaum begreifen. Wir sehen mit Freuden Militär und Civil ungezwungen verkehren; nur können wir leider nach den Erfahrungen der jüngsten Jahrzehnte nicht bezweifeln, daß dies bürgerfreundliche Heer sich keinen Augenblick bedenken wird, auf den Wink des Kaisers den Belagerungszustand mit all seinen Schrecken abermals durchzuführen. Die Unzufriedenen in Preußen lieben, ihre Landräthe als eine Beamtenklasse zu schildern, deren Gleichen man außerhalb Rußlands nicht finde, und alle Feinde Preußens beeilen sich, solche thörichte Aussprüche des Parteihasses umherzutragen. Wohl diesen Murrenden, wenn sie nie unter der Herrschaft eines k. k. Stuhlrichters erfahren, daß behagliche Umgangsformen sich mit harter, erbarmungsloser Menschenverachtung sehr wohl vertragen!

Auch über die politische Freiheit hegt man in Oesterreich sehr andere Meinungen als bei uns. Die Verfassung des Reichs, blutjung und lediglich ein ungesichertes Geschenk kaiserlicher Gnade, ist soeben wieder aufgehoben worden. Die deutschen Oesterreicher sehen dem zu mit einer Gleichgiltigkeit, welche auffällig absticht von der Leidenschaft, womit die Preußen und die Bürger vieler deutscher Kleinstaaten ihre Verfassung wiederholt vertheidigt haben. Die Völker des Kaiserstaats sind längst daran gewöhnt, daß einige Kronländer in permanentem Kriegszustande leben und unter Militärgerichten stehen — eine Lage, welche kein deutscher Staat auf die Dauer ertragen würde. Dazu tritt eine noch tiefere Verschiedenheit des Parteilebens. Wohl besteht auch in Oesterreich eine sehr selbständige, ja anmaßende Opposition; sie umfaßt die nationalen Parteien, welche offen oder versteckt auf den Zerfall des Reichs hinarbeiten. Alle jene Parteien aber, welche das Fortbestehen des Staates wollen, sind mit der Re-

gierung enger verbunden, als dies in Deutschland üblich ist. Sehen wir ab von jenen Blättern der Magyaren, Czechen u. a., welche den Kaiserstaat selber im Geheimen bekämpfen, so kann in allen wichtigen Fragen der auswärtigen Politik, vornehmlich Deutschland gegenüber, die österreichische Regierung sicherer auf die Unterstützung der Presse zählen, als selbst Napoleon III. auf die Pariser Blätter. Kein einflußreiches deutsch-österreichisches Blatt ist der deutschen Politik der Regierung ernsthaft entgegengetreten, selbst damals nicht, als — in den Tagen des Frankfurter Fürstentags — jeder nüchterne Mann nur schwindelnd ihren waghalsigen Sprüngen nachschauen konnte. Offenbar, die Gruppirung der Parteien ist in Oesterreich von Grund aus anders als bei uns. Die Entfremdung Oesterreichs von Deutschland spiegelt sich getreulich wieder in der Presse beider Länder. Nur sehr wenige deutsche Blätter behandeln eingehend die österreichischen Zustände, und noch seltener findet sich ein deutscher Leser, der sich damit befaßt. Man darf dreist behaupten: mit den Verhältnissen der gesetzgebenden Körper von England und Frankreich ist der deutsche Zeitungsleser besser vertraut als mit den Parteien des Wiener Reichsraths. Ebenso bespricht die österreichische Presse die deutschen Dinge zumeist sehr lakonisch und mit einer befremdenden Härte des Urtheils; deutlich klingt hindurch die in Oesterreich weit verbreitete Vorstellung, da draußen im Reich herrsche eine ungeheure Verwirrung, man thue weise, sich wenig darum zu kümmern. Man tadelt oftmals die in Berlin üblichen frechen Witze über Oesterreich. Aber wie harmlos erscheinen diese Scherze, die ein übermüthiger Menschenschlag heute erfindet, morgen belacht und übermorgen vergißt, wenn wir sie vergleichen mit dem beleidigenden Tone, den die österreichische Presse gegen Preußen anzuschlagen pflegt! Da scheint es zumeist, als sei Preußen noch heute der rechtlose Emporkömmling unter den Staaten, als bilde die Schlacht von Jena das einzige denkwürdige Ereigniß seiner Geschichte; im Vorbeigehen pflegt man ihm dann den weisen Rath zu geben, es möge auf seine angemaßte Großmachtstellung verzichten. Erst in allerneuester Zeit ist der Ton der österreichischen Presse gegen Preußen ein wenig anständiger geworden. Wahrlich, so würde man in Oesterreich über deutsche Zustände nicht reden, wenn man den ernsten Willen hätte, in eine feste, wirksame staatliche Verbindung mit uns zu treten. So vielmehr sprechen von einander die Bürger zweier Staaten, welche einige Interessen gemein haben, in anderen ernsteren Fragen sich feindlich gegenüberstehen.

Und woher sollte den Oesterreichern jenes lebendige, opferwillige deutsche Nationalgefühl kommen, das ihnen so oft nachgerühmt wird? Sind doch alle großen Fortschritte der modernen deutschen Gesittung vollzogen worden ohne Oesterreichs Theilnahme oder im offenen Kampfe mit ihm. Das eigenste Werk deutschen Geistes, die Reformation, haben unsere Väter mit ihrem Leibe vor den Angriffen der Habsburger decken müssen. Das Wiedererwachen unseres nationalen Selbstgefühles beginnt mit den Kriegen Friedrichs des Großen gegen Oesterreich. Von dem Glanze der großen Tage unserer Kunst fiel kaum ein Strahl auf das Donaureich. In den Napoleonischen Kriegen regte sich mehrmals, doch nicht auf die Dauer, das deutsche Blut in Oesterreich. Allein Jedermann weiß, daß an den Freiheitskriegen nur die Macht des Kaiserstaates theilnahm; der Geist jener großen Zeit ward nur in einzelnen Schichten des österreichischen Volkes lebendig. Die Union der protestantischen Kirchen, die Stiftung des Zollvereins, die Begründung des constitutionellen Systems — alle diese wichtigsten Wandlungen unseres öffentlichen Lebens vor der deutschen Revolution geschahen, derweil Oesterreich kalt zuschaute oder hartnäckig dawider ankämpfte. Darum bestand gegen das Ende der Metternichschen Herrschaft die Meinung in Deutschland überall, Oesterreich führe ein Sonderleben, sei der deutschen Nation entfremdet.

Hat sich seitdem das Verhältniß wesentlich geändert? Eine Fabel ist es, daß die Wiener Märzrevolution eine deutsch-nationale Bewegung gewesen sei. Zum ersten Male ward in Wien die deutsche Tricolore entfaltet, zum ersten Male in weiteren Kreisen von der deutschen Bundesreform gesprochen — am 1. April, als die Kunde kam von dem Ritte König Friedrich Wilhelms IV. und dem Versuche Preußens, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen — kurz, als die alte Eifersucht gegen Preußen aufgeregt wurde. Auch die Wiener Octoberrevolution war zwar ein Kampf von deutschen Bürgern gegen deutsche und slavische Regimenter; doch von einer bestimmten Absicht, Deutsch-Oesterreich dem deutschen Bundesstaate ehrlich einzufügen, ist in dieser räthselhaftesten und verworrensten aller Bewegungen des stürmischen Jahres nichts zu entdecken. Die Wiedereinsetzung des Bundestages, der Untergang unserer nationalen Hoffnungen ward dann in Deutsch-Oesterreich mit Gleichmuth, hier und da mit Freude, aufgenommen; war doch die Demüthigung Preußens damit verbunden. In den jüngsten Jahren ist allerdings eine große hocherfreuliche sociale Wandlung

geschehen. Der volkswirthschaftliche Verkehr zwischen Deutschland und Oesterreich hat mächtig zugenommen. Deutsche Kunst und Wissenschaft blühen in dem Kaiserstaate wie nie zuvor. Das deutsche Element hat sich sichtlich gehoben, und wir haben einigen Grund zu der Hoffnung, daß diese natürliche Stütze der Staatseinheit Oesterreichs sich den Gegnern gewachsen zeigen wird. An allen geselligen und wissenschaftlichen Versammlungen und Festen deutscher Nation nehmen die Deutsch-Oesterreicher lebhaften Antheil; den politischen Bestrebungen der Deutschen bleiben sie fern. Erscheinen dann ausnahmsweise einzelne Oesterreicher bei den Berathungen deutscher Parteien — und man weiß, wie spärlich dies geschieht: — so behaupten sie noch immer dieselbe Haltung, welche vom deutschen Parlamente her uns in bitterer Erinnerung lebt. Man weiß in Oesterreich, daß dieser Staat seine Bundeslande einer wahrhaften Bundesgewalt nicht unterordnen darf; man weiß, daß der österreichische Gesammtstaat, an die Spitze Deutschlands gestellt, eine deutsche Politik nicht befolgen kann; doch es gilt für unpatriotisch, solche einfache Wahrheiten den deutschen Vaterlands-Enthusiasten zu verrathen. Tritt einmal ein Unbesonnener auf, wie Graf Deym im deutschen Parlamente, und erklärt, was sich von selbst versteht, Oesterreich habe von allen deutschen Bundesbeschlüssen immer nur das befolgt, „was es für seine Interessen erforderlich gehalten hat:“ so erheben sich seine Landsleute entrüstet dawider, erklären wieder und wieder, Oesterreich sei ganz und gar deutsch. Wir sind weit davon entfernt, dieses Verfahren zu tadeln. Wollte Gott, in den Bewohnern unserer Kleinstaaten lebte etwas von solcher starken Staatsgesinnung, die um des Staates willen auch ein wenig Heuchelei nicht scheut! Doch das deutsche Volk wird nachgerade allzu erwachsen, um in solcher Weise mit sich spielen zu lassen. Der jüngste schleswig-holsteinische Krieg hat in Oesterreich manches Herz freudig bewegt, weil er dem braven Heere willkommene Gelegenheit bot, seine Waffentüchtigkeit zu erproben. Von irgend einer tieferen Theilnahme für diese deutsche Ehrensache als solche war jedoch nicht die Rede, ja die Siege der preußischen Waffen bei Düppel und Alsen wurden vom österreichischen Volke mit schlecht verhehltem Aerger aufgenommen. Die conventionellen deutschthümlichen Phrasen halten nicht mehr Stich, wenn die alte Scheelsucht gegen Preußen ins Spiel kommt. In der That, was ist uns Hekuba? Wer das österreichische Volk darum schelten will, soll allein sich selber anklagen. Was berechtigt ihn denn, dem österreichischen Volke Sympathien zuzumuthen, die es —

wie seine Geschichte, seine Lebensinteressen liegen — durchaus nicht hegen kann?

Diese Haltung der Deutsch-Oesterreicher ist nur das nothwendige Ergebniß der durch Jahrhunderte festgehaltenen österreichischen Politik. „Nicht blos dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Habsburg; lieber will ich den Eid brechen, den ich hinter dem Frohnaltare in Frankfurt geschworen habe,“ sagte Kaiser Max I. auf dem denkwürdigen Reichstage von Freiburg (1498). Nur der Unbillige wird tadeln, daß den Habsburgern die Realität des Hauses Habsburg jederzeit wichtiger war als die Idee des heiligen Reichs und ihr kaiserlicher Eid. Auf die Frage, wie Patrioten es verantworten wollen, Oesterreich aus dem deutschen Bunde auszustoßen, läßt sich lediglich antworten mit der Gegenfrage: wann ist Oesterreich je in der That und in Wahrheit im deutschen Staatsverbande gewesen? Jedermann weiß, wie Oesterreich durch echte und falsche Privilegien schon am Ende des Mittelalters von allen wesentlichen Pflichten gegen das Reich befreit war. Die reindeutschen Reichskreise, welche Reichssteuern zahlten, wurden als „Zahlkreise“ von dem jeder finanziellen Pflicht entbundenen österreichischen und burgundischen Kreise unterschieden. Auch die wichtigste Fortbildung unseres öffentlichen Rechts in der späteren Reichszeit, die im Westphälischen Frieden festgesetzte Gleichberechtigung der Confessionen, hatte für Oesterreich keine Geltung. So scharf ausgebildet war bereits zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die Absonderung dieser Lande vom Reiche, daß Max I. und Karl V. ernstlich sich mit dem Plane trugen, den Erzherzog Ferdinand zum „König von Oesterreich“ zu erheben. Ein solcher Gedanke wäre in jener Zeit für jeden anderen Theil des Reichs schlechthin unmöglich gewesen. Sehr oft und bitter ward im Reiche empfunden, daß Oesterreich also ein Berechtigter im Reiche war ohne irgend welche Verpflichtung. Mehrmals ward auf unseren Reichstagen die Frage angeregt, ob es nicht billig sei, daß Ungarn, an dessen Befreiung die Deutschen so oft ihr Blut gesetzt, auch Pflichten gegen das Reich übernehme (so in dem denkwürdigen Reichsabschiede von 1566). Mit classischen, noch für die Gegenwart giltigen Worten schilderte Pufendorf's durchdringender politischer Verstand die Stellung Oesterreichs also: „in allen ihnen vortheilhaften Dingen sind seine Fürsten Glieder des Reichs, in allen widrigen Dingen gebärden sie sich als eine vom Reiche getrennte Macht.“ Noch in den Tagen Friedrichs des Großen schlug Kurmainz vor, man solle jene alten

Privilegien prüfen, welche Oesterreich von den Reichspflichten befreiten. Wozu nun schildern, wie durch die Hauspolitik der Habsburger die Schweiz und die Niederlande, Elsaß und Lothringen, Preußen und Pommern den Fremden geopfert wurden und um solcher Sünden willen im Reiche die Rede ging, der Kaiser sei augustus ab augustando, non augustus ab augendo? Die Schuld an diesen unseligen Thatsachen werden wir billig nicht dem Hause Habsburg aufbürden, sondern der deutschen Nation, die mit unverzeihlichem Gleichmuthe sich von einem Hause leiten ließ, welches mit dem besten wie mit dem schlechtesten Willen eine deutsche Politik nicht einhalten konnte. Die Stellung des Hauses zu den Parteien im Reiche war durch die Natur der Dinge gegeben. Nachdem der Versuch, auf den Trümmern der Reformation eine mitteleuropäische Monarchie zu gründen, mißlungen war, haben wohl einzelne unternehmende Habsburger sich bestrebt, Oesterreich mit den Waffen in der Hand zur alleinigen süddeutschen Macht zu erheben; allen Habsburgern gemein blieb jedoch die schon von den Lützelburgern eingeschlagene Politik, die Parteien im Reiche sich aneinander zerreiben und schwächen zu lassen. Spiritum vertiginis unter den deutschen Protestanten zu nähren, damit sie wie Simson's Füchse ihre eigenen Lande verwüsten, rieth der kaiserliche Kanzler Stralendorff; das Haus Baiern niederzuhalten, damit es nicht mit den Evangelischen sich für die deutsche Freiheit verbinde, rieth vortrefflich der Kanzler Hocher.

Seit den Wiener Verträgen und der Befestigung der preußischen Macht ist das Verhältniß des Wiener Cabinets zu Deutschland ein anderes und für Oesterreich bequemeres geworden. Vorderösterreich und die den Süden unseres Vaterlandes militärisch beherrschende Machtstellung ist verloren; die alte Angst der süddeutschen Staaten vor Oesterreichs Eroberungsplänen, die noch in den zwanziger Jahren sehr lebendig war, schwindet mehr und mehr. Mögen einige Heißsporne in Wien noch die begehrlichen Träume Joseph's II. träumen: die besonnene Mehrzahl der österreichischen Staatsmänner begreift, daß Oesterreich vorerst in Deutschland nichts erobern kann. Seine deutsche Politik muß zunächst eine conservative sein; es gilt den Einfluß in Deutschland, den man besitzt, zu behaupten. In zweiter Linie hofft man sodann, Deutschland hineinzuziehen in die italienischen Kämpfe. Vorläufig zurückgestellt, aber unvergessen ist endlich der Plan des Fürsten Schwarzenberg, Preußen zu demüthigen und dann zu vernichten und in dem mitteleuropäischen

Siebzigmillionenreiche Oesterreich zur herrschenden Macht zu erheben. Auf das glücklichste arbeitet diesen Plänen in die Hände die veränderte Gesinnung der deutschen Mittelstaaten. Während noch unter Friedrich dem Großen die Kleinen bei Preußen Schutz suchten gegen Oesterreich, treibt heute die Angst vor Preußen die Mittelstaaten in das österreichische Lager; denn Preußen beherrscht jetzt militärisch den Norden in ähnlicher Weise, wie Oesterreich vor hundert Jahren den Süden. Sehr früh und richtig hat man in Berlin diese nothwendige Folge der neuen Gebietsveränderungen begriffen, wie die bekannte, von Kombst veröffentlichte Denkschrift eines preußischen Staatsmannes vom Jahre 1822 beweist. Oesterreich ist und bleibt der Hort des dynastischen Particularismus. Sein Einfluß in Deutschland war während der jüngsten fünfzig Jahre allemal dann am stärksten, wenn unsere nationalen Hoffnungen am tiefsten darniederlagen: so zur Zeit der Karlsbader Conferenzen, so wieder, als nach dem Falle von Warschau der Rückschlag gegen die Julirevolution erfolgte, so abermals in den Tagen der Schmach von Olmütz, so wiederum im Jahre 1863, als der innere Unfrieden in Preußen die Reformarbeit deutscher Patrioten völlig lähmte.

Von allen Schlagworten der österreichischen Partei in Deutschland ist keines so hohl, wie das oft wiederholte: mag die Trennung Deutschlands von Oesterreich dem rechnenden Verstande vielleicht nothwendig erscheinen, das Gemüth des deutschen Volkes wird sich immerdar dawider empören. Wir wollen ihn nicht näher beleuchten, diesen sonderbaren Gegensatz von Gemüth und Verstand, obwohl wir meinen: wie bei jedem menschlichen Thun, so werde auch bei dem politischen Wirken nur dann ein Segen sein, wenn Kopf und Herz einträchtiglich mit einander gehen. Aber wie unreif, wie baar des sittlichen Ernstes müßte das Gemüth unseres Volkes sein, wenn es sich von der gegenwärtigen Verbindung Deutschlands mit Oesterreich sittlich befriedigt fühlte! Eben in dieser Verbindung offenbart sich am allerhäßlichsten der Geist der Unwahrheit, der unser Bundesrecht durchweht. Dem Kaiserstaate ist nie in den Sinn gekommen, die wichtigsten Bundesgesetze auszuführen. Mehr als dreißig Jahre bestand in Oesterreich die Unterdrückung der Protestanten, trotz der von der Bundesacte garantirten Rechtsgleichheit der Confessionen. Während der deutschen Revolution verweigerte Oesterreich der Centralgewalt so lange unter unwahren Vorwänden den Gehorsam, bis der ersehnte Tag kam, da man die deutsche Bewegung ersticken konnte. Mit alledem genügte Oesterreich nur dem Gesetze der Selbst-

erhaltung, das einer Großmacht schlechthin verbietet, sich einer fremden Gewalt unterzuordnen. Unerträglich aber ist, daß ein Staat, der keine Pflicht gegen Deutschland anerkennt, den Anspruch erhebt, unsere Geschicke nach seinem Gutdünken zu leiten. Jahrzehnte lang hat er unser constitutionelles Leben untergraben, weil er sich selber die Kraft nicht zutraute, eine constitutionelle Ordnung zu dulden. Noch heute hindert er jede nationale Reform in Deutschland, weil er selber des verjüngten Deutschlands Glied nicht sein kann — und wir ertragen es. Ein Gemisch aller Nationen, versichert dieser Staat gleichwohl fort und fort, daß er deutsch sei, während seine Organe zur selben Stunde den Magyaren betheuern, das Kaiserhaus sei immerdar gut ungarisch gewesen, den Slaven, es habe ein warmes Herz für die slavische Nation — und wir ertragen es. Betrachten wir das Verhalten des Kaiserstaates gegen die nationalen Bestrebungen der Völker, so stoßen wir Schritt für Schritt auf Züge, die jedes sittliche Gefühl empören müssen und doch im Wesen dieses Staates tief begründet sind. Gedenken wir, wie in dem schönsten Jahre der österreichischen Geschichte, 1809, Erzherzog Karl im k. k. Auftrage den deutschen Nationalkrieg ankündigte und gleichzeitig Erzherzog Johann, ebenfalls im k. k. Auftrage, den Italienern versicherte, jetzt gelte es den Kampf für die Nationalfreiheit Italiens — oder wie im Sommer 1848 der Südslavenhäuptling Jellacic unter dem Jubel der Wiener, mit k. k. Gutheißung, Deutschland hoch leben ließ und einige Monate darauf, abermals auf k. k. Befehl, die Kroaten zum Blutbade wider die Deutschen führte: so schauen wir eine Staatskunst, welche, milde gesprochen, eine deutsche nicht ist. Die Nationen des Donaureichs, bunt durch einander gewürfelt wie sie sind, werden wohl oder übel mit einer Hauspolitik sich vertragen müssen, die allen Nationen in raschem Wechsel schmeichelt, um schließlich über alle durch Theilung zu herrschen. Wir Deutschen aber schauen vor uns die Möglichkeit, auf rein-deutschem Gebiete ein nationales Staatswesen zu gründen, und die Verachtung aller Welt wird auf unserem Haupte lasten, wenn wir vor solcher Arbeit zurückschrecken aus gemüthlicher Rücksicht für ein halbfremdes Nachbarland.

„Aber," ruft man (und dieser Einwurf gilt für unwiderleglich), „wir können Oesterreichs nicht entbehren. Wie oft sind während der französischen Kriege Preußen und Oesterreich vereinzelt geschlagen worden; erst als sie sich versöhnten, ward ihnen der Sieg." Wunderliche Verwirrung der Begriffe, die recht deutlich zeigt, zu welchen Thorheiten

die sentimentale Betrachtung der Geschichte führt! Also, weil Frankreich einmal vor Jahren eine Uebermacht erlangte, die nur durch die Verbündung des gesammten Europas gebrochen werden konnte, deshalb müssen Oesterreich und Preußen im deutschen Bunde zusammen stehen! Sieht man denn nicht, daß sich genau mit denselben Gründen auch der Eintritt Englands und Rußlands in den deutschen Bund als nothwendig erweisen läßt? Nein, Oesterreich und Preußen haben oft mit Recht für gemeinsame Zwecke das Schwert gezogen; aber ebenso oft ist es geschehen (die geheime Geschichte der Freiheitskriege selber mag dies beweisen) und ebenso oft wird es geschehen, daß die Interessen beider Staaten einander schnurstracks zuwiderlaufen. Preußen kann mit Oesterreich gehen „nur soweit es uns bequem ist,“ wie ein preußischer Staatsmann sehr richtig sagte. Zwei Großmächte, die im Wesentlichen sich selbst genügen und einige Interessen gemein haben, verkehren nur dann in ungereizter, achtungsvoller Weise mit einander, wenn sie sich durchaus selbständig gegenüber stehen und dann und wann für gemeinsame Zwecke vorübergehende Allianzen schließen. Und in der That, seit Friedrich dem Großen bis zum jüngsten schleswig-holsteinischen Kriege haben Oesterreich und Preußen, so oft sie ein gemeinsames Ziel erstrebten, sich regelmäßig als unabhängige Mächte, oftmals mit offenbarer Uebertretung der Reichs- und Bundesgesetze, zu einer völkerrechtlichen Allianz verbunden. Solches Verfahren, mag es den blinden Verehrern des Bundestags noch so ruchlos erscheinen, ist das einzig mögliche für zwei europäische Mächte. Ihre Stellung im deutschen Bunde hat diese gelegentlichen Verbindungen nicht erleichtert, sondern erschwert; denn als Bundesglieder sind sie unvermeidlich gezwungen, um den herrschenden Einfluß in Deutschland zu streiten, köstliche Kräfte zu vergeuden, um sich gegenseitig zu beobachten und zu schädigen. Auf dem Wiener Congresse wußte man dies sehr wohl. Unter allen Feinden Deutschlands ging damals die schadenfrohe Rede, wie schön, daß man die beiden Staaten „zusammengekoppelt“ und also geschwächt habe. Dies Verhältniß wechselseitiger Eifersucht und Schädigung wird nothwendig fortdauern, bis entweder Preußen auf das Maß eines Kleinstaates herabgedrückt oder Oesterreich gänzlich ausgeschieden ist aus dem deutschen Staatsleben. Es liegt auf der Hand, daß auch der weitere völkerrechtliche Bund des preußisch-deutschen Bundesstaats mit Oesterreich, den die Frankfurter Reichsverfassung und die Berliner Unionsentwürfe vorschlugen, den Hader der beiden Mächte nicht versöhnen würde. Oester-

reich wird in Wahrheit geschwächt durch seine Stellung im deutschen Bunde, wird dadurch gehindert, mit ungetheilter Kraft jenes Werk der inneren Verschmelzung und Versöhnung zu vollführen, das für dies Gemisch feindseliger Nationen das oberste Bedürfniß bleibt. Darum schreckt uns auch nicht die, von vielen Wohlmeinenden und schon im Jahre 1810 in einer denkwürdigen österreichischen Staatsschrift, ausgesprochene Befürchtung, die deutsche Cultur in Oesterreich werde nach der politischen Trennung von Deutschland verkümmern und überwuchert werden durch das Slaventhum. Welchen erdenklichen Gewinn hat denn die deutsche Nationalität in Oesterreich aus der politischen Verbindung mit Deutschland bisher gezogen? Im Gegentheil: ist Oesterreich einmal aus der deutschen Politik ausgeschieden und jeder Anlaß des Mißtrauens beseitigt, das jetzt noch fort und fort Deutsch-Oesterreicher und Norddeutsche einander entfremdet, dann wird das Deutschthum in Oesterreich sich kräftigen durch einen regeren Verkehr mit dem Geistesleben Deutschlands.

Doch es ist müßig, nachzuweisen, daß die Herrschaft Oesterreichs in Deutschland und Italien ein Unglück bleibt für Oesterreich selber. Gewiß, ein glückliches Verfassungsleben ist in Oesterreich so lange ungesichert, als der Staat Provinzen besitzt, die er nur durch die Säbelherrschaft behaupten kann. Ebenso gewiß werden Deutschland und Oesterreich dann erst ehrliche Bundesgenossen werden, dann erst klar erkennen, wie viele wichtige Interessen ihnen beiden gemein sind, wenn Oesterreichs herrschende Stellung in Deutschland — dieser Quell jahrhundertelanger Kämpfe — verschwunden ist. Aber leider, kein mächtiger Staat verzichtet freiwillig auf seinen Besitzstand, selbst wenn er diesen als unhaltbar erkennen sollte. Am allermindesten ist die Weisheit der Entsagung zu erwarten von dem Hause Habsburg-Lothringen und dem unbelehrbaren Dünkel seiner altkaiserlichen Ueberlieferungen. Den Anspruch auf die Oberhoheit in Italien rechtfertigte noch Fürst Metternich mit der Würde der Dynastie „als Nachfolger der römischen Kaiser,“ und uns Deutschen gegenüber hegt der Wiener Hof noch unverbrüchlich dieselbe Gesinnung, welche der Freiherr von Gemmingen im kaiserlichen Auftrage in seiner Anklageschrift wider den Fürstenbund Friedrichs des Großen aussprach: „das Haus Oesterreich muß entweder das Oberhaupt oder der Feind des deutschen Reiches sein.“ In den Tagen Felix Schwarzenberg's, da im Rausche des Siegs die alte Habsburgische Zurückhaltung vergessen ward, erscholl aus dem österreichischen

Lager der Hohnruf: „wenn der Kaiser ruft, müssen die Markgrafen folgen!“ Während der deutschen Revolution forderten Heißsporne der österreichischen Partei geradezu Verlegung des deutschen Parlaments nach Wien. Mit solcher Herrschsucht ist auf die Dauer nicht im Frieden zu verhandeln. Drei Wege liegen vor uns. Entweder Fortdauer des heutigen Zustandes, Fortdauer jener unwahren Vermischung bündischer und nichtbündischer Länder, deren schmachvolle Folgen vor Aller Augen liegen. Oder Gründung des von Schwarzenberg erhofften mitteleuropäischen Reiches unter Oesterreichs Oberhoheit; dann würden die höchsten Interessen des großen deutschen Volkes in der Rechnung der herrschenden Hauspolitik nur einen Faktor neben vielen andern bilden, einen Faktor, der vielleicht ein wenig mehr Werth hätte, als die Interessen der Czechen und Magyaren, der Raizen und Hannaken. Oder endlich Trennung von Oesterreich, Errichtung eines nationalen Staats. Bei der nächsten europäischen Krisis, bei dem nächsten Rassenkampfe, der Oesterreich heimsucht, wird sich zeigen, ob die Deutschen noch immer sich von wohllautenden Phrasen nähren, noch immer, wie Herr v. Radowitz, die Verlegenheit ihrer österreichischen Brüder nicht benutzen wollen, oder ob sie Mannes genug sind ihre nationale Pflicht zu thun.

Die Fragen, welche heute den deutschen Patrioten bewegen, sind mannichfach verwandt mit jenen, welche der Nordamerikaner vor neunzig Jahren erwägen mußte. Auch dort bestand eine in ihren Anfängen durchaus natürliche und gesunde Verbindung zweier stammverwandter Länder, ja, die Colonien waren mit dem Mutterlande durch ein Band der Dankbarkeit verkettet, das uns mit Oesterreich nicht verbindet. Der Druck, den England auf Amerika ausübte, war zum mindesten nicht schwerer als die Lähmung des deutschen Staatslebens durch Oesterreich. Dennoch trieb der unversöhnliche Gegensatz der politischen Interessen nothwendig zur Trennung. Ein unseliges, wahrhaft tragisches Moment erschwert den Deutschen einen ähnlichen Entschluß. Wir müssen das Fortbestehen des Donaureichs in seiner Hauptmasse aufrichtig wünschen; aber unsere eigene Zukunft liegt uns natürlich mehr am Herzen als die Erhaltung Oesterreichs. So kann es sich denn leicht fügen, daß Preußen sich einst gezwungen sehen wird zur Verbindung mit Oesterreichs inneren Feinden — ein Gedanke, der schon unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. wiederholt auftauchte. Inzwischen soll der deutsche Patriot, der die Nothwendigkeit der Trennung von Oesterreich erkennt und

ehrlich ausspricht, zu dem vielen Schweren, das wir leiden müssen um unseres Landes willen, auch noch ein leichtes Ungemach gleichmüthig auf seine Schultern nehmen: er soll ertragen, daß die Kurzsichtigen und die Heuchler ihn einen Verräther schimpfen. Ist dereinst die unnatürliche politische Verbindung zerrissen, dann wird der Deutsch-Oesterreicher über die vollzogene Trennung ähnlich urtheilen wie heute der Engländer über den Unabhängigkeitskrieg der Nordamerikaner. Er wird sagen: die Deutschen haben ihre Pflicht gethan, der geistige und wirthschaftliche Verkehr beider Länder ist nach der politischen Trennung lebhafter, inniger denn zuvor. —

Wir sahen, von einem lebensvollen Bundesstaate kann nicht die Rede sein, so lange nicht mindestens seine räumlichen Grenzen unzweifelhaft fest stehen, sämmtliche Bundesgenossen nicht mit ihrem ganzen Gebiete ihm angehören. Wir gehen weiter. Ein Bundesstaat ist unhaltbar, wenn nicht die Bundesgenossen durch starke Interessen und Sympathien zusammengehalten werden. Daß solche geistige und materielle Bande die deutsche Nation zusammenschließen, wird niemand bestreiten. Aber diese Gemeinschaft der Bedürfnisse und Neigungen kann auch so stark und innig werden, daß die Nation sich mit einem föderativen Dasein nicht mehr begnügen kann und zum Einheitsstaate fortschreiten muß. In solchem Falle befanden sich die Niederlande, nachdem sie das französische Joch abgeschüttelt. Ob ähnliche Zustände heute in Deutschland vorliegen, auf diese Frage kommen wir zurück.

Ein Bundesstaat setzt ferner einige Gleichheit der politischen Einrichtungen in den Einzelstaaten voraus. Staaten, deren Bürger ein sehr verschiedenes Maß politischer Rechte besitzen, können nicht ohne schwere Gefährdung des inneren Friedens eine so innige Verbindung unter sich eingehen. Darum verlangt die schweizerische Bundesverfassung von den Cantonen die republikanische Staatsform, läßt aber die Wahl frei zwischen der „demokratischen" und der „repräsentativen" Form der Republik. Weiter gehen die Amendements zur Bundesverfassung von Nordamerika, sie schreiben Grundrechte vor, die den Bürgern von allen Einzelstaaten gewährt werden müssen. Auch diese Voraussetzung des Bundesstaats ist in Deutschland vorhanden. Die Anomalie der politischen Zustände in Mecklenburg und den Hansestädten kommt kaum in Betracht. Deutschland besteht durchgängig aus monarchischen Staaten mit schwachen Anfängen constitutionellen Lebens.

Verwickelter erscheinen die Dinge, wenn wir das innere Staatsleben der Einzelstaaten schärfer in's Auge fassen. Der Bundesstaat ist bisher nur in demokratischen Staatenverbindungen durchgeführt worden. Schon diese Thatsache muß ernste Bedenken erregen. Der Staat ist keine äußerliche, nach Belieben in die Ferne zu übertragende Ordnung. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Deutschland als Ganzes eine ähnliche Verfassung wie die Schweiz und Nordamerika auf die Dauer ertragen sollte, so lange seine Einzelstaaten ein durchaus anderes Staatsrecht haben als die Cantone der Schweiz und die Vereinigten Staaten. Die Bundesverfassung jener beiden Republiken läßt sich ohne die republikanische Staatsform ebenso wenig denken wie ein Papstthum ohne Papst. Die scharfblickenden Verfasser des Federalist setzten bei ihrem Bundesstaatsplane die Demokratie als selbstverständlich voraus. Neuerdings war Daniel Manin derselben Meinung. Auch John Stuart Mill hält einen Bundesstaat von Monarchien für unmöglich. Sogar der enthusiastische Verehrer der Föderativverfassungen, Edward Freeman, der Verfasser der gründlichen history of federal government, wagt einem monarchischen Bundesstaate höchstens die Dauer eines Menschenalters vorauszusagen. Keine Frage: die Idee der Föderation ist ein wesentlich republikanischer, oder genauer: ein demokratischer Gedanke. Jede Föderation, will sie nicht untergehen, strebt auf irgend einem Wege danach, daß die Minderheit sich der Mehrheit füge. Die Herrschaft der Mehrheit ist ein der Demokratie geläufiger, unbestrittener Grundsatz. Von den Monarchen dagegen wird erwartet, daß sie die Einheit ihres Staats nach außen vertreten, daß ein stolzes Bewußtsein ihrer souveränen Würde sie beseele. Dürfen wir billigerweise von souveränen Fürsten neben solchen Gesinnungen auch noch die collegialische Gefälligkeit, die Bereitwilligkeit der Mehrheit zu weichen verlangen? Halte man es nicht für einen Zufall, daß von allen Staatenvereinen der Geschichte der Bund der deutschen Monarchien weitaus der zwieträchtigste und krankhafteste gewesen ist, und auch die aristokratischen Föderationen selten das Bild der Kraft und der Gesundheit darboten. Der Sprachgebrauch in der Zeit des heiligen Reichs beweist, daß der Instinkt des Volkes diese Wahrheiten dunkel fühlte; man nannte das Reich gern „die erlauchte Republik deutscher Fürsten.“ Solch ein Name klingt stattlich für romantische Ohren. Unwillkürlich steigt dabei vor unserem Geiste auf das majestätische Bild jenes Senats von Königen, dessen Rom sich rühmte. Der Politiker aber soll fragen: ob denn eine Republik von

Fürsten praktisch etwas Anderes und Tüchtigeres sein kann als — was sie dem Wortlaute nach zu sein scheint — eine contradictio in adjecto? Die deutschen Monarchen haben bewiesen, daß sie zur Noth einen Staatenbund ertragen können, in welchem entweder gar nichts beschlossen oder der dynastische Stolz gebrochen wird durch die Drohungen der Uebermacht. Werden sie auch im Stande sein, einer strengen bundesstaatlichen Ordnung sich zu fügen?

Der Uebergang aus dem Staatenbunde in den Bundesstaat vollzieht sich in Republiken, wenn auch unter Kämpfen, doch nicht allzu mühselig, sobald erst demokratische Institutionen und Sitten zum unbestrittenen Siege gelangt sind. Das Verlangen, sämmtliche Einzelstaaten müßten der Verfassungsänderung zustimmen, erscheint einem an die Herrschaft der Mehrheit gewöhnten Volke lächerlich. In Nordamerika wagte zur Zeit der Errichtung der heutigen Bundesverfassung ein solcher Anspruch nicht einmal laut zu werden. Die Verfassungen der Eidgenossenschaft und der Union sind beide durch den Beschluß der Mehrheit der Einzelstaaten gegründet. — Unfehlbar müssen sich in einem losen demokratischen Staatenbunde schwere sociale und politische Leiden entwickeln, welche Jedermann am eigenen Leibe empfindet. Nun braucht ein souveränes Volk gemeinhin lange Zeit, um die Nothwendigkeit einer Reform zu begreifen, doch es schreitet entschlossen ans Werk, wenn es einmal die bösen Folgen verfehlter Institutionen schmerzlich gefühlt hat. So siegte in Nordamerika über alle Bedenken des Particularismus das Interesse des tief darnieder gebeugten Handels. Man erkannte, nur eine starke Bundesgewalt könne den Verkehr schützen und der Zollschranken entledigen. — Der Entschluß zum Bundesstaate fortzuschreiten fällt einem demokratischen Staatenbunde auch darum nicht schwer, weil dabei niemandem ein Opfer ohne volle Entschädigung zugemuthet wird. Alle Rechte, welche das souveräne Volk von Massachusetts an die Union abgetreten hat, sind ihm als einem Gliede der Union zurückgegeben worden. Dies Volk entscheidet noch heute durch seine gewählten Abgeordneten über die Fragen der auswärtigen, der Handelspolitik u. s. f.; nur erfolgt diese Entscheidung nicht mehr in der gesetzgebenden Versammlung des Einzelstaates, sondern in dem Congresse der Union.

Wie anders, wie viel ungünstiger steht dies alles in einem monarchischen Staatenbunde! Was der Demokratie als Widersinn erscheint, gilt in der Monarchie als unverbrüchlicher Grundsatz: jeder Souverän ist dem andern gleich, also kann der Uebergang zum Bundes-

staate nur durch freiwillige Zustimmung sämmtlicher Bundesfürsten erfolgen. So recht im Geiste der monarchischen Legitimität verlangte König Friedrich Wilhelm IV., selbst der Schein eines indirekten Zwanges dürfe der freien Uebereinstimmung der Souveräne nicht anhaften. In aristokratischen Staatenbünden zeigt sich, beiläufig, dieselbe Erscheinung. Die Oligarchie der souveränen Stadträthe und Provinzialstaaten der Niederlande widersetzte sich beharrlich bis zu ihrem Untergange jedem Versuche, das liberum veto der Staaten zu beseitigen; und in der Schweiz ist die Bundesreform dann erst durchgedrungen, als die Herrlichkeit der regimentsfähigen Burger von Bern und aller anderen Aristokratien in der Eidgenossenschaft ein Ende hatte. — Jene schweren nationalen Leiden, welche in Demokratien den Particularismus brechen, können in Monarchien eine so durchschlagende Wirkung nicht haben. Die Kronen werden ja von der Erschwerung des Handels und anderem Ungemach der getreuen Unterthanen nicht unmittelbar betroffen. Die Zersplitterung der Wehrkraft kann nur im Falle eines unglücklichen Krieges Folgen herbeiführen, welche von den Höfen unmittelbar schmerzlich empfunden würden; solche Tage kriegerischen Sturmes sind indeß wenig geeignet für friedliche Reformen. „Die Souveränität ist ein Mißbrauch, aber ich befinde mich wohl dabei,“ sagte ein deutscher Fürst zu dem Freiherrn vom Stein und bewies also, daß an den Höfen deutscher Kleinfürsten die klare Erkenntniß der Nichtswürdigkeit des Bestehenden sich sehr wohl verträgt mit dem festen Willen nichts daran zu ändern. Die deutsche Bundesstaatspartei hat auch darum weniger Aussicht auf Erfolg als weiland die Föderalisten in der Union, weil sie den Souveränen schwere Opfer zumuthet ohne jede Entschädigung. Man pflegt diese Dinge gern mit dem Auge des Moralisten zu betrachten und zu fragen: sollten deutsche Fürsten ihrer Nation die Abtretung von Rechten versagen, welche sie ohne Zögern an Napoleon hingaben? Bittere Frage! Aber ist denn ganz vergessen, wie königlich Napoleon seine Vasallen zu belohnen verstand? Wenn ein Fürst auf Erden nichts Höheres kennt als den Glanz seines Hauses, und die Verbindung mit dem Feinde Deutschlands ihm die Aussicht gewährt auf die souveräne Königskrone, auf ein dreifach vergrößertes Ländergebiet: dann wahrlich ist es lohnend einen Protector zu ertragen. Friedrich August von Sachsen hat nie begreifen können, was er denn im Jahre 1806 gesündigt habe. Dem norddeutschen Bunde, den Preußen stiften wollte, verweigerte er jedes Zugeständniß, obgleich Preußen

die Selbständigkeit Hessens und Sachsens mit übertriebener Schüchternheit schonte; einige Monate später war er ein Vasall Napoleon's. Sehr natürlich. Napoleon ließ dem sächsischen Gesandten zuflüstern, Preußen wolle den kleinen Nachbarstaat erobern. Die plumpe List erreichte ihren Zweck; denn eine erbliche Verblendung, davon nur wenige ausgezeichnete Staatsmänner sich frei halten, verführt die Lenker der Mittelstaaten immer aufs neue, sich lieber von dem Feinde mit Scorpionen peitschen zu lassen, als die milde Leitung des Freundes zu ertragen. Dazu kam: der Bund mit Preußen verhieß für Kursachsen keinen wesentlichen Länderzuwachs, die Unterwerfung unter Napoleon brachte ihm das Großherzogthum Warschau. Die deutsche Bundesstaatspartei aber ist heute in derselben Lage wie Preußen im Sommer 1806: sie ist nicht im Stande, unseren Souveränen eine Entschädigung zu versprechen.

Und welche Rechte sind es, deren freiwillige Abtretung ohne Entschädigung die Anhänger der Frankfurter Reichsverfassung von Deutschlands Fürsten erwarten? Auch in der bescheidensten, der lockersten Form des Bundesstaates muß die Centralgewalt mindestens zwei Befugnisse ausschließlich besitzen: die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und, wenigstens in Kriegszeiten, die Verfügung über das Bundesheer. Nun spottet man gemeinhin: „das Recht selbständiger Kriegführung steht den Bundesfürsten auch heute nicht zu; was will sie also heißen, jene Kriegsherrlichkeit im Frieden, deren Abschaffung wir verlangen? und wie werthlos ist doch die selbständige Leitung der auswärtigen Angelegenheiten durch die Kleinstaaten, sie hat ja lediglich zur Folge, daß einige Dutzend Müßiggänger mehr an den europäischen Höfen antichambriren!“ Ich erwidere: in solcher Weise werden diese Dinge von den Regierten beurtheilt. Hier aber handelt es sich um die Meinung der Regierenden, und Jedermann sieht, daß jene beiden Rechte von den Souveränen sehr hoch geschätzt werden. An der Mehrzahl unserer Höfe herrscht die Meinung, das Heer sei die natürliche Stütze des Thrones. Ein höchstpersönliches Band umschlingt den Kriegsherrn und sein Heer; die meisten deutschen Fürsten fühlen sich als Offiziere, zeigen sich nur in militärischer Kleidung. Und selbst der Fürst von Reuß jüngerer Linie würde glauben auszuscheiden aus der Familie der Souveräne Europas, wenn er nicht mehr mindestens zu Wien einen Geschäftsträger hielte. Ihre Diplomatie, ihre dem Kriegsherrn allein verpflichteten Heere geben unseren Fürsten — nicht rechtlich, aber thatsächlich — die Möglichkeit,

in Zeiten der Noth abermals den Schutz des Auslandes zu suchen. Rechte, welche solche Folgen haben können, darf niemand unbedeutend nennen. Und entsinnen wir uns, daß noch vor wenigen Monaten deutsche Patrioten zur Rettung der deutschen Nation ernstlich an einen neuen Rheinbund dachten, so können wir nicht für unmöglich halten, daß einmal in höchster Bedrängniß deutsche Fürsten zur Rettung ihres Hauses denselben Plan hegen werden. Noch vor einigen Jahren erklärte der Graf v. Borries, Hannover werde lieber Frankreichs Hilfe anrufen als zu Gunsten einer preußischen Centralgewalt einen Theil seiner Souveränität opfern. Noch mehr: nach jener Auffassung des constitutionellen Systems, welche in den deutschen Staaten vorherrscht, sind die auswärtigen und die Militärsachen die einzigen wichtigen Staatsangelegenheiten, worüber die Krone ohne die Einmischung der Landstände entscheidet. Und gerade dies letzte theuerste Bollwerk des Absolutismus wollt ihr stürmen! Ein Fürst, in allen Fragen des Civildienstes von seinen Landständen wo nicht beschränkt, so doch geärgert und beobachtet, überdies verpflichtet (was in einem Bundesstaate unerläßlich ist), jeden ernsten Streit mit seinen Ständen dem Spruche eines Reichsgerichts zu unterwerfen, und zu alledem der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gänzlich, der Leitung des Heeres fast vollständig beraubt — ein solcher Fürst ist allerdings in einer wenig beneidenswerthen Lage. Er hat nicht einmal die Befugniß, welche Hegel irrthümlich dem constitutionellen Könige zuschrieb, das Pünktchen auf das i zu setzen. Man sage nicht: auch die Gründung des constitutionellen Systems war eine harte Zumuthung an die Monarchen, und dennoch sind sie darauf eingegangen. Dieser Vergleich hinkt kläglich. Im constitutionellen Staate besteht der unverbrüchliche Grundsatz, daß nichts gegen den Willen der Krone geschehen darf. Im Bundesstaate aber muß allerdings die auswärtige Politik sehr oft gegen den Willen, jedenfalls ohne die Zustimmung der Bundesfürsten geleitet werden. Nein, es ist ein schweres, unerhörtes Opfer, was die Bundesstaatspartei von den deutschen Fürsten verlangt. Ist es wahrscheinlich, daß erbliche, unverantwortliche, unabsetzbare Souveräne freiwillig einem solchen Ansinnen weichen und sich dafür mit dem stolzen Bewußtsein trösten werden: wir haben verzichtet zu Ehren des deutschen Namens!? Ist von dem hohen Adel deutscher Nation nach dem Verlaufe seiner Geschichte ein solcher Entschluß zu erwarten?

Die bürgerliche Gesittung unseres Jahrhunderts hat auch auf die

Höhen der Gesellschaft heilsam eingewirkt. Unsere Höfe leben anständig oder vermeiden doch das öffentliche Aergerniß. Aber mit den argen Tyrannen, den zuchtlosen Weibern des achtzehnten Jahrhunderts scheint auch die große Leidenschaft, das große Talent in den meisten deutschen Dynastien begraben zu sein. Die jüngste Geschichte unserer Höfe ist ermüdend eintönig wegen des Mangels an originellen Charakteren. Die Mehrzahl der erlauchten Häupter zeigt eine erschreckende Familienähnlichkeit, die wohlmeinende Mittelmäßigkeit herrscht fast überall vor. Und dieser von der Natur nicht sehr verschwenderisch ausgestatteten fürstlichen Generation ist von früh auf die Seele genährt worden mit der Lehre vom „monarchischen Princip“ und mit den Ueberlieferungen der particularistischen Mythologie. Von Kindesbeinen an umgiebt sie jener höfische Adel, der ein Fluch Deutschlands ist, denn er hat kein Vaterland, und verkümmert er nicht völlig in stumpfer Selbstsucht, so schwingt er sich doch höchstens auf zur ritterlichen Anhänglichkeit an die Person des Fürsten und das fürstliche Haus.

Der Verkehr der heranwachsenden Fürsten mit dem Volke ist gemeinhin oberflächlich und geschieht selten in solcher Weise, daß sie sich gezwungen sehen, groß zu denken von den Menschen. Die Ideale unserer Nation erwärmen nur selten das Herz ihrer Fürsten, denn unsere nationalen Helden waren zumeist Charaktere von sehr geringer „engerer Vaterlandsliebe“, und die großen Tage unserer neueren Geschichte sind nur zu oft die Zeiten der Schande einzelner Dynastien gewesen. Ja, sogar sich schlichtweg und ohne Vorbehalt als Deutsche zu fühlen kann den Herren unserer kleinen Höfe nicht leicht werden, die so vielfach mit den Herrschergeschlechtern des Auslandes verschwägert sind. Alles dies und die Enge der Kleinstaaterei, die eine starke Staatsgesinnung nicht aufkommen läßt, muß die Mehrzahl der deutschen Fürsten zu einer rein dynastischen Auffassung des Staatslebens führen. Vergeblich versuchen die Doctrinäre des Constitutionalismus dies zu leugnen.

Die dynastische Politik ist in Deutschland historisch. Im heiligen Reiche war sie sogar durch das Staatsrecht anerkannt. Auf dem Reichstage wurden bekanntlich nicht die deutschen Staaten vertreten, sondern die fürstlichen Häuser. Ward die Creirung einer neuen Stimme im Fürstenrathe beantragt, so pflegte man als Gründe anzuführen den Glanz und die Verdienste der vorgeschlagenen Dynastie, doch nie die Bedeutung ihres Territoriums. Innerhalb eines solchen Staatsrechts mußte naturgemäß jene Politik gedeihen, welche zur Bereicherung des fürstlichen Hauses

die Landeskinder unbedenklich in die Fremde verkaufte, ohne die leiseste Rücksicht auf die Pflichten gegen Deutschland begehrlich die Hand ausstreckte nach den Kronen von England, Schweden, Polen, Rußland. Es war eine weitere Consequenz dieser dynastischen Staatskunst, daß der Reichsdeputationshauptschluß zwar das Reich der edelsten Provinzen beraubte, die Dynastien aber glänzend entschädigte; den Höfen schien dies selbstverständlich. Nur ein kleiner letzter Schritt führte von da zum Rheinbunde. Auch in der Geschichte republikanischer Staatenvereine finden wir Züge frecher Selbstsucht, wiederholte Anrufungen des Auslandes im Kampfe gegen die heimischen Bundesgenossen. Aber jene verblendeten Radicalen der Schweiz und der Niederlande, die mit fremder Hilfe die helvetische und batavische Republik gründeten, erstrebten doch das Heil ihres Vaterlandes, obschon mit verwerflichen Mitteln. Eine so freudige Losreißung von der eigenen Nation, einen so tödlichen Haß sogar gegen den Namen des Vaterlandes, wie die dynastische Politik des Rheinbundes sie aufweist, suchen wir in republikanischen Staatenbünden vergeblich. Auch im deutschen Bunde — dem Bunde der Fürsten, nicht der Staaten — ist die streng dynastische Auffassung des Staatslebens staatsrechtlich anerkannt. Daß im Staate das öffentliche Wohl höchstes Gesetz sei, dieser Gedanke ward den gebildeten Deutschen längst geläufig. Darüber vergessen wir allzuleicht, daß an vielen deutschen Höfen die grundverschiedene Meinung herrscht, welche den Bestand des Fürstenhauses als das oberste politische Interesse betrachtet. Hören wir auf die Herzensergießungen einzelner offenherziger gekrönter Häupter, so begegnet uns überall die fröhliche Zuversicht, das ur- und stammwüchsige fürstliche Haus, das urangestammte Welfenhaus werde blühen bis an das Ende der Tage; vom Staate ist da gar nicht die Rede. Eine liebenswürdige Prinzessin aus einem deutschen Kleinkönigshause beschwerte sich kürzlich über eine allerdings hochtrabende Aeußerung eines Erzherzogs und fügte entrüstet hinzu: „und unsere Familie ist doch viel älter als die österreichische!“ Halte man solche Worte ja nicht blos für einen Einfall einer jungen Dame. In den wichtigsten Staatsfragen haben die kleinen Höfe bereits die gleiche Gesinnung erprobt. Im Jahre 1785 und wieder zwanzig Jahre später, als Preußen einen Fürstenbund zu stiften versuchte, verlangte Sachsen als das vornehmere Haus die erste Stelle und betrachtete es als eine besondere, durch Annexionen zu belohnende Gnade, wenn es an Preußen — oder vielmehr „an den brandenburgischen Kreis“ — die Führung überließe. Wäh-

rend des preußisch-anhaltischen Zollstreites versicherten die anhaltischen Lohnschreiber hartnäckig, wäre alles mit rechten Dingen zugegangen, so müßten die Hohenzollern jetzt Vasallen der Ascanier sein. Allenfalls dem Hause Habsburg-Lothringen gesteht man in althergebrachter Ehrfurcht den Vorrang zu. Die Hohenzollern aber sind unseres Gleichen; ihre Familie hat nur bessere Carriere gemacht, als die unsere! Die an den Höfen übliche tendenziös gefärbte Darstellung der preußischen Geschichte, vornehmlich der Theilung Sachsens, ist nicht dazu angethan, solche Ansichten zu berichtigen. Das Standesbewußtsein unserer Souveräne verrieth sich in sehr lehrreicher Weise, als auf dem Frankfurter Fürstentage der Vorschlag laut ward, den Mediatisirten ein Stimmrecht am Bunde zu gewähren. Alsbald erhoben sich schwere Bedenken wider solche Begünstigung von Unterthanen. In diesem Hochmuthe begegnete sich der Welfenkönig mit kleinen Herren, deren Reich eine geringere Bevölkerung umschließt, als die große Friedrichsstraße in Berlin.

Wie können kleine Höfe, die seit Jahrhunderten eine dynastische Politik geführt, zu der nationalen Reformbewegung sich stellen? Keine deutsche Dynastie, die nicht vor Zeiten sich erhebliche Verdienste um ihr Land erworben hätte. In allen Staaten hat die dynastische Politik irgend einmal begriffen, daß der Glanz des Fürstenhauses am sichersten durch das Wohl des Landes gefördert werde. Man hegt an den Höfen diese Verdienste treulich im Gedächtniß, man ist sich sogar bewußt, durch die Verleihung der Verfassung dem Lande große Opfer gebracht zu haben; und dennoch, trotz so bedeutender Gewährungen, kommt die Nation nie zur Ruhe. Was Wunder, wenn von den kleinen Dynastien die nationale Partei als ein Haufe frecher Ruhestörer angesehen wird? Andererseits kann man sich doch nicht befreien von dem Bewußtsein schwerer Sünden; man weiß, daß der deutschen Nation wiederholt die heiligsten Versprechungen gegeben und gebrochen wurden. Man beginnt dunkel zu fühlen, daß die Fürsten heute der Nation nicht mehr sind was sie ihr vordem waren. Dazu der Mark und Bein erschütternde Eindruck der italienischen Revolution! Auch der Nichteingeweihte weiß, daß eine lange Reihe deutscher regierender Herren die Fortdauer ihrer Dynastie nur noch nach Jahren berechnet. Von so trüben Ahnungen erholt man sich dann wieder bei dem Gedanken, der in unbewachten Augenblicken an den kleinen Höfen sehr treuherzig ausgesprochen wird: die Deutschen sind ein geduldiges Volk und ermangeln der revolutio-

nären Thatkraft. Aus all diesen widersprechenden Empfindungen geht endlich jene Politik des Hinhaltens, jenes Leben aus der Hand in den Mund, jenes ängstliche Haschen nach jedem rettenden Strohhalme hervor, wovon die jüngsten Jahre so denkwürdige Beispiele gebracht. Die deutsche Nation wird nicht vergessen, daß ihr hoher Adel in Baden-Baden sich um den Prinz-Regenten von Preußen schaarte und nur drei Jahre später sich „gehorsamst meldend“ auf dem k. k. Fürstencongresse zu Frankfurt einfand. Wohl rühmt sich Deutschland einzelner Fürsten, die eine reine nationale Begeisterung, ein hochherziger Opfermuth beseelt, und es ist kaum möglich, den Werth dieser Männer zu überschätzen, die unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen sich zu echter Vornehmheit des Sinnes hindurchgerungen. Solche Ausnahmen heben die Regel nicht auf, daß an den kleinen Höfen dynastische Politik getrieben wird. Die Beweggründe dieser Staatskunst klingen oftmals sehr löblich; man sagt sich: ich verwalte fremdes Gut, ich bin meinem Hause dafür verantwortlich, daß seine Souveränität nicht geschmälert werde.

Wir können uns nicht darüber täuschen: auf sehr schwachen Füßen steht die Hoffnung, der deutsche Bundesstaat werde friedlich, durch einen rechtzeitigen großherzigen Entschluß der Dynastien, gegründet werden. Das Ideal unserer Föderalisten kann nach menschlichem Ermessen nur dann in's Leben treten, wenn der preußische Staat, gestützt auf eine nachhaltige Volksbewegung oder auf sichere auswärtige Verbündete, zur rechten Stunde seine Macht gebraucht. Ein durch Gewalt entstandener Bundesstaat trägt aber, was auch Waitz zugesteht, in sich den Keim des Verderbens; ehrliche eidgenössische Gesinnung kann in ihm schwerlich gedeihen. Und noch mehr steht zu bezweifeln, ob der preußische Staat oder die deutsche Nation, wenn einmal ein hocherregter Augenblick ihre Kräfte entfesselt hat, sich mit einem Bundesstaate begnügen werden. Schon einmal ist das deutsche Volk in stürmischen Tagen vor den Thronen stehen geblieben; der Lohn für solche Mäßigung war die Wiederherstellung des Bundestags. Schon einmal hat Preußen mit dem Blute seiner Söhne die wankenden Throne deutscher Kleinfürsten aufs neue gefestigt; der Lohn für solche bundesfreundliche Hilfe war der Abfall der Geretteten zu den Feinden Preußens. Dergleichen Erfahrungen pflegen nicht vergessen zu werden. Erbarmungslos waltet in der Geschichte das Gesetz des historischen Undanks, kraft dessen jede politische Gewalt, wenn sie ihr Amt erfüllt hat und überflüssig geworden ist, unfehlbar beseitigt wird ohne alle Rück-

sicht auf ihre früheren Verdienste. Kraft dieses Rechtes reißen Colonien sich los von dem Mutterlande, das sie sorgsam hegte. Nach diesem Rechte hat unser monarchisches Beamtenthum, das den deutschen Bürger für den Staat erzogen, den Bauer zum freien Manne gemacht hat, Schritt für Schritt weichen müssen der Selbstverwaltung der Gemeinden und den constitutionellen Einrichtungen. Nach diesem Rechte wird auch das deutsche Kleinfürstenthum (sei es durch die Nation, sei es durch fremde Gewalt) vernichtet werden, sobald es nicht mehr wie sonst im Stande ist, etwas zu leisten für die Gesittung der Völker. Die Guten büßen in solchen großen historischen Krisen für die Sünden der Bösen.

Doch angenommen, der Bundesstaat der Frankfurter Parlamentsverfassung sei auf friedlichem oder gewaltsamem Wege in Deutschland eingeführt, er sei sogar gereinigt von den groben Widersprüchen und ultrademokratischen Bestimmungen, welche das Frankfurter Project enthält, es sei in ihm folgerichtig durchgeführt der nordamerikanische Grundsatz, daß die Centralgewalt ihre Beschlüsse durch eigene Kraft, ohne die Vermittlung der Einzelstaaten, durchführt — so bleibt noch immer die Frage offen: trägt ein Bundesstaat von Monarchien die Gewähr der Dauer in sich? Ich muß es bestreiten. — Robert von Mohl spricht in seiner trefflichen Geschichte der Staatswissenschaft seine Verwunderung darüber aus, daß die Demokratie Nordamerikas eine so feine, kunstvolle Staatsform, wie der Bundesstaat ist, so lange ertragen habe. Mir scheint umgekehrt nur dies erstaunlich, wie doch die Gründung dieser Verfassung möglich war, wie es gelungen ist, den massiven Menschenverstand eines demokratischen Volks zur Annahme einer so verwickelten Verfassung zu bewegen. Das Werk ward aufgerichtet in jenen großen Tagen, da das amerikanische Volk noch die Leitung einer natürlichen Aristokratie, einer geringen Zahl hochherziger und reichbegabter Staatsmänner ertrug. Daß jedoch der Bundesstaat in Amerika, einmal gegründet, kräftig fortbestand, scheint mir durchaus nicht wunderbar. Seine Verfassung ist mit seltener Weisheit auf die Eigenthümlichkeiten des demokratischen Staatslebens berechnet. In den Vereinigten Staaten besteht das Selfgovernment jeder Gemeinde seit der Gründung der Colonien als oberster politischer Grundsatz. Sollte diese echt demokratische Institution ungeschmälert erhalten bleiben, so war der Bundesstaat die allein mögliche Staatsform. Denn der einzige vernünftige Grund, welcher ein sich constituirendes Volk bewegen kann, den einfachen Formen des Einheitsstaats die complicirten

Formen des Bundesstaats vorzuziehen, ist dieser: der Bundesstaat verbindet mit einer zur Noth genügenden Staatseinheit nach außen eine freie Bewegung der Glieder im Innern, welche der Einheitsstaat in solchem Maße nicht gewähren kann. Diese Eigenthümlichkeit des Bundesstaats haben Montesquieu und Sismondi im Auge, wenn sie — sehr wenig correct — sagen, er vereinige die Vortheile der Monarchie mit denen der Republik. Nun aber leuchtet ein, daß dieser Vorzug des Bundesstaates nur in einem demokratischen Bundesstaate eine Wahrheit ist.

In Deutschland besteht nicht das Selfgovernment, sondern eine von dreißig kleinen Mittelpunkten ausgehende bureaukratische Centralisation; und wenngleich wir hoffen, daß diese Macht der Bureaukratie sich in Zukunft mindern werde, so wird doch in Deutschland — bei der Weltstellung und nach dem Verlaufe der Geschichte dieses Landes — ein nordamerikanisches Selfgovernment nie bestehen. Der eigenthümlichste Vorzug des nordamerikanischen Bundesstaats läßt sich also nicht auf Deutschland übertragen. — Sodann bietet der Bundesstaat eine überaus glückliche Ergänzung der Einseitigkeit der Demokratie. Die Demokratie eines so jungen Staates wie die Union zeichnet sich natürlich im Guten wie im Bösen durch große Beweglichkeit aus. Jede Bundesverfassung dagegen ist stabil; die Abänderung der Unionsverfassung von Amerika ist sogar so sehr erschwert, daß Lord Brougham, gewöhnt an die Allmacht des englischen Parlaments, irrthümlich aber erklärlicherweise, meinen konnte, das sei keine Staatsverfassung, sondern ein unabänderlicher Vertrag. Welch ein vortreffliches Gleichgewicht! Während in den Gliedern der Union ein rastloses Leben wogt und brandet, Welthandelsplätze aus dem Nichts erwachsen, neue Städte jählings entstehen und wieder verschwinden, neue Staaten dem Bunde sich einfügen, die alten zu immer kühneren demokratischen Formen fortschreiten, ist die Unionsverfassung durch viele Jahre unversehrt geblieben; sie war die feste Sonne inmitten der ruhelos kreisenden Gestirne dieser athemlosen Staatenwelt. Auch von diesem Vorzuge des Bundesstaates kann in Deutschland nicht die Rede sein. Andererseits ist der Bundesstaat eine überaus verwickelte, kunstvolle Staatsform — und hierin liegt unleugbar seine Schwäche. Dieser Nachtheil aber wird in einem demokratischen Bundesstaate wenig fühlbar. Denn die demokratische Verfassung der amerikanischen Einzelstaaten ist die einfachste Staatsform der modernen Welt, der Staat gleicht dort einer freien

Gesellschaft. Auf einer so einfachen, kunstlosen Grundlage läßt sich der verwickelte Bau des Bundesstaats sehr wohl aufführen. Die bureaukratisch-constitutionelle Monarchie dagegen, welche in Deutschland besteht, ist unzweifelhaft die complicirteste Staatsform, welche sich denken läßt. Schwerfällige Bewegung, Reibungen aller Art sind hier unvermeidlich. Nun denke man sich dreißig Staaten mit so künstlicher Verfassung verbunden zu der denkbar kunstvollsten Form des Staatenvereins! Man stelle sich dreißig Fürsten vor, die sich mit mehr denn vierzig Kammern wohl oder übel vertragen müssen, und über ihnen abermals einen Fürsten, der sich abermals mit einem Staatenhause und einem Abgeordnetenhause vertragen muß; man denke sich diesen ungeheuerlichen Körper außerdem durch einen weiteren Bund an Oesterreich gekettet und gezwungen sich mit dem auch keineswegs einfachen Organismus des Kaiserstaats abermals zu vertragen: — wahrlich, nicht ohne Schwindel können wir den Plan Heinrich von Gagerns betrachten. Ja, bei näherem Beschauen ergiebt sich, daß die Maschine dieses deutschen Bundesstaats, um überhaupt in Gang zu kommen, noch eines weiteren Rades bedarf. Ein Staatenhaus nach dem Muster des amerikanischen Senats repräsentirt nur die Staaten, nicht die Fürsten. Die Dynastien aber waren bisher im deutschen Staatenbunde Eines und Alles, sie werden verlangen im deutschen Bundesstaate mindestens etwas zu gelten, sie werden in Deutschland, so lange sie regieren, immer eine bedeutende Macht bilden. Will man also nicht das verderblichste geheime Ränkespiel hervorrufen, so muß ihnen mindestens die Gelegenheit geboten werden, ihre Meinung über Bundessachen offen auszusprechen. Der Bundesstaat deutscher Monarchien bedarf durchaus eines Reichsraths, einer berathenden Versammlung von fürstlichen Gesandten bei der Centralgewalt. Dieser Gedanke war im deutschen Parlamente der Ausführung sehr nahe; der alte Jahn hat ihn mit derbem Bauernverstande, Bunsen mit staatsmännischer Feinheit sehr gut vertheidigt. Aber Jedermann sieht, daß durch diese unerläßliche Ergänzung das Durcheinander des deutschen Bundesstaats nur noch chaotischer sich gestaltet.

Der Bundesstaat hat sich in Demokratien vornehmlich deshalb als heilsam und lebenskräftig erwiesen, weil dort wenig regiert wird, der Staat nur Geringes leistet. Dagegen in Staatenvereinen, welche an das Vielregieren, an eine allseitige Staatenthätigkeit gewöhnt sind, wird der Bundesstaat schwerlich eine dauernde Staatsform bleiben,

vielmehr eine starke Neigung zeigen, in den Einheitsstaat überzugehen. Diesen noch nicht genugsam beachteten Punkt gilt es näher zu betrachten. Das Aristotelische Gesetz, daß der Staat aus der Herrschaft des Einen zu der Herrschaft Einiger und endlich der Vielen übergehe, darf heute nicht mehr buchstäblich verstanden werden. Soll es für die moderne Welt noch gelten, so kann es nur heißen, daß mit der Verbreitung von Wohlstand und Bildung nothwendig auch die active politische Berechtigung sich auf immer weitere Kreise des Volkes ausdehnen muß. Die Monarchie ist in unserem Welttheile noch einer langen Zukunft sicher. Ihre innere Berechtigung liegt zunächst in der monarchischen Gesinnung der ungeheueren Mehrheit des Volkes, ferner in dem Bedürfniß der Stätigkeit der politischen Entwickelung, das jedes reiche Culturvolk empfindet, sodann in der Nothwendigkeit, starke sociale Gegensätze, insbesondere die noch sehr mächtigen Ueberreste des Feudalismus, durch eine straffe Staatsgewalt zu bändigen, endlich und vornehmlich in der Pflicht des europäischen Großstaates, sehr Vieles für das Volk zu leisten, also auch ein zahlreiches Beamtenthum zu halten. Eine moderne Form der Republik, welche im Stande wäre, ein starkes Beamtenthum zu ertragen und eine vielseitige Staatsthätigkeit zu entfalten, ist bisher noch nicht gefunden. Vor einigen Jahren klang aus den Kreisen der Deutschamerikaner der höhnende Ruf zu uns herüber: „wir haben keine Zeit zu Untersuchungen über die Schönheitslinie oder die Tänze der Griechen; wir müssen vorwärts.“ Darauf kann das Mutterland nur antworten: „wir allerdings brauchen Zeit zu solchen Untersuchungen; von der Herrlichkeit deutscher Kunst und Bildung wollen wir nicht das Kleinste missen; und nur einen Staat, der uns ein reiches Culturleben gestattet, unsere zahllosen Bildungsanstalten aufrecht erhält und weiter baut, nur einen solchen Staat nennen wir den unseren.“ Wohl niemals endgiltig entschieden werden kann der alte Streit, was menschenwürdiger sei: jenes ruhigere Dasein geistiger Sättigung und staatlicher Fürsorge, das alten Culturvölkern eigen ist, oder die amerikanische Entfesselung aller socialen Kräfte, welche zwar den Durchschnitt der Menschen mit einem sehr hohen Maße von Wohlstand und Bildung segnet, aber dem ganzen Volksleben das Gepräge geistiger Mittelmäßigkeit aufdrückt? Ueber diese Frage werden die Urtheile, je nach persönlicher Neigung, immer auseinander gehen. Eines aber ist sicher: es hieße die Entwickelung von Jahrhunderten abbrechen, wollten wir die Vielseitigkeit unserer Staatsthätigkeit aufgeben. Jeder Culturfortschritt hat bisher bei uns

den Kreis der Staatszwecke erweitert. Selfgovernment kann also in Deutschland nur bedeuten: Mitwirkung der Bürger in freiwilligem Ehrendienste bei Erfüllung der Staatsgeschäfte, nicht aber Beschränkung der Staatsthätigkeit oder Einführung des amerikanischen voluntarism. Aus diesen Thatsachen ergiebt sich die Unmöglichkeit der Republik für Deutschland, so lange nicht unser sociales Leben in seinen Grundlagen geändert ist, und — die ungeheuere Schwierigkeit, einen deutschen Bundesstaat auf die Dauer zu erhalten.

In einem Volke, das von starkem Nationalbewußtsein beseelt und an eine vielseitige Staatsthätigkeit gewöhnt ist, wird die Centralgewalt des Bundesstaats sich unvermeidlich gezwungen sehen, mehr und mehr politische Functionen den Einzelstaaten zu entwinden. Dies war vor dem jüngsten Bürgerkriege nicht zu fürchten in Nordamerika, wo der Schwerpunkt der Verwaltung in dem Selfgovernment der Gemeinden lag und der Gemeindesteuereinnehmer nebenbei als Zuschlag zu den Gemeindesteuern einen unbedeutenden Betrag für den Staat erhob. An den Städten der Union mag man erkennen, wie weit hier die bescheidene Thätigkeit des Staats zurückbleibt hinter den riesenhaften Werken der freien socialen Kräfte. Washington, die politische Hauptstadt, nach großem Plane angelegt für eine halbe Million Bewohner, ist ein stiller Platz geblieben, an dessen kühn entworfenen Straßenzügen vereinzelte Häuser durch weite Oeden getrennt sich erheben, während die Städte des Handels und Gewerbes, die dem Staate nichts, der Gesellschaft alles danken, die wachsende Bevölkerung kaum zu fassen vermögen. Auch in der Eidgenossenschaft ist die Gefahr, daß die Bundesgewalt die gesammte politische Arbeit des Landes in sich aufnehme, nicht erheblich: das Volk haßt jede Ausdehnung der Staatsthätigkeit als kostspielig und undemokratisch, der Bund muß sich mit einem Budget von kaum 20 Mill. Fr. behelfen. Wie anders in Deutschland! Schon die auswärtige Politik des deutschen Bundesstaats muß eine sehr große Zahl von Köpfen und Händen beschäftigen. Deutschland kann nicht, wie die Schweiz, ohne Schande in ewiger Neutralität verharren; es grenzt nicht, wie Nordamerika vor dem jüngsten Kriege, an ohnmächtige Barbarenhorden und verfaulte Creolenstaaten, sondern wird in alle großen Fragen europäischer Politik unausbleiblich hineingezogen. Ob der schwerfällige Körper eines Bundesstaats eine so angestrengte auswärtige Politik führen kann, das halten wir allerdings für nicht unmöglich; durch die Erfahrung erwiesen ist es noch nicht. Dazu tritt

die Leitung des Bundesheeres, und zwar wird hier, da unsere Dynastien in die Bildung eines einigen und untheilbaren Reichsheeres nie willigen werden, ein häufiges Inspiciren und Controliren der Truppen von Reichswegen erfolgen müssen, und also ein Zustand fortwährender Reibung entstehen, der den Milizheeren der Schweiz und Nordamerikas unbekannt ist. Der deutsche Bundesstaat muß ferner Handel und Verkehr durch ein zahlreiches Reichsbeamtenthum ordnen. Er muß, wie auch Waitz zugiebt, schon damit keines seiner Glieder im Verkehre mit anderen benachtheiligt werde, bindende Gesetze erlassen über das deutsche Reichsbürgerrecht und seine wichtigsten Consequenzen: Recht der Niederlassung, Recht des Gewerbebetriebes, Gemeindebürgerrecht. Er wird, wie jeder Bundesstaat, seinen Bürgern „Grundrechte" der persönlichen und geistigen Freiheit u. s. f. garantiren und alle diese Verhältnisse unter die Aufsicht eines Reichsbeamtenthums stellen müssen, denn sonst würde unsere particularistische Bureaukratie, mit ihrer tief eingewurzelten Neigung alles besser zu wissen, den Bestand der Reichsgesetze bald wieder in Frage stellen. Wir Deutschen fühlen uns als Nation; schon heute, in unserem unfertigen Staatenbunde, haben wir eine Reihe von Angelegenheiten im nationalen Sinne geordnet, welche die Schweiz, der das Bewußtsein nationaler Einheit fehlt, dem Particularismus anheim giebt. Die Eidgenossenschaft überläßt das gesammte Privat- und Strafrecht den Cantonen, obgleich die Verschiedenheit des Criminalrechts und der Strafanstalten schweres Aergerniß erregt. Bei uns dagegen sind schon jetzt wichtige Theile des Privatrechts für ganz Deutschland einheitlich geordnet. Diese Tendenz wird in einem Bundesstaate unfehlbar weiter schreiten und auch des Strafrechts sich bemächtigen; denn eine große Nation erträgt nicht auf die Dauer, daß in dem einen ihrer Staaten straflos bleibt, was in dem anderen als Vergehen verfolgt wird. Ja sogar ein Reichscultusministerium würde der Bundesstaat der Deutschen nicht entbehren können. Bereits in dem deutschen Bunde ist das Bestreben aufgetaucht, eine deutsche Nationalkirche zu gründen. Der deutsche Bundesstaat wird ohne Zweifel versuchen müssen, das Verhältniß unserer Katholiken zur römischen Hierarchie rechtlich zu ordnen. Schon der deutsche Bund hat sich in das Universitätswesen, wenn auch mit grundverderblichen Mitteln, eingemischt. Der deutsche Bundesstaat wird diese hochwichtige Nationalangelegenheit schwerlich vernachlässigen können, er wird u. a. das Fortbestehen einzelner kleiner kraftloser Hochschulen ernstlich erwägen müssen u. s. w.

Ja, wenn wir bedenken, daß sogar der schweizerische Bundesstaat von der Regel „der Unterricht gebührt den Cantonen" eine Ausnahme gemacht und eine große Bildungsanstalt, das Polytechnicum, gegründet hat, so ist die Erwartung gerechtfertigt, daß der deutsche Bundesstaat sich ähnlichen Aufgaben nicht wird entziehen können. Nur er kann einen alten wohlbegründeten Wunsch unserer Gelehrtenwelt ausführen, die Gründung einer deutschen Akademie, welche ganz erfüllte, was die Berliner Akademie heute nur halb leistet. Und so weiter ins Unendliche. Es ist ganz unberechenbar, welche Fülle von Aufgaben nationaler Politik sich ergeben wird, sobald einmal ein nationales Staatswesen besteht. Mit einem Worte, ein deutscher Bundesstaat wird den Einzelstaaten alle irgend wichtigen Staatssachen abnehmen. Wenn schon heute der anspruchsvolle Königstitel der Mittelstaaten in keinem Verhältnisse steht zu ihrer Bedeutung, so wird in einem Bundesstaate ein König von Sachsen oder Würtemberg nicht ohne Humor betrachtet werden können. Monarchen in solcher Lage wären sehr überflüssige Wesen, und die Nation würde früher oder später sich die Frage vorlegen, ob es nicht räthlich sei, so kostspielige und nutzlose politische Organe zu beseitigen. Nicht monarchische Parteigesinnung, sondern die Erkenntniß der deutschen Staatssitten heißt uns bezweifeln, daß Deutschland gedeihen könnte als demokratischer Bundesstaat mit dem Systeme des laisser faire. Uns scheint es nicht zufällig, daß gerade die unklarsten Köpfe unserer demokratischen Partei an dem Ideale des monarchischen Bundesstaats am zäheſten festhalten — jene Männer, welche die Unentbehrlichkeit der Monarchie einzusehen behaupten, doch in Wahrheit arbeiten für das Wahngebilde einer Republik mit einem erblichen Präsidenten.

Ein altes Culturvolk, das der Monarchie und vielseitiger Staatsthätigkeit bedarf und zwischen mächtigen Nachbarn eingepreßt ist, muß an seinen Staat Forderungen stellen, welche ein Bundesstaat nicht befriedigen kann. Er ist für einfache Gesellschaftszustände bestimmt; will er auch verwickelten Culturverhältnissen gerecht werden, so hebt er sich selber auf, d. h. er wird eine den Einheitsstaat vorbereitende Uebergangsform. Der praktische Instinkt der europäischen Völker weiß dies sehr wohl. In Spanien und Portugal tauchte in den zwanziger Jahren eine Partei auf, welche die Halbinsel in einen Bund nach amerikanischem Muster umwandeln wollte; sie verschwand rasch wieder, weil sie gar keinen Boden fand in den gegebenen Zuständen. Nur in Deutsch-

land besteht noch eine, Gottlob sehr kleine, politische Schule, welche in Gervinus ihren geistvollsten Vertreter hat und der Hoffnung lebt, Deutschland werde dereinst die „gefährlichen einheitlichen Großstaaten Europas“ auflösen und an ihre Stelle Föderationen setzen. Ich gestehe, mir scheint diese Ansicht genau ebenso utopistisch wie die communistischen Schwärmereien des Vaters Enfantin. Alle Engländer und Preußen, Franzosen und Russen antworten auf diese Träume mit einem millionenstimmigen Widerspruche; sie alle sind stolz darauf, nicht mehr Gascogner und Auvergnaten, Schlesier und Magdeburger, sondern Bürger mächtiger Großstaaten zu sein. Gervinus' Theorie will wahrlich die Geschichte der modernen Völker auf die Stelle zurückschrauben, von wo sie vor tausend Jahren ausging. Und das alles nur, weil man wähnt, allein die Föderation „vereinige die Vortheile großer und kleiner Staaten!“ Als ob nicht Englands Beispiel bewiese, daß auch der Einheitsstaat, weise verwaltet, seinen Gliedern eine sehr freie Bewegung gestatten kann.

Doch mit all diesen Bedenken ist das größte Hemmniß, welches sich in Deutschland einer bundesstaatlichen Ordnung entgegenstellt, noch nicht berührt. Ein kräftiger Bundesstaat setzt ein gewisses Gleichgewicht der Macht unter seinen Gliedern voraus, insoweit wenigstens, daß kein Einzelstaat die Kraft habe, seine Bundesgenossen zu vernichten, sich gänzlich loszureißen von dem Bunde. Selbst ein leidlich gesunder Staatenbund läßt sich unter Staaten von sehr ungleicher Macht auf die Dauer kaum aufrechthalten. Unter den unzähligen Staatenverbindungen der hellenischen Geschichte haben nur zwei den Charakter einer gleichberechtigten Föderation im großen Stile gezeigt, und beide, der achäische wie der ätolische Bund, zählten keinen übermächtigen Staat unter ihren Genossen. In der Union und in der Eidgenossenschaft ist die Macht der Einzelstaaten ziemlich ungleich: der Canton Bern zählt fast 500,000, Uri kaum 15,000 Einwohner, der Staat New-York umfaßt 2164, Rhode-Island nur 56 Quadratmeilen. Aber sogar die schwächsten schweizerischen Cantone haben oftmals bewiesen, daß sie durch eigene Kraft ihre Selbständigkeit gegen die anderen Cantone wahren können, und in der Union genügten wenige Jahre der Anarchie nach dem Unabhängigkeitskriege, um die beiden mächtigsten Staaten New-York und Virginien zu belehren, daß sie nicht, wie sie gewähnt, im Stande seien sich selbst zu genügen. Ist in Deutschland ein ähnliches den Frieden sicherndes Gleichgewicht vorhanden?

Unser Philister liebt seinen stumpfen Witz zu üben an den allerkleinsten unserer Kleinstaaten. Die Monarchie ist eine anspruchsvolle Staatsform, die einen gewissen Grad von Macht voraussetzt. Die natürlichen Mängel der Kleinstaaterei treten also in winzigen Monarchien in einer Reihe hochkomischer Züge zu Tage, welche sich in kleinen Republiken nicht finden. Daß ein Fürst sich selber für seine Tapferkeit einen Orden verleiht, oder daß ein Landesherr höchsteigenhändig eine Verordnung schreibt über die Benutzung seines Parkes durch das anständige Publikum und den getreuen Unterthanen die Begriffe „anständig und unanständig“ durch geistreich gewählte Beispiele erläutert — dergleichen lächerliche Erfahrungen verführen den politischen Naturalismus immer wieder zu dem Ausrufe: mindestens diesen allerkleinsten Fürstenthümern muß endlich durch Mediatisirung ein Ende gemacht werden! Und doch wird ein geordnetes nationales Staatsleben der Deutschen durch diese kleinsten Staaten weit weniger gehindert, als durch die größeren, deren geheime Krankheit sich nicht so schnell verräth. Der Gedanke, die kleinsten Fürsten zu mediatisiren oder sie den größeren Nachbarn als Vasallen unterzuordnen, dieser an den kleinen Königshöfen seit Napoleon's Tagen gehegte und noch in der Paulskirche von F. Römer und Andern vertheidigte Plan der Gruppenbildung würde über uns nur eine schon am Beginne der Kaiserzeit überwundene Gefahr abermals heraufbeschwören, die Gefahr, daß Deutschland in eine Reihe völlig selbständiger Staaten zerfalle. Die äußerste Linke des deutschen Parlaments verfuhr daher ganz folgerichtig, als sie die Zerschlagung der größeren deutschen Staaten in kleine Republiken verlangte, damit ein ehrliches föderatives Leben entstehe. In diesem Unsinn war doch Methode. Auch neuerdings taucht unter unseren Radicalen wieder eine Richtung auf, welche die Einheit Deutschlands durch die Zerstörung der bereits vorhandenen theilweisen Einigung bewirken möchte. Eine gewisse rohe Consequenz ist dieser Theorie nicht abzustreiten. Sie entspricht jener Vorliebe für das Mittelmäßige, welche die modernen Demokraten überall, vornehmlich in Deutschland, auszeichnet; und den Wortführern dieser Lehre müssen wir zugestehen, daß sie als Landammänner eines Cantönlis Kraichgau oder Altmark besser am Platze sein würden denn als Bürger einer mächtigen Monarchie. Wir halten uns an die gegebenen Zustände.

Unter allen reindeutschen Staaten hat allein Preußen in unvergeßlichen Zeiten die Kraft bewiesen, die eine Gesellschaft zum Staate macht,

die Kraft sich durch sich selbst allein zu erhalten. Zwischen Preußen und seinen Bundesgenossen besteht ein Unterschied nicht des Grades, sondern der Art, der Unterschied von Macht und Ohnmacht, Staat und Nicht-Staat. Man schilt solche Behauptungen doctrinär, weil sie an Aristotelische Gedanken anknüpfen. Und doch fußen sie auf der ernsthaften praktischen Erfahrung, daß das Wesen des Staats zum Ersten Macht, zum Zweiten Macht und zum Dritten nochmals Macht ist. Ein spannenlanges Schiff ist eben gar kein Schiff, und nicht blos an der räumlichen Ausdehnung eines Staats, sondern mehr noch an der Gesammtheit der historischen Verhältnisse, in deren Mitte er gestellt ist, läßt sich erkennen, ob er jene erste und höchste politische Fähigkeit besitze, sich durch eigene Kraft zu behaupten. Im Verlaufe der neueren Geschichte hat sich das Uebergewicht der Macht Preußens, den Kleinstaaten gegenüber, offenbar verstärkt. Erst in dem letzten halben Jahrhundert hat die europäische Völkergesellschaft ihre aristokratische Gestalt angenommen. Die Kriege der neuesten Zeit werden mit großen Massen und mit einem ungeheuren Aufwande technischer Mittel geführt, deren Kosten ein Kleinstaat nicht erschwingen kann. Gleichwie am Ende des Mittelalters eine Menge kleiner Staaten verschwand, weil sie nicht im Stande waren, die neuen Söldnerheere aufzubringen, so wird die kostspielige Kriegführung des 19. Jahrhunderts unfehlbar die gleiche politische Wirkung haben. „Der Zustand der kleineren deutschen Staaten ist an und für sich schon provisorisch und ohne eigentliche innere Garantien" — so schrieb schon im Jahre 1821 der badische Bundestagsgesandte v. Blittersdorff seinem Minister. Dies bemitleidenswerthe Bewußtsein, daß man nicht leben und nicht sterben könne, ist seitdem die im Stillen vorherrschende Empfindung der kleinen Diplomaten geblieben. Schon aus den Budgets der deutschen Kleinstaaten können wir ersehen, wie ihre Lebenskraft langsam erlischt, welch ein zweck- und nutzloses Dasein sie führen. Würtemberg verwendet nur 45,9 % seiner Staatsausgaben für eigentliche Regierungszwecke, Hannover nur 44,9 %. In Nassau gehört sogar das Lumpensammeln zu den Staatsgeschäften, auf daß der Kleinstaat sein Leben doch irgendwie nützlich ausfülle. Ein selbständiger Kleinstaat vermag heutzutage nicht mehr eine große militärische und Culturaufgabe zu lösen. Schleswig-Holstein, wenn es je als ein selbständiger Staat bestehen sollte, wird dies nur zu bald erfahren. Ein kleines Herzogthum kann auf die Dauer nicht eine Staatsschuld tragen, welche relativ größer ist als die Schuld von Frankreich

oder Oesterreich; es kann nicht ein von erbitterten Nachbarn bedrohtes Gebiet vertheidigen; es kann nicht 100,000 grollende Unterthanen fremder Zunge in Zucht halten und an den Segen deutscher Sitte mild gewöhnen; es kann nicht mit ungeheuren Kosten einen Canal erbauen, dessen Nothwendigkeit für Deutschland ebenso sicher als seine finanzielle Ertragsfähigkeit zweifelhaft ist. Das Herzogthum kann dies alles nur, wenn es dazu die Kräfte von Preußen entlehnt, das will sagen: wenn es seine Unfähigkeit zu selbständigem Dasein feierlich eingesteht. Die Zeiten sind dahin, da Baiern und Savoyen durch ihren Zutritt zu einer Coalition eine europäische Frage nahezu entscheiden konnten. Die Hegemonie der großen Mächte in Europa wird voraussichtlich so bald nicht gebrochen werden. Auch ist in Preußen Bevölkerung und Wohlstand seit den Wiener Verträgen erheblich rascher gewachsen als in der Mehrzahl der Kleinstaaten. Die Erfahrungen während der jüngsten schleswig-holsteinischen Bewegung, wo doch eine starke Partei in der Nation die Mittelstaaten unterstützte, zeigen mit schrecklicher Klarheit, welche geringe Macht in Wahrheit den deutschen kleinen Cabinetten zu Gebote steht. Einer Reihe bureaukratisch regierter Kleinstaaten zurufen: „fasset einen heroischen Entschluß" — das heißt dem Wurme sagen: „fliege doch!" Wer wundert sich, daß der Wurm die Aufforderung nicht versteht? Große Entschlüsse faßt im Staatsleben nur der Mächtige oder ein Kleinstaat, der, eines hohen Sinnes voll, alle Kräfte des Volkslebens entfesselt. Wer aber darf dies von der bureaukratisch-dynastischen Staatskunst kleiner Fürstenthümer verlangen? Zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse konnte der laute Widerspruch eines einzigen Kleinstaats den Bruch des Bundesrechts, die Beleidigung der Nation und die Vergewaltigung der Kleinstaaten durch die Großmächte zugleich verhindern. Dies Nein ist nicht gesprochen worden, obgleich ein Karl August unter den bedrohten Fürsten war!

Und Staaten solcher Art sollten jemals über das frivole Ränkespiel, über das Kokettiren mit der nationalen Idee hinausgehen und mit den Waffen ihr Recht gegen die Großmächte vertheidigen?! Nichts unbilliger als deshalb wider die Feigheit der Kleinstaaten zu eifern. Ihre militärische Macht ist in der That geringer als man meinen sollte, wenn man die Kopfzahl ihrer Heere zusammenrechnet. Die Interessen der kleinen Höfe, so lange ihre Politik eine dynastische bleibt, gehen unter sich so weit auseinander, dagegen sind sie fast allesammt so eng mit Oesterreich verkettet, daß wir getrost behaupten dürfen: ein Bund aller

Kleinstaaten gegen die beiden Großmächte ist unmöglich. Man sagt wohl: hätte im Winter 1863—64 eine Reihe patriotischer und hochherziger Staatsmänner an der Spitze der kleinen Königreiche gestanden, so konnten sie eine dritte Macht in Deutschland bilden. Es ist bekannt, daß dieses „hätte" nicht eintraf, ja wir bestreiten sogar die Möglichkeit, daß in einer Mehrzahl solcher Staaten zugleich Männer von nationalem Sinne und staatsmännischem Blick regieren können. In zwei oder drei Mittelstaaten vielleicht; in der Mehrzahl aber kann niemand anders regieren als wohlmeinende Bureaukraten und diplomatische Intriguanten des gemeinen Schlages; die dynastische Politik erträgt keine anderen Minister. Man mag beklagen, daß die Lande der ältesten deutschen Cultur, die ersten Pflegestätten unseres unfertigen constitutionellen Lebens so gar ohnmächtig sind. Wie die Dinge wirklich liegen, hat die höhnische Eintheilung der deutschen Bundesstaaten in Vormächte und Hintermächte einen guten Sinn. Niemand empfindet dies bitterer als die tüchtigeren Offiziere der kleinen Armeen, die mit Zorn und Scham das endlose Einerlei des Garnisondienstes vor sich sehen, während ihre Kameraden in Oesterreich und Preußen den Ernst des Krieges kennen lernen. Die deutschen Mittelstaaten haben — mit einzelnen vorübergehenden Ausnahmen — von jeher den Zweck gewollt ohne die Mittel. Sie haben nicht, wie die Schweizer Cantone, bescheiden und klug zugleich die einzige Stellung gewählt, welche in der modernen Welt einen Kleinstaat retten kann: die vollständige Passivität in der großen Politik. Sie wollten vielmehr sich des Ansehens und der Sicherheit großer Staaten erfreuen, ohne doch die Anstrengungen aufzuwenden, welche zu solchem Zwecke nöthig sind. Ein so widersinniges Bestreben kann auf die Dauer nicht gelingen.

Mit Staaten von so großen Ansprüchen und so mäßiger Macht schließt ein Großstaat einen dauernden Bund nur dann, wenn er gewillt ist in schwierigen Fällen, unbekümmert um den Bund, seines eigenen Weges zu gehen, oder — wenn ihm die Hegemonie übertragen wird. Und allerdings eine Hegemonie, ein Protectorat bedeutet jene deutsche Kaiserkrone, welche das deutsche Parlament dem preußischen Königshause darbrachte. Schon Paul Pfizer im Jahre 1832 und Graf v. d. Goltz im April 1848 gebrauchten dafür den rechten Ausdruck: „Protectorat." Heute verwirft man gemeinhin dies böse Wort, aus Furcht die Eitelkeit des Particularismus zu verletzen. Aber was anders können solche wohlmeinende Bemäntelungen bewirken, als daß die Halb-

gebildeten getäuscht werden über die Schwere des Entschlusses, welchen die Frankfurter Reichsverfassung von den Fürsten wie von den Völkern der Kleinstaaten verlangt?

Wird die executive Gewalt des Bundesstaats Einer Dynastie übertragen, so gehen thatsächlich zwei große Grundsätze verloren, welche in der Union und in der Eidgenossenschaft gewissenhaft festgehalten werden: die rechtliche Gleichheit aller Einzelstaaten und der Grundsatz, daß die Centralgewalt niemals mit einer Einzelstaatsgewalt concurrirend wirken dürfe. Die Gleichheit aller Staaten wurde in der Union so ängstlich gewahrt, daß die Bundesregierung ihren Sitz in einem eigens dazu geschaffenen Territorium einnehmen mußte. In der Eidgenossenschaft ist zwar Bern die Bundesstadt, doch ohne daß dem Canton Bern das mindeste Vorrecht daraus erwüchse. Die überwiegende Bedeutung der Vororte ward, als eine staatenbündische Institution, folgerecht mit dem Staatenbunde selber beseitigt. — Ganz anders gestalten sich die Dinge, wenn dem mächtigsten Staate der wesentliche Theil der executiven Gewalt übertragen und dergestalt seinem guten Willen überlassen wird, ob er die Hand ausstrecken will nach der lockenden Frucht der Herrschaft, die dicht vor seinen Augen hängt. Was die Abtretung des militärischen Oberbefehls an einen übermächtigen Genossen bedeute, davon giebt die Geschichte des Alterthums mehr denn einmal ein Zeugniß. Die attische Symmachie hatte in dem Synedrion eine Tagsatzung, in den Hellenotamien ein Bundesschatzamt. Aber die militärische Leitung stand bei Athen allein; dadurch gelang es der führenden Macht, allmählich das Schatzamt in ihre Hände zu bringen, die Tagsatzung einschlafen zu lassen, bis zuletzt selbst die Gerichtsbarkeit in den verbündeten Staaten von Athen geübt ward und zwischen Unterthanen und Bundesgenossen kaum noch ein Unterschied blieb. Die Vergleichung mit den heutigen Zuständen Deutschlands liegt sehr nahe. Denn der attische Demos verdankte seine Ueberlegenheit wesentlich seiner kriegerischen Kraft und Opferwilligkeit, er übernahm gern die militärischen Leistungen, welche den Verbündeten zukamen. Die behaglichen Kleinstaaten nahmen schließlich das Ende, das dem trägen Phäakenleben überall bereitet wird. Aehnliche, wenn auch minder einschneidende, Folgen hatte die Hegemonie Sparta's, das, auf sein Recht der Kriegsleitung pochend, bald sich erdreistete eigenmächtig Kriege zu beginnen. Die lateinische Eidgenossenschaft stand anfangs gleichberechtigt neben Rom. Dann errang sich Rom schrittweise das Recht des Krieges und der Verträge

und die Ernennung der höheren Befehlshaber; noch eine Weile, und die Schlacht von Trifanum unterwarf die Lateiner dem herrischen Bundesgenossen.

Nicht ohne Grund mag man einwerfen, daß ein moderner Repräsentativstaat den Bundesgenossen weniger gewaltsam begegnen müsse als Rom oder selbst der mit Unrecht hart gescholtene attische Demos. Immerhin bleibt auch die Lebenskraft eines constitutionellen Bundesstaats sehr zweifelhaft, sobald er Einer Dynastie die ausübende Gewalt abgetreten hat. Ein Haus wie die Hohenzollern, das auf eine große Geschichte mit gerechtem Stolze zurückschaut, wirft seine Traditionen nicht gleichgiltig über Bord. Ein deutscher Kaiser und König von Preußen wird, wenn er dem deutschen Parlamente gegenüber sein monarchisches Veto ausübt, die Interessen seines heimathlichen Staates in erster Linie bedenken; ja, umgeben von murrenden kleinen Höfen, wird er zu Reichsbeamten nur unzweifelhaft ergebene Männer — also überwiegend Preußen — ernennen u. s. f. Kurz, die Preußen werden in einem solchen Bundesstaate eine der Reichsunmittelbarkeit verwandte Stellung einnehmen. Unausbleiblich wird solche thatsächliche Ungleichheit den gerechten Unwillen der übrigen deutschen Stämme erregen; sie werden nach Preußen und Italien hinüberschauen und beobachten, daß dort, im Einheitsstaate, der Westphale mit dem Brandenburger, der Florentiner mit dem Piemontesen völlig gleichberechtigt ist. So wird ihnen endlich die Erkenntniß der paradoxen und doch so einfachen Wahrheit aufgehen: der Einheitsstaat legt den Dynastien, der erbkaiserliche Bundesstaat dem Selbstgefühle der Stämme das größere Opfer auf. Nur milde Pietät gegen die Dynastien könnte unsere Nation bewegen, zum Schaden für die höchsten Volksinteressen, bei dem Bundesstaate stehen zu bleiben. Solche Schonung würde aber von den Fürstenhäusern nicht mit Dank, sondern als ein Raub empfunden werden. Fasse man diesen wichtigen Punkt scharf ins Auge! Einen Protector zu ertragen ist demüthigend für das gerechte Selbstgefühl der nicht-preußischen Stämme. Dagegen mit den Schlesiern und den Pommern zusammen demselben Könige als freie Bürger zu gehorchen, dies kann den Stolz der Hessen und Ostfriesen nimmermehr verletzen.

Und würde der Bundesstaat dem preußischen Staate lediglich Gewinn bringen? Wer nicht befangen ist in den Doctrinen der Legitimität, tadelt heute, daß Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Krone von sich

wies, da er sie mit reinen Händen ergreifen und diesem gährenden Deutschland den Frieden bringen konnte. Aber sehe man auch nicht allzu herablassend auf die nicht-legitimistischen Bedenken, welche ein preußischer Patriot dem Plane des Bundesstaats entgegenstellen mußte. Er konnte sagen: „die Legitimität soll kein Dogma sein; doch der schwächsten der Großmächte gewährt es allerdings einige Sicherheit, daß sie sich rühmen darf, kein Dorf zu besitzen ohne die Zustimmung Europas. Solche gesicherte Lage giebt ein Staat nur auf, wenn er auf wirkliche Machterweiterung ausgeht. Wird aber durch den deutschen Bundesstaat Preußens Macht erhöht oder nicht vielmehr seine geschlossene Staatseinheit zerrüttet werden? Das deutsche Parlament wird unfehlbar alle wichtigen Staatsfragen nach und nach vor sein Forum ziehen. Soll nun der preußische Landtag dieselben Fragen gleichfalls berathen, und das widrige Schauspiel des Sommers 1848, der Streit der Parlamente von Deutschland und von Preußen, die verewigte Anarchie sich erneuern? Oder soll der Landtag einer Großmacht sich begnügen mit der bescheidenen Thätigkeit der gesetzgebenden Körper von Virginien und Delaware? Dann wäre es besser ihn zu vernichten und allein Provinziallandtage zu halten, das will sagen: die schwer errungene Staatseinheit aufzugeben!“ Man sieht, der Plan der Föderalisten führt auch für Preußen die allerschwersten Uebelstände herbei. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Haus Hohenzollern, wenn es sich je entschlösse eine solche Hegemonie zu übernehmen, sich redlich und auf die Dauer bestreben sollte, einen so wenig befriedigenden Zustand aufrechtzuerhalten.

IV. Die Föderationen der neuen Geschichte.

Ein Bundesstaat läßt sich nicht improvisiren. Mehr als irgend ein anderer Staatsbau muß diese kunstvolle Staatsordnung begründet sein in der Geschichte des Landes. In alle Wege bleibt es thöricht, da auf ein friedliches, wohlgeordnetes Zusammenleben mehrerer Staaten zu hoffen, wo die sittliche Grundlage jedes Bundes fehlt, der eidgenössische Rechtssinn, der gewissenhafte föderative Geist, wo die Bundesgenossen nicht im Verlaufe ihres historischen Zusammenlebens sich daran gewöhnt haben, jeden mitverbündeten Staat als eine unantastbare,

gleichberechtigte politische Persönlichkeit zu achten. Besteht dieser eidgenössische Rechtssinn in Deutschland? Dürfen wir von uns behaupten, was dereinst in gährender Zeit der Vorort Zürich den Eidgenossen zurief: „die Schweiz war von jeher föderal und wird es bleiben, so lange sie ihre Natur und Geschichte nicht aufgiebt?“ Ist wirklich (wie König Wilhelm von Würtemberg 1850 in seiner berufenen Zornrede gegen Preußen versicherte) der Einheitsstaat für uns „das gefährlichste aller politischen Traumbilder“, widerspricht er dem „föderativen“ Charakter unserer Geschichte?

Dies können wir allein beantworten, indem wir offen und bewußt jene Vergleichung Deutschlands mit anderen Föderativstaaten durchführen, welche unsere Föderalisten gemeinhin in der Stille und halbbewußt anstellen. Es ist ein mißlich Ding um halb durchgeführte historische Parallelen. Nur zu oft dienen sie unfruchtbarem, überfeinem Scharfsinne zu geistreichen Spielen, und ebenso leicht mißbraucht sie jener Naturalismus, der gar kein Auge hat für das Individuelle in der Geschichte und dreist die Erfahrungen eines Volkes auf andere Länder überträgt. Solchen Versuchungen entgeht man nur durch ganz offenes Verfahren. — Die Staatenvereine des Alterthums bieten uns geringe Belehrung. Der Staatsgedanke der Hellenen war ein anderer als der unsere. Vornehmlich zwei durchgreifende Unterschiede machen jede Vergleichung antiker und moderner Föderationen ziemlich unfruchtbar: bei den Alten war die moderne Idee der Repräsentation noch nicht durchgebildet, und sie kannten nicht unsere friedliche gleichberechtigte Völkergesellschaft. Selbst der achäische Bund blieb dicht an der Schwelle des Repräsentativstaates stehen. Ueberhaupt war das hellenische Staatsleben dem Gedeihen des föderalen Wesens nicht günstig, da der Hellene die politische Freiheit in der unmittelbaren Theilnahme des Bürgers am täglichen Wirken des Staates fand. Die beiden tüchtigsten Föderationen des Alterthums kamen empor, als die nationale Kraft der Griechen bereits gebrochen war. — Es genügt also, aus der Geschichte der drei großen Föderationen der modernen Welt — der Eidgenossenschaft, der Union und der Vereinigten Niederlande — die für das bündische Leben entscheidenden Thatsachen hervorzuheben. Wir werden dabei zu der überraschenden und für die blinden Bewunderer der Monarchie unbequemen Einsicht gelangen: in der Monarchie redet man am meisten von der Legitimität, thatsächlich beweist die Monarchie ungleich weniger Achtung vor dem legitimen Rechte des Nachbarn als

die Republik. Die Geschichte der drei republikanischen Föderationen zeigt im Ganzen ein lebendiges eidgenössisches Rechtsgefühl, während die deutsche Geschichte in den letzten drei Jahrhunderten eine unübersehbare Reihe von Annexionen aufweist.

Die Schweiz ist das classische Land des bündischen Lebens. Von jeher eine Anomalie in der europäischen Staatengesellschaft, bietet sie doch im Ganzen das Bild eines Volkes, welches jederzeit seinen natürlichen Staat, die seinem Culturleben entsprechende Verfassung besaß. Schon die Gestalt des Bodens legt jedem Versuche straffer politischer Centralisation schwere Hemmnisse in den Weg. Dies Land der natürlichen Contraste, das auf wenigen Geviertmeilen nahezu alle europäischen Klimate vereinigt, wird in seiner Mitte durchschnitten von der stärksten Naturgrenze, die unser Welttheil kennt. In dies Gebiet, dessen Stücke dem Geographen als natürliche Provinzen von Deutschland, Frankreich, Italien erscheinen, theilen sich die Bruchstücke von vier Nationen. Mindestens zwei dieser schweizerischen Nationen sind fort und fort angewiesen auf die geistige Gemeinschaft mit stammverwandten großen Nachbarländern. In der französischen Schweiz findet der Protestantismus Frankreichs seinen Mittelpunkt, die deutsche Schweiz ist gleichsam der republikanische Pol des deutschen Lebens. Und hier im Quellenlande des Rheins gleichwie an seinen Mündungen hat von Altersher die Neigung der Germanen sich in kleinen und kleinsten Gemeinwesen abzuschließen auf das üppigste gewaltet. Denn der Kern, daran die Eidgenossenschaft sich angegliedert hat, ist ja deutschen Stammes. Das Selbstbestimmungsrecht auch des geringsten Gemeinwesens bildet einen Grundzug der schweizerischen Geschichte, offenbart sich bald in heldenhaften Kämpfen, bald in wunderlichen Launen des Cantönligeistes. Der municipale Stolz deutscher Städte hat sich hier und in den Niederlanden am stärksten entfaltet, in beiden Landen, bis herab auf die kleinsten Aeußerlichkeiten, sehr verwandte Erscheinungen erzeugt: noch heute unterhält Bern seine Bären, Genf seine Adler, gleichwie der Haag seine Wappenthiere, die Störche, füttert. Welche unübersehbare Mannichfaltigkeit der örtlichen Sitten und Rechtsbildungen! So groß ist die Selbständigkeit der Gemeinden, daß jeder Canton fast wie ein kleiner Föderativstaat erscheint. Ja, der Canton Graubünden war wirklich bis zum Jahre 1854 blos ein Bund von 28 Hochgerichten. Kein Canton, dessen Geschichte nicht Kampf und Eifersucht zwischen den Tagwen oder den Rhoden, den Zehnten oder den Gemeinden aufwiese.

Während überall sonst in der modernen Geschichte Europas kleine Territorien zu größeren Staatsganzen zusammengeschweißt werden, sind solche Versuche in der Schweiz regelmäßig gescheitert. So fiel der Verfassungsentwurf vom Jahre 1801 vornehmlich darum, weil Thurgau sich nicht zu Schaffhausen, Appenzell sich nicht zu St. Gallen schlagen lassen wollte. Sogar Zertheilungen bestehender Cantone hat das trotzige örtliche Selbstgefühl in der Schweiz noch bis in unser Jahrhundert hinein durchgesetzt: so wurden Appenzell und Basel zerspalten, und Wallis, Bern und vornehmlich Schwyz waren oft von ähnlichen Gefahren bedroht. Der Canton Tessin hat noch jetzt drei miteinander abwechselnde Hauptstädte. Auch die heutige Verfassung der Eidgenossenschaft hat diesen althistorischen Particularismus weise berücksichtigt. Man legte die ausübende Gewalt in die Hände eines Directoriums; denn es stand zu befürchten, daß ein Präsident weniger bereitwilligen Gehorsam finden würde als ein Bundesrath, dessen Mitglieder verschiedenen Cantonen angehören müssen. Man bestimmte ängstlich, daß der Präsident des Ständeraths nicht zweimal hinter einander aus demselben Cantone gewählt werden dürfe u. s. f.

In Monarchien liebt man von der ruhelosen Neuerungssucht der Republiken zu reden. Ernsthafte Prüfung führt jedoch zu der Einsicht, daß die Schweiz das conservativste Land Europas ist. Die Eidgenossen verstehen zu reformiren, doch sie halten das geschichtlich Ueberlieferte zäher fest als irgend ein anderes Volk. Die Entwickelung der Schweiz war gesund, aber sehr langsam. Die Religionskämpfe des Reformationszeitalters, in anderen Ländern längst überwunden, spielten hier noch bis in die jüngste Vergangenheit hinein: dieselben sieben Cantone, die im Jahre 1586 den Borromäusbund zu Ehren der katholischen Kirche schlossen, schaarten sich ein Vierteljahrtausend später zum Sonderbunde zusammen. Die römische Curie hat den überwiegend conservativen Charakter des schweizerischen Staatslebens sehr fein durchschaut, als sie schon vor Jahrhunderten sagte: bisogna lasciar gli Suizzeri negli loro usi et abusi. Die Schweiz ist noch immer das Land der schroffsten socialen und nationalen Gegensätze. Auf engem Raume liegen dort zusammen die Heimath Zwingli's, die Hochburg des Calvinismus und der besuchteste Wallfahrtsort der katholischen Christenheit. E i n Bund umfaßt die moderne französische Großstadt Genf und den urgermanischen Bauernstaat von Appenzell, wo die Landesgemeinde „durch Handmehr" Gesetze giebt. — Man spottet oft über den schweizerischen Par-

ticularismus. Uns scheint vielmehr höchst achtungswerth, daß ein so buntes Länder- und Völkergemisch sich zu einem bündischen Gesammtleben geeinigt hat; der Bundesstaat bezeichnet die höchste Stufe politischer Einigung, welche hier ohne die härteste Gewaltthätigkeit erreicht werden konnte. Die Schweiz verdankt ihre Selbständigkeit allerdings, gleich den Niederlanden, zum Theil der Eifersucht der Nachbarn, die einander dies strategisch hochwichtige Gebiet mißgönnen, aber mehr noch der harten politischen Arbeit ihres Volkes. Die Eidgenossenschaft hat sich — trotz vieler schwerer Rückschläge, die in der Geschichte keines Staates fehlen — sehr stätig entwickelt nach dem vierfachen Ziele der Unabhängigkeit nach außen, der vollständigen Rechtsgleichheit aller Bundesgenossen, der Kräftigung des föderativen Bandes und der Durchführung der Demokratie.

Schon in ihren Anfängen ein Bund von Stadt und Land, darum begabt mit der Fähigkeit sich zum Staate zu entwickeln, welche den Adelsvereinen und Städtebünden Deutschlands abging, hat die Eidgenossenschaft diese Fähigkeit zuerst in Vertheidigungskriegen, dann in kühner Offensive gegen die Nachbarn bewährt. Wieder und wieder zerbrechen angrenzende kleine Gemeinwesen die Oberherrlichkeit Oesterreichs, Burgunds, Savoyens, des heiligen Reichs oder die Uebermacht des heimischen Adels, sie fallen dem Bunde zu und die Eidgenossen behaupten das erweiterte Gebiet in harten Kämpfen. Schritt für Schritt erfolgt dann die Loslösung von Deutschland, in dessen überwiegend territorialer und monarchischer Ordnung die republikanische Föderation keine Stelle fand. Die Eidgenossen sind im Anfang Glieder, nachher Verwandte, endlich Freunde des Reichs. Wohl geschieht ein arger Rückschlag; der herrschende Einfluß Frankreichs nistet sich ein, und es bleibt eine schmachvolle Erinnerung, wie die Herrengeschlechter der Schweiz von den Bourbonen „Miethe und Gaben“ bezogen und durch ihren „Blutkram“ eine Stütze des despotischen Königthums wurden; ja, diese Oberherrschaft der Franzosen, die unter Napoleon ihren Höhepunkt erreichte, ist nicht durch eigene Kraft von den Schweizern abgeschüttelt worden. Genug, auch diese Fremdherrschaft erwies sich als unhaltbar, und heute lebt in der Eidgenossenschaft ein trotziges Gemeinbewußtsein, das an Stärke dem naturwüchsigen Nationalstolze ungemischter Völker nicht nachsteht. Der schweizerische Patriotismus ist vornehmlich Stolz auf die republikanische Freiheit. Man weiß, diese „Freiheit“ war oftmals ein mythologischer Begriff. In den Unter-

thanenlanden der Schweiz bestanden zum Theil Zustände, von welchen (um mit Einem Namen das Stärkste zu sagen) Haller sein politisches System abstrahirte; und selbst Johannes Müller gestand, manche Unterthanen von schweizer Herren hätten das Loos monarchisch regierter Völker zu beneiden. Gleichviel, der Stolz auf die republikanische Freiheit lebte immerdar als eine wirksame Macht. Das Selbstbestimmungsrecht jedes Gemeinwesens blieb der nie gänzlich aufgegebene Grundgedanke des schweizerischen Staatslebens, übte und übt noch heute eine starke Anziehungskraft auf die Nachbarn. Wie oft haben deutsche Städte und Bauerlande gedroht, „Schweizer zu werden!" Ihrer republikanischen Freiheit froh, verschmäht die große Mehrheit der Tessiner an dem wieder erwachten nationalen Staatswesen der Italiener theilzunehmen. Mit hellem Bewußtsein, mit unverhohlener Verachtung schaut der Schweizer auf die monarchische Staatsordnung. „Kaisers Mantel, Königen Röck' sind alle aus demselbigen Tuch geschnitten; darum hüte dich, o theure Eidgenossenschaft, ja hüte dich, daß dir nit ein Kappen daraus werde gemacht," sagt ein altes, noch heute in Ehren gehaltenes Wort. Schon die ältesten Bundesverträge verbieten den Eidgenossen „sich zu beherren". Dies republikanische Selbstgefühl wird verstärkt durch den Stolz auf eine große heldenhafte Geschichte. Wohl enthält die Ueberlieferung von den Kriegen der Schweiz der Fabeln überviel. Die Sempacher Lieder und die hochgemuthe Weise „der Stier von Uri hat scharpffi Horn, kein Herr ward ihm nie z'hoch gebor'n" wurden von gar vielen Schweizern gesungen, deren Ahnen dereinst selber auf Seiten der „Herren" gegen den Stier von Uri gefochten. Aber dieser kriegerische Stolz bestand, er war ein mächtiges Band der Eidgenossenschaft, er ward in der Epoche der Neutralität der Schweiz wach erhalten durch die widerwärtige und doch für ihre Zeit keineswegs unnatürliche Sitte des Reislaufens; heute nährt ihn in edlerer Weise jenes volksthümliche Heerwesen, das die Schweiz zum waffenreichsten Lande der Erde macht.

Man sieht, dies ist eine rein föderale Geschichte. Benachbarte Gemeinwesen treten — zumeist freiwillig — zusammen, und der Bund wird aufrecht erhalten durch die Gemeinsamkeit der wichtigsten politischen Interessen. Auch das ist ein echt föderaler Charakterzug, daß langsam, aber unaufhaltsam, unter schweren Kämpfen die Rechtsgleichheit aller verbündeten Staaten durchgesetzt wird. Zuerst wird die Gleichheit der acht alten Orte anerkannt, von denen mehrere anfangs zu

ungleichem Rechte verbündet waren. Alsdann, da die Eidgenossenschaft sich zu dem Bunde der dreizehn Orte erweitert, behaupten die acht alten Orte nur noch einige Ehrenvorzüge. Aber noch standen Jahrhunderte lang neben den dreizehn Orten die zugewandten Orte, zu ungleichem Rechte verbündet, und ein schwer übersehbares Durcheinander von Herrschaften und Vogteien, welche einem oder mehreren oder allen dreizehn Orten zu strenger Unterthänigkeit verpflichtet waren. Der Plan, eine Hegemonie der größten Cantone zu schaffen, taucht mehrmals auf; Keiner hat ihn großartiger aufgefaßt als Zwingli, dem Zürich und Bern als die beiden Ochsen galten, die den Karren ziehen. Doch aus allen solchen Versuchen geht schließlich die Parität der dreizehn Orte siegreich hervor. Blutige Bürgerkriege zerfleischen das Land, aber niemals hegen die Kämpfenden ernstlich den Gedanken, die politische Selbständigkeit des Feindes zu vernichten; man streitet um religiöse Fragen und um die Herrschaft in den gemeinen Vogteien. Die französische Revolution gebiert den vermessenen Versuch, den uralten Particularismus der Cantone als „werthlose Localitätsinteressen“ zu beseitigen, aber die helvetische Republik erweist sich auf dem durchaus föderalen Boden alsbald als eine Unmöglichkeit. In diesen stürmischen Tagen vollzieht sich endlich eine glückliche Wandlung: die lebenskräftigen unter den zugewandten Orten und gemeinen Herrschaften constituiren sich als neue Cantone, und die Mediationsacte verkündet den nothwendigen Grundsatz der Gleichheit aller Cantone. Dieser Gedanke ist seitdem unverloren geblieben; die Eidgenossenschaft erträgt heute nicht einmal mehr einen Vorort.

Ebenso langsam, doch ebenso stätig hat sich die Bundesverfassung zu größerer Festigkeit entwickelt. Schon der Beginn ist ganz normal: die Eidgenossen schließen zuerst Einzelverträge, darin sie sich zuschwören, ihre Späne durch Minne oder Recht zu vertragen. Nachher seit dem Sempacher und dem Pfaffen-Briefe am Ausgange des 14. Jahrhunderts schreitet man vor zu allgemeinen gesetzgeberischen Bestimmungen; früher als das heilige Reich rühmt sich die Schweiz eines allgemeinen Landfriedens. Darauf bringt die Anarchie der Religionskriege und die politische Erstarrung des 18. Jahrhunderts einen argen lang anhaltenden Rückschlag. Aber selbst die Krankheiten dieses Staatswesens verrathen seine föderale Natur. Die Sonderbünde werden nicht geschlossen, um die Eidgenossenschaft zu sprengen, sondern lediglich um innerhalb der Föderation mit gewaltsamen Mitteln einem politischen Interesse zum

Siege zu verhelfen. Das Gemeingefühl geht niemals gänzlich verloren. Es sind eben Eidgenossen, durch heilige Schwüre einander verbunden, gewohnt in Tagen des Grolls auf die eidgenössischen Ermahnungen der Mitverbündeten zu hören. Seit die Schweiz endlich ihre Unabhängigkeit nach außen wiedergefunden, führt zwar die Tagsatzung abermals jenes Regiment der Trägheit, das dem Staatenbunde eigen ist; zu jeder gemeinnützigen That bedarf es der Concordate, der Sonderverträge unter den Cantonen. Aber alsbald rührt sich im Volke aufs neue, stätig anschwellend, die Einheitsbewegung und erreicht im Bundesstaate ihr natürliches Ziel.

Die Einheitsbewegung fand ihre nothwendige Ergänzung in dem fort und fort anwachsenden demokratischen Elemente. Die alte Schweiz war überwiegend aristokratisch. Selbst in den Bauerstaaten der Urcantone herrschten thatsächlich einzelne mächtige Geschlechter, welche sich durch die Mißhandlung der Landvogteien einen traurigen Ruhm erwarben. Auch leuchtet ein, daß die ungleiche Berechtigung einzelner Landschaften, die Absperrung der Städte vom flachen Lande dem Staatsleben selbst da einen aristokratischen Charakter aufprägen mußte, wo dem Namen nach Demokratie bestand. Die demokratische Bewegung beginnt schon im Reformationszeitalter, doch ohne durchschlagende Erfolge zu erringen. In den Tagen der französischen Revolution verschwinden die heterogenen Staatsbildungen (Prälaten und Städte) aus dem Bunde; die Eidgenossenschaft wird zu einem reinen Cantonalbunde — offenbar ein Schritt weiter zur Demokratie. Die Mediationsacte verwirklicht sodann den Gedanken der Gleichheit von Stadt und Land, der auch von der Restauration des Jahres 1815 nicht gänzlich preisgegeben wird. Seitdem ringt die Demokratie überall um die Herrschaft, und erst nachdem ihr in den größeren Cantonen der Sieg geworden, gelingt die Gründung des Bundesstaates. Mit sicherem staatsmännischen Blick haben daher die Urheber der heutigen Bundesverfassung die Errichtung von Aristokratien in den Cantonen verboten.

Die Eidgenossenschaft hat an den Grundgedanken des bündischen Lebens unentwegt festgehalten und zuletzt eine Verfassung erlangt, die den politischen Ueberzeugungen der Eidgenossen so sehr entspricht, daß die Anhänger des alten Sonderbundes heute selber ihre Thorheit belachen. Das höchste durchschnittliche Wohlsein der Vielen ist hier oberster Staatszweck, und in der That ist nirgendwo in Europa Wohlstand, Bildung, Selbstgefühl unter den Bürgern gleichmäßiger vertheilt.

Im Uebrigen soll der Staat jedem Einzelnen die freieste Bewegung gewähren, die hergebrachte Selbständigkeit jedes Ortes unbehelligt lassen und — wohlfeil regieren. Daher ist die executive Gewalt des Bundes, welche bekanntlich unter der parlamentarischen Bundesversammlung steht, sehr mäßig, weit geringer als die Machtfülle des Präsidenten der Union. In jedem großen Reiche würde man über die Schwäche einer solchen ausübenden Gewalt klagen. Die bescheidenen Aufgaben des schweizerischen Staatslebens hat der Bundesrath nicht nur vollständig gelöst, sondern sich sogar manchmal die Anklage zugezogen, daß er usurpirend auftrete und durch Verträge mit dem Auslande die Bundesverfassung verletze. Von einem glänzenden eigenthümlichen Culturleben, von irgend welchen, über die Mittelmäßigkeit hinausgehenden Staatsleistungen kann in dem kleinen, von vier Nationen bewohnten Lande ebenso wenig die Rede sein wie von einer selbständigen europäischen Politik. Ein sehr ehrenwerther Staat, ohne Zweifel, ein Gemeinwesen, das mit seiner Friedensliebe und gastlichen Freiheit inmitten der unfertigen und gährenden Zustände Mitteleuropa's ein heilsames und noch auf lange hinaus unentbehrliches Glied bildet: — aber ein Staat, der für die großen Verhältnisse des deutschen Staatslebens nimmermehr ein Vorbild sein kann.

Es ist mißlich zu urtheilen über ein Volk mit einer Geschichte von gestern, das aus Geschichtswerken und historischen Romanen die Kunde von den Kämpfen seiner ältesten Vorzeit schöpft, während alte Völker sich an der phantastischen Herrlichkeit volksthümlicher Heldengedichte erfreuen. Der Nationalcharakter der Nordamerikaner ist noch im Werden; noch hat sich die Verschmelzung des angelsächsischen Wesens mit der Gesittung der neuen Einwanderer kaum zur Hälfte vollzogen. Dennoch scheint das Urtheil nicht vorschnell, daß die föderative Staatsform sich aus den bisherigen Culturzuständen Nordamerikas nothwendig ergab. Auch hier bestand — trotz der großen Gleichmäßigkeit der Naturverhältnisse — eine Fülle socialer und politischer Gegensätze. Schon bei der Stiftung der Union warnte John Adams, die Barone des Südens würden das Verderben des puritanischen Nordens sein. Die Colonien lebten unter englischem Scepter unverbunden unter sich; „nur durch das Mutterland sind sie Schwestern“ sagte man — allerdings übertreibend — in England. In diesem Sonderleben bildeten die einzelnen Staaten einen scharf ausgeprägten politischen Charakter in sich aus. Ihre Bedeutung ließ sich keineswegs an ihrer räumlichen Ausdehnung messen.

Ist doch jene demokratische Verfassung, welche bald den Welttheil erobern sollte, ausgegangen von den beiden kleinsten Staaten, Connecticut und Rhode-Island. Die glaubenstreuen puritanischen Einwanderer hatten alle aristokratischen Elemente des englischen Staatslebens, den Adel, die herrschende Kirche im alten Welttheile zurückgelassen, dagegen den heimischen Grundsatz des Selfgovernment getreulich über das Meer getragen und großartig weiter gebildet. Man darf sagen, es bestanden einige tausend kleine Republiken in der neuen Welt. Der für Alle gleiche Schulunterricht, der Ehrendienst in der Gemeinde und dem Schwurgerichte, die Milizpflicht und die freie Kirche erzogen ein Volk von Republikanern. Der Calvinismus entfaltete hier mächtig alle seine demokratischen Gedanken, während er in der Schweiz und den Niederlanden die Blüthe aristokratischer Gemeinwesen begünstigt hatte. Das gesammte Staatsleben Nordamerikas hat seine Wurzeln in dem demokratischen Protestantismus.

Man male die Schattenseiten des amerikanischen Lebens noch so schwarz: auf diesem Boden hat die Demokratie ihre größten Wunder vollbracht. Sie hat, indem sie alle sittlichen und wirthschaftlichen Kräfte des Menschen sich frei bewegen ließ, die Wildniß der Gesittung erschlossen, sie hat — was die europäische Bureaukratie nie vermocht hätte — den Auswurf Europas, der in den Hafenplätzen sich zusammendrängt, doch in gewissen Schranken des Rechts und der Sitte gehalten. In einem solchen Volke findet eine ausgedehnte Staatsthätigkeit keine Stätte. Mochten Washington und Hamilton träumen, in ihrem Welttheile werde eine Aristokratie der Geister erstehen und wetteifern mit dem alten Europa in allen edelsten Werken von Kunst und Wissenschaft: — die Sinnesweise der großen Mehrheit des Volkes sprach sich doch getreuer aus in jenem wackeren Puritaner Samuel Adams, der sein Vermögen den Volksschulen vermachte, aber die Akademien als Pflanzstätten der Aristokratie verwarf. Und dies ist der Charakter des amerikanischen Lebens geblieben: hohes Durchschnittsmaß von Wohlstand und Bildung, unvergleichliche Selbständigkeit und rührige Kühnheit jedes Einzelnen, davon wir Deutschen nie genug lernen können; aber auch Vorherrschen der geistigen Mittelmäßigkeit, prosaische Nüchternheit der Lebensanschauung, wie sie in Benjamin Franklin sich verkörperte, Beschränkung des Staates auf das Allernöthigste.

In dieser Welt des demokratischen Selfgovernment war ein centralisirter Staat von vornherein undenkbar, und doch bestand von Alters

her ein starkes Bedürfniß der Einigung. Schon im J. 1643 schlossen mehrere Colonien von Neu-England einen Bund, vornehmlich zum Schutze gegen die Indianer, und erklärten, sie seien alle aus demselben Grunde — um ihre Freiheit zu retten — über das Meer gekommen, und nur „ihre weite Zerstreuung an den Flüssen und an der Seeküste" hindere sie Einen Staat zu bilden. Nachher, da Englands Handelsbedrückungen den Plan der Losreißung von dem Mutterlande allmählich zur Reife brachten, ward auch der Einheitsgedanke von Franklin und vielen Anderen fort und fort gehegt. Nun fiel nach der Vertreibung der Franzosen aus Canada das letzte Band hinweg, das die Colonien noch an das Mutterland gekettet: das Bedürfniß des Schutzes. Um so unleidlicher erschien jetzt die englische Navigationsacte, welche der Volkswirthschaft der Colonien jede Selbständigkeit versagte. Der Kampf gegen England begann, die Unabhängigkeitserklärung gab der tief-eingewurzelten demokratischen Gesittung der neuen Welt einen classischen Ausdruck. Der gemeinsame Krieg zwang zu politischer Einigung. Diese Einigung konnte nur eine föderative sein, da die ungeheuren räumlichen Entfernungen eine noch engere Verbindung kaum gestatteten, da ferner die Eigenart und Selbständigkeit der Einzelstaaten bereits zu stark war, und jene echt-conservative Gesinnung, welche die Helden des Unabhängigkeitskrieges beseelte, an dem Bestehenden so wenig als möglich ändern wollte. So blieb denn das althergebrachte demokratische Selfgovernment der Grundgedanke des neuen Staates, ja, mehrere Einzelstaaten nahmen ihre alte Colonialverfassung unverändert hinüber in die neue Bundesrepublik. Die monarchische Spitze des Staatenvereins fiel einfach hinweg, da die republikanische Richtung, ohnedies in den Ideen und der Wirthschaft dieses Volkes wohlbegründet, im Kampfe mit dem monarchischen England sich noch verstärkte. Dasselbe Interesse, welches den Abfall von England wesentlich bewirkt hatte, zwang nach wenigen Jahren voll demüthigender Erfahrungen die Staaten in eine engere Verbindung. Der Handel des neuen Staatenbundes konnte nur durch eine starke Centralgewalt gegen Englands Feindseligkeit geschützt werden.*) Durch eine Handvoll großer Staatsmänner, deren Ruhm die fernsten Zeiten noch künden werden, ward — inmitten

*) Die entscheidende Bedeutung wirthschaftlicher Beweggründe in den Anfängen der Unionsgeschichte weist sehr gut nach: W. Kiesselbach, der amerikanische Federalist. 2 Bde. Bremen 1865.

vierfacher Parteiung, die das Land zerriß, inmitten eines sittlich keineswegs sehr hoch stehenden Volkes — mit klar bewußter Absicht der lose Staatenbund in einen festen Bundesstaat verwandelt.

Der größte und eigenthümlichste Vorzug dieser Bundesstaats-Verfassung wird selten recht gewürdigt: sie ist das Staatsrecht eines werdenden Reiches, durchaus berechnet auf die ungeheure Expansivkraft der Union. Nicht ein Land, nein, ein Continent sollte politisch geeinigt werden. Ein Welttheil aber läßt sich — so weit unsere historische Erfahrung reicht — als ein Staat organisiren nur durch eine despotische Gewalt, wofür hier alle Voraussetzungen fehlten, oder in der freien Form einer Föderation. Das Bewußtsein eines welthistorischen Berufs schwellte den Neu-Engländern schon damals die Seele, da ihre Colonien noch kaum den fünfundzwanzigsten Theil des Continents umfaßten; schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts begrüßte Berkeley die unermeßliche Bestimmung dieser Lande mit dem stolzen Worte: westward the star of empire takes its way. Selbst jenes mittelmäßige Pamphlet, Thomas Payne's „gesunder Menschenverstand“ — das politische Evangelium der Amerikaner zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges — erhebt sich zu schwungvolleren Gedanken, zu edlerer Sprache, sobald die Rede kommt auf die große Zukunft, da das ganze Festland den Neu-Engländern gehorchen werde. Auch der Federalist führt keinen Beweisgrund für die Vortrefflichkeit des Bundesstaates so häufig ins Feld wie diesen: „Der Bundesstaat bietet mehr als irgend eine andere Staatsform die Möglichkeit, das Staatsgebiet fort und fort zu erweitern.“ Diesem wichtigen Zwecke entsprach die neue Verfassung. Die Union rechnete auf rasche Zunahme der Bevölkerung. Darum ward in der einfachsten Weise dafür gesorgt, daß das Verhältniß der Stimmen im Congresse je nach der Bewegung der Bevölkerung abgeändert werde. Der Staat New-York sandte anfänglich 6 Repräsentanten, heute 34. Man hoffte auf den Anschluß neuer Staaten. Deshalb sollte für solche Fälle ein einfacher Congreßbeschluß genügen, und in der That, die Unionsverfassung ist so fest und so elastisch zugleich, daß 30 Staaten ebenso leicht darin Raum finden wie 13. Noch mehr, die Union nahm die werdenden neuen Staaten des Westens unter ihre unmittelbare Obhut: durch die berühmte Ordinanz vom J. 1787 wurde das Eigenthum der wüsten Gebiete des Westens, welche bisher den Einzelstaaten gehörten, an die Union übertragen, dergestalt, daß die Mehrzahl der neuen Unionsstaaten recht eigentlich aus dem Schoße der Union er-

zeugt, auf ihrem Boden herangewachsen ist. Seitdem begann jene reißend schnelle Besiedelung des Binnenlandes bis zum stillen Meere, deren Gleichen die Welt nicht sah. Man rechnet, daß nur ein Viertheil der Amerikaner in ihrem Heimathsstaate lebt. Die Bürger des Nordens ziehen westwärts als friedliche Colonisten, die des Südens als Flibustier.

Durch diese stätige Ausbreitung der Union gen Westen ist nicht nur wirklich die manifest destiny Amerikas erfüllt, sondern auch der innere Frieden, der eidgenössische Rechtssinn in der Union durch lange Jahre erhalten worden. Allerdings spottet der Amerikaner mit vollkommener Mißachtung alles Rechts der „willkürlichen, von Menschenhand gesetzten Grenzen" außerhalb der Union, und Napoleon III. hat sein berufenes Wort Annexion dem amerikanischen annexation nachgebildet. Doch eben weil für die Eroberungslust und den wirthschaftlichen Thatendrang der Nation noch ein unermeßlicher Raum im Westen offen steht, ward das Gebiet der Unionsstaaten selber von jeher von den Bundesgenossen gewissenhaft geachtet. Dem Amerikaner als correctem Demokraten kann es gar nicht in den Sinn kommen zu bestreiten, daß das souveräne Volk von Rhode-Island oder Delaware das Recht hat einen selbständigen Unionsstaat zu bilden. Die Geschichte der Union, überreich an Parteikämpfen, kennt doch vor dem jüngsten Kriege keinen einzigen Versuch eines Staates gegen den Länderbestand eines Bundesgenossen. Die einzige Gebietsveränderung, welche innerhalb der bereits constituirten Unionsstaaten geschah, war die friedliche Loslösung des Staates Maine von dem Staate Massachusetts — ein Vorgang, der den Grundsätzen des demokratischen Bundesstaats durchaus entsprach.

So bestand während zweier Menschenalter die Unionsverfassung, vortrefflich geeignet, den vorherrschenden Trieb dieser jungen Welt, die Expansivkraft der germanischen Gesittung, zu fördern, mit Nothwendigkeit hervorgegangen aus dem ausgebildeten Selfgovernment, durchaus demokratisch und doch befähigt die natürlichen Fehler der Demokratie zu mäßigen*). In glücklicher Sicherheit konnte die Union die Staatsthätigkeit auf das geringste Maß beschränken. Allerdings hat sie auch in der internationalen Politik große Erfolge errungen. Sie war und ist der mächtige Anwalt der Rechte der Neutralen; ihr dankt die Welt, daß

*) S. oben S. 511.

die Alleinherrschaft Englands zur See erschüttert ist. Aber diesen Triumph, welchen Napoleon I. klarblickend voraussagte, hat die Union erreicht weniger durch angestrengte Staatsthätigkeit, als vielmehr durch ihr bloßes Dasein. Seit die große Seemacht des Westens bestand, schier unangreifbar für jeden europäischen Feind, wurden die Ansprüche Englands auf die Herrschaft zur See von selber unhaltbar; Drohungen, Bündnisse und ein kurzer Krieg reichten hin die Meere zu befreien. Im Uebrigen hielt sich die Union nach Washington's weisem Rathe den europäischen Händeln fern und warf ihre ganze Kraft auf den amerikanischen Continent. Auch die Eroberung des Westens ward vollführt nicht durch den Staat, sondern durch die Selbstthätigkeit der Bürger. So blühte denn durch eine beispiellose Gunst der Umstände ein Großstaat, dessen Macht anhaltend stieg, während er doch weder ein starkes Heer noch eine bedeutende Flotte, noch eine vielgeschäftige Staatsgewalt besaß. Es wuchs und wuchs eine Demokratie, welche der Willkür des Bürgers einen nahezu schrankenlosen Spielraum gewährte und dennoch fest auf den Füßen stand; denn in diesem Bunde war, wie Story sagt, eine Usurpation nur möglich, wenn sie getragen ward von dem Volkswillen; dem ausgesprochenen Volkswillen aber kann in Demokratien ohnehin nichts widerstehen.

Der Bundesstaat war bisher in Nordamerika so sehr in der Natur der Dinge begründet, daß neuerdings sogar die abtrünnigen Südstaaten sich selber wiederum als ein Bundesstaat constituirten. Jedermann weiß, wie die von Anbeginn vorhandene Verschiedenheit der Interessen des Nordens und des Südens durch das von den Stiftern der Union nicht geahnte allmähliche Anwachsen der Sklaverei bis zum schroffsten Gegensatze sich steigerte. Den Demokratien des Nordens standen die Massenaristokratien des Südens gegenüber, der Pflanzerwirthschaft der Südstaaten der freie Ackerbau des Westens und der Gewerbfleiß von Neu-England. Ueppige Verfeinerung hatte längst die republikanische Anspruchslosigkeit der Sitten jener Tage verdrängt, da Präsident Jefferson einsam durch die Pennsylvania-Avenue in den Congreß ritt und selber seinen Gaul an einen Pfahl band, bevor er den Präsidenteneid leistete. Schon seit Jahrzehnten, schon seit dem Aufstande Nord-Carolina's unter Präsident Jackson, drohte der Kampf. Friedliches Zusammenleben so grundverschiedener Glieder in einer Union war ohne eine durchgreifende sociale und politische Umgestaltung vorerst unmöglich. Während des Krieges hat man von jenem dehnbaren Artikel der Verfassung,

welcher dem Congresse die Anwendung aller zur Erhaltung der Union „geeigneten“ Mittel zugesteht, sehr umfassenden Gebrauch gemacht. Der Congreß von Washington, und nicht minder die Centralgewalt der Südstaaten, übte nahezu die Macht eines Parlaments im Einheitsstaate, und nur selten giebt ein politisches Organ Gewalten, die es einmal besaß, freiwillig wieder auf. Die Betrachtung dieser jüngsten Epoche der Union ist für unsere deutschen Föderalisten sehr lehrreich. Selbst dies classische Land des demokratischen Selfgovernment, dies Land einer streng-föderalen Geschichte — selbst diese Union sah sich genöthigt, in den Tagen des Kriegs und angestrengter auswärtiger Politik eine Bundesgewalt zu ertragen, deren Gewalt der Macht eines Einheitsstaates sehr nahe kam und doch kaum ausreichte, die ungeheure Schwierigkeit der Lage zu bewältigen. Um wie viel weniger können wir hoffen, unser von Feinden rings umdrohtes Vaterland durch eine Bundesstaatsverfassung auf die Dauer zu sichern! Wir gebieten nicht über die colossalen Hilfsmittel einer jungfräulichen Natur und eines schrankenlosen socialen Lebens; Deutschland wird, wenn es zum Schlagen kommt, nicht mit den sich erst bildenden Schaaren eines Rebellenheeres zu fechten haben. Wir können es nicht darauf ankommen lassen, daß unfähige Bürgergenerale das Land einige Jahre lang an dem Rande des Verderbens hinzerren und eine verderbte Finanzverwaltung das Volk mit einer ungeheuren Staatsschuld belastet. Der ruhmreiche jüngste Sieg der Union beweist gar nichts für die Lebensfähigkeit eines deutschen Bundesstaats; für die Politik des rohen Experimentirens ist in dem hochgesitteten Europa kein Raum. — Die Union hat sich bewährt als die Verfassung eines werdenden Volkslebens. Ob sie fortbestehen wird, wenn auf dem Festlande Nordamerikas nichts mehr zu erobern, nichts mehr zu colonisiren ist, wenn einst mit zunehmender Bevölkerung und Gesittung der wohlbegründete Gegensatz der Interessen des Nordens, des Südens und des Westens schärfer hervortritt — diese Frage kann nur verblendeter demokratischer Parteigeist kurzerhand bejahen. Die schwächlichen Versuche der Neugestaltung, welche wir heute befremdet erleben, gestatten mindestens die Vermuthung, daß der jüngste Bürgerkrieg nicht der letzte gewesen ist. — —

Ungleich verwickelter ist jene Kette von Thatsachen, welche den Staatenbund der Niederlande zum Einheitsstaate umgebildet hat. Auch dieser Bund ist — wie die Union, die Eidgenossenschaft und die beiden kräftigsten Föderationen der Hellenen — in Unabhängigkeitskriegen

emporgewachsen. Auch hier wie in der Schweiz war eine Fülle politischer Gegensätze aufgewuchert: dem municipalen Stolze der seegewaltigen Städte von Holland und Zeeland stand die Bauerndemokratie der Friesen, der kriegerische Adel von Geldern und Overyssel gegenüber. Hier wie dort eine endlose Reihe kleiner örtlicher Fehden: die Kämpfe der Stadt Groningen gegen die Ommelande sind ein getreues Ebenbild der Reibungen zwischen Basel-Stadt und Basel-Land. In beiden Ländern die gleiche Schwerfälligkeit „naturwüchsiger" politischer Entwickelung, dieselbe aristokratische Abstufung der Rechte unter den Bundesgenossen: Jahrhunderte lang stand das arme Land Drenthe als ein zugewandter Ort unter den Generalstaaten, nur durch Pflichten mit der Republik verbunden, und die mit dem guten Schwerte der Republik eroberten Generalitätslande blieben eine Domäne der Generalstaaten, rechtlos, unterthänig, wie die gemeinen Vogteien der Eidgenossen. Ja, auf den ersten Blick mag es scheinen, als sei hier die conservative Beharrlichkeit des historischen Particularismus sogar noch zäher gewesen als in der Schweiz. Ward doch der Unabhängigkeitskrieg selber sehr wesentlich durch particularistische Tendenzen veranlaßt. Als die sieben Provinzen den achtzigjährigen Krieg begannen, da stritten sie allerdings für die neue Lehre Calvin's, aber auch gegen die Uebergriffe der spanischen Krone, die den alten Lieblingsplan der burgundischen Herrscher zu verwirklichen, den Einheitsstaat der Niederlande zu gründen trachtete. Es galt, die hergebrachten Privilegien, das Sonderleben der sieben Provinzen aufrechtzuerhalten. Keineswegs behauptete diese conservative Nation, wie später die Amerikaner, ein grundsätzliches Recht der souveränen Völker nach freiem Willen Staaten zu gründen, Regierungen ein- und abzusetzen. Es ist irrig, eine solche klare Absicht herauszulesen aus jener Anrufung des Naturrechts, die sich an einer verlorenen Stelle der niederländischen Unabhängigkeitserklärung, des Manifestes vom Haag, vorfindet. Sogar der entschieden republikanische Geist, der schon aus den ältesten Bundesverträgen der Eidgenossen redet, ist in den Niederlanden erst im Verlaufe der historischen Entwickelung sehr langsam gereift. Die Utrechter Union, ein Kriegsbündniß geschlossen zum Zweck der Vertreibung der Fremden, ward allmählich ein dauernder Staatenbund, da die Versöhnung mit erbarmungslosen Feinden sich als unmöglich erwies. Dieser Staatenbund bestand fort ohne einen Monarchen, er ward thatsächlich eine Republik, da kein fremder Fürst sich gewillt zeigte einzutreten in die Rechte des spanischen Königs.

Aus dem alten Landtage der sieben Provinzen, der Versammlung der Generalstaaten, ward ein permanenter Bundestag. Wie also ein neuer Staat ohne eigentliche Gründung, durch die Macht der Umstände, erwuchs, so erhielt sich auch zäh in diesem hocharistokratischen Gemeinwesen der echt mittelalterliche Widerwille gegen jede politische Unterordnung, jede durchgreifende Staatsgewalt. Nur in der polnischen Geschichte finden sich Zustände, vergleichbar jenen Bestimmungen des niederländischen Staatsrechts, wonach alle wichtigen Beschlüsse der Generalstaaten einstimmig gefaßt werden mußten, jede Provinz Eine Stimme hatte, und wieder innerhalb jeder Provinz Einstimmigkeit gefordert wurde: also konnte das holländische Städtchen Purmerent durch sein Nein einen Friedensschluß der Republik verhindern. Ein ungeheuerliches Staatsrecht, dessen verhängnißvolle Folgen in kritischen Zeiten durch Staatsstreiche beseitigt werden mußten!

Indeß treten aus diesem Chaos particularistischen Sonderlebens drei Momente hervor, welche schließlich zu fester politischer Einigung führen mußten: das Uebergewicht von Holland, die populäre Tyrannis des Hauses Oranien, endlich und vornehmlich die Ausbildung eines einheitlichen, scharf abgeschlossenen niederländischen Nationalcharakters. Während in der Union und in der Eidgenossenschaft die Einzelstaaten einander die Wage hielten, ward hier die Provinz Holland — der glücklichere Erbe von Antwerpens Handelsgröße — der Mittelpunkt des Reichthums und der Macht der Republik. Achtundfünfzig Prozent steuerte sie allein zu den Ausgaben der Republik, die ostindische Compagnie ward zur vollen Hälfte von Amsterdam unterhalten. Und da nun eine Reihe wundervoller Siege über den mächtigsten König der Erde den Stolz der blühenden Gemeinwesen mächtig schwellte, so erfüllte sich die Aristokratie der Kaufleute mit jenem starren republikanischen Geiste, der aus dem Gebete Johanns de Witt redet: de furore monarcharum libera nos domine. In diesen Kreisen erwuchs die von den Rathspensionären von Holland vertretene „Politik der Navigation und Commercien", von staunenswerther Kraft und Kühnheit, wo es galt das Interesse der Seemacht, die Herrschaft in den Colonien zu fördern, aber von ebenso erstaunlicher friedensseliger Stumpfheit, wenn es sich darum handelte, vorausschauenden Sinnes für das bedrohte Gleichgewicht von Europa einzustehen. Der Druck dieser Uebermacht von Holland auf die schwachen Provinzen des Binnenlandes war schwer, obgleich ein eigentlicher Annexionsplan nur einmal aufgetaucht ist.

In nothwendigem, echt tragischem Gegensatze zu der schwer beweglichen Oligarchie von Holland stand eine politische Macht, die der Geschichte der Union und der Eidgenossenschaft gänzlich fehlt: die Tyrannis. Nie hat ein Volk einem erbberechtigten Herrscherstamme eine so grenzenlose Hingebung durch die Jahrhunderte erhalten, wie der gemeine Mann der Niederlande sie dem Hause Oranien entgegenbrachte. Die Nachkommen des Schöpfers der niederländischen Freiheit bewahrten die Tugenden des großen Ahnherrn, führten siegreich die Landheere der Republik, schützten das niedere Volk vor der Willkür selbstherrlicher Stadträthe, vertraten die Gedanken einer kühnen europäischen Politik gegenüber der schwächlichen Barrierenpolitik des holländischen Patriciats. Es war ein Verhältniß höchstpersönlicher Art, vergleichbar allein mit der Stellung des Strategenhauses der Barkiden gegenüber dem Rathe von Karthago. Auch hier bewährte sich die Monarchie als die natürliche Trägerin des Einheitsgedankens: die Oranier verlangten Unterwerfung der Provinzen unter die Souveränität der Generalstaaten. So mächtig war das Einheitsbedürfniß in dem zerspaltenen Staate, daß auch die Partei des Particularismus ihm in die Hände arbeiten mußte. Denn indem der Magistraturadel von Holland die legitime Souveränität der Provinzen hartnäckig vertheidigte, ja zu Zeiten nicht verschmähte auf eigene Faust mit dem Landesfeinde zu unterhandeln, wollte er doch der Staatskunst der Republik eine feste einheitliche Richtung geben: das Interesse Hollands, die Seemacht sollte Allem vorgehen. Zu einer rechtlichen Ausgleichung zwischen den beiden Parteien ist es bekanntlich nie gekommen. Siegte die Oligarchie — wie in den beiden statthalterlosen Epochen nach dem Tode Wilhelm's II. und Wilhelm's III. — so verfiel das Kriegswesen, der Staat versank in schläfrige Neutralität. Siegte die Statthalterpartei — wie unter Moritz von Oranien — so waren Recht und Freiheit der Unterliegenden schwer gefährdet. Innerer Frieden und Macht nach außen ward der Republik nur, wenn die Oranier mit der Aristokratie getreulich zusammengingen — so in jenen unvergeßlichen Tagen, da durch die Revolution des Jahres 1672 der erste Schritt zur Monarchie geschehen war, Wilhelm III. durch eine große Bewegung der Massen die Erbstatthalterwürde erlangt hatte und nun, mit den Rathspensionären Fagel und Heinsius fest verbündet, den großen Kampf Europas wider die Herrschaft Ludwigs XIV. leitete. Aber selbst dem großen Staatsmanne, der in England das parlamentarische Staatsleben begründete, gelang es nicht, in seiner Heimath das Durch-

einander örtlicher und ständischer Sonderrechte zu einem modernen Staate zusammenzufassen; und der in England zum ersten Male der Welt bewies, daß auch ein Fürst von genialer Herrscherkraft ein constitutioneller König sein könne, er hat daheim die gesetzlichen Schranken seines Statthalteramtes nicht immer innegehalten — zum sichersten Beweise, daß dies unmöglich war. Die Uebermacht der Provinz Holland zerstörte die thatsächliche Gleichheit der Bundesgenossen, die Tyrannis der Oranier bedrohte fort und fort die Souveränität der Provinzen. So untergruben die beiden feindlichen Parteien im Wetteifer die Grundlagen des bündischen Lebens. Dazu trat ein drittes Moment, das dem Bestande des Staatenbundes noch verderblicher wurde.

Während in der Schweiz die föderative Staatsform heute wie vor Jahrhunderten wohlbegründet ist in dem Zusammenwohnen verschiedener Nationen, entstand in den Niederlanden im Verlaufe einer großen Geschichte aus einigen kleinen deutschen Stämmen eine einheitliche scharf ausgeprägte Nationalität. Man kennt jene lange Reihe glänzender und redlich verdienter Erfolge auf allen Gebieten der Politik, des Kriegswesens, des Handels, der Kunst und Wissenschaft, welche die Republik im siebzehnten Jahrhundert zu dem beneidenswerthesten Staate unseres Welttheils machten. Inmitten dieser großen Verhältnisse vollzog sich mit sehr hellem Bewußtsein die nationale Absonderung von Deutschland. Bei den Großthaten ihrer Väter beschwor Heinrich Spiegel seine Landsleute, ihre Sprache selbständig auszubilden, damit in der Literatur wie im Staatsleben ein niederländisches Sonderdasein bestehe. Von diesem starken nationalen Gemeingefühle ward allmählich der Sondergeist der Provinzen aufgesogen; ja selbst die alten socialen Gegensätze verloren ihre Schärfe, seit der Stand der Kaufleute und Capitalisten das ganze Land beherrschte und weder der geldrische Adel noch der friesische Bauernstand sich dem Einflusse Hollands mehr entziehen konnte. So ging die innere Berechtigung der föderativen Zersplitterung verloren. Ueberdies stand der Staat — so recht im Gegensatze zu der Neutralität der Schweiz — im Mittelpunkte der europäischen Politik. Nicht durch Zufall war er die Heimath der Völkerrechtswissenschaft geworden. Man bedurfte einer einheitlichen, rasch zugreifenden Staatsgewalt für die Leitung weitverzweigter auswärtiger Beziehungen. Also waren dem monarchischen Einheitsstaate längst die Wege geebnet, als im Jahre

1746 abermals wie im Jahre 1672 der Ruf Oranie boven durch die Massen ging und die Nation abermals von den Oraniern die Befreiung von der Gewalt fremder Eroberer heischte. Aber die geniale Fruchtbarkeit des erlauchten Hauses war vorerst erschöpft. Wilhelm IV. begnügte sich mit der Erbstatthalterwürde und unwesentlichen Verfassungsänderungen, der zweite Schritt zur Monarchie ward nur halb gethan, und Jahrzehnte lang, durch unselige Parteikämpfe, durch wiederholte Einmischung des Auslandes mußte der tief gesunkene Staat für diese schwere Unterlassungssünde büßen. Endlich schuf Frankreichs Herrschaft den Einheitsstaat, zu dessen Gründung dem erschlafften Volke der Einmuth gemangelt hatte. Unter dem fremden Joche fand die Nation sich selber wieder, man durchschaute die Schwächen des alten Staatswesens. Zudem war der Trotz der Aristokratie gebrochen durch den Verlust der Colonien und der Flotte. Nach der Befreiung machte nur Eine Provinz, Utrecht, den rasch unterdrückten Versuch, die alte Provinzialsouveränität herzustellen, und nur ein Fremder, unser Niebuhr, konnte die Neugründung des alten Staatenbundes empfehlen. Wer aber, wie Graf Hogendorp und Kemper, aus eigener Erfahrung den Blick hatte in dies Staatswesen, der erkannte: die Schweiz hat, ihrem uralten föderalen Charakter getreu, die Souveränität der Cantone wiederhergestellt; doch in den Niederlanden ist die Einheit der Nation stärker, lebensvoller als das Sonderleben der Theile; die Souveränität der Provinzen, einmal zerbrochen, ist für immer unmöglich. — Und die Erfahrung hat das Urtheil der niederländischen Unitarier bestätigt. Wohl ist die weiland seeherrschende Republik ihrer alten Größe entkleidet und zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunken; doch innerer Frieden und bürgerliche Freiheit sind wieder im stätigen Wachsen, seit aus dem losen Nebeneinander zwieträchtiger, ungleich berechtigter Staaten ein fester Staat mit Provinzen von großer Selbständigkeit und gleichem Rechte entstanden ist. —

Schauen wir von diesen Bünden vergleichend hinüber nach unserem Vaterlande, so läßt sich eine lange Reihe äußerlicher Aehnlichkeiten nicht verkennen. In jedem zusammengesetzten Staate besteht nothwendig der Gegensatz der particularistischen und der unitarischen Richtung, und dieser Gegensatz verschlingt sich ebenso nothwendig mit dem Parteileben innerhalb der Einzelstaaten. In jedem losen Staatenvereine sind naturgemäß die herrschenden Gewalten in den Einzelstaaten die Vorkämpfer des Particularismus. So kämpfte in den Demokratien Nord-

amerikas die aristokratische Partei der Föderalisten gegen den Particularismus des souveränen Volkes, das einer starken Centralgewalt sich nicht beugen wollte. So war in dem hocharistokratischen Staatsleben der Niederlande und der alten Schweiz die demokratische Partei der Träger des Einheitsgedankens, in der Schweiz allein stehend, in den Niederlanden verbündet mit der Tyrannis der Oranier. Nach demselben historischen Gesetze kämpft heute in Deutschland der Liberalismus gegen die particularistische Vollgewalt der Dynastien. Ueberall, wo die Centralgewalt zu schwach ist, um nothwendige Aufgaben des Bundes selber zu lösen, sehen wir die Einzelstaaten diese Ziele durch Sonderbünde, mit Umgehung der Bundesbehörden, erstreben. Wir sehen sie überall zur Wahrung ihrer Souveränität unbedenklich die Hilfe des Auslandes anrufen; und wenn der Staat Delaware bei den Verhandlungen über die heutige Unionsverfassung erklärt, er werde eher einer fremden Macht sich unterwerfen, als ein Uebergewicht der größeren Unionsstaaten ertragen, so will es scheinen, als sei das Verfahren Baierns und Würtembergs auf dem Wiener Congresse diesem Vorbilde nachgeahmt. Wir beobachten ferner durchgängig jenen Trieb der modernen Welt nach einfacher, gleichmäßiger, logischer Ordnung des Staatslebens, der auch in den Einheitsstaaten gewaltet, in Frankreich die alte Unterscheidung von pays d'état und pays d'élection aufgehoben, in den Niederlanden die Generalitätslande den Provinzen, in der Schweiz die gemeinen Herrschaften den Cantonen gleichgestellt und in Deutschland aus einem Chaos geistlicher, ritterlicher, städtischer Territorien eine geringere Anzahl monarchischer Staaten herausgebildet hat. Auch bietet die Geschichte der Gründung des Bundesstaats in der Union und in der Eidgenossenschaft dem Deutschen manche beherzigenswerthe Lehre. Unser radicaler Doctrinarismus kann Vieles lernen von der taktvollen Mäßigung der Schweizer, die nach der Niederwerfung des Sonderbundes auf die Emancipation der Juden verzichteten, um nicht alten Hader abermals aufzuregen. Und an dem Verhalten der Demokraten Amerikas, die, um des Staates und der Demokratie willen, sich der gehaßten neuen Verfassung fügten, mag deutsche Eigenrichtigkeit erkennen, was politische Mannszucht sei. In beiden Ländern endlich bewährte die Bundesstaatspartei eine unerschütterliche Ausdauer und freudige Hingebung, die wir in unserem Vaterlande so nicht finden.

Aber es springt in die Augen: all diese einzelnen Züge berühren

nicht das Wesen der politischen Entwickelung Deutschlands. In der Schweiz und in Nordamerika beruht die Bundesverfassung auf dem demokratischen Selfgovernment, in Deutschland dagegen auf der Souveränität der Dynastien. „Teutschland wird auf teutsch regiert" — mit diesen Worten wies schon der alte J. J. Moser jeden Versuch zurück, die Eigenart des deutschen Staatslebens unter einem fertigen Schulbegriffe zusammenzufassen oder sie nach auswärtigen Vorbildern neu zu schaffen. Das Wort bewahrt noch heute seinen guten Sinn. In der Eidgenossenschaft entwickelten sich stätig die Festigung des föderativen Bandes und die demokratische Gleichheit aller Bundesgenossen. Die Geschichte der Union weist eine andauernde großartige Ausbreitung der Bundesgrenzen und eine ebenso anhaltende Ausbildung der Demokratie im Innern auf. In den Niederlanden tritt aus dem endlosen Kampfe der beiden großen Parteien in allen Zeiten nationaler Bedrängniß die Monarchie, und mit ihr der Gedanke der Staatseinheit, siegreich hervor. In Deutschlands Geschichte dagegen ist eine solche vorherrschende Richtung nur schwer aufzufinden. Denn von jeher durchkreuzen sich hier die föderalen Bestrebungen mit einer mächtigen Strömung, die zum Einheitsstaate führt, und mit einer nur allzustarken Bewegung, welche die völlige Zersplitterung bezweckt. In diesem wüsten Durcheinander wird jede Kraft durch eine Gegenkraft, jedes Wollen durch ein Mißwollen aufgehoben. Dies ewige Auf und Ab und Für und Wider in der deutschen Geschichte erinnert uns lebhaft an ein tiefes Wort Fichte's, das den Adel und die Schwäche des deutschen Wesens wunderbar fein bezeichnet — an das Wort, der Deutsche könne niemals ein Ding allein wollen, er müsse immer zugleich das Entgegengesetzte dazu wollen. Unser Volk gleicht einem geistvollen Menschen, dessen vielseitiger Begabung sich viele Wege zugleich darzubieten scheinen; und doch kann nur auf Einem Wege der Kern seines Wesens zur rechten Entfaltung gelangen, und doch droht dem Zweifelnden die Gefahr, daß er nicht einmal jenen Grad der Kraft und Sicherheit erlange, den eine einseitige Natur rasch und wahllos erreicht. Versuchen wir, aus dieser Ueberfülle politischer Gegensätze die für die Gegenwart wichtigsten Thatsachen herauszuheben.

Es ist nicht die Absicht, hier den berufenen Streit über Schuld und Verdienst unseres alten Kaiserthums zu erneuern. Die Zukunft ist wohl nicht ferne, da man bekennen wird, daß in diesem Zwiste beide Theile den weiten Abstand der Zeiten nicht genugsam beachtet, die

Kämpfe der Vorzeit einseitig mit dem Maße des gegenwärtigen Parteilebens gemessen haben. Wir erweisen der rein dynastischen, ideenlosen Politik des Hauses Habsburg wahrlich zu große Ehre, wenn wir, eingehend auf ihre eigene Selbstüberhebung, sie auffassen als eine Fortsetzung jener erhabenen kaiserlichen Staatskunst des Mittelalters, welche die höchsten politischen Ideen ihrer Zeit zu verwirklichen trachtete. Wer darf es bestreiten: durch die Kriege der Kaiser in Italien wurden viele köstliche politische Kräfte unseres Volkes unserem nationalen Staatsleben entzogen, und in beiden Ländern ein anarchischer Zustand, die nothwendige Folge jeder nur zeitweise, stoßweise wirkenden Regierung, hervorgerufen. Aber sind nicht erst in diesen gewaltigen Kämpfen gegen die Wälschen die zerspaltenen Stämme unseres Volkes zum hellen Bewußtsein ihrer Gemeinschaft erzogen worden? Ward nicht erst während dieser Kämpfe der Gesammtname der Deutschen für unsere Nation allgemein üblich? Blieb doch noch später in den Tagen tiefster Schmach die Erinnerung an die alte Kaiserherrlichkeit, da „die Deutschen die Obrigkeit aller Lande an sich hatten,“ eine wirksame geistige Macht, ein festes Band der Einheit für unser zersplittertes Volk! Es frommt nicht, eine Entwickelung von Jahrhunderten, darin ein großes Volk all seine expansive Kraft, die reiche Fülle seiner Begabung entfaltete, kurzweg als eine Verirrung zu bezeichnen. Man mag die innere Unwahrheit des Kaiserthums, die überwiegend politische Stellung des Papstthums zum Kaiserthume noch so klar begreifen: in jenen Kämpfen hat unser Volk dennoch, wie nachmals in dem Kriege der dreißig Jahre, für das Heil Europas gestritten. Das Ringen der Kaiser mit den Päpsten bewahrte den Welttheil vor einem Cäsaropapismus, darin die freie Bewegung abendländischer Gesittung zu orientalischer Starrheit verkümmert wäre. Genug, der Gedanke des mittelalterlichen Kaiserthums erwies sich schon lange vor dem Falle der Staufer als unmöglich, und in Deutschland wucherte auf jene confusio divinitus ordinata, welche unsere Gelehrten vergeblich unter eine wissenschaftliche Kategorie des Staatsrechts zu bringen suchen. Der Idee nach war Deutschland bis zum Jahre **1806** ein Lehenstaat, darin alles Recht vom Kaiser abgeleitet ward. „Nimm uns das Recht des Kaisers, lautet ein schönes Wort, und wer darf sagen: dies Haus ist mein, dies Dorf gehört mir?“ Thatsächlich bestand die Vielherrschaft, die verewigte Anarchie; Deutschland war, wie der junge Hegel beim Untergange des heiligen Reichs mit erschreckender Wahrheit sagte, „der gesetzte Widerspruch, daß ein

Staat sein soll und doch nicht ist.“ Auf den verschiedensten Wegen hat unser Volk unablässig versucht, aus diesem widersinnigen Zustande herauszukommen. Bis tief hinein in die moderne Geschichte reichen die Bestrebungen der Habsburger, die Monarchie in Deutschland zu gründen, und die monarchische Gesinnung, die weit verbreitet im Volke lebte, bot ihnen manche Stütze. Sie waren nahe der Erfüllung unter jenem Karl V., dem die Fürsten Deutschlands nicht mehr galten als die von der Krone gebändigten spanischen Großen, die Medina Sidonia, die Mendoza. Abermals zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts schritt die Wiener Politik diesem Ziele zu; es galt zunächst den Reichshofrath zu einem deutschen Reichsrathe zu erheben. Als dann die Heere der Protestanten vor den kaiserlichen Söldnern zerstoben, durfte Wallenstein das drohende Wort sprechen: „wir brauchen keine Fürsten und Kurfürsten mehr.“ In beiden Fällen hätte die Monarchie, errichtet durch eine fremde Macht auf den Trümmern der Reformation, zwar den Einheitsstaat geschaffen, aber alles was wir deutsch nennen vernichtet.

Neben diesen monarchischen Versuchen, die Gustav Adolf vielleicht in einem edleren Sinne wieder aufgenommen hätte, finden wir seit dem Verfalle der kaiserlichen Macht zahlreiche föderale Bestrebungen. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, da die unselige Scheidung der Reichsunmittelbaren und Reichsmittelbaren sich endgiltig vollzog, bedeckte sich das Reich mit einem dichten Netze von Sonderbündnissen. Vereinte Kraft sollte dem Genossen jenen Rechtsschutz gewähren, den die verfallende Monarchie nicht mehr leisten konnte: durch Austräge sollten die Späne der Genossen im Frieden geschlichtet werden. Man hat einigen lützelburgischen Kaisern vorgeworfen, daß sie nicht verstanden die Sonderbünde zu einem deutschen Bunde zu vereinigen. Doch leider ist nicht zu verkennen, daß diese kleinen Föderationen einen reinpolitischen Charakter, eine gesunde Fortbildungsfähigkeit nicht in gleichem Maße besaßen wie die schweizerische Eidgenossenschaft. Sie waren ständisch, vereinigten nur die Städte zu gemeinsamem Handelsbetriebe, den Adel zur Wahrung der Standesehre u. s. f., sie entbehrten sogar des geographischen Zusammenhangs, und die größeren monarchischen Territorien standen ihnen in der Regel fern. Die föderalen Bestrebungen im Reiche erreichten ihren glänzenden Höhepunkt um die Wende des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, in der staatsrechtlich fruchtbarsten Zeit, welche das Reich je gesehen, in jener Epoche hochsinniger Reformen, die wir dem edlen Berthold von Mainz, Fried-

rich von Sachsen und einer langen Reihe begabter Fürsten danken. In einem Theile Deutschlands, in dem schwäbischen Bunde, hatten sich die föderativen Gedanken bereits fruchtbar, lebensfähig erwiesen; jetzt war das ganze Reich nahe daran, sich in einen kräftigen Bund kleiner Fürsten zu verwandeln. Der allgemeine Landfrieden zerstörte die Sonderbündnisse, das Reich gewährte wieder den Rechtsschutz, den die Stände bisher durch Einungen sich hatten sichern müssen. Der Kaiser verzichtete theilweis auf seine vornehmste Befugniß, das richterliche Amt. Das Reichskammergericht ward gegründet — ein echtes Bundesgericht, ernannt nicht durch den Kaiser, sondern durch die Reichsstände. Endlich ward der wichtigste Theil der executiven Gewalt dem gleichfalls von den mächtigsten Reichsständen besetzten Reichsregimente übertragen. Man war auf dem Wege zum Bundesstaate: die Reichsregenten sollten aller Eide, die sie an ihre Landesherren ketteten, entbunden, nicht zur Instructionseinholung (zum „Heimbringen") angehalten, sondern allein dem Reiche verpflichtet sein, der gemeine Pfennig pfarrweise vom Reiche und für das Reich erhoben, Reichszollstätten an den Grenzen errichtet werden, der Reichsfiscal befugt sein zum unmittelbaren Einschreiten gegen die Uebertretung wichtiger Reichsgesetze. Aber noch bestanden die herrischen Ansprüche der kaiserlichen Monarchie, noch war ungebrochen die Bedeutung der Reichsstädte, die mit ihrer großartig aufblühenden Geldmacht in diesem fürstlichen Bundesstaate keine angemessene Stelle fanden, und in den Reformplänen des Fürstenthums war kein Raum für ein Unterhaus, für eine Vertretung der Reichsmittelbaren im deutschen Volke. An dem Widerstande dieser drei Mächte — des Kaiserthums, der Reichsstädte und der unvertretenen Stände der Nation — ging das mit so hohem Sinne und großem Talente begonnene „gemeine Wesen deutscher Nation" zu Grunde. Und, gestehen wir nur, es mußte zu Grunde gehen; denn noch nie und nirgends ist ein hoher Adel anders als durch eine starke monarchische Gewalt in politischer Zucht gehalten worden, die bündischen Versuche unseres hohen Adels aber fanden an der deutschen Monarchie ihren natürlichen Feind. Noch mehr: im Schoße des Fürstenthums selbst, obwohl es sich noch nicht zu dem unbelehrbaren Selbstgefühle moderner Souveränität ausgebildet, hatte die neue Ordnung, weil sie eine Ordnung war, erbitterte Gegner.

Nachher, seit der Convent der altgläubigen Fürsten zu Regensburg (1524) das Signal gegeben zu der politischen Spaltung der Nation,

hat das Reich noch eine lange Reihe bündischer Versuche geschaut, aber alle diese Bünde trugen entweder den Charakter des Nothbehelfs oder sie waren Sonderbünde; fast keiner darunter, der mit hellem Bewußtsein darauf ausging, das ganze Reich in eine Föderation gleichberechtigter Glieder zu verwandeln. Wenn Karl V. nach der Schlacht von Mühlberg das unterjochte Deutschland mit dem spanisch-burgundischen Reiche durch einen ewigen Bund zu vereinigen gedachte, so sollte dieser Nothbehelf nur den Uebergang bilden zur Begründung der habsburgischen Monarchie in Deutschland. Durchaus das Wesen des Sonderbundes zeigen die sämmtlichen übrigen Bündnisse aus den Tagen der Religionskriege: der schmalkaldische Bund, die Liga, die Union. Der milde Cardinal Clesel war in schwerer Täuschung befangen, wenn er in bester Absicht die katholische Liga zu einem ganz Deutschland umfassenden Bunde zu erweitern gedachte: ein auf confessioneller Grundlage ruhender Bund war in jener Zeit einer solchen Erweiterung offenbar nicht fähig. Aufs neue entstand eine Fülle föderativer Reformpläne, als nach dem Westphälischen Frieden die Unwahrheit des Kaiserthums und die unheilbare Schwäche der geistlichen, reichsstädtischen, reichsritterlichen Territorien niemandem mehr verborgen war und die Reichsfürsten sich jener „ungeschmälerten Ausübung des jus territoriale" erfreuten, welche thatsächlich der Souveränität gleichkam. Der Reichstag von 1653/54, durch das Friedensinstrument berufen dem Reiche eine neue Ordnung zu geben, versäumte seine Pflicht; in solchem verfassungslosen Zustande tauchten zahlreiche Versuche auf, Deutschlands lebensfähige größere Monarchien zu einem Bunde zusammenzufassen.

Dieses Weges gingen die Gedanken von Pufendorf und Leibnitz und die „irenische Politik" Johann Philipp's von Mainz und seines Ministers Boineburg. Aber auch Boineburg's rheinischer Bund war nur ein Sonderbund, entsprungen aus jener unsterblichen Selbstüberschätzung der Mittelstaaten, welche sich zutraute, die kämpfenden Großmächte Frankreich und Oesterreich im Gleichgewichte zu halten. Nun gar der Plan einer Verbindung der vorderen Reichskreise, den der edle Feldherr Ludwig von Baden hegte, sollte lediglich die schwächsten und am schwersten gefährdeten Theile des Reichs durch eine leidliche Wehrverfassung zusammenfassen; an das gesammte Reich war dabei nicht gedacht. Ungleich großartiger war der Gedanke des großen Kurfürsten, den Kaiser mit dem Kurfürstenrathe wieder zum wahren Haupte des Reichs zu erheben; doch auch dieser Plan blieb Project. Die bündischen

Bestrebungen nahmen einen neuen Aufschwung im Zeitalter Friedrich's des Großen, aber auch jetzt errangen sie nur halbe Erfolge. Die Reichsassociation, welche der große König in den Jahren 1742 und 1743 dreimal vergeblich seinen durchlauchtigen Genossen vorschlug, konnte freilich, wenn sie gedieh, das Reich zu einem Bunde umgestalten, jedoch ihr nächster Zweck war lediglich, das Gleichgewicht der Macht im Reiche, dem Hause Oesterreich gegenüber, aufrecht zu erhalten. Abermals das Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen zu wahren war der Grundgedanke bei jenem Bunde der Mindermächtigen, den der Minister Schlieffen in Cassel nach dem siebenjährigen Kriege ersann. Wiederum das Gleichgewicht im Reiche zu schützen vor den Eroberungsplänen Joseph's II. war die vorherrschende Absicht Friedrich's des Großen, als er sein letztes Werk, den deutschen Fürstenbund, schuf. Wohl haben leichtblütige Patrioten, wie Johannes Müller, die Keime einer föderativen Umgestaltung des Reichs, welche in diesem Bunde allerdings schlummerten, mit überschwänglicher Hoffnung begrüßt. Der Patriotismus Karl August's von Weimar ergriff das Project in großartiger Weise; er wollte ein deutsches Gesetzbuch, einen Zollverein und Militär-Conventionen aus dem Fürstenbunde hervorgehen sehen. Thatsächlich hat der Fürstenbund nur zur Erhaltung des bestehenden Machtverhältnisses gedient, und schon der Nachfolger des großen Königs bezeichnete den Bund trocken als einen Nothbehelf. Der Fürstenbund, sagte Friedrich Wilhelm II., ist darum nöthig, weil wir niemals alle eines Sinnes werden können.

Also zogen sich föderale Bestrebungen durch die gesammte spätere Reichsgeschichte hin, doch niemals besaßen sie die Kraft, dauernde Erfolge zu erringen. Seit Langem waren alle staatsmännischen Köpfe darin einig, daß der Gedanke der alten kaiserlichen Monarchie sich überlebt habe. Schon Bodinus nannte unser Vaterland eine Aristokratie. Hippolithus a Lapide bewährte ebenso sehr sein scharfes Auge für das Wirkliche im Staatsleben, wie seine Fertigkeit im Verdrehen der Geschichte, als er die berufene Lehre aufstellte, die Fürstenmacht sei in Deutschland das Ursprüngliche, die kaiserliche Gewalt eine Usurpation. Bald darauf meinte Pufendorf, das Reich eile sicher wie ein rollender Stein seiner Umwandlung in eine Conföderation entgegen. Eine Flugschrift vom Jahre 1798 giebt bereits den Rath: „o ihr Deutschen, schließet einen festen deutschen Bund.“ Kurz vor der Stiftung des Rheinbundes ward da und dort der Vorschlag laut, Deutschland in einen

Bund gleichberechtigter Souveräne zu verwandeln. Und wie schon zur Reichszeit französische Staatsschriften dann und wann von der „Souveränität" der deutschen Fürsten geredet hatten, so ward Deutschland, noch während das heilige Reich im Todeskampfe lag, in Staatsurkunden bereits als die confédération Germanique bezeichnet (so in der Urkunde des Preßburger Friedens). Aus solchen Thatsachen hat man den Schluß gezogen, der Charakter des deutschen Staatslebens sei immerdar bündisch gewesen, durch die Gründung des deutschen Bundes sei nur eine Entwicklung von Jahrhunderten naturgemäß abgeschlossen worden. Diese Ansicht, oftmals, neuerdings unter anderen von Perthes und Aegidi mit Geist vertreten, scheint mir nur halbwahr. Unwiderleglich ist sie, soweit sie behauptet, die Einigung Deutschlands habe nicht mehr auf dem Wege der alt-kaiserlichen Monarchie geschehen können. Allerdings, dies Kaiserthum — eine Theokratie in der Heimath der Reformation, durch den alten Kaisereid verpflichtet zum Schutze der katholischen Kirche wider die Ketzerei, und durch die Wahlcapitulation gleichfalls eidlich verpflichtet zum Schutze der Parität der drei Confessionen, aufrecht erhalten allein durch die halbdeutsche Macht des Hauses Oesterreich und durch alle faulen und kranken Glieder des Reiches, durch die geistlichen Staaten und die österreichische Clientel unter den kleinen Herren — dies Kaiserthum war eine ungeheure Lüge. Es mußte fallen, und sollte die deutsche Nation nicht gänzlich zerschlagen werden, so blieb ihr nur der Weg föderativer Einigung. Daß aber dieser deutsche Bund nicht lebenskräftig, nicht mehr als ein Name werden konnte, dies war leider bereits im siebzehnten Jahrhundert, oder vielmehr schon durch Moritz von Sachsen, entschieden. Denn neben den monarchischen und den bündischen Versuchen geht durch unsere Geschichte noch eine dritte Strömung, die sich in der Regel als die stärkste erwies: das Streben nach völliger Befreiung von allen Reichspflichten, der reine Particularismus.

Diesem Particularismus, der so ausgebildet in keinem anderen Staatenvereine sich wiederfindet, entsprangen jene berufenen Grundsätze deutscher Libertät: „soviel dem Reiche zugeht wird unserer Freiheit benommen" und „wer bewilligt, zahlt," desgleichen die unvergleichlichen Beschränkungen der Reichsgewalt durch die „geding- und pactweis verglichenen" Wahlcapitulationen, endlich die Aufnahme Schwedens in das heilige Reich und der Versuch Frankreich gleichfalls aufzunehmen. Dynastien, so gänzlich der Unterordnung unter ein höheres Ganzes

entwöhnt, Territorien so selbständig und nahezu aller Reichspflichten entbunden — sie waren nicht einmal mehr im Stande sich einer Bundesgewalt ehrlich zu beugen. Die Tage der französischen Revolution sollten dies bewähren.

Der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 vernichtete die theokratischen Elemente des Reichs, schuf eine protestantische Mehrheit am Reichstage. Mit den geistlichen Staaten schwand die Möglichkeit, die Kaiserkrone des heiligen Reiches aufrecht zu erhalten. Deutschland erhielt damals im Wesentlichen dieselbe politische Gestalt, welche es noch heute bewahrt: es ward ein Nebeneinander von souveränen monarchischen Staaten, welche zwar verbunden sind sich nicht gänzlich von einander abzutrennen, im Uebrigen aber durch keine irgend erheblichen politischen Pflichten zusammengehalten werden. Abermals nahm Preußen seine bündischen Versuche auf, als es nach der Stiftung des Rheinbundes „die letzten Deutschen um seine Fahnen versammeln," den norddeutschen Bund gründen wollte. Der Plan ward zu Schanden durch den souveränen Stolz und die Annexionsgelüste von Sachsen und Kurhessen, durch das Streben der Hansestädte und der kleinen norddeutschen Staaten nach einer sorgenfreien Neutralität. Wiederum durch bündische Formen suchte Napoleon seine Vasallen zusammenzuhalten. Aber es genügte, wenn die Ergebenen ihm Truppen stellten; die föderalen Institutionen des Rheinbundes traten nie ins Leben.

Aufs neue und lebendiger denn je zuvor in den jüngsten drei Jahrhunderten begannen die bündischen Versuche auf dem Wiener Congresse, aber auch diesmal errangen sie nur einen halben Erfolg. Der Congreß bewirkte für Deutschland wie für die meisten anderen Staaten Europas einfach — eine Restauration. Noch ist die bittere und doch unbestreitbare Wahrheit nicht oft und nicht entschieden genug ausgesprochen worden: nach den Schlachten von Leipzig und Paris erhielt Deutschland eine nur unwesentlich veränderte Auflage jener Verfassung, welche in der Fürstenrevolution von 1803 der weiße Czar und der erste Consul uns dictirten. Die Verbindung Deutschlands mit Oesterreich war nicht gelöst, der Einfluß des Auslandes noch übermächtig, der Particularismus der Dynastien nicht gebrochen, dazu besaß der Wiener Congreß nicht viele schöpferische staatsmännische Talente: so blieb nichts übrig als zurückzugehen auf den status quo vor den acht Jahren der Napoleonischen Anarchie, auf den Reichsdeputationshauptschluß und die Zustände, welche sich in Folge desselben bis zum Jahre 1806 entwickelt

hatten. Wohl ward Einzelnes zum Besseren geändert. Das linke Rheinufer war wieder deutsch; die Kaiserwürde, die im Jahre 1803 noch als ein Schatten bestand, blieb vernichtet, desgleichen der größte Theil der seitdem mediatisirten Staaten; und unter der Einwirkung der die Zeit beherrschenden Furcht vor Frankreich that man Einiges für das deutsche Heerwesen, damit Deutschland zu einer leidlichen Defensive gegen den westlichen Nachbar befähigt sei. Im Uebrigen ward der Zustand von 1803 hergestellt: das Nebeneinander monarchischer Staaten, die auf einem Gesandtencongresse gemeinsame Angelegenheit besprechen, die erhöhte Macht der Mittelstaaten, die Zertheilung Preußens in zwei weitentlegene Massen. Selbst in untergeordneten Fragen, hinsichtlich der Stimmordnung am Bundestage, der geistlichen Güter und Pensionen, hielt man fest an den Vorschriften des Reichsdeputationshauptschlusses. Man einigte sich endlich über die niemals ausgeführten „Grundzüge" der Bundesverfassung, gab zur Beschwichtigung der Nation einige vage Versprechungen, welche die Souveränität nicht ernstlich bedrohten, und nannte aus derselben Rücksicht das Ganze „den deutschen Bund". Die Vorschläge von Stein, Humboldt, Gagern, Plessen, welche aus diesem „Bunde" erst einen wirklichen Bund schaffen sollten, fielen zu Boden. Es wiederholten sich die Vorgänge des siebzehnten Jahrhunderts. Wie jener Reichstag von 1653/54 durch den Osnabrücker Congreß, so ward jetzt der Bundestag durch den Wiener Congreß beauftragt, die deutschen Dinge neu zu regeln. Doch auch diesmal widerstrebte der Particularismus jeder festen Ordnung; Deutschland blieb in Wahrheit ohne eine Verfassung. Wahrlich, es klingt wie blutiger Hohn, wenn mit salbungsvollen Reden von Legitimität und Völkerrecht der Particularismus dies große Volk ermahnt, es solle geruhig ausharren in einem Zustande, der seinen Ursprung hat in jenen Tagen unsäglicher Schmach, da ein Deutscher schrieb: „es giebt kein Deutschland mehr! Fruchtlos sind die Klagen Weniger an dem Grabe eines Volkes, das sich überlebt hat!"

Seitdem wurde die Ausbildung der Bundesverfassung von zwei Seiten her betrieben. Der Wiener Hof wünschte eine starke Bundesgewalt, um das constitutionelle Wesen in den Kleinstaaten zu zerstören, und niemand hat diesen absolutistischen Föderalismus beharrlicher, entschlossener festgehalten als der Freiherr v. Blittersdorff. In der Nation dagegen wuchs und wuchs der constitutionelle Föderalismus, der nach vergeblichen Versuchen, einen Sonderbund der constitutionellen Staaten zu gründen, endlich in dem deutschen Parlamente seinen Höhepunkt er-

reichte. Von beiden Richtungen des Föderalismus dürfen wir heute sagen: sie sind bisher fruchtlos gewesen. Die Ausnahmegesetze des Bundes vermochten nicht das constitutionelle Leben der Einzelstaaten zu zerstören, das deutsche Parlament nicht die Selbstsucht der Dynastien zu brechen. Ja, wer die Stimmung der Nation nicht nach seinen Wünschen sich zurechtzulegen, sondern unbefangen zu betrachten weiß, der muß gestehen: die Zahl der Männer, die von bündischen Bestrebungen Deutschlands Macht erhoffen, ist von Jahr zu Jahr im Abnehmen.

Aus diesem Chaos monarchischer, bündischer und particularistischer Tendenzen treten drei Erscheinungen von dauernder und entscheidender Wirkung hervor: zunächst die fortschreitende schärfere Abgrenzung Deutschlands gegen das Ausland, sodann die anwachsende Selbständigkeit der Einzelstaaten, endlich die stätig anhaltende Verminderung ihrer Zahl. Während die Grenzen des heiligen Reichs im Nebel zerflossen, scheidet sich das neue Deutschland klarer von den Fremden ab. Was Frankreich, die Niederlande und die Schweiz dem Reiche entrissen, steht heute gänzlich außerhalb des deutschen Bundes; dagegen ist die unselige Verbindung deutscher Lande mit Schweden, Polen, Rußland, England, Dänemark endlich gelöst, und eben jetzt ringt die Nation danach, ganz Preußen in ihren Staatsverband aufzunehmen und das halbdeutsche Oesterreich auszustoßen.

Aber wenn Deutschland sich gegen das Ausland schärfer abschloß, so wuchs doch gleichzeitig die Selbständigkeit der Einzelstaaten. Man beklage es, doch man kann es nicht leugnen: in den Einzelstaaten haben sich seit drei Jahrhunderten die besten politischen Kräfte unseres Volkes entfaltet; ihnen — nicht dem Reiche — gebührt Lob und Tadel für alles, was seitdem in Deutschland geschah. Schon unter den Staufern war entschieden, daß der deutsche Particularismus territorial, nicht wie in Italien municipal sein werde. Die Entwicklung der kleinen Fürstenthümer schreitet seitdem stätig vorwärts. Aus jenem Gemisch wohlerworbener, lehenrechtlicher, öffentlicher Rechte, das Landeshoheit genannt ward, entsteht allmählich — soweit die Enge der Verhältnisse es gestattet — eine wirkliche Staatsgewalt. Wohl sind es nur Nothstaaten, ihr Horizont ist kläglich beschränkt; aber hier, im Einzelstaate, wird doch gehandelt für politische Zwecke, während in Regensburg und in Frankfurt nur geredet und gehadert wird über unfindbare Dinge. Die Selbständigkeit dieser Staaten wird endlich so stark, daß die Centralgewalt zu vollständiger Unthätigkeit verurtheilt wird. Was noch zum Heile

deutscher Nation geschieht, erfolgt durch freie Verträge der Einzelstaaten. Also entstanden der Zollverein, die Post-, Münz- und Schiffahrtsverträge. Das paradoxe, viel mißbrauchte Wort, der verständige Particularismus fördere die nationale Einheit, ist daher nicht ohne Wahrheit.

Noch wichtiger ist die dritte Thatsache. Die kleinen Territorien, welche der Nation nichts mehr leisten, werden regelmäßig von den kräftigern Nachbarn vernichtet. Unsere neuere Geschichte enthält eine lange Folge von Annexionen, welche die Ausbildung föderaler Gesinnung, eidgenössischen Rechtssinnes in Deutschland zur Unmöglichkeit machten. Im Zeitalter der Reformation beginnt das „Heimramschen", das Säcularisiren geistlicher Territorien, davon auch katholische Landesherren sich keineswegs fern hielten. Während ein Grenzland nach dem andern sich vom heiligen Reiche loslöst, bilden sich die Territorien zu fest abgeschlossenen Staatskörpern aus: die Fürsten dulden nicht mehr die Jurisdiction eines ausheimischen Bischofs, sie verbieten ihren Städten sich zur Hanse zu halten. Ein auf den Reichstagen besprochener Entwurf vom Jahre 1525 entwickelte bereits den Plan, alle nichtfürstlichen Territorien zu beseitigen, und das herrische Auftreten des Fürstenthums gegen Reichsstädte und Reichsritter bewies, wie tief solche Gedanken schon Wurzel geschlagen. Der zweite große Schlag erfolgt im Westphälischen Frieden: die meisten norddeutschen Bisthümer werden heimgeramscht, und mit Mühe gelingt es, weitergehende Säcularisationspläne zu beseitigen. In den nächsten Jahren nach dem Frieden werden mehrere Städte von zweifelhafter oder unzweifelhafter Reichsfreiheit fürstlicher Gewalt unterworfen: so Münster, Erfurt, Magdeburg, Braunschweig. Inzwischen war fast in allen Fürstenthümern der Grundsatz der Untheilbarkeit eingeführt, also die sichere Aussicht eröffnet, daß die Zahl der Territorien sich verringern werde. Die Säcularisationsgedanken blieben unverloren: noch Kaiser Karl VII. entwarf einen umfassenden Plan dafür im Jahre 1743. Durch Erbfälle, Kriege und Säcularisationen war es endlich dahin gekommen, daß beim Beginn der französischen Revolutionskriege die 60 Virilstimmen der weltlichen Bank des Fürstenrathes geführt wurden von 32 — oder, wenn wir die regierenden Seitenlinien mitrechnen, von 44 — fürstlichen Häusern! Nun geschah die große Annexion vom Jahre 1803, welche ein Gebiet von mehr als 2000 Quadratmeilen und über 3 Millionen Einwohnern den deutschen Monarchien einverleibte, darauf die Revolution von 1806, die das gleiche Schicksal über 550 Quadratmeilen und

weit mehr als 1 Million Einwohner verhängte. Dadurch hatten unsere Fürsten mit dem historischen Recht für immer gebrochen. Nicht blos die geistlichen Staaten, auch die Territorien der Städte, der Reichsritter, mehrerer Fürsten und aller Grafen und Herren waren vernichtet. Die Begehrlichkeit, einmal gereizt, schwelgte in ausschweifenden Plänen: schon im Jahre 1806 entwarf Dalberg den Vorschlag, Deutschland an sieben Staaten zu vertheilen, die sich an die Höfe von Berlin und München anlehnen sollten. Das heutige Herzogthum Nassau umfaßt auf 85 Quadratmeilen die Fetzen von siebenunddreißig vormals selbständigen Territorien. In der That, es bedarf einer eisernen Stirn, um in einem solchen Staate die Lehre der Legitimität zu predigen.

Wie verhielt sich die Nation zu diesen Gewaltthaten? Fast überall ward gemurrt, bevor die Annexion geschah, sehr selten den Eroberern ein schwacher Widerstand entgegengestellt (so kämpften die Unterthanen des deutschen Ordens gegen die würtembergischen Truppen); aber die vollendete Thatsache ward überall mit erstaunlicher Gelassenheit ertragen. Der conservative Niebuhr nannte die Fürstenrevolution ein Unrecht, aber eine Nothwendigkeit. In der That, nur die nothwendige Consequenz einer bereits im 16. Jahrhundert begonnenen Entwicklung war vollzogen. Gleichwie erst in der Gegenwart die Entdeckung von Amerika für Deutschland eine Wahrheit ward, so hat erst der Reichsdeputationshauptschluß eine unvermeidliche politische Folge der Reformation durchgesetzt. Die Zeit der damals gestürzten Mächte ist für immer dahin. Jeder Versuch, den Mediatisirten einen Theil der verlorenen Staatsgewalt zurückzugeben, wird heute von der ungeheuren Mehrheit der Nation mit lautem Unwillen begrüßt. — Die föderale Schweiz stellte die von den Franzosen vernichtete Selbständigkeit der Cantone wieder her. Die Niederlande hielten den von Frankreich geschaffenen Einheitsstaat aufrecht. In Deutschland kam dem befreiten Volke nicht in den Sinn, die von Frankreich vollzogenen Annexionen rückgängig zu machen. Wahrlich, eine lehrreiche Vergleichung!

Nun frage ich: ist dies die Geschichte einer Föderation? Wo ist in dieser endlosen Kette von Annexionen, die, einmal vollführt, von Jedermann gebilligt werden, eine Spur zu finden jenes eidgenössischen Rechtssinnes, der die Schweizer und Nordamerikaner auszeichnet? Zu jeder Zeit hat Deutschland sich einzelner Fürsten erfreut, die mit warmer Liebe an dem großen Vaterlande hingen, aber ich kenne keinen namhaften deutschen Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts, der vor dem

Länderbestande seiner Bundesgenossen eine recht ehrliche Achtung gehegt hätte. Selbst Karl August von Weimar, der in Zeiten, da Deutschland verloren schien, einen politischen Mittelpunkt für uns verlangte, damit der Schlummergeist der Nation gebrochen werde — selbst dieser edle Patriot war von Annexionsgedanken nicht frei. Ja sogar jener schwerfällige Friedrich August, den die königlich sächsischen Vaterlandskunden den Gerechten nennen, verschmähte nicht sich zu bereichern durch die Provinzen seines preußischen Bundesgenossen und hegte fort und fort den Plan, Anhalt und Thüringen unter sächsische Oberherrlichkeit zu bringen. Nur der Unbillige wird darum in wohlfeile Entrüstung ausbrechen. Gestehen wir vielmehr: es war nicht denkbar, daß eidgenössische Gesinnung unter unseren Fürsten sich ausbilden konnte. Die Eroberungslust ist zu allen Zeiten eine Eigenthümlichkeit der absoluten Monarchie gewesen: — um wie viel mehr in jenem Jahrhundert der Cabinetspolitik, da Mably als eine selbstverständliche Wahrheit predigen konnte, jeder Staat sei der natürliche Feind seines Nachbarn! Nach so vielen Bruderkriegen war es nicht wohl möglich, daß Albertiner und Ernestiner, Sachsen und Preußen in ungetrübter Bundesfreundschaft selbander lebten. Die Gebietserwerbungen unserer Dynastien fußten von jeher auf schwachem Rechtsgrunde. Der Canton Uri und der Staat Massachusetts haben unzweifelhaft ein weit größeres Recht sich legitime, historische Staatsbildungen zu nennen, als die große Mehrzahl der deutschen Monarchien. Und diese Grenzen von sehr zweifelhafter Legitimität waren zudem keineswegs natürlich; sie umschlossen keine geographische Einheit, keinen selbständigen Volksstamm. Wie sollte nur ein ehrgeiziger kraftvoller Fürst auf den wunderlichen Gedanken kommen, diese zufälligen Grenzen seien unantastbar?

Seit den Wiener Verträgen ist die Zahl der deutschen Staaten nur unerheblich und auf friedlichem Wege verringert worden, und die Gesinnung der Dynastien hat sich etwas geändert. Die fieberische Begehrlichkeit der Napoleonischen Tage ist verflogen. An einigen Höfen hat aufrichtige Rechtsliebe, an anderen die Doctrin vom monarchischen Principe, an den meisten die Furcht den Entschluß erzeugt, auf Eroberungspläne vorläufig zu verzichten; an allen aber herrscht die bange Ahnung, man werde dereinst von Preußen verschlungen werden. In gährenden Zeiten freilich, wenn die politischen Verhältnisse in Fluß gerathen, erwachen die alten Lieblingsgedanken aufs neue: im Jahre 1848 regten sich an den Höfen von Weimar und Dresden aber-

mals die thüringischen Gelüste, hannoversche Staatsmänner schwärmten wieder für ein welfisches Nordwestreich, und in Darmstadt träumte man von einem großhessischen Staate. Ungleich tiefer haben die Erfahrungen der Napoleonischen Zeit eingewirkt auf die Stimmung der Nation. Im deutschen Volke lebt kein fester eidgenössischer Rechtssinn, kein unerschütterlicher Glaube an die Nothwendigkeit und Unantastbarkeit der Grenzen unserer Staaten. Ich rede nicht von der noch sehr schwachen Partei der Unitarier, ich rede von den ruhigen Staatsbürgern. Der loyale Sachse bezweifelt zwar nimmermehr, daß sein eigener Staat von Gesundheit strotze und ewig dauern werde, aber er hegt die ernsthafte Besorgniß, ob ein so künstlicher Staat wie Baden fortbestehen könne, und er meint, es werde Deutschland zum Segen gereichen, wenn die sächsischen Herzogthümer mit dem Königreiche vereinigt würden. Desgleichen der loyale Badener weiß genau, daß sein Staat berufen ist, immerdar der constitutionelle Musterstaat der Deutschen zu sein, doch er fragt bedenklich, ob denn das zwischen zwei Großmächten eingeklammerte Königreich Sachsen sich werde halten können. Vollends in Preußen begegnen sich alle Parteien in dem gründlichsten Unglauben an die Zukunft der Kleinstaaten. Nur der Gedankenlose kann die Frage umgehen: seit Jahrhunderten wirft unsere Geschichte für und für deutsche Kleinstaaten zu größeren Ganzen zusammen; im Jahre 1792 bestanden ungefähr 289 „Staaten" in Deutschland, 1803 nur 176, 1815 nur 39, heute 34; ist es nach alledem wahrscheinlich, daß die Geschichte auf ihrem erhabenen Gange immerdar ehrfurchtsvoll still stehen werde vor dem Fürstenthume Reuß älterer Linie oder dem Königreiche Hannover? So übermächtig waltet in diesen neuen Tagen der nationale Gedanke, daß seine Gegner selber ihm dienen müssen. Die Annexionen, ein Werk der Feinde Deutschlands und schnöder particularistischer Selbstsucht, gereichten der deutschen Nation zum Heile; sie befreiten uns von Staaten, die, vormals stark und eine Zier des deutschen Namens, ihren Beruf erfüllt hatten. Die Zeit wird kommen, da die kleinen Monarchien für unsere Nation ebenso werthlos sein werden, wie weiland die geistlichen Staaten, die Ritter und Städte. Unsere Geschichte wird nur ihrem Charakter getreu bleiben, wenn sie dann auf irgend einem Wege die Revolution des Jahres 1803 erneuert.

V. Preußen und unsere Zukunft.

Seit drei Jahrhunderten haben in unserem politischen Leben allein die Einzelstaaten geschafft und gewirkt, und unter diesen sehen wir nur einen, der eine Macht ist und deutsch zugleich. Wir wissen es wohl, zu dem glänzenden Bilde, das die preußischen „Vaterlandskunden" zu entwerfen lieben, verhält sich die Wirklichkeit der preußischen Dinge nicht viel anders, als die Politik Friedrich Wilhelm's III. sich verhielt zu den Gedanken Stein's und Humboldt's. Und doch, dieser Staat mit all seinen Sünden hat alles wahrhafte Große gethan, was seit dem Westphälischen Frieden im deutschen Staatsleben geschaffen ward, und er ist selber die größte politische That unseres Volkes. Tausende in den Kleinstaaten lachen bei solchen Worten. Aber sagt uns doch, was die staatsbildenden Kräfte unseres Volkes Größeres geleistet? Und ist es denn so gar wenig, daß eine der Vernichtung kaum entgangene Nation die Kraft bewährte, eine halbfertige Großmacht zu gründen? Man vernichte den preußischen Staat, wenn man das Herz hat, das in Jahrhunderten gefestete Werk vieler der Edelsten vom deutschen Namen zu zerstören, und wenn man die Macht besitzt zu einer der gewaltsamsten Revolutionen aller Zeiten: — so lange er besteht, wird er den Feinden und den Neidern fort und fort bewähren, daß Preußens Haltung die Geschicke unseres Volkes bestimmt. Es war das Loos unseres Nordens, daß alles, was dort geschah zur Wahrung deutscher Macht und Ehre, vollzogen ward, während die legitimen Gewalten des Reichs kalt oder widerwillig dreinschauten. So wuchs auch Preußen auf im Kampfe mit dem, der sich den Mehrer des Reichs nannte, und war doch in Wahrheit selber der Mehrer des Reichs. Wir wollen nicht bemänteln, was Preußen, vornehmlich in den Tagen der Revolutionskriege und wieder in dem ersten schleswig-holsteinischen Kriege, an dem Vaterlande gesündigt hat; in jenen beiden Epochen hat Deutschland erfahren, daß, wenn Preußen unglücklich regiert wird, das ganze Vaterland nothwendig leidet. Trotzdem bleibt wahr: jede Scholle Landes, welche unserem Volke seit dem Westphälischen Frieden zuwuchs, ist durch Preußen erobert. Daß der Schwede und der Pole nicht mehr am deutschen Ostseestrande schaltet, daß der Holländer die Gauen unseres Nordwestens nicht mehr als seine Barriere überherrscht, daß deutsche Sitte, befruchtend, einer großen Zukunft sicher, vordringt in Schlesien und Posen, daß am Rhein die alten Pfalzen unserer Kaiser nicht mehr den Franzosen gehören, daß

Schleswig-Holstein frei ist von dem Joche der Dänen: das danken wir — allein oder doch in erster Linie — dem Schwerte Preußens.

Unendlich langsam und mühselig, in schneidendem Gegensatze zu der jählings emporgeschossenen habsburgischen Großmacht, aber sicher und durch redliche Arbeit wuchs dieser Staat empor. In endlosen Kriegen hatten die beiden Marken unseres Volkes im Norden den Wachdienst gegen die Slawen geübt, die Nachbarvölker deutschem Wesen unterworfen. Da wagte die Kirchenverbesserung ihre erste große politische That, das deutsche Ordensland ward ein weltlicher Staat. Endlich unter dem großen Kurfürsten erfüllte sich die alte Ahnung des Wiener Hofes, daß „der Brandenburger der werden könne, den das lutherische und calvinische Geschmeiß ersehnt.“ Preußen und Brandenburg wurden Ein Staat durch den Deutschesten der Hohenzollern, welcher einem Volke, das sich selbst vergaß, die Mahnung zurief: „gedenke, daß du ein Deutscher bist.“ Seit mehr denn zwei Jahrhunderten waltet diese Macht über weit versprengten Landen am Rhein und Memelstrom. Immer wieder versucht sie sich zu einem gesicherten Sonderleben im deutschen Nordosten abzuschließen, und immer wieder wird sie durch eine segensreiche Fügung gezwungen, in zerrissener Gestalt zu verharren und also theilzunehmen an allen Fragen des deutschen Staatslebens. So in den Tagen des Westphälischen Friedens, da Kurfürst Friedrich Wilhelm träumte, als ein rex Vandalorum in dem Hafenplatze Stettin die Hauptstadt der baltischen Großmacht zu gründen, und statt dessen durch die Erwerbung Magdeburgs mitten hineingezogen ward in die binnendeutschen Fragen. So wieder, da Preußen hoffte, durch die Einverleibung Sachsens sich ein wohlabgerundetes Gebiet im Osten zu gründen, und statt dessen die ehrenvolle Last des Wächteramtes am Rhein empfing. Sehr langsam hat der Staat selber klar begriffen, was diese große Fügung bedeute, die ihn also stätig hineinwachsen ließ in das deutsche Land. Während Oesterreich seine rein-deutschen Lande im Westen nicht behaupten konnte, ist dem preußischen Staate, gleich jenem Riesensohne der Erde, immer neue Kraft erwachsen aus dem deutschen Boden, der ihn erzeugte. Ein mäßig bevölkertes Land von junger Cultur und bescheidenem Wohlstande, konnte und kann er der geistigen Kräfte des großen Vaterlands nicht entrathen; in allen Krisen seiner neueren Geschichte hat er Gelehrte, Feldherren, Staatsmänner aus dem nichtpreußischen Deutschland herangerufen und durch seine Zucht gebildet. Die weiten polnischen Provinzen sind ihm kein Heil

gewesen, er hat sie aufgegeben und sich nur in deutschen und in solchen Ländern, die von uns gesittigt werden können und gesittigt werden, als ein rechter Eroberer erwiesen. Von seinem heutigen Gebiete gilt unbedingt und ohne Prahlerei das Wort Friedrich Wilhelm's III.: „Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben hat."

Unsere Stämme sind einander so nahe verwandt, daß sogar einzelne Kleinstaaten die Fähigkeit bewiesen haben, neue Landestheile mit ihrem Staatskörper zu verschmelzen. Aber noch immer ist der Ostfriese kein Hannoveraner, der Pfälzer kein Baier, der Rheinhesse kein Hessen-Darmstädter geworden, und der badische Staat, der von allen Kleinstaaten die größte Assimilationskraft bewährt hat, steht doch selber, ein künstliches Ganzes an bedrohter Grenze, auf sehr schwachen Füßen und dankt seine Rettung den Waffen Preußens. Und was will die friedliche Einfügung kleiner Gebiete in benachbarte Kleinstaaten bedeuten gegenüber jenem schroffen Nationalstolze, womit Preußen seine Glieder zu erfüllen weiß! Nach harten Kämpfen unterwarf der große Kurfürst das murrende Ostpreußen seiner Souveränität, in Schlesien fehlte es nicht an offenem und geheimem Widerstande, da Friedrich II. das Land den Habsburgern entriß; und doch entsprang aus diesen Provinzen die Volksbewegung des Freiheitskrieges. Vor wenigen Jahrzehnten noch schaute der fromme Katholik mit Mißtrauen auf den Staat, der das erstgeborne Kind der deutschen Reformation war; heute beweisen uns täglich Hunderttausende, daß neben streng-katholischer, ja neben ultramontaner Gesinnung die preußische Vaterlandsliebe sehr wohl besteht. In Ansbach-Baireuth genügten wenige Jahre preußischer Herrschaft, um eine Generation guter Preußen zu erziehen, und in Ostfriesland hat auch das jüngere Geschlecht den Segen des preußischen Regiments noch nicht vergessen. Solche Anziehungskraft übt auf uns staatlose Deutsche, wenn wir ihn kennen, ein wirklicher, ein deutscher Staat. Nicht die Größe der Eroberungen giebt der preußischen Geschichte ihren Reiz — hat doch der Genius eines Friedrich seine beste Kraft verwendet an die Erwerbung einer Provinz! — wohl aber das stätige Fortschreiten der Ausdehnung dieses Staates, seine immer wieder bewährte Kraft, das Erworbene zu behaupten und mit preußischer Staatsgesinnung zu erfüllen.

Dies ist es, was Preußens Feinde nie begreifen. In allen vertraulichen Herzensergießungen eifriger Oesterreicher und Triaspolitiker verräth sich die fröhliche Zuversicht auf den Zerfall Preußens oder mindestens auf die Verwandlung seines „unnatürlich centralisirten" Ge-

füges in einen Föderativstaat; ja, in dem Fieberzustande der jüngsten Monate sind die großsächsischen Pläne, Preußen zu zerschlagen, sogar mit schamloser Offenheit ausgesprochen worden und haben den Beifall von Menschen gefunden, die für Deutschlands Einheit zu schwärmen behaupten. Nach dem Balken im eigenen Auge zu sehen kommt dem Oesterreicher dabei nicht in den Sinn. Der Mann der Kleinstaaten aber ist allerdings vor der Gefahr der Zertheilung seines „Vaterlandes" sicherer bewahrt als der Preuße; denn damit er zerfallen könne, bedarf ein Staat einer gewissen Ausdehnung. Daß der Kreisdirectionsbezirk Zwickau oder die Landdrostei Hildesheim sich als selbständige Macht constituire, steht freilich nicht zu befürchten. Der Oesterreicher darf und kann nicht verstehen, was es bedeutet, daß die Hohenzollern jeden Ruf, der sie nach fremdländischen Thronen lockte, weise von sich wiesen und Preußen also ein deutscher Staat ward. Der Patriot der Kleinstaaten begreift nicht, was es heißt, daß Preußen ein Staat ist. Er lacht über das Preußenlied und fühlt nicht, daß die stolzen und — wahren Worte: „daß für die Freiheit meine Väter starben u. s. w." doch etwas anderes sind als eine beliebige Nationalhymne auf Herzog Karl oder Großherzog Ludwig. Er verachtet die k. sächsische, die hannoveranische Vaterlandsliebe als eine gemachte Empfindung, er fällt das gleiche Urtheil über den preußischen Patriotismus und ahnt nicht, daß es nicht gleichgiltig ist, ob ein Volk zurückschaut auf Konrad „den Großen" von Wettin oder auf den großen Friedrich, ob ein Staat unter den Bannern des Rheinbundes seine Lorbeeren sammelte oder seine Schlachten schlug als Vorkämpfer wider Deutschlands Feinde; er weiß nicht, daß das Bewußtsein der Macht und einer großen Geschichte ein Volk mit ungleich festeren Banden zusammenkettet, als einige Vorzüge der Verwaltung und des socialen Lebens, deren die Kleinstaaten sich rühmen. Diese Unfähigkeit den preußischen Staat zu verstehen bildet eine der ärgsten Schwächen des deutschen Particularismus.

Aber wenn Preußen fort und fort für Deutschland kämpfte, so hat es doch stets das Gesetz seines Lebens allein in sich selber gefunden. Kurfürst Friedrich Wilhelm löste Ostpreußen aus der Anarchie des polnischen Staatslebens, doch er bewahrte auch Brandenburg und Cleve vor jeder Einwirkung des heiligen Reichs. Friedrich der Große gab der großen Lüge des römischen Reichs den Todesstoß. Seit Brandenburg als eine Macht besteht, wird dort an einer durchaus selbständigen, scharf nach außen abgeschlossenen Staatseinheit gearbeitet. Mit unerfreu-

licher Regelmäßigkeit folgen in der Geschichte des schwachen, alle Kräfte ängstlich zu Rathe haltenden Staats Epochen des Stillstandes, der Ermattung, auf Zeiten der Reform, des Aufschwungs. Beim Ueberblicken längerer Zeiträume ist jedoch der regelmäßig fortschreitende innere Ausbau des Staats unverkennbar. Der große Kurfürst verbindet, noch vor Colbert, das Nebeneinander selbständiger Provinzen zu einem Staate; der zweite preußische König schafft, lange vor dem Consul Bonaparte, die Grundzüge einer geordneten, modernen Verwaltung; Friedrich der Große bringt die gesicherte Rechtspflege und die Anfänge der geistigen Freiheit hinzu. Dann folgt in den Napoleonischen Tagen jene durchgreifende sociale Revolution, welche die Selbstverwaltung der Gemeinden gründet, dem Bauer und Handwerker die sociale Freiheit giebt, an die Stelle des geworbenen Heeres das Volk in Waffen setzt und den rauhen Militärstaat auch zu einem Mittelpunkte deutscher Geistesbildung erhebt. Nach der ungeheuren Anstrengung des Freiheitskrieges tritt dann im preußischen Staate eine lange Stille ein, derweil die süddeutschen Staaten eine Zeit lang in den Vordergrund unseres politischen Lebens treten. Selbst in dieser öden Epoche stockt die Entwickelung des Staates nicht gänzlich. Ein alter Lieblingsplan seiner Fürsten, die Union der evangelischen Kirchen, wird verwirklicht. Wie dieser Staat vordem in den Tagen calvinistischer und lutherischer Verketzerung sich über die Parteien des Protestantismus zu erheben verstand, so wagt er jetzt, wenngleich tastend und vielfach irrend, eine Stellung über allen religiösen Parteien einzunehmen. Trotz der schweren Lasten, die er seinen Bürgern auflegt, trotz des Beamtenhochmuths und der polizeilichen Quälerei beginnen die neuen Provinzen, sehr langsam freilich, mit den alten zusammenzuwachsen. Unter Friedrich Wilhelm IV. erhebt sich sodann jener zehnjährige Verfassungskampf, der mit all seinen Zeichen arger politischer Unreife doch eine ernstere Beachtung verdient, als ihm in den Kleinstaaten gemeinhin geschenkt wird. Nicht freiwillig, in dynastischer Berechnung, wie in Baiern, brachte hier der Hof dem Volke eine Verfassung entgegen, nicht durch einige kleine Straßenaufläufe, wie in Sachsen, ließ sich hier eine schwache Dynastie bekehren. Ein herrisches, mächtiges Königshaus vielmehr, das wie kein zweites in Deutschland sich rühmen durfte seinen Staat geschaffen zu haben, mußte gezwungen werden in harten Kämpfen zur Erfüllung des verpfändeten Königswortes. Als endlich nach dem Vereinigten Landtage, nach der Revolution und der Reaction ein bitterster Feind des constitutionellen

Wesens das Papier unterschrieb, das sich zwischen ihn und sein Volk stellte, da ward durch das Weichen des Widerwilligen bewiesen, daß hier eine historische Nothwendigkeit sich vollzog. Sehr gering war das Maß politischer Rechte, das die von Anfang an arg mißhandelte Verfassung dem Volke gewährte, um so wichtiger eine andere Segnung, die sie brachte: die Staatseinheit Preußens ward jetzt erst ganz zur Wahrheit.

Sehr scharf geschieden standen noch auf dem Vereinigten Landtage die Provinzen einander gegenüber; heute umschließt gemeinsames Parteiwesen die Gesinnungsgenossen in allen Theilen des Staats. Nach einigen Jahren abermaliger Erschlaffung hat sich nun in diesem jungen, der Vernichtung kaum entronnenen Verfassungsleben der erste ernsthafte Kampf um die Hauptfragen des Parlamentarismus entsponnen, den Deutschland je gesehen. Allerdings „parlamentarisches System oder absolute Regierung mit schein-constitutionellen Formen?" — diese große Frage bildet den Kern der jüngsten Kämpfe in Preußen. Der letzte Hort des Absolutismus soll genommen werden, das Parlament verlangt ein wahrhaftes Steuerbewilligungsrecht und die Befugniß, auch über die Organisation des Heeres zu beschließen. Die meisten Kleinstaaten haben ein Menschenalter constitutioneller Erfahrungen vor Preußen voraus. In Süddeutschland ist längst vollzogen der Bruch mit dem Feudalismus, welchen Preußen erst begonnen hat. Und doch hat die preußische Volksvertretung früher als irgend eine andere in Deutschland die entscheidende Frage des parlamentarischen Systems aufgeworfen. In einigen Kleinstaaten — so im Königreiche Sachsen — steht, trotz des älteren Verfassungslebens, die politische Einsicht und Thatkraft des Volkes zu tief, als daß man den rücksichtslosen Kampf mit dem Absolutismus wagen könnte: man bewilligt alles was die Regierung verlangt und schaut dann mit wohlgefälliger Verachtung auf die weise vermiedenen „preußischen Zustände" herab. In anderen Kleinstaaten, wo die politische Bildung des Volkes ebenso entwickelt ist wie in Preußen, umgeht entweder die Dynastie klüglich jeden ernsthaften Streit mit der Volksvertretung, oder die Enge der Verhältnisse verbietet den nothwendigen Gegensätzen, welche jeder constitutionelle Staat enthält, sich im offenen Streite zu messen. Kein Volksrecht aber im Verfassungsstaate ist gesichert, das nicht erworben ward durch den Schweiß des Volkes. Möglich, ja wahrscheinlich, daß die Volksvertretung Preußens vorerst unterliegt. Aber es liegt in der Natur solcher Fragen, daß sie immer wieder aufleben, sobald ein Volk sie erst einmal aufgeworfen

hat. Für den Augenblick freilich bietet Preußen das Schauspiel unseliger Verwirrung. Noch auffälliger und gehässiger als in den meisten Kleinstaaten zeigt sich hier jenes unvermittelte Nebeneinander feudaler, bureaukratischer und constitutioneller Institutionen, welches den modernen deutschen Staat bezeichnet. Durch eine lange Reihe von Octroyirungen und Verfassungsverletzungen, durch das leichtfertige Schaffen und Abändern vieler Gesetze ist dem Volke die alte strenge politische Zucht, das Vertrauen auf das Gesetz und der Glaube an eine friedliche Fortbildung des Staates schwer gefährdet worden. Das stolze Wort: il y a des juges à Berlin wird heute nicht mehr mit der alten Zuversicht ausgesprochen. Das Parteileben offenbart alle Mängel der Jugend und zugleich eine unerfreuliche Verbitterung, da der politische Streit sich mit dem socialen Kampfe des Adels gegen das Bürgerthum vermischt. Nicht groß ist die Zahl der staatsmännischen Talente, ja sogar an dem rechten Fleiße in der politischen Arbeit fehlt es noch. Selbst die Parteiführer widmen meist nur einige Mußestunden dem Staate: — eine erklärliche Erscheinung allerdings in einem jungen Verfassungsstaate, in einem Volke mit nur halb entwickeltem Selfgovernment und mäßigem Wohlstande, aber immerhin eine beschämende Wahrnehmung, wenn wir bedenken, daß viele Mitglieder des jungen italienischen Parlaments der Politik allein leben und in den Nachbarländern eifrig verkehren, um Verbindungen anzuknüpfen und fremde staatliche Zustände kennen zu lernen. Noch kämpft man in Preußen um die Verfassung, nicht auf ihrem Boden; und während in der Feudalpartei die frivole Mißachtung jedes Rechts unverhüllt hervortritt und ein Theil des Beamtenthums den gewissenhaften gesetzlichen Sinn der alten Zeit nicht mehr bewährt, steht auf Seiten der Vertheidiger des Landesrechts stark vertreten das Manchesterthum mit seiner Gleichgiltigkeit gegen die nationalen Aufgaben und die auswärtige Politik Preußens, mit seiner engherzigen Parteiverbissenheit, seiner unsterblichen Unfähigkeit Machtfragen zu verstehen.

Trotz alledem bleibt Preußen der einzige deutsche Staat, der den Kampf um das parlamentarische System ernstlich begonnen hat. Und wenn wir uns erinnern, daß von jeher in diesem Staate jeder, auch der geringste Fortschritt im Innern wie nach außen nur durch schwere Arbeit errungen ward und jede Reform durchgesetzt werden mußte gegen den Widerstand derselben feudalen Mächte, welche heute dem constitutionellen Staate widerstreben, wenn wir ferner gedenken, daß der Verfassungsstaat hier aus gesunden Wurzeln, aus der socialen Freiheit, der allgemeinen

Wehrpflicht und der Selbstverwaltung der Gemeinden, langsam und stätig emporgewachsen ist, daß Zucht und Freiheit von jeher die Lebensluft dieses Staates waren, und das ungeschulte Volk seine Rechte bereits mit zäher Ausdauer vertheidigt hat: so kann uns der letzte Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft sein. Der Volksunterricht, die Wehrverfassung, das Gemeindewesen, das Recht des Grundbesitzes und der Gewerbe — alle diese wichtigsten Verhältnisse des socialen und politischen Lebens sind in Preußen erst im Verlaufe dieses Jahrhunderts neu geordnet. Daß ein so junger Staat sich zum Parlamentarismus nur unter harten Kämpfen und wiederholten Rückschlägen hindurchringt, wird keinen ruhigen Beobachter Wunder nehmen. Man vergleiche das preußische Parteileben, wie unreif es sein mag, mit den Kleinstaaten, welche im Grunde nur Eine wirkliche Partei besitzen, die ultramontane. Man stelle die großen preußischen Parteiblätter neben die ungeheure Mehrzahl der kleinstaatlichen und man wird gestehen müssen, daß jene einflußreicher sind als diese und, vornehmlich in volkswirthschaftlichen Fragen, einen weiteren Gesichtskreis beherrschen. Die politische Bildung in Preußen ist sicher durchschnittlich nicht reifer als in den kleinen Staaten, aber die größeren Verhältnisse üben unvermeidlich einen fördernden Einfluß auf das Parteileben.

Wenn man in den Kleinstaaten fähig wäre, ohne Scheelsucht auf den größeren Genossen zu schauen, so müßte alle Welt in der Anerkennung übereinstimmen, daß Preußens Geschichte seit 1815 mit all ihren dunklen Schattenseiten im Ganzen das Bild eines wirthschaftlich und politisch aufstrebenden Staates bietet. In keinem andern deutschen Gau haben seit 1815 Wohlstand und Bildung einen so mächtigen Aufschwung genommen, wie in dem preußischen Rheinlande. Solche Blüthe dankt die Provinz nicht allein der Gunst des Bodens, der Weltlage und dem Fleiße ihrer Bewohner, sondern auch der preußischen Gesetzgebung. Die rheinischen Lande unter französischem und kleinstaatlichem Scepter sind in derselben Zeit weit langsamer fortgeschritten. Sehr bedeutsam spiegelt das Aufstreben des Staats sich wieder in dem Gedeihen der Hauptstadt. Der Staat hat für Berlin weniger gethan als mancher Kleinfürst für seine Residenz. Der alte künstlerische und wissenschaftliche Ruhm der preußischen Hauptstadt ist in jüngster Zeit über Gebühr vernachlässigt worden. Allein die unabänderliche Nothwendigkeit der volkswirthschaftlichen Entwickelung hat die Stadt im Sande der Mark schneller anwachsen lassen, denn irgend eine unserer größeren Städte.

Berlin ist längst unser erster Industrieplatz, es behauptet den Vortritt unter den Agriculturproductenmärkten und steht bereits — wie man in dem eifersüchtigen Hamburg sehr wohl weiß — im Begriff, auch unser erster Geldmarkt und Wechselplatz zu werden. Dies rasche Fortschreiten ist durchaus natürlich, denn die Ungunst der geographischen Lage wird, bei unsern verbesserten Verkehrsmitteln, reichlich aufgewogen durch die großen Vortheile, worüber der Mittelpunkt eines mächtigen Staates gebietet. Die Creditwirthschaft, welche die alten Formen des Geldverkehrs mehr und mehr verdrängt, bedarf der Centralisation. In Berlin hat die Volkswirthschaft des Zollvereins ihre Hauptstadt gefunden. Binnen weniger Jahre wird die dritte Stadt Europa's sich zu den Großstädten im modernen Sinne zählen dürfen, und der Politiker kann nicht zweifeln, wo der deutsche Staat der Zukunft seine Hauptstadt zu suchen habe. Manche unserer süddeutschen Freunde werden solche Behauptungen lästerlich finden. Ihnen geben wir zu bedenken, daß es sich hier nicht darum handelt, ob der Kreuzberg und der Thiergarten eine schöne Gegend sind, auch darum nicht, ob das „Jott straf' mir" uns Oberdeutschen wohllautend ins Ohr klingt — sondern um harte reale Thatsachen der Politik und Volkswirthschaft, welche stärker sind als unsere gemüthlichen Abneigungen.

In der arbeitsvollen Schule dieses Staates wurden dem Volke stets sehr schwere politische Pflichten aufgebürdet. Wenn die Staatsmänner der Kleinstaaten höhnisch auf die harte allgemeine Wehrpflicht in Preußen weisen, und Preußens Manchestermänner nach der Wohlfeilheit des kleinstaatlichen Regiments sehnsüchtig hinüberschauen, so bewähren sie eine erstaunliche Kurzsicht. In allen zertheilten Völkern fällt zuletzt die Führung jenen Stämmen zu, welche durch strenge politische Mannszucht hervorragen und die Idee der Pflicht im Staate am kräftigsten durchgebildet haben. Kraft dieses Gesetzes sind die genialen Athener und Florentiner von den harten Spartanern und Piemontesen überflügelt worden, und auch Preußen wird dereinst die Früchte jener rauhen staatlichen Zucht ernten, welche Hoch und Niedrig an entsagende Pflichterfüllung um des Staates willen gewöhnt. Ein Mann, dem niemand Vorliebe für die bureaukratischen Formen des preußischen Staates nachsagen darf, Richard Cobden, sprach noch kurz vor seinem Tode die zweifellose Zuversicht aus, daß den Preußen die Führung Deutschlands zufallen müsse kraft derselben Nothwendigkeit, welche die Neu-Engländer zu dem Führeramte in der Union berufe. Am preußischen Hofe lebt

ein starker dynastischer Stolz, dennoch hat kein preußischer König eine rein dynastische Politik verfolgt, sie alle haben, oftmals irrend und mit falschen Mitteln, doch mit redlicher Selbstüberwindung für ihren Staat gesorgt und geschafft und hoch in Ehren gehalten das Wort ihres Ahnherrn: „möge dieser Staat blühend dauern bis an das Ende der Zeiten.“ Stellet dies Schlußwort aus dem Testamente Friedrich's des Großen neben die Reden des Welfenkönigs, welche dem urangestammten welfischen Hause eine Regierung bis an das Ende der Tage voraussagen: — und der Gegensatz der preußischen und der kleinstaatlichen Politik tritt Euch überraschend vor Augen. Solche Vorzüge dankt Preußens Volk und Königshaus nicht einer überlegenen natürlichen Begabung, sondern allein dem großen Horizonte eines wirklichen Staates.

Diese lebendige Staatsgesinnung richtet sich, wie natürlich, trotzig und stolz nach außen. Mit Unrecht spottet man in den Kleinstaaten, Friedrich der Große habe die preußische Nation erfunden. Unverkennbar besteht, als eine gewichtige Macht, ein preußisches Gesammtbewußtsein. Noch trägt es den Charakter der Unreife, der Unsicherheit, und auch durch diese Schwächen erscheint Preußen als ein Mikrokosmos des deutschen Lebens. Bei den Einen offenbart sich der preußische Stolz als unverständige, gehässige Prahlerei. Anderen ist in der Verbitterung des Parteikampfes die gerechte Würdigung der unzweifelhaften Vorzüge ihres Staats abhanden gekommen. Einen einflußreichen preußischen Manchestermann hörte ich die unverzeihlichen Worte sagen, es sei doch schade, daß das aufgeklärte Industrieland Sachsen in Folge der Schlacht von Mühlberg seine leitende Stellung in Deutschland verloren habe! Aber wie sehr auch Einzelne sündigen mögen durch Ueberhebung oder Verbitterung: in der ungeheueren Mehrheit des preußischen Volkes lebt ein wohlberechtigtes, gesundes Selbstgefühl. Der bessere Theil der preußischen Junkerpartei hat ein Vaterland; das hannoversche, das mecklenburgische Junkerthum hat keines. Und wer darf schelten, wenn der Preuße mit Stolz auf jene Fahnen blickt, die für uns bei Roßbach und Dennewitz in den Kampf zogen? Die Lichtpunkte der preußischen Geschichte waren zugleich die Höhepunkte der neuen Geschichte Deutschlands; darum steht der preußische Particularismus unserem nationalen Leben ganz anders gegenüber als der Particularismus der Kleinstaaten. Tausende unter den Kriegern des Freiheitskriegs haben lediglich kämpfen wollen für den preußischen Staat, und doch, wer darf verkennen, daß sie als Deutsche empfanden, für Deutschland

fochten? Man sagt gemeinhin, das deutsche Nationalgefühl sei in den Kleinstaaten lebendiger als in Preußen. Ich bestreite das. Soviel ist sicher, die Gebildeten in den kleinen Staaten empfinden schmerzlicher als die Preußen die bösen Folgen unserer Zersplitterung. Für die Masse jedoch ist der große Name Deutschland leider überall noch ein schönes, tönendes Wort; sie zeigt da das stärkste Nationalgefühl, wo die großen nationalen Erinnerungen am lebendigsten sind. Nun kennt jeder pommersche Bauer die echten Helden der neueren Deutschen, die Friedrich und Blücher; ob er sie Preußen oder Deutsche nennt, thut nichts zur Sache, wenn nur der Stolz auf ihren Ruhm im Volke lebendig ist und der Wille, daß die Enkel der Ahnen werth sein sollen. Der Masse der kleinen Staaten sind diese Heldenbilder unzweifelhaft weniger vertraut. Unsere Stämme sind alle gleich edel und gleich deutsch, und es ist nicht wohlgethan, den Preußen, die weit mehr als wir Anderen für Deutschland geopfert haben, nachzusagen, sie empfänden nichts für das große Vaterland. Nur jener preußische Particularismus ist der nationalen Sache gefährlich, welcher Preußen absperren will von dem wahren Quell seiner Macht, von dem deutschen Leben, die Nachbarn durch junkerhaften Uebermuth beleidigt und jede Machterweiterung des eigenen Staates, ja sogar den Besitz der westlichen Provinzen, mit Mißgunst betrachtet. Wenn aber die Preußen von der schwer errungenen Macht ihres Staates, von der einzigen wirklichen staatlichen Macht, die in Deutschland besteht, kein Titelchen opfern wollen, so mag solche Gesinnung — wie jede Absonderung eines Gliedes von dem großen Ganzen — die Nachbarstämme auf Augenblicke verletzen: billige Prüfung wird zugestehen, daß diese Denkweise eine gerechte und gut deutsche ist.

Man sieht, das Verhältniß Preußens zum deutschen Vaterlande war immer zweischneidig. Wohl danken wir diesem Staate die Befreiung vom fremden Joche und jede Eroberung, deren das neue Deutschland sich erfreut. Aber wenn Preußen für uns sein Schwert zog, so hat es sich stets nach eigenem Ermessen dazu entschlossen. Nur selten war eine klare Erkenntniß der Pflichten gegen Deutschland im preußischen Staate lebendig. Wenn seine Thaten der deutschen Nation zugute kamen, so lag dem lediglich die Thatsache zu Grunde, daß jede deutsche Lebensfrage nothwendig eine Lebensfrage ist für den größten deutschen Staat und umgekehrt. Derselbe Staat, dem Deutschland so tief verpflichtet ist, hat eifersüchtiger als irgend ein Kleinstaat seine Selbständigkeit behauptet, er hat mit wacher Sorge eine preußische Staatsgesinnung

unter seinen Bürgern großgezogen. Er rebellirte gegen das heilige Reich und wies weit von sich jeden Gedanken ernstlicher Unterwerfung unter die deutsche Bundesgewalt, ja, er ist fort und fort auf Kosten deutscher Bundesgenossen gewachsen. Ist es ein Wunder, daß ein solcher Staat Vielen als ein Räthsel erscheint, daß manche wohlmeinende Patrioten alles Ernstes meinen, sein Dasein sei ein Fluch für Deutschland, sei der höchste Triumph des vermessenen Particularismus? Die also reden vergessen, daß eine europäische Macht sich nie einem fremden Willen unterordnen darf, und daß seit Jahrhunderten eine „rein-deutsche" Macht, welcher Preußen sich hätte fügen sollen, nicht existirt hat.

Nur halbwahr freilich ist Machiavelli's berühmtes Wort, daß ein Staat seine Macht durch dieselben Mittel erhält, wodurch sie gegründet ward. Wörtlich verstanden würde dieser Ausspruch jede historische Entwicklung abschneiden, aber er enthält die große Wahrheit, daß ein Staat mit seiner Geschichte nicht gänzlich brechen kann. So kann auch Preußen schlechterdings nicht verzichten auf das Bestreben, auch fürderhin deutsche Lande mit seinem Gebiete zu vereinigen oder mindestens seine Nachbarlande seinem Einflusse dienstbar zu machen. Ein Blick auf die Karte muß jeden urtheilsfähigen Mann, der nicht seine Meinung hinter gleißnerischen Phrasen verstecken will, davon überzeugen, daß Preußens heutiger Besitzstand ein Provisorium ist. Man weiß, wie Fürst Metternich auf dem Wiener Congresse jubelte, Preußen sei durch den Besitz des Rheinlandes mit Frankreich compromittirt! Kein stolzer Staat hat die Pflicht, ruheselig zu verharren in einer Lage, die ein Werk seiner Feinde ist. Allerdings „bis zum Lächerlichen irrig", wie Herr v. Radowitz wahrheitsgetreu berichtet, war der Argwohn, welcher gegen die Eroberungslust Friedrich Wilhelm's IV. gehegt ward. Aber nie wird dieser Argwohn gegen Preußen schwinden, so lange diese Macht das zu ihrer Abrundung unentbehrliche Gebiet noch nicht erlangt hat. Gemüthliche Leute preisen das Lieblingswort Friedrich Wilhelm's IV.: melius bene imperare quam imperia ampliare. Ein solcher Ausspruch ehrt die Weisheit eines Beherrschers des orbis terrarum, doch er wird sinnlos im Munde eines Fürsten, der einen noch unfertigen Staat regiert. Wie in den Tagen Friedrich's des Großen, so wird auch im neunzehnten Jahrhundert eine Zeit kommen, da es nicht mehr möglich sein wird, den preußischen Staat gut zu regieren, wenn nicht zuvor sein Reich erweitert worden. Preußens Machterweiterung wird allmählich zu einer Forderung der Gerechtigkeit. Mit den schwersten Opfern

unterhält dieser Staat den weitaus größten Theil unserer festen Plätze im Osten und im Westen. Weil die Kleinstaaten unverbesserlich jeder Reform des Bundesheerwesens widerstreben, muß er sein Volk mit harter Wehrpflicht beschweren, um sich und uns zu schützen. Seine Offiziere drillen die Truppen der Kleinstaaten, seine Gießereien versorgen die Mittelstaaten mit gezogenen Geschützen. Zum Dank für all dies hat er die gewisse Aussicht, bei allen wichtigen Abstimmungen am Bundestage zu unterliegen, und die sehr wahrscheinliche Aussicht, daß seine eigenen Geschütze gegen seine Truppen spielen werden. Man gedenke der Erfahrungen des Herbstes 1850. Beim Beginne des Feldzugs von 1806 schrieb die Regierung von Mecklenburg-Schwerin nach Berlin: „so dankbar des Herzogs Durchlaucht den Allerhöchsten k. preußischen Schutz verehren und benutzen würden, wenn Sie Sich in Gefahr glaubten, so dringend sind wir dagegen unter den jetzigen Umständen befehligt, eine Beitragsleistung zu den Lasten der Verpflegung ganz ergebenst zu verbitten." Diese Worte sind der classische Ausdruck jener Gesinnung, welche die kleinen Cabinette Preußen gegenüber jederzeit beseelt hat: man ist herablassend genug, sich von Preußen retten zu lassen, und betrachtet jedes Verlangen nach einer ernsthaften Gegenleistung als einen Eingriff in die angestammte Selbständigkeit. Wo ist in solcher Lage jenes Gleichgewicht der Rechte und der Pflichten zu finden, das allein einer politischen Verbindung Dauer und Sicherheit gewährt? Im Falle eines Krieges mit Frankreich sieht sich Preußen gezwungen, Hannover und Kurhessen provisorisch als seine Provinzen zu behandeln: so ganz unhaltbar ist die Vertheilung seines Gebietes. Auch die ethnographische Zusammensetzung des Staates ist keineswegs glücklich; ein wahrhaft gesundes Staatsleben wird in Preußen dann erst gedeihen, wenn dem Staate noch andere deutsche Stämme zugewachsen sind, welche die natürliche Vermittlung bilden zwischen Rheinland und Pommern. So wird der Staat durch die schwersten Gründe der Selbsterhaltung fort und fort auf die Erweiterung seines Gebietes hingewiesen; der Ehrgeiz, sagte Friedrich v. Gagern schon vor einem Menschenalter, ist die Bedingung seiner Existenz. Wie aber kann dieser wohlberechtigte Ehrgeiz heute befriedigt werden? Alle anderen Großmächte sind bereits nahezu im Besitze ihrer natürlichen Grenzen; ihnen, allerdings, fällt es leicht mit Napoleon III. zu versichern, heute sei man stärker durch moralischen Einfluß als durch unfruchtbare Eroberungen. Sie finden außerhalb Europas reiche Gelegenheit fort und fort ihr

Gebiet zu erweitern; dagegen schauen tausend mißtrauische Augen feindselig auf jeden Versuch einer Großmacht, sich in unserem Welttheile zu vergrößern. Soll in so unvergleichlich schwieriger Lage Preußen auf den Gedanken der Machterweiterung verzichten, mit den gepriesenen „moralischen Eroberungen“ sich begnügen und den Plänen unserer Föderalisten sich gefällig erweisen?

Seine größten Erfolge nach außen verdankt Preußen Friedrich dem Großen und jenen Staatsmännern, welche die Gedanken des großen Königs treulich bewahrten und weiter bildeten. Will Preußen nicht mit seiner Geschichte brechen, so wird es auch künftighin die Ziele der fridericianischen Politik verfolgen müssen; nur hat der Staat heute mit anderen Mitteln zu wirken als vor hundert Jahren. Betrachten wir etwas näher die Grundzüge dieser Staatskunst. — Nachdem sein Vater so lange lauernd „mit gespanntem Hahn“ dagestanden, ohne jemals loszudrücken, belebte Friedrich die preußische Staatskunst wieder durch jenen Geist durchgreifender Thatkraft, kühnen Entschlusses, den er nicht müde wird auf jeder Seite seiner Werke den Nachkommen einzuschärfen. Toujours en védette! Tout soit force, nerf et vigueur — solche heldenhafte Staatskunst war das gerade Gegentheil der Politik der freien Hand. Nun gar die Staatsweisheit des Herrn v. Radowitz, die sich fröhlich rühmte, den Zweck zu wollen, aber nicht die Mittel — sie wäre dem großen Könige einfach erschienen als unerhörte Schwäche, die der Wirkung nach dem Landesverrathe gleichkam. Nur ein Cavour hatte das Recht verächtlich zu lachen über den „Hamletcharakter“ der neueren preußischen Staatskunst; die Politiker unserer Kleinstaaten, die in diesen Tadel freudig einstimmen, würdigen selten nach Gebühr die ungeheueren Schwierigkeiten, welche das Mißverhältniß seiner geistigen und seiner materiellen Mittel jedem kühnen Schritte Preußens entgegenstellt. Aber gewiß wird nur die Wiederbelebung jenes fridericianischen Geistes den Staat wieder befähigen, ein entscheidendes Wort in Europa zu sprechen.

Auch ein Friedrich der Große konnte eine kühne Politik nach außen nicht führen, wenn er nicht den bestverwalteten, den im guten Sinne modernsten deutschen Staat seiner Zeit regierte. Preußen hat seine großen Siege über auswärtige Feinde regelmäßig dann erfochten, wenn es durch ausgebildete moderne Institutionen seinen Nachbarn ein Vorbild war. Wenden wir diese durchgehende Erfahrung auf die Gegenwart an, so kann nur die Verblendung meinen, Preußen werde

stärker dastehen nach außen, wenn man den Schatten des im März 1848 ruhmlos gestürzten Absolutismus aus dem Grabe heraufbeschwöre. Ehrliche Durchführung, Ausbau der Verfassung ist für Preußen längst nicht mehr eine Freiheitsfrage, nein, eine Machtfrage. Der Staat ist schwach, allenfalls im Stande Dänemark zu bändigen, aber nimmermehr befähigt eine deutsche Politik im großen Sinne auf die Dauer zu führen, so lange die ungeheuere Mehrheit der Bürger sich grollend oder theilnahmlos abwendet von der Krone. Nur wenn die Krone selber zurückkehrt auf den Boden der Verfassung, wird sie die Parteien, die heute in der Hitze des Kampfes den Staat oftmals vergessen über der Partei, zurückführen zum Staate, zum strengen altpreußischen Pflichtgefühle. Die von der Demokratie ersehnte Umbildung Preußens zu einem deutschen Belgien kann nur das Werk langjähriger Entwickelung sein; ja, es bleibt fraglich, ob ein Staat, der eines starken Heeres und einer rührigen auswärtigen Politik nicht entrathen kann, seine executive Gewalt in demselben Maße schwächen darf, wie dies in dem kleinen Nachbarlande geschehen ist. Nicht darauf kommt es an, daß die Grundsätze des extremen „Fortschritts“ verwirklicht werden in diesem Staate, der so viele wohlberechtigte conservative Elemente enthält; sondern darauf zunächst, daß Recht und Frieden, Zucht und Eintracht in Preußen hergestellt werden. Dann wird Preußen abermals, wie in den Tagen des großen Königs, der am reifsten ausgebildete deutsche Staat sein; denn es wird seine Verfassung nicht, wie die meisten Kleinstaaten, dem Glücke danken, sondern der ehrenhaften, nachhaltigen Arbeit seines Volkes. Es ist denkbar, daß auch eine preußische Regierung, welche der Verfassung spottet, durch kühnes Benutzen einer europäischen Krisis ihrem Staate eine heilsame Gebietserweiterung verschafft; auf die Dauer behaupten würde Preußen solche Erwerbungen nur dann, wenn es sich Frieden schafft im eigenen Hause.

Ein anderer fruchtbarer Grundsatz der fridericianischen Staatskunst war: völlige Selbständigkeit der auswärtigen Politik, die schlechthin kein anderes Interesse berücksichtigen darf als das Wohl des eigenen Staats — ein Gedanke, selbstverständlich wie das Einmaleins, und doch fast abhanden gekommen in einer langen Epoche legitimistischer Grillen und conservativer Tendenzpolitik. Nur Unkunde oder Verleumdung beschuldigt den großen König der grundsätzlichen Feindschaft gegen Oesterreich. Aus Friedrich's letzten Regierungsjahren mag Jedermann lernen, daß er auch dem südlichen Nachbar gegenüber jene leiden-

schaftslose Freiheit des Entschlusses, welche dem großen Staatsmanne ziemt, sich durchaus bewahrte. Doch allerdings wußte er nichts von jener ängstlichen Schonung, welche seine Vorgänger allzulange zum Unheil ihres Staats gegen Oesterreich geübt. Er wagte, unbekümmert um das Geschrei der Reichspatrioten, das Schwert zu ziehen gegen Oesterreich, wenn das Wohl seines Staates gebot, und die dankbare Nachwelt bekennt, daß sein Krieg um Schlesien dem Erfolge nach ein deutscher Krieg gewesen. Solche großartige Selbständigkeit der Entschließung ist dem preußischen Staate seit dem Wiener Congresse oftmals verloren gegangen. Während man am Wiener Hofe keinen Augenblick sich täuschte über den Gegensatz der Interessen Preußens und Oesterreichs, ward in Berlin die Allianz mit Oesterreich ein heiliges politisches Dogma; die Welt, sagte Fürst Hardenberg, sollte nicht einmal ahnen, daß ein Zerwürfniß zwischen beiden Mächten möglich sei. Die Folge war, daß Preußen thatsächlich ausschied aus der Reihe der Großmächte, und Fürst Metternich das hoffärtige Wort sprechen konnte: je réponds de la Prusse. Allerdings trug der Wiener Congreß einen guten Theil der Schuld an dieser schwächlichen Haltung Preußens; er hatte den deutschen Großstaat sehr geschwächt, und Jahrzehnte mußten vergehen, bevor Preußen wieder innerlich gekräftigt war. Aber auch höchstpersönliche romantische Stimmungen hatten an dieser verkehrten Staatskunst starken Antheil. Friedrich Wilhelm IV. hat nie den Eindruck jenes Tages überwunden, da seine edle Mutter ihn zum ersten Male mit der Uniform bekleidete und ihn ermahnte, die unglücklichen österreichischen Brüder zu rächen. Das Testament Friedrich Wilhelm's III., das die Allianz der Ostmächte den Nachfolgern als unantastbaren politischen Grundsatz empfiehlt, ist leider noch bis zu dieser Stunde eine Macht in Preußen. Noch heute lebt in einer starken Partei der doctrinäre Aberglaube an die Solidarität der conservativen Interessen des Ostens, und lernt man ja einmal von dem großen Wandel der Zeiten, daß die politische Dogmatik machtlos ist im Leben der Staaten, dann schreitet man an das Nothwendige wie mit bösem Gewissen, man erschrickt vor der eigenen Kühnheit, bleibt stehen auf halbem Wege: — so im Jahre 1850, so wieder während des italienischen Krieges. In unvergeßlichen Tagen hat Preußen sich das gute Recht erobert, als eine Großmacht zu gelten. Wenn jüngst ein verdienter Führer der preußischen Opposition dem Staate diesen Kitzel austreiben wollte, so beweist dieses, gelinde gesagt, der schlimmsten Mißdeutung fähige Wort nur

aufs neue, wie sehr selbst wohlgesinnten Preußen in der Gehässigkeit der jüngsten Parteikämpfe der preußische Stolz geschwunden ist. Was solcher Rath für Preußen bedeute, ermesse man an der Thatsache, daß Preußens bitterste Feinde, die Particularisten der Kleinstaaten, gleichfalls fort und fort versichern, Preußen müsse endlich verzichten auf den thörichten Großmachtstraum! Die Großmachtsstellung Preußens bleibt so lange eine Täuschung, als dieser Staat nicht wiederum gelernt gegen Oesterreich mit derselben rücksichtslosen Freiheit zu handeln, wie gegen Frankreich oder England. Preußens jüngste handelspolitische Erfolge und die vortrefflichen Worte über die Stellung zu Oesterreich, welche in den preußischen Noten zur Zeit des Frankfurter Fürstentages ausgesprochen wurden, berechtigen zu der Hoffnung, daß seine Regierung endlich die Selbständigkeit des Staats unbedingt behaupten wird. So lange die Bundesverfassung besteht, mag es für Preußen unter Umständen gerathen sein, über einzelne Fragen der deutschen Politik sich eher mit Oesterreich als mit den Kleinstaaten zu verständigen; denn ein Staat verhandelt natürlich lieber mit der Macht als mit der Ohnmacht. Solche Verabredungen mit dem Donaureiche sind nur dann ungefährlich, wenn Preußen sich dadurch nicht für immer die Hände bindet, sondern fest entschlossen sich im Stillen vorbehält, zur guten Stunde ohne jede Pietät mit dem getreuen Alliirten abzurechnen und ihn aus seiner herrschenden Stellung in Deutschland zu verdrängen. Dem Geschrei der Reichspatrioten wird eine selbstbewußte preußische Staatskunst heute so wenig entgehen, wie im Jahre 1740. Die Ausbrüche teutonischer Gefühlspolitik darf Preußen vornehm verachten, wenn seine Leiter der ruhigen Ueberzeugung leben, daß jedes verständige Wirken für Preußens Macht unfehlbar Deutschlands Macht erhöht.

Noch einen unvergänglichen Grundsatz hat Friedrich der Große seinen Nachfolgern hinterlassen: die Pflicht, die Macht ihres Staates in Deutschland fortschreitend zu erweitern. Hier mehr noch als im inneren Staatsleben wird offenbar, daß die Factoren, womit der Staatsmann rechnen muß, sich inzwischen von Grund aus geändert haben. Für immer dahin ist die Zeit der Cabinetskriege. Nicht mehr willenlos wechseln heute die Völker ihren Herrn. Die kühne Lehre des Grotius, keine Eroberung sei gerecht, wenn sie nicht bestätigt worden durch den Willen des Volkes — dieser Gedanke, unverstanden von den Zeitgenossen, ist heute ein Gemeingut der gebildeten Völker. Das

deutsche Nationalbewußtsein ist eine Macht geworden, viel schwächer, leider, als die Redner unserer Volksversammlungen meinen, aber doch eine Macht, deren niemand ungestraft spottet. Während Friedrich der Große für Deutschland handelte und dabei nur sehr dunkel empfand, daß er ein Deutscher sei, ist heute eine erfolgreiche preußische Staatskunst nicht mehr möglich ohne ein klares Bewußtsein der Pflichten Preußens gegen das große Vaterland. In diesem Sinne — aber auch nur in diesem — ist die Mahnung wohlbegründet, Preußen solle in Deutschland aufgehen. In der That muß jeder billige Betrachter des jüngsten Jahrhunderts zugestehen, daß Preußen, sehr langsam allerdings, fortgeschritten ist zu hellerem Verständniß seiner nationalen Pflichten. Sehr wenig entwickelt zeigte sich dieses Verständniß in den Versuchen Friedrich's II., das Gleichgewicht in Deutschland zu erhalten. Doch schon in dem Plane des norddeutschen Bundes vom Jahre 1806 läßt sich der nationale Gedanke nicht gänzlich verkennen. Mitten aus dem Chaos von Rathlosigkeit und Schwäche, darein Preußen versunken war, klingt das große Wort: „vor allen Tractaten haben die Nationen ihre Rechte.“ Während der Freiheitskriege und auf dem Wiener Congresse stritt Preußen für die Unabhängigkeit der Nation und für einen Staatenbund der Deutschen, der eine Wahrheit sei. Es folgten die unseligen Jahre der Verbindung mit Oesterreich. Völlig entfremdet schien Preußen dem Leben unserer Nation. Als Paul Pfizer den kühnen Plan der preußischen Hegemonie aussprach, da meinte er bescheiden, dieser Einfall „werde Vielen unglaublich scheinen.“ Und doch, selbst in jener Zeit brach in Berlin der Gedanke der nationalen Politik in allen guten Stunden wieder hervor. Die beiden einzigen großen praktischen Fortschritte der nationalen Einigung, welche die Bundesgeschichte aufweist, sind Preußens Werk. Friedrich Wilhelm IV. bewirkte, daß unser Bundesheerwesen doch ein wenig mehr ist als ein Possenspiel; und auf der Grundlage der preußischen Gesetzgebung, unter Oesterreichs unverhohlenem Widerstreben, entstand der Zollverein. Nach der deutschen Revolution sodann erhob sich Preußen zu dem Plane des Bundesstaats, der Trennung von Oesterreich. Jammervoll ist dieser Versuch gescheitert, aber wer ist so harmlos zu glauben, ein großer Staat könne je vergessen, daß ihm das deutsche Parlament ein „Anrecht“ gegeben auf die deutsche Krone?

Zwei sehr bescheidene und doch sehr wirksame Mittel bieten sich dem preußischen Staate, um zu wirken für das Wohl deutscher Nation

und dadurch seine eigene Macht zu kräftigen. In einem großen Sinne geleitet, kann Preußen auf die inneren Zustände der Kleinstaaten einen sehr folgenreichen Einfluß ausüben. Beide Theile sind eben durch die Natur der Dinge unvermeidlich auf einander angewiesen; das bewährt sich in tausend unscheinbaren Begebnissen des Handels und Wandels, so in dem Curse des preußischen Papiergeldes, das seinen Weg bis in die entlegensten Hütten des Schwarzwaldes findet; es bewährt sich auch in den Wandlungen der deutschen Politik. An dem Vorbilde Friedrich's II. lernte eine entartete Generation deutscher Fürsten, was königliche Pflichterfüllung sei. Wachsam schaute das Auge des großen Königs auf das Gebahren der kleinen Tyrannen; er schritt ein, wenn er meinte, das Maß des Unrechts sei voll. Seitdem hat jeder Umschwung der preußischen Zustände unfehlbar eingewirkt auf die Nachbarstaaten. Das Ministerium Manteuffel beschenkte die norddeutschen Kleinstaaten mit Ministern von seiner Partei. Die nothwendige Folge der Einsetzung der Regentschaft in Preußen war ein liberaleres Regiment in Baiern und mehreren anderen Mittelstaaten und die Wiedereinführung des alten Landesrechts in Kurhessen. Ein innerlich einiges Preußen mit gesicherter Verfassung kann für das Gedeihen maßvoller Freiheit im ganzen Vaterlande Unberechenbares leisten.

Noch undankbarer für den Augenblick, aber verheißungsvoll für die Zukunft ist ein anderes Mittel friedlicher Machterweiterung: Preußen muß fortfahren, für Deutschlands Sicherheit und Wohlstand mehr zu leisten als alle anderen deutschen Staaten zusammen. Das beliebte Wort „Preußen muß sich die Führerschaft in Deutschland erst verdienen" wird freilich auch von manchen politischen Kindern nachgesprochen, welche sich gebärden, als säße das deutsche souveräne Volk auf dem Throne und könne nach Gutdünken jenem Staate Macht und Ehre schenken, der sich am artigsten bezeige. Ein Körnlein Wahrheit liegt doch in diesem Ausspruche: der Idealismus der deutschen Nation ist nicht gesonnen, sich urtheilslos vor der Macht als solcher zu beugen. Früher oder später wird der preußische Staat den Lohn dafür empfangen, daß die militärischen Kräfte auch seiner nichtbündischen Provinzen zur Sicherung des Bundesgebietes dienen, daß er das Dreifache der vom Bunde vorgeschriebenen Truppenzahl, neun statt drei Armeecorps, unterhält. Der rechte Weg, um Großes für Deutschland zu leisten, ohne seine Selbständigkeit aufzugeben, ist für Preußen seit einem Menschenalter gefunden. Um das Ende der zwanziger Jahre erkannte man

in Berlin, wohin sie führe, jene unselige, namentlich von Herrn v. Nagler vertretene, Tendenzpolitik, welche Preußens Einfluß dadurch zu erhöhen wähnte, daß sie die Competenz des Bundestages wider Recht erweiterte. Seitdem hat Preußen sich mit gutem Grunde gewöhnt, den Bundestag zur Seite liegen zu lassen und die Zwecke nationaler Staatskunst zu erreichen durch das uralte Mittel deutscher Realpolitik — durch Einungen mit den Einzelstaaten. Dieser Weg, der uns bereits zu einer Wiedergeburt der Volkswirthschaft geführt hat, muß rüstig weiter verfolgt und dabei das Uebergewicht der preußischen Macht ohne falsches Zartgefühl zur Geltung gebracht werden. Alle wichtigen Reformen des Zollvereins waren aufgedrungene Wohlthaten, welche die kleinen Genossen, schreiend doch zu ihrem eigenen Besten, nachträglich gutheißen mußten. Dem Kleinsinn unserer Höfe sind nur vollendete Thatsachen entgegenzustellen, wie der Handelsvertrag mit Frankreich und früher schon die beste That des Ministeriums Manteuffel, der Septembervertrag mit Hannover. Man kann es ertragen, daß Preußen bei jeder Abrechnung des Zollvereins übervortheilt wird — wenn nur durch solche Verbindung Preußen und die übrigen deutschen Staaten fest und fester zusammenwachsen. Wenn Preußens Staatsmänner im Cabinet und Parlament den Entschluß finden, ein neues schweres Opfer an die große Zukunft des Vaterlandes zu wagen, so ist nicht unmöglich, daß schon in wenigen Jahren unsere Kauffarthei von Preußen wirksam geschützt werde. Die werthlosen Contingente einzelner kleiner Staaten können umgebildet werden zu brauchbaren Gliedern eines tapferen Heeres: — nur müssen die preußischen Militärconventionen geschickter abgefaßt sein als der Vertrag mit Coburg. Preußen kann durch die Einrichtung von Filialen seiner Bank in allen großen deutschen Plätzen die unentbehrliche Centralisation unseres Creditwesens beschleunigen; nur beklagenswerthe Parteileidenschaft mochte den jüngsten Landtag dahin führen, ein so patriotisches, sicheres und durch den Neid der Kleinstaaten gar nicht anzufechtendes Mittel friedlicher Machterweiterung zu bekämpfen. Endlich, es ist unmöglich, daß Deutschlands Interessen in Europa durch Preußen nicht vertreten werden, sobald Preußens europäische Politik nicht in baarem Nichtsthun oder in selbstmörderischem Gebahren besteht. Noch nie war eine preußische Regierung den Deutschen verhaßter, als die gegenwärtige; und doch ist sie es gewesen, die Schleswig-Holstein befreite. So wahr ist es, daß jede preußische Regierung für Deutschland wirken muß, will sie

nicht, gleich jenem Schwarzenberg des dreißigjährigen Krieges, ihr eigenes Land verrathen.

Aber leider, auch wenn Preußen das Größte für Deutschland leistet, so wird es doch immer wieder die Erfahrung machen, das edle Königswort von den „moralischen Eroberungen" sei eine Illusion. Zu tief gewurzelt ist in den Kleinstaaten jener Neid, der zu allen Zeiten die wahrhaft gefährlichen Feinde des Particularismus verfolgt hat. Unbelehrbar — und mit der Ueberzeugung etwas sehr Patriotisches zu sagen — versichert der kleinstaatliche Demokrat, wenn Preußens Krieger für uns bluten, das sei der Muth der Hunde. Ganz Deutschland hallt wider von Schmähungen, weil Preußen in dem schleswig-holsteinischen Kriege die Kleinstaaten rücksichtslos beleidigt hat; daß Schleswig-Holstein wieder deutsch und damit ein seit Jahrhunderten erstrebtes Ziel unserer nationalen Politik glücklich erreicht ist, für diese Thatsache hat man in den Kleinstaaten kein Wort des Dankes. Und doch haben unsere Patrioten jahrelang tausendmal versichert, der Staat werde Deutschlands Führer sein, der Schleswig-Holstein befreie! Und doch wird dereinst die Geschichte von der Befreiung Schleswig-Holsteins noch zu erzählen wissen, wenn die armseligen Zänkereien zwischen den Höfen von Berlin und Dresden längst vergessen sind. Bei solcher Stimmung der Nation können sich Preußens moralische Eroberungen lediglich auf jene denkende Minderheit erstrecken, welche erkennt, daß Preußen allein für Deutschlands Macht erfolgreich handelt, während am Bundestage nur die Phrase der deutschen Politik gedeiht. Die Mehrheit in den Kleinstaaten wird für Preußen erst dann gewonnen sein, wenn die Interessen beider Theile vollständig verschmolzen sind. Auf dem handelspolitischen Gebiete ist dieses Ziel bereits nahezu erreicht. Eine thatkräftige preußische Staatskunst wird es endlich auch dahin bringen, daß in allen politischen Fragen die Bevölkerung der Kleinstaaten empfindet, sie sei abhängig von Preußen. Für diesen großen Zweck darf dem preußischen Staate kein materielles Opfer zu schwer sein. Nur Eines kann Preußen nicht opfern: — seine Selbständigkeit. Wie Friedrich der Große die gesunde Wirklichkeit seines Staats neben die Lüge des heiligen Reichs selbständig hinstellte, so kann auch keiner seiner Nachfolger sich einer deutschen Bundesgewalt völlig unterwerfen. Was bedeutet im Grunde die Forderung unserer Föderalisten, Preußen solle sich einer nationalen Centralgewalt unterordnen? Neunzehn Millionen Deutsche sind in Preußen bereits zu fester politischer

Einheit verbunden, der Staat verdankt einen guten Theil seiner Kraft seiner straffen Centralisation; und der Schwerpunkt dieses Staats soll aus ihm heraus nach Frankfurt verlegt werden? Dies und nichts anderes ist der Sinn der Frankfurter Parlamentsverfassung! Wahrlich, das hieße den Sperling in der Hand hingeben für die Taube auf dem Dache — was sage ich? — für die Taube vielmehr, welche die Föderalisten auf dem Dache zu sehen glauben! Seit dem Vereinigten Landtage hat die deutsche Nation Jahr für Jahr bald mit Freude bald mit schwerer Sorge auf die parlamentarischen Kämpfe in Berlin geblickt, ein Jeder mit dem stillen Bewußtsein, daß unser Loos dort entschieden werde. Denkt ihr im Ernst, diese parlamentarische Geschichte von zwanzig Jahren mit einem Federzuge zu streichen? Man darf dreist behaupten: keine Partei in Preußen will die letzten Consequenzen der Reichsverfassung, keine will ernstlich, daß in Zukunft von Frankfurt aus die wichtigsten preußischen Staatsfragen entschieden werden. Eine bittere Wahrheit für uns Nicht-Preußen, aber dürfen wir die Preußen darum tadeln? Kann eine Großmacht ihre Entschließung in irgend einer Form abhängig machen von dem Willen kleiner Staaten, nachdem schon im Jahre 1850 die Fürsten von Hohenzollern jene unvergeßliche feierliche Bankerotterklärung der Kleinstaaterei ausgesprochen und auch größere unter den Kleinstaaten sich unfähig erwiesen haben, stürmische Tage durch eigene Kraft zu überdauern?

Damit ist keineswegs gesagt, Preußen solle, wie die Heißsporne verlangen, gänzlich aus dem deutschen Bunde ausscheiden. Bund und Bundesverfassung sind nicht gleichbedeutend. Man kann diese als unrechtmäßig und verächtlich verwerfen und trotzdem jenen hochhalten, als das einzige politische Band, welches noch an das Dasein einer deutschen Nation gemahnt. Das Letzte vernichten, was noch übrig von einer tausendjährigen nationalen Verbindung, wäre eine Frivolität, unpreußisch, unziemlich dem einzigen der rein-deutschen Staaten, der sein Haupt nicht beugte unter das Joch des Rheinbundes, und — vor allem — ein schwerer politischer Fehler. Ausgetreten aus dem Bunde wird Preußen nicht selbständiger als es ist, nur seinen Feinden öffnet es Thür und Thor für die gefährlichsten Ränke.

So lange die große Frage unserer Zukunft nicht gelöst ist, erscheint jede Einzelfrage deutscher Politik schief und falsch gestellt. Das Chaos unserer Zustände macht jede Voraussicht zu Schanden. Als vor anderthalb Jahren diese Blätter zuerst niedergeschrieben wurden, war

der Verfasser noch der Meinung, daß die vollständige Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat vorläufig unausführbar sei, obgleich wir damals schon aussprachen, daß ein selbständiger Kleinstaat nicht leisten könne, was Deutschland von seiner Nordmark verlangen muß.*) Die Erfahrung weniger Monate hat uns eines Besseren belehrt. Für eine entschlossene preußische Politik liegt heute die Möglichkeit vor, dem Staate die wichtige Position zwischen unseren beiden Meeren zu erwerben. In solcher Lage ist der Patriot verpflichtet, an seinem Theile dafür zu wirken, daß der Augenblick benutzt werde. Wem die Einheit, die monarchische Einheit des Vaterlandes mehr ist als eine Phrase, dem muß die Erhaltung und Mehrung der Macht Preußens als unabänderliches Ziel fest stehen. Die Mittel, dies Ziel zu erreichen, wechseln je nach dem unberechenbaren Gange der Ereignisse. Kein doctrinärer Eigensinn, kein Weheruf der Gegner über Gewissenlosigkeit und Verrath darf uns hindern, ein Mittel, das sich als unbrauchbar erwiesen, gleichgiltig wegzuwerfen. Wie die Dinge liegen, ist die Annexion der Herzogthümer heilsamer als die Begründung eines halbsouveränen Staats, der früher oder später doch eine preußische Provinz werden müßte — ganz zu geschweigen von den verderblichen und unmöglichen Träumen des souveränen Dynastendünkels. Das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner wird beschränkt durch die Rechte und Interessen deutscher Nation. Unser Volk hat politisch vorderhand noch kein Dasein. In dieser provisorischen Lage ist der preußische Staat der natürliche Vertreter der Ansprüche der Gesammtheit und als solcher berechtigt, die Bedingungen zu dictiren, unter welchen er einen halbsouveränen Staat an der Eider dulden will. Werden diese Bedingungen verworfen — und sie sind verworfen worden durch die Selbstsucht des Herzogs und den Widerwillen der Bevölkerung gegen ein pflichtenreiches Staatsleben — so halten wir Preußen für berechtigt erobernd vorzugehen, wenn sich der Sieg des rohen Particularismus nicht anders verhindern läßt.

In dieser Ansicht beirrt uns nicht der Einwurf, die deutsche Frage dürfe nur mit Einem Schlage gelöst werden. Wir besitzen nicht die Vermessenheit, der Weltgeschichte ein „du darfst nicht" zuzurufen. Stünde im politischen Leben alles Recht nur auf der einen, alles Unrecht nur auf der anderen Seite, dann freilich würde sich wohl selbst

*) S. oben S. 519 u. 520.

der kindliche Sinn deutscher Gemüthspolitiker zum Handeln entschließen. Wer mit der Wirklichkeit rechnet, hat zumeist nur die Wahl zwischen zweien Uebeln. Die schrittweis vorgehende Vergrößerung Preußens entspricht sehr wenig unseren Idealen, aber sie scheint uns ein geringeres Uebel, ja ein Glück im Vergleiche mit Deutschlands heutiger Lage. Jedenfalls liegt es heute in Preußens Hand, einen mächtigen Schritt vorwärts zu thun nach dem Ziele der Einheit des Vaterlandes, während kein Sterblicher sagen kann, ob und wann sich je die Gelegenheit bieten wird, durch eine Generalmediatisirung unsere Zersplitterung zu beenden. Kein Staatsmann darf über solchen Träumen von entfernten Möglichkeiten die Gunst der Stunde versäumen. Man sage nicht: werden die Herzogthümer dem preußischen Staate einverleibt, so stehen die übrigen Kleinstaaten der deutschen Großmacht gegenüber wie Odysseus dem Kyklopen; ein bundesfreundliches Verhältniß ist dann unmöglich. Nein, die Gesinnung der Höfe wird sich nach der Annexion durchaus nicht ändern, denn Preußen hätte dann nur gethan, was alle kleinen Cabinette ihm längst auf das bestimmteste zutrauten. Für das Volk aber wird die Aussicht preußisch zu werden ihre Schrecken verlieren, sobald Preußens innere Zustände sich glücklicher gestalten. Wir gelangen hier abermals zu der Einsicht, daß die Wiederherstellung des öffentlichen Rechts eine Machtfrage für Preußen ist. Die ungeheuere Mehrheit der Deutschen ist in erster Linie liberal gesinnt und denkt nur nebenbei an die Macht des Vaterlandes. Man mag dies beklagen, aber auch der conservative Staatsmann darf diesen Zustand der öffentlichen Meinung nicht außer Acht lassen.

Das gewichtigste und populärste Bedenken gegen jede Vergrößerung Preußens lautet: auf solchem Wege gelangen wir dahin, Deutschland zu theilen nach dem Laufe des Mains. Diese Warnung wird bereits von den gedankenlosen Hunderttausenden nachgesprochen; es wäre daher wunderbar, wenn sich hinter dem Gemeinplatze nicht irgend eine Unklarheit versteckte. Prüfen wir schärfer, so finden wir in der That, daß zwei grundverschiedene Pläne unter dem Ausdruck „Project der Mainlinie“ begriffen werden, der eine verderblich, der andere sehr verständig. Der Gedanke, unseren Süden der mittelbaren oder unmittelbaren Herrschaft Oesterreichs auszuliefern, wird leider von einer starken Partei preußischer Staatsmänner vertheidigt, doch er ist undeutsch und ein Abfall von den ehrenhaften altpreußischen Traditionen. Schon als Friedrich der Große seinen Fürstenbund stiftete,

riethen kluge Leute in Berlin: gönnen wir Oesterreich seine Arrondirung im Süden und verschlingen wir dafür den Norden! Der königliche Blick des Helden durchschaute die Kleinheit solches Sinnes. Im Jahre 1785 war die Eroberung Süddeutschlands durch Oesterreich vielleicht noch möglich, heute würde alles was deutsch ist im Süden sich dawider empören. Daß Haugwitz im Jahre 1792 Baiern der Begehrlichkeit Oesterreichs überlassen wollte, wird mit Recht als der unverzeihlichste Fehltritt des unheilvollen Mannes getadelt. Wir danken dem Particularismus, daß er vor einigen Jahren den wohlgemeinten Vorschlag der preußischen Regierung scheitern ließ, welcher den Oberbefehl über die süddeutschen Truppen an Oesterreich, die Führung im Norden an Preußen übertragen wollte. Jeder Plan, welcher einer fremden oder einer halbfremden Macht erhöhten Einfluß in Deutschland gewährt, ist für Preußen ein politischer Fehler. Mit diesen selbstmörderischen Theilungsplänen pflegt man indeß einen anderen wohlberechtigten politischen Gedanken unter demselben Namen zusammenzufassen. Offenbar bieten die vergleichsweise wohlgeordneten Kleinstaaten Süddeutschlands für preußische Annexionsversuche noch auf lange Zeit hinaus gar keinen Boden, während die Arrondirung Preußens im Norden von der Pflicht der Selbsterhaltung geboten und durch die inneren Zustände der dortigen Kleinstaaten erleichtert wird. Niemand darf behaupten, daß die Freiheit leide, wenn Mecklenburg, Hannover, Kurhessen dem preußischen Staate eingefügt werde. Diese Staaten liegen allerdings, wie das vielverhöhnte Wort lautet, in Preußens Machtsphäre, sie sind seit mehr denn hundert Jahren gern oder ungern den Weisungen Preußens gefolgt. Die Bevölkerung macht sich dort langsam mit dem Gedanken vertraut, daß der heimische Kleinstaat sich in eine preußische Provinz verwandeln werde. Ja, es ist wohl denkbar — so lächerlich dies heute Vielen klingen mag — daß die Kurhessen dereinst selber von Preußen eine Eroberungspolitik verlangen, auf daß dem Treiben einer unverbesserlichen Dynastie ein Ziel gesetzt werde. Wenn sich eine solche Gelegenheit zeigt, die westlichen und die östlichen Provinzen zu einer wohlabgerundeten Masse zu verbinden, so darf kein preußischer Staatsmann sich zurückhalten lassen durch den Weheruf: Ihr wollt Deutschland theilen! Bleibt man in Berlin den alten ehrenhaften Ueberlieferungen treu, hegt man den festen Willen, die föderative Verbindung mit den Bruderstämmen des Südens unter keinen Umständen zu lockern, so ist die Arrondirung Preußens im Norden unzweifel-

haft das wirksamste Mittel, die Zertheilung Deutschlands zu verhindern. Denn ein verstärktes Preußen wird sicherlich mit noch besserem Erfolge als heute die Einwirkung Oesterreichs oder Frankreichs auf den Süden bekämpfen. Uns scheint, ein mächtiges Bollwerk, das dem Süden wehrt sich vom Norden zu trennen, sei bereits vorhanden: — der Zollverein! Man erwäge ruhig die ungeheure Bedeutung der Volkswirthschaft für unser Jahrhundert, man frage sich, ob es angeht, daß Nürnberg künftig über Havre oder Triest seine Absatzwege suche — und man wird gestehen, daß doch ein sehr fester Kitt den Norden mit dem Süden verbindet, und die Losreißung des Südens leichter gesagt als gethan ist. Lernen wir von der Weltklugheit der Italiener. Sie erkannten, daß die Verstärkung des kräftigsten Einzelstaates einem zerrissenen Volke unter allen Umständen zum Segen gereicht. Sie unterstützten daher Cavour's Pläne, welche zunächst nur auf ein subalpines Königreich gerichtet waren, und ließen sich nicht beirren durch die sehr ernste Gefahr, daß Süd-Italien dadurch den Napoleoniden verfalle.

Möglich, daß solche Arrondirungspolitik dem preußischen Staate zunächst durch eine unliebsame Nothwendigkeit aufgezwungen wird: die höhere Pflicht, ganz Deutschland zu einigen, darf dabei nie vergessen werden. Sobald die heutige Verfassungskrisis beendigt ist, werden sich dem preußischen Staate unzählige Mittel friedlicher Machterweiterung als ausführbar erweisen, welche heute sich von selber verbieten. Ein Vorschlag in dieser Richtung ward in patriotischen Kreisen schon oft besprochen. Er lautet: das preußische Staatsbürgerrecht sei unverlierbar und werde jedem Deutschen auf sein Ansuchen gewährt, zunächst mit ruhenden Rechten, aber mit dem Anspruche auf wirksamen Schutz durch Preußen. Durch eine ähnliche Einrichtung hat die Schweiz sich überall im Auslande einen festen Anhang treuer Bürger geschaffen. Wir Deutschen würden dadurch nicht nur einen halben Ersatz erlangen für das vorderhand unausführbare allgemeine deutsche Staatsbürgerrecht, sondern auch den zuverlässigen Kern einer preußischen Partei in den Kleinstaaten. — Der preußische Staat fahre fort, für Deutschland zu handeln und das Vaterland zu schützen; er kräftige sich durch Herstellung von Zucht und Frieden in seinem Innern; er arbeite unverdrossen durch Verträge mit den Einzelstaaten an der praktischen Einigung der Nation. Durch solche Verträge entsteht zunächst ein sehr widerspruchsvoller Zustand; der Zollverein verträgt sich streng genommen ebensowenig mit der folgerichtigen Durchführung des constitutionellen

Lebens in den Einzelstaaten, als gewisse Militärconventionen mit der bundesrechtlich garantirten Souveränität unserer Fürsten. Aber Deutschland ist überhaupt noch nicht im Stande, ganz klare Zustände zu ertragen; es gilt vorerst nur, daß die Interessen Preußens und der Kleinstaaten mehr und mehr zusammenfallen und dem Patriotismus der Phrase eine thatkräftige nationale Politik gegenübertrete. Preußen verzichte gelassen auf den Versuch, am Bundestage irgend etwas zum Heile deutscher Nation zu erlangen; denn wenn Friedrich Wilhelm IV. noch am Bunde eine halbe Reform des Bundeskriegswesens durchsetzen konnte, so sind heute, nachdem der Haß der kleinen Höfe gegen Preußen sich unendlich verschärft hat, selbst solche halbe Erfolge für Preußen in Frankfurt unerreichbar. Wenn Preußen also unablässig in der That und in Wahrheit eine deutsche Politik führt, dann darf es, sobald wieder einmal in einer großen europäischen Krisis die Grenzen aller Länder wanken, das erlösende Wort aussprechen: Trennung, Unabhängigkeit von Oesterreich! an die Kleinstaaten die Forderung stellen: Anschluß an Preußen! und dem großen Vaterlande eine Verfassung geben. Nicht mit zweifelloser Zuversicht schauen wir in diese Zukunft. Hinter dem beliebten Schlagworte: „Deutschlands Einigung ist Preußens Beruf, es wird ihn erfüllen“ verbirgt sich ein Wust unklarer Begriffe. Auch andere deutsche Staaten meinten dereinst, zu so großen Dingen berufen zu sein, und doch sind sie schließlich in der Nichtigkeit der Kleinstaaterei verkommen. Auch Preußens Geschichte war in langen Zeiten nur eine Geschichte der versäumten Gelegenheiten; und noch ist es nicht ganz undenkbar, daß dem selbstmörderischen Gebahren reactionärer Parteipolitik gelinge, alle staatsfeindlichen Kräfte zu entfesseln und den ehrwürdigen Staatsbau zu zerstören. Nun gar, die im Norden landläufige Versicherung, die Herrschaft in Deutschland werde dem preußischen Staate wie eine reife Frucht in den Schoß fallen, beweist kindliche Unkenntniß der Geschichte. Nicht kampflos, fürwahr, geschehen die Wandlungen, welche das Geschick der Völker entscheiden. Wer aber neidlosen Auges das Werden des preußischen Staates überschaut, den führt über jede Entmuthigung des Augenblicks die ruhige Zuversicht hinweg: jene erhabene Vernunft, die aus der Streusandbüchse des heiligen Reichs durch so viel Noth und Arbeit, Blut und Heldenthum den ersten deutschen Staat erstehen ließ, sie hat so Großes nicht umsonst gethan. Uns ziemt nicht zu verzagen, weil heute der preußische Name einen bösen Klang hat im deutschen Volke. Haltlos, in krampfhafter

Hast schwankt und wechselt das Urtheil zerrissener Völker. In solchem Gewirr vermag nur Eine Macht die hadernden Gemüther zu versöhnen: die That. Vor dem wagenden Muthe nationaler Staatskunst muß Haß und Neid und Zweifel zuletzt verstummen. Wer in den zwanziger Jahren Italien durchreiste, dem klang von den Alpen bis gen Messina aus tausend Kehlen das Zornwort des Dichters entgegen: esecrato, o Carignano, va il tuo nome in ogni gente. Ein Menschenalter verging, Carlo Alberto wagte für Italien, was Preußen im Jahre 1813 für Deutschland that, er rief das kühne Wort: „es reifen die Geschicke Italiens," schrecklich brach Schuld und Verhängniß über ihn herein. Er starb im Elend; doch als auf der Höhe der Superga bei Turin die Tricolore wehte über dem Sarge des unglücklichen Königs von Italien, da betete ein Volk in Trauer dankbar an der Leiche des verfluchten Carignano.

Dahinaus also, ruft man uns zu, geht deine Meinung? das legitime Königthum in Preußen soll den Piemontesen folgen auf der schwindelnden Bahn ihrer Annexionspolitik?! — Gemach! Wir haben vorhin die charakteristischen Momente aus der Geschichte der drei großen Föderationen der modernen Welt hervorgehoben, um zu erkennen, ob unsere föderalistischen Theoretiker berechtigt sind, die Wandlungen des bündischen Lebens in der Schweiz und in Nordamerika als ein Vorbild für Deutschland aufzustellen. Schauen wir jetzt so ruhig als möglich den Thatsachen der Einheitsbewegung Italiens ins Angesicht, um zu ermessen, ob wirklich eine so nahe Verwandtschaft der deutschen und der italienischen Dinge besteht, wie die Unitarier behaupten. So ruhig als möglich — denn noch ist die Zeit nicht gekommen, da ein deutscher Patriot ohne tiefe Bewegung der Seele vor jenen glorreichen Kämpfen verweilen könnte, daraus das freie und einige Italien hervorging. Wer nicht über der allerunterthänigsten Ergebenheit gegen das Haus Habsburg jedes Verständniß für echte Menschengröße verloren hat, der muß mit hoher Freude das wunderbare Schauspiel betrachten, wie binnen fünfzig Jahren ein sittlich tief gesunkenes Volk sich zu ehrenhaftem Einmuthe und Opfermuthe hindurchrang und aus dem geographischen Begriffe Italien eine politische Wirklichkeit ward. Mit herzlicher Verachtung wird er schauen auf die von unserer Presse allzulange nachgebeteten k. k. Fabeln von der unverbesserlichen politischen Unfähigkeit der Italiener und auf die armseligen Gesellen, welche mit gleißnerischen Phrasen den größten Staatsmann der Gegenwart der Unsittlichkeit

zeihen. „Mag mein Ruf untergehen, mag mein Name untergehen, wenn nur Italien eine Nation wird!“ — in diesem einen Worte Camillo Cavour's liegt mehr reine Mannestugend als in ganzen Bibliotheken unserer Theologen. Cavour's Name wird auch dann groß und vielbewundert in der Geschichte dauern, wenn sein Königreich Italien dicht hinter ihm zusammenbrechen sollte. — Doch prüfen wir ruhig die Thatsachen.

Obgleich Italien nie einen Staatenbund bildete, so hat doch das Wesen unserer politischen Entwicklung dem italienischen Staatsleben jederzeit weit näher gestanden als den politischen Zuständen der Schweiz und Nordamerikas. Deutschland und Italien waren die zwei Mittelpunkte der theokratischen Staatengesellschaft des Mittelalters; beider Macht sank, da Kaiserthum und Papstthum ihre weltherrschende Stellung verloren. Beider Länder wurden, seit der transatlantische Verkehr die Bedeutung der Binnenmeere verringerte, der lange behaupteten Vorhand im Welthandel beraubt: Venedig hörte auf „der innere Hof der Welt“ zu sein in derselben Zeit, da unsere Hanse die Handelsherrschaft in den Meeren des Nordens aufgab. Hier wie dort bestand ein naturwüchsiger, mannichfach segensreicher Particularismus: in Italien der Municipalgeist tausendjähriger, mächtiger Städte, deren Blüthezeit zugleich die schönste Zeit der Nation war, in Deutschland der Sondergeist der großen Stämme. Doch in beiden Ländern wurden die politischen Bildungen dieses natürlichen Particularismus verdrängt durch neue, gewaltsam entstandene Territorien. Die neuere Geschichte beider Länder zeigt eine unendliche Reihe von Annexionen. Baden oder Hessen-Darmstadt sind nicht willkürlicher gebildet, als der Kirchenstaat war, der die Bürgerherrlichkeit von Bologna mit den adlichen Nepotenlanden der Campagna zu einem Ganzen zusammenfaßte. In Italien wie in Deutschland führte jede große Katastrophe der modernen Geschichte zu einer Verminderung der Anzahl der Staaten; die Politik der Restauration vermochte diese Entwicklung zu erschweren, nicht zu hindern. Hier wie dort wurden die Republiken vernichtet, und ein loses Nebeneinander moderner Monarchien hergestellt. Beide Länder büßten schwer für die kosmopolitische Staatskunst der Kaiser und Päpste: sie waren durch Jahrhunderte ein Tummelplatz der Habsucht der Fremden, und der Prozeß der nationalen Einigung ging schmerzhafter und langsamer von Statten als in den andern Ländern des Welttheiles. In beiden ward die Größe der Nation gewissenlos dem Interesse der Dy-

nastien geopfert. Während die Welt die beiden Nationen nur als Culturvölker, als Träger einer reichen geistigen Bildung schätzte, begann in beiden stätig anhaltend die politische Erstarkung, in Deutschland sehr langsam seit Friedrich dem Großen, in Italien rascher seit den Tagen Napoleon's. Hier wie dort geschieht die politische Verjüngung von innen heraus, nach der Weise idealistischer Nationen. Das Heiligthum heimischer Sprache, Kunst und Wissenschaft, die freudige Erinnerung an die heldenhafte Herrlichkeit der Ahnen rettet beiden Völkern auch in den Tagen tiefster Schmach einen gesunden Kern nationalen Stolzes. Hier wie dort beginnt die nationale Bewegung in einem kleinen Kreise hochgebildeter und hochbegeisterter Männer und erfaßt erst spät die besitzenden Klassen. Hier wie dort zeigt sie anfangs alle Liebenswürdigkeit und alle Schwächen des politischen Idealismus. Es gilt zunächst ein nationales Gemeingefühl groß zu ziehen: der Rausch der Feste, der Ernst wissenschaftlicher Versammlungen und das Elend des Exils muß diesem nationalen Zwecke dienen. In beiden Völkern verliert sich der Patriotismus, bevor er den Ernst des politischen Geschäftslebens verstehen lernt, in vage Phantasterei: die Triaspläne und Bundesprojekte italienischer Patrioten sind ein getreues Gegenbild deutscher Gemüthspolitik. Hier wie dort bedarf es herber Erfahrungen, bevor die Gutmüthigkeit des Volkes an dem guten Willen der Mächtigen verzweifelt: auch Italien hat Tage gesehen, da man einen Leopold II. von Toscana zum Lohne für einige Reformen als König von Mittelitalien ausrief.

Beide Völker hegen den Todfeind ihrer staatlichen Größe im eigenen Lager. Der unversöhnliche Gegner unseres Volkes ist das Haus Habsburg-Lothringen und der diesem Hause fröhnende vaterlandslose Adel; der unermüdliche Feind Italiens ist das Papstthum und der papistisch gesinnte Theil des Clerus. Diese feindseligen Mächte verstanden mit unvergleichlichem Geschick, den Stolz, die großen Erinnerungen der beiden Völker für ihre Zwecke auszubeuten. Das Haus Oesterreich gebärdete sich als Nachfolger der Staufer, das Papstthum nährte den Wahn, Italien behaupte noch nach Martin Luther's Tagen die geistige Herrschaft der Welt. Jahrhunderte lang haben die beiden Völker gearbeitet, bis diese theokratischen Wahngebilde die Herrschaft über die Gemüther verloren. Schon der Genius Machiavelli's hatte das Papstthum als den Fluch Italiens erkannt, dennoch konnte noch Gioberti die Lehre des Neo-Guelfismus aufstellen, und ein Cäsar Balbo stimmte

ihm bei, wenn er redete von dem Berufe des heiligen Stuhls, die Civilisation zu leiten — derweil ein Gregor XVI. die dreifache Krone trug. Indeß muß billiges Urtheil zugestehen, daß die Phantasterei der Neo-Guelfen sich leichter entschuldigen läßt als die Träume der Großdeutschen; denn das Papstthum war die einzige welthistorische Macht, welche dem tiefgesunkenen Italien geblieben, Deutschland aber besaß längst eine rein-deutsche Großmacht. Erst die Allocution Pius' IX. vom 29. April 1848 belehrte mit unvergeßlichen Worten die Italiener, daß das Papstthum ihre nationale Größe nicht fördern will noch kann; dann rief der Papst die Fremden zu Hilfe und bewies, daß der Kirchenstaat ihm nicht als ein italienisches Land gilt, sondern als ein von der katholischen Christenheit zu schützendes Besitzthum der todten Hand. Seitdem vollendete sich die heilsame Ernüchterung des italienischen Parteilebens. In Deutschland hat selbst die Politik Felix Schwarzenberg's nicht vermocht, dem unbelehrbar gutmüthigen Volke die Augen zu öffnen. Allein auch hier ist seit den Tagen des Hippolithus a Lapide jene Partei fortwährend angewachsen, welche in Oesterreich den Feind deutscher Selbständigkeit erkennt.

Während also in beiden Völkern die legitimen Mächte, Papstthum und Kaiserthum, mit der Zeit sich als die Feinde der Nation erwiesen, wogten die Parteien phantastisch, unklar durcheinander. In beiden Ländern suchen Thatenscheu und Anmaßung im Bunde das Bewußtsein der nationalen Erniedrigung durch leeres Prahlen zu übertäuben. Der Italiener träumte unter dem Schutze der k. k. Bajonette von dem „Primat Italiens auf Erden“, der Deutsche unter dem Bundestage von dem Siebzigmillionenreiche. Endlich ward in beiden ein rauher Militärstaat an der Grenze der Kern und Ausgangspunkt einer modernen Staatsbildung, einer realen Gruppirung der Parteien. Wie oft haben die Piemontesen ihren Staat das Preußen Italiens genannt! Nach preußischem Vorbilde erstand die tapfere Armee von Piemont, an der That York's begeisterten sich seine Patrioten zu den Freiheitskriegen gegen Oesterreich. Sogar chronologisch treffen die Rangerhöhungen des Hauses Savoyen — wie die Piemontesen gern erinnern — fast auf das Jahr zusammen mit der Erwerbung des Kurhuts und der Königskrone der Hohenzollern und mit der Erwählung Friedrich Wilhelm's IV. zum deutschen Kaiser. Im Kampfe mit Oesterreich wuchsen beide Staaten heran; und so tief liegt dieser Gegensatz in der Natur Piemonts und Preußens begründet, daß selbst der streng-katholische de Maistre ein Feind Oesterreichs war, gleich-

wie auch der Freiherr von Manteuffel seinen Staat nicht gänzlich unter Oesterreichs Willen beugen konnte. Als im J. 1825 die Fürsten Italiens zu Mailand den Kaiser von Oesterreich demuthsvoll begrüßten, fehlte nur Einer in der erlauchten Schaar — König Karl Felix von Sardinien — und liberale Abneigungen waren es nicht, die ihn fern hielten. Wer vermöchte bei diesem Hergang die Erinnerung an den Frankfurter Fürstentag abzuweisen? Beide Staaten hegen den Ehrgeiz des Eroberers, beider Staatskunst zeigt oftmals jenen Charakter der Doppelzüngigkeit und Unentschlossenheit, welcher dem zwischen Uebermächtigen eingeengten Schwachen natürlich ist. Beide sind das Schwert ihrer Nation und erfechten die einzigen glorreichen Siege, deren ihre Nation in der neueren Geschichte sich ernstlich rühmen darf. Beide ernten für die Waffenthaten ihres Heeres den unversöhnlichen Haß des Radicalismus. Nur werden die bescheidenen Erfolge des piemontesischen Heeres weitaus übertroffen von den Triumphen des preußischen Adlers, während umgekehrt die Diplomatie der Piemontesen der preußischen in der Regel überlegen war. In beiden Staaten erscheint eine lange Epoche der Demüthigung und ängstlichen Zögerns, bevor der tiefeingewurzelte militärische Absolutismus sich zur Annahme constitutioneller Staatsformen entschließt. In beiden hegt und hütet eine verblendete reactionäre Tendenzpolitik durch lange Jahre den Todfeind im eigenen Lande: Piemont war der classische Boden des Ultramontanismus, Preußen der eifrige Frohnvogt der österreichischen Polizei, und erst die bittere Noth führt beide zu der Erkenntniß, wer ihr Feind sei. Hier wie dort besteht ein Junkerthum, einflußreicher als in irgend einem anderen Staate des großen Vaterlandes, das noch lange der neuen Ordnung der Dinge grollt; in Piemont wie in Preußen ein mächtiges Beamtenthum, pflichteifrig, wohlgeschult, aber gewöhnt den Bürger zu bevormunden und den Staat als eine mechanische Ordnung anzuschauen. In beiden Ländern schien eine lange Zeit hindurch das Staatsideal des piemontesischen Adels verwirklicht: „ein König, der regiert, ein Adel, der ihn umgiebt, ein Volk, das gehorcht."

Hier wie dort lebt ein Volk, ausgezeichnet vor den Stammgenossen durch die Härte eines massiven Charakters, durch kriegerische Tüchtigkeit und Zucht, durch streng-königliche und doch selbständige Gesinnung, und daneben in den neu-erworbenen Provinzen — am Rhein und in Genua — eine Bevölkerung mit grundverschiedenen Traditionen, bewegt von radicalen Gedanken, die nur widerwillig sich der Zucht des

Militärstaats fügt. Lange waren Piemont und Preußen mehr die Nachbarn als die Glieder ihres großen Vaterlandes, langsam werden sie in den Strudel der modernen nationalen Bewegung hineingezogen. Endlich wirft der gemäßigte Theil der nationalen Partei seine Hoffnungen auf das königliche Haus in beiden Staaten. Dieser rettende Gedanke unterliegt in Deutschland wie in Italien in der Revolution von 1848 — Dank der Schwäche der beiden Kronen und der Verblendung der extremen Parteien. Doch sofort, in den folgenden Jahren des Triumphes Oesterreichs, wirbt er immer neue Gesinnungsgenossen unter allen Parteien. Der Neo-Guelfismus, im Jahre 1848 noch sehr mächtig, verliert in Italien an Boden, wie in Deutschland das Großdeutschthum; unablässig wird der dynastische Ehrgeiz der beiden Kronen gestachelt und ermuthigt. Zuletzt überholt Piemont durch redlichen Ausbau seines Verfassungsstaates und durch eine verwegene nationale Staatskunst weitaus sein mächtiges Vorbild im Norden. — Man sieht, mannichfach und auffällig ist die Aehnlichkeit der Zustände in Deutschland und Italien. Kein Wunder, daß der vulgäre Radicalismus rasch bei der Hand ist mit der Lehre: Preußen muß in die Fußtapfen Piemonts treten. Uns gilt es, den Dingen auf den Grund zu schauen; betrachten wir auch die sehr wesentliche Verschiedenheit der deutschen und der italienischen Verhältnisse.

Ich wage die paradoxe Behauptung: die nationale Einheitsbewegung hat in Italien darum rascher als in Deutschland die bestimmte Richtung nach einem praktischen Ziele eingeschlagen, weil alle sittlichen, wirthschaftlichen und staatlichen Verhältnisse dort ungleich verzweifelter standen als bei uns. Als Victor Emanuel über das Schlachtfeld von Palestro ritt, da streckten ihm die lombardischen Freiwilligen, die zum Tode verwundet am Boden lagen, die Arme entgegen und riefen: Sire, fate questa povera Italia! Solche löwenherzige Leidenschaft, solche Begeisterung über den Tod hinaus entzündet sich in der Masse des Volks nur unter dem Drucke empörender Leiden. Fate l'Italia — die Einheitsbewegung der Italiener war zugleich ein Unabhängigkeitskampf gegen die Fremdherrschaft und konnte deshalb, wie die deutsche Bewegung im Jahre 1813, auf den Beistand aller sittlichen Kräfte der Nation zählen; denn „Resignation ist Feigheit für eine Nation unter fremdem Joche," sprach Daniel Manin im Namen der Edelsten seiner Landsleute. Wohl haben übereifrige Satelliten des Wiener Hofes den Italienern dann und wann vor dem letzten Kriege versichert: Oesterreich

zählt 5,3 Millionen italienische neben 7,8 Millionen deutschen Unterthanen, ist also ebensowohl ein italienischer wie ein deutscher Staat. Doch Jedermann sieht, was von solchen Armseligkeiten zu halten sei. Italien und Oesterreich waren durch einen gräßlichen Nationalhaß geschieden; uns Deutschen steht der Kaiserstaat nur als eine halbfremde Macht gegenüber. Während in Deutschland Oesterreich sich vorläufig mit einem starken politischen Einflusse begnügt und nur zeitweise gewaltthätig auftrat, behauptete es in Italien fortwährend eine erbarmungslose Gewaltherrschaft. Noch kurz vor der Revolution von 1848 wiederholte eine Note des Fürsten Metternich den alten Hohn: „Italien ist nur ein geographischer Name," und die Welt weiß, wie selbst der wohlwollende Radetzky das stolze Mailand zwang, eine k. k. Offiziersdirne durch ein Geschenk zu ehren, und wie vortrefflich der Frauenpeitscher Haynau und die anderen Helden des k. k. Stocks verstanden, in jede Ader der Italiener glühenden Haß zu gießen.

Während unsere Dynastien deutschen Blutes und — was auch die Radicalen sagen mögen — mit der Geschichte unseres Volkes eng verwachsen sind, ward Italien, außer Piemont, seit die Este's ausgestorben, durchaus von fremden Fürstenhäusern beherrscht. Und was wollen alle Sünden deutscher dynastischer Staatskunst bedeuten gegen das blutdürstige Wüthen der fremden Söldner König Ferdinands von Neapel oder gegen die systematische Verrätherei jener mittelitalienischen Herzöge, die den Feind des Vaterlandes durch Verträge zur Intervention berechtigten? Nach den Wiener Verträgen haben deutsche Fürsten eine so freche Annexionspolitik nicht mehr gewagt, wie Italien erdulden mußte, als die Kronen von Sicilien und Neapel gewaltsam zu dem Königreiche „beider Sicilien" verschmolzen wurden, und als Oesterreich den Plan hegte, die adriatischen Provinzen des Kirchenstaates in Gemeinschaft mit Neapel zu säcularisiren. Selbst Großherzog Leopold von Toscana, der mildeste der italienischen Dynasten, war doch durch die Waffen der Croaten auf den Thron zurückgeführt, er empfand nur als k. k. General, nannte den Kaiser von Oesterreich „seinen Herrn", und über den Genius, welchen jeder Florentiner mit überschwänglicher Liebe als einen Heiligen verehrt, konnte er sagen: „al diavolo Dante!" Mit Fürsten, die also zu ihrer Nation standen, war jede Versöhnung unmöglich. Dazu der Volkswohlstand gebunden durch eine tief verderbte Verwaltung, die Blüthe der Kunst und Wissenschaft eines genialen Volkes vorlängst verwelkt in der schwülen Luft pfäffischer Tyrannei. Auch der Gutherzigste

konnte sich nicht, wie bei uns, über das politische Elend trösten durch die Freude an dem socialen Gedeihen der Nation. Vierzig Jahre lang lebte Italien in beständigem Fieber; kaum irgendwo ward ein weitaussehendes wirthschaftliches Unternehmen gewagt; so tief war das Mißtrauen gegen das Bestehende. Fremdherrschaft, politische Unfreiheit, sociale Leiden überall. „Italien, erklärte Gioberti im Jahre 1843 wahrheitsgetreu, ist ohne Existenz als politischer Körper, als Nation eine Chimäre.“ Aus solcher Fülle des Elends erwuchsen dann jene verzweifelten Entschlüsse großherziger Kühnheit, welche den Deutschen durch die größere Gesundheit ihrer socialen Zustände erschwert werden, erwuchs das einfache Programm der nationalen Partei: „Unification Italiens! Zuerst laßt uns alle die Unabhängigkeit unseres Landes erfechten! Nachher wird sich entscheiden, ob das befreite Italien als Staatenbund oder als Einheitsstaat vereinigt bleiben soll!“ Eben diese arge Verderbtheit der gegebenen Zustände erklärt auch, daß die Nation nach dem Frieden von Villafranca so rasch vorwärts schritt zur radicalen Zerstörung der bestehenden Zustände.

Die nationale Bewegung ward in Italien schneller, entschiedener, als dies in Deutschland möglich ist, auf das Ziel des Einheitsstaates hingelenkt, denn noch weniger als bei uns bestand dort eine historische Legitimität, die achtungsvolle Schonung heischte. — In jener großen Epoche der italienischen Renaissance, welcher die moderne Welt einen guten Theil ihrer Bildung verdankt, entstand auch der Name „Staat.“ Lo stato bezeichnete ursprünglich die Person des Herrschers und seinen persönlichen Anhang. In der That, das Interesse der Herrschenden ging Allem vor in diesen modernen Staaten Italiens, die sich aus der zusammenbrechenden Theokratie des Mittelalters erhoben. Condottieri, Bankiers, waghalsige Söhne der Fortuna vernichteten und schufen Staaten, gestützt auf ihr Schwert, ihr Geld, ihr Glück und ihren großen Ehrgeiz. Die eingeborenen Tyrannen unterlagen endlich fremdländischen Eroberern, die legitimen Republiken Genua und Venedig wurden vernichtet, und das tönende Wort „Legitimität“ konnte nur noch in Piemont und im Kirchenstaate mit einigem Scheine des Rechts ausgesprochen werden. In solchen Zuständen, wo nur der Mächtige Recht hatte, ward nothwendig der Machiavellismus zur nationalen Sinnesweise. Die virtù, die entschlossene, bewußte Kraft, die zum Ziele vorgeht, ohne die Reinheit der Mittel ängstlich zu erwägen, galt als höchste politische Tugend.

In diesem Nebeneinander rein thatsächlicher Staatsbildungen hatten föderative Bestrebungen niemals mehr seit Jahrhunderten eine erhebliche Macht erreicht. Wohl war die Halbinsel von jeher durch eine gewisse Gemeinsamkeit der politischen Entwickelung verbunden. Ganz Italien zehrte von der großen Erinnerung an die avita grandezza der weltherrschenden Roma. Alle Theile des Landes waren berührt worden von dem Lehnswesen und von dem Kampfe des Papstthums mit den Kaisern. Allen gemein war das Emporkommen mächtiger städtischer Gemeinwesen. Am Ende des Mittelalters stand ganz Italien unter dem Einflusse der Miethstruppen, der Bankiers, der städtischen Tyrannen, man gelangte zu jenem Systeme des Gleichgewichts unter den größeren Staaten, das ein Vorbild ward für den Welttheil. In der modernen Geschichte endlich litt ganz Italien unter der spanischen, französischen, österreichischen Fremdherrschaft, und solche Gemeinschaft der politischen Leiden und Schicksale hat den Einheitsgedanken mindestens ebenso mächtig gefördert wie die Gemeinschaft der Sprache und Bildung. Doch niemals ward die Halbinsel durch ein föderatives Band zusammengehalten. Unbenutzt blieb der Zeitpunkt, da aus dem lombardischen Bunde vielleicht ein italienischer Städtebund emporwachsen konnte, und was auf verschiedensten Wegen Arnold von Brescia und Rienzi, Dante und Machiavelli, die Visconti und die Mediceer, Venedig und einzelne große Päpste für die Einigung ihres Vaterlandes geplant und versucht, hatte lediglich die Wirkung, daß der Gedanke der Einheit nicht unterging in dem unglücklichen Volke.

Unermeßlich gefördert ward die nationale Idee, als die lange mißachtete Nation der Welt den Herrscher gab und in Napoleon der fleischgewordene Principe des Machiavelli erstand. Der Name Italien ward eingeführt in das Staatsrecht, und in dem Königreiche Italien lernten verfeindete Nachbarn sich als Staatsgenossen zu vertragen. Doch auch damals ward eine bündische Einigung nicht gewagt, und schlechthin unmöglich blieben solche Versuche nach den Wiener Verträgen. Die Staatsmänner des Wiener Congresses, die Metternich und Castlereagh, erklärten ja mit dürren Worten, Italiens nationales Dasein müsse der Ruhe des Welttheils geopfert werden. Ein Bund mit Oesterreich ward von dem Grafen Vallaise im Namen Piemonts als „ein Zustand ewiger Knechtschaft“ mit Recht zurückgewiesen; ein Bund ohne den Kaiserstaat, den man in den vierziger Jahren erstrebte, konnte nie auf den Beitritt der von Oesterreich beeinflußten Dynastien zählen.

Und wie schwierig, ja unmöglich war ein dauerndes Bündniß mit dem Papste, der sein Recht zu binden und zu lösen jederzeit auch in der weltlichen Politik unbedenklich gebraucht hat! Sogar der beabsichtigte Zollverein der Reformstaaten trat nicht ins Leben. Vollends nach der Schlacht von Novara verloren bündische Versuche jeden Boden, da tödlicher Haß das constitutionelle Piemont von den despotischen Dynasten schied. Die Mittelparteien, deren Häupter, die Gioberti und Rossi, im Jahre 1848 einen monarchischen Staatenbund erstrebten, wurden jetzt von den Höfen mit schwerer Verfolgung heimgesucht. In solcher Noth schritt zur Zeit des Friedens von Villafranca die praktische Staatskunst rascher vorwärts als die literarische Bewegung. Man kehrte zurück zu dem Gedanken des Einheitsstaates, den schon im Jahre 1814 einige verwegene Köpfe verkündet hatten; denn man stand vor der Alternative: Preisgeben der nationalen Politik oder — Annexionen, Einheitsstaat. So ersparte die offene Feindseligkeit der Dynastien und der übermächtige Drang der Stunde den Italienern jenes Durcheinander von föderativen und unitarischen Bestrebungen, welches den Deutschen das entschlossene Fortschreiten zur Einigung der Nation erschwert. Wenn Manin einen Bund von Monarchien kurzerhand als einen „Bund der Fürsten gegen die Völker" bezeichnete, so war dies für Italien unwiderleglich, für Deutschland nur halbwahr.

Auch ward Piemont durch ungleich stärkere, drängendere Beweggründe als Preußen auf die Bahn der nationalen Politik getrieben. Längst war Preußen eine selbständige Macht, Piemont nur ein zwischen übermächtigen Nachbarn hin- und hergeworfener Spielball, eine Macht dritten Ranges, ja, wenn wir scharf zusehen, sogar herabgesunken von der Bedeutung, die es vor Jahrhunderten behauptet. Der Wahn, der Staat könne sich selbst genügen, wird in Preußen mit leidlichen Scheingründen vertheidigt, in Piemont war er auf die Dauer unmöglich. „Waget die Krone von Piemont an die Krone Italiens," so durfte Pallavicino zu dem Hause Savoyen sagen; denn die Dynastie der Grafen von Maurienne, fremdländischen Ursprungs wie alle anderen Dynasten Italiens und von den Radicalen noch nicht anerkannt als ein italienisch gewordenes Geschlecht, ward zu einer Macht nur wenn sie sich rückhaltlos der nationalen Politik hingab. Entzog sich das Haus Savoyen dem Rufe der Nation, so mußte die nationale Partei die republikanischen Elemente, welche in Italien ungleich stärker, lebensfähiger und in der Geschichte des Landes besser begründet sind als bei

uns, entfesseln und auf die Vernichtung des Grenzlandes ausgehen. Ohne großen, nachhaltigen nationalen Ehrgeiz war Piemont ohnmächtig, belastet mit jenem Fluche der Lächerlichkeit, den im Jahre 1820 der unreife, verfrühte Versuch ein Königreich Italien zu schaffen auf das Haupt Carlo Alberto's von Carignan herabzog. Einem Staate in so verzweifelter Lage durfte man die Forderung stellen, er solle, in des Wortes vollem Sinne, in Italien aufgehen. Er mußte jedes Mittel für die nationale Politik benutzen. Cäsar Balbo's edler Wahlspruch l'Italia farà da sè ward von Cavour's genialer Nüchternheit alsbald als ein unmöglicher Idealismus durchschaut. — In Deutschland ist ein so radicales Verfahren nicht möglich. Unsere Einheitsbewegung wird, wie sie ruhiger begann als die italienische, auch langsamer zum Ziele kommen. Der preußische Staat ist ein zu köstlicher Besitz deutscher Nation, als daß wir seinen Königen zurufen könnten: „waget die Krone Preußens an die deutsche Krone!“ Ein großer Staat entschließt sich, weil er Großes auf das Spiel setzt, schwerer zu revolutionären Schritten; das Königreich Italien befolgt heute eine vorsichtigere Politik als weiland das Königreich Sardinien. — Auch unsere Stellung zum Auslande ist schwieriger. Wir können weder auf den moralischen Beistand fremder Völker zählen — denn sie alle sehen mit Hohn oder mit Kälte auf unser Vaterland — noch auf die bewaffnete Hilfe fremder Kronen. Ein Staat wie Preußen kann nimmermehr, wie Piemont es mußte, sich dem Befehle des Auslandes fügen oder gar diesen Beistand durch demüthigende Bedingungen erkaufen.

Noch ein Verhältniß lag günstiger in Italien. Der Particularismus war dort allerdings tiefer gewurzelt als bei uns, einzelne Städte befehdeten sich mit einem gehässigen Neide, der an die hellenische Welt gemahnt. Aber der Particularismus erschien in dem größten Theile Italiens als stolzer Municipalgeist. Nun hatte sich der Genuese längst an „das fremde Joch“ Piemonts, der Bolognese an die Verbindung mit dem gehaßten Kirchenstaate gewöhnen müssen; die bureaukratische Centralisation der modernen Staaten erstickte das municipale Selbstgefühl, und daß es in unserem Zeitalter der Flächenstaaten unmöglich sei, Stadt-Staaten nach der Weise des Alterthums zu gründen, mußte zuletzt Jedem einleuchten. Lernte man aber zu verzichten auf den municipalen Dünkel, so war der Weg zum Einheitsstaate geebnet; denn jener territoriale Particularismus, welcher in Deutschland durch die Bureaukratie genährt wird, war in Mittel- und Oberitalien nicht vorhanden. Die schärferen Köpfe der

Partei des extremen Particularismus sahen klar voraus, daß die Bureaukratie, indem sie den Municipalgeist unterdrücke, ohne doch einen neuen Provinzialgeist schaffen zu können, dem Einheitsstaate in die Hände arbeite *).

Man sieht, eine lange Reihe von historischen Thatsachen, welche in Deutschland nicht bestehen, erleichterte den Italienern den Uebergang zum Einheitsstaate. Doch vergessen wir nicht das folgenreichste Moment: die politische und sittliche Verjüngung des Volksgeistes. Welch eine Wandlung der Gemüther, seit Machiavelli an der Schwelle der modernen Welt der Staatskunst seines Landes ihre Bahnen wies mit dem großen Worte „ad ognuno puzza questo barbaro dominio!“ Ein Volk, als feig verachtet, das noch durch die Revolution von 1820 die Welt in solcher argen Meinung bestärkte, findet den Muth zu einem heroischen Kampfe; die Nation, die den Namen des Dilettantismus erfunden hat, erlangt die Kraft zu nachhaltiger, aufopfernder politischer Arbeit; in dem Lande des politischen Mordes entsteht eine Revolution, ausgezeichnet durch sittliche Reinheit, ja unbegreiflich gemäßigt, wenn wir die Greuelthaten der Dynasten damit vergleichen; endlich in dem classischen Lande des „Sektenwesens“, des Mißtrauens, unversöhnlichen Haders vereinigen sich die edlen Elemente bitter verfeindeter Parteien zu gemeinsamem Wirken. Mit der Sicherheit der Naturgewalten ist die denkwürdige Bewegung vorgegangen. Sie verlegt ihr Lager langsam vorschreitend aus den zuchtlosen Provinzen des Südens in die Länder des Nordens, der reiferen politischen Bildung, sie streift zugleich den Parteicharakter ab und erhebt an der Stelle der Carbonarifarben die nationale Tricolore. Mit hellem Bewußtsein wächst Piemont in Italien hinein, nähert sich der Sprache und Sitte des großen Vaterlandes; und während vor sechzig Jahren noch „Italien am Garigliano aufhörte“, beginnen jetzt auch in den verwahrlosten Landen des Südens alle edleren Gemüther der nationalen Idee sich zuzuwenden. Zur Zeit der Schlacht von Rieti berechneten klarblickende Patrioten die Zahl der entschlossenen Anhänger der Einheit auf neuntausend in ganz Italien. Im Jahre 1848 waren diese Gedanken bereits tief in das Volk hinabgedrungen. An der Bewegung von 1859 und 60 nahmen außer dem Landvolke alle Stände Theil; der beste Ruhm aber gebührt dem patriotischen Adel, der, einmal der Sache des

*) Vgl. die Denkschrift des Fürsten Canosa, welche Rodolphe Rey in seinem trefflichen Buche la renaissance politique de l'Italie (Paris 1864) p. 96 abgedruckt hat.

Vaterlandes gewonnen, für Machtfragen überall mehr Verständniß zeigt als der Mittelstand. Die Schlacht von Novara ward von dem radicalen Piemontesenhaß Mazzini's und der Genuesen noch mit wahnwitzigem Jubel begrüßt, doch nach dem tiefen Falle folgt jene heilsame Neubildung der Parteien, daran wir Deutschen nie genug lernen können. Der Dictator von Venedig wirft seine demokratischen Sympathien über Bord, denn „theurer als die Republik ist mir Italien," und arbeitet mit „seinem geliebten, treuen, tapferen, weisen Statthalter" Pallavicino für den König von Italien *). Balbo verzichtet auf sein „l'Italia farà da sè." Der Nationalverein beginnt sein bedeutsames Wirken, und Garibaldi schließt sich ihm an, die Abneigung des Radicalen großherzig überwindend. Den Verbitterten zeigt Manin die Niedertracht des Dolches, die Nothwendigkeit des offenen, geordneten Kampfes. Die phantastische Jugend lernt die Bedeutung der Macht begreifen, da Pallavicino ihr die kühle Wahrheit entgegenhält: „der Herzog von Modena ist mächtiger als wir, er hat Geld und Kanonen." Derweil führt Camillo Cavour den Staat Piemont dem dreifachen Ziele zu, das ihm hell vor Augen stand. Er „wirft der Revolution einen Damm entgegen," indem er durch Thaten bewährt, wie trefflich Zucht und Freiheit sich vertragen. Er geht den Weg, der eines constitutionellen Staatsmannes allein würdig ist, indem er „die Charte mit allen ihren Früchten und Consequenzen verwirklicht," der Welt „den Unterschied despotischer und constitutioneller Staaten zeigt" und also die Macht Oesterreichs und seiner Satrapen moralisch erschüttert. Er macht Piemont zum Mittelpunkte der nationalen Arbeit, eröffnet eine Freistatt allen Patrioten. „Hunderte von Millionen ausgegeben, darf er nach dem Krimkriege

*) Wie kommt es doch, daß die Lettere di Daniele Manin a Giorgio Pallavicino (Torino 1859) noch keinen deutschen Uebersetzer gefunden haben? Ohne dies Buch wird niemand die große Wandlung der Geister recht verstehen, welche in Italien um die Mitte der fünfziger Jahre von Statten ging. Und wer nicht einen Schwamm statt eines Herzens im Busen trägt, wird mit gehobener Seele lesen, wie Manin, landflüchtig, bettelarm, krank auf den Tod, derweil ihm Weib und Kind entrissen wurden, in seinen schlaflosen Nächten zurückschaute auf die Revolution von 1848, den Gründen des Mißlingens nachsann und jene staatsmännischen Gedanken dachte, die seinem Lande die Befreiung brachten. „Dies mein schmerzvolles und unnützes Dasein wird mir unerträglich," schreibt er kurz vor seinem Tode, zwei Jahre vor der Schlacht von Palestro. An solches Leiden und Kämpfen eines starken Mannesherzens soll man unsere Jugend führen, damit sie verstehen lerne, was große politische Leidenschaft sei.

sagen, Tausende braver Soldaten hingeopfert, und mit alledem nur Eines erkauft: daß wir das Recht haben, die dreifarbige Fahne als die unsere zu betrachten!" Und — seltsam es zu sagen — an der Erhebung Italiens haben auch die excentrischen Feinde Cavour's und Manin's ihren vollen Antheil. Man begreift, wie ein französischer Staatsmann urtheilen konnte: „Mazzini ist ein Narr, Manin ein politischer Kopf," aber was auch der radicale Genuese gesündigt hat durch seinen Haß gegen das monarchische Piemont, durch das Vergeuden edler Kräfte in unsittlichen, nutzlosen Verschwörungen: wer darf es denn leugnen, ohne das unablässige Hetzen und Drängen der Actionspartei wären die Gemüther der Masse doch nicht vorbereitet worden auf die Politik der That, das tiefgedemüthigte Volk doch nicht zu dem Entschlusse gelangt, mit dem Schwerte das Schwert zu schlagen.

Diese große Bewegung offenbart eine Reihe politischer Tugenden, die unser Volk erst lernen muß, bevor der Neubau unseres Staates gelingen kann. Von der selbstvergessenen Opferwilligkeit der italienischen Patrioten, von jenem Willen, der nur will und nicht zugleich nicht will, von jener nachhaltigen, fast nervösen Leidenschaft, die im Wachen und im Träumen nur das Eine zu denken vermag: „mein Land, mein Land" und immer nur „mein Vaterland!" — von alledem ist bei der großen Mehrzahl unserer Patrioten sehr wenig zu spüren. Sogar das Verständniß fehlt den Meisten unter uns für den Werth der harten Mannszucht der italienischen Parteien. Unser Philister lacht über die tausend kleinen, oftmals kindischen Demonstrationen, wodurch der Italiener den österreichischen Truppen seinen Haß bewies, er weiß die zähe Willenskraft, die politische Disciplin nicht zu schätzen, die in solchen Zügen sich offenbart. Noch bewunderungswürdiger ist die unwandelbare Sicherheit der Hoffnung, welche in den Patrioten Italiens lebte, jener unerschütterliche Glaube an die große Zukunft ihres Volkes, der auch über die Nüchternen etwas von der Weihe des Sehers ausgießt. In früher Jugend träumte Camillo Cavour, er werde der Minister des Königreichs Italien werden — und er ward es. Die köstlichste politische Tugend, welche das Volk Italiens in seiner jüngsten Erhebung, vornehmlich nach dem Frieden von Villafranca bewährte, ist leider unserem Volke noch fremd: die Italiener widerlegten das deutsche Vorurtheil, als ob leidenschaftliche Begeisterung und kalte weltkluge Berechnung einander ausschlössen, sie verstanden den günstigen Augenblick rasch entschlossen bei der Locke zu fassen, im Drange der Noth auf eigenrichtiges

Besserwissen zu verzichten. „Nicht Piemont soll uns annectiren, wir wollen uns durch Piemont vergrößern. Florenz will lieber Provinzialhauptstadt sein in einem glücklichen, unabhängigen, freien, ausschließlich italienischen Staate als die Hauptstadt eines unbedeutenden Herzogthums, das weder eine Gegenwart noch eine Zukunft hat“ — mit solchen Gründen trieb Ricasoli den Particularismus der Florentiner zu Paaren. Kaum erwiesen sich die föderativen Pläne als undurchführbar, so ging die nur halb vorbereitete Nation rasch und sicher zu dem Gedanken des Einheitsstaates über, und verdienter Verachtung verfiel die letzte bethörende Warnung der Particularisten: „aus Annexionen entsteht nur ein Groß-Piemont, nicht ein italienischer Staat!“ Nach dem Siege bewährte das Volk nicht nur den rechtschaffenen Willen, durch ernste Arbeit die Versäumnisse langer Jahrhunderte nachzuholen, sondern auch abermals seine politische Mannszucht. Man muß wissen, was der Name Rom den Romanen bedeutet, um die patriotische Klugheit der Staatsmänner zu würdigen, welche Florenz zur Hauptstadt des Reichs erhoben. Dieser sittliche Muth gefaßter Entsagung wiegt schwerer als kriegerische Tapferkeit. Durch solche Tugenden hat Italien sich jenen beneidenswerthen Zuruf der Franzosen verdient, der uns hadernden Deutschen wie das Schmettern himmlischer Posaunen ins Ohr klingt: „Wir grüßen Italien an seinem Geburtstage. Eine Nation wird geboren an dem Tage, da sie ihre Einheit erlangt!“ — —

Fassen wir das Ergebniß kurz zusammen. Wenn wir uns an den Geist der Geschichte halten und uns nicht blenden lassen durch die leeren Namen „Staatenbund“ und „Bundesstaat“, so ist unbestreitbar, daß die Entstehung der Bundesstaatsverfassung in der Union und der Eidgenossenschaft für Deutschland kein Vorbild sein kann. Dort ruht der Föderativstaat auf dem Selfgovernment. Der deutsche Bund dagegen ist dynastisch, er ruht auf dem Grundgedanken, daß eine Anzahl fürstlicher Häuser von Gottes Gnaden die Befugniß haben, jede Beschränkung ihrer Souveränität zu verweigern. Dort ist der Bundesstaat wohlbegründet in der Demokratie, in dem bescheidenen Umfange der Staatsthätigkeit, in der Gleichheit der Macht der Einzelstaaten, endlich in dem durch eine lange Geschichte bewährten eidgenössischen Rechtsgefühle der Bürger. Deutschland hingegen ist monarchisch, es bedarf einer vielseitigen Staatsthätigkeit und enthält unter einer Fülle kleiner Staaten eine halbfertige Großmacht, welche den Anspruch auf die Hegemonie nicht aufgeben kann. Der erbkaiserliche Bundesstaat aber legt

dem Selbstgefühle der Stämme schwerere Opfer auf als der Einheitsstaat. Unsere Geschichte berechtigt nicht zu der Erwartung, daß die Dynastien die Schmälerung ihrer Souveränität, welche ein Bundesstaat fordern muß, freiwillig gewähren werden. Noch mehr, Deutschlands Entwicklungsgang ist nicht die Geschichte einer Föderation, er zeigt vielmehr, gleichwie die Geschichte Italiens, die nachhaltige, zuletzt immer erfolgreiche, Tendenz, unbrauchbare Kleinstaaten zu größeren Staatskörpern zusammenzuschweißen. Endlich und vor allem, wir sind eine Nation; die neuere Geschichte Europas aber, vornehmlich Italiens und der Niederlande, bewährt, daß eine Nation mit lebendigem Gesammtbewußtsein sich auf die Dauer nicht mit einer bündischen Einigung begnügen kann. Andererseits sind die politischen Gegensätze in Deutschland doch nicht ganz so grell und klar wie in Italien. Kein täglich fühlbarer unerträglicher Druck regt die Massen auf zu radicalen Entschlüssen. Noch erschrickt die Mehrzahl des Volkes in den Kleinstaaten vor dem Gedanken des Einheitsstaates. Noch ist die Nation nicht gewillt und vorderhand noch nicht berechtigt, die Dynastien kurzweg als Feinde anzusehen.

In dieser zweifelhaften Lage scheinen uns drei Wahrheiten sicher. Einmal: die volle Hälfte dieses großen Volkes verharrt zum Spotte Europas im Zustande politischer Ohnmacht, wenn nicht alle edlen Geister in unablässiger Arbeit in der müden Masse die Einsicht entzünden, daß unsere gegenwärtige Verfassung schmachvoll und unhaltbar ist, und den thatkräftigen Entschluß erwecken, diese Verfassung zu vernichten um jeden Preis. Sodann: die Nation hat das Recht, seit der deutschen Revolution sogar das urkundliche Recht, die einheitliche Leitung des Heerwesens, der auswärtigen Angelegenheiten und der Handelspolitik zu verlangen. Aber auch dies Allermindeste wird die Nation nicht erreichen, wenn sie nicht den unerschütterlichen Willen besitzt, im Falle hartnäckiger Weigerung die Dynastien als Feinde zu behandeln und den Einheitsstaat zu gründen. Sie muß den Muth jener Sibylle gewinnen, die vor den Augen des knausernden Römerkönigs ihre Bücher in die Flammen warf und dann kühnlich für den geringen Rest den gleichen Preis forderte. Nur ein solcher Wille kann die souveräne Selbstsucht bezwingen. Endlich: Preußen umschließt bereits in einem gesunden Staatswesen die Hälfte Deutschlands, und zwar, politisch betrachtet, die bessere Hälfte, denn sie ist ausgezeichnet durch eine ruhmvolle Geschichte und eine starke Staatsgesinnung, welche den

Kleinstaaten fehlen. Will die nationale Partei sich nicht in Utopien verirren, so muß sie, — weit entschiedener als die Kaiserpartei des Parlamentes — die bereits geeinigte Hälfte Deutschlands als den Kern des zu schaffenden deutschen Staates ansehen; sie muß weit preußischer werden denn bisher. Eine Agitation für die deutsche Einheit, welche den entscheidenden Punkt, die sogenannte „preußische Spitze", als eine offene Frage behandelt, versenkt die Nation tief und tiefer in das Meer der Phrasen, verzögert jene nothwendige Abscheidung der nationalen von der österreichischen Partei, welche nicht früh, nicht scharf genug erfolgen kann. Durch diese Verirrung, durch die gutmüthigen, niemals erwiderten Zugeständnisse an die preußenfeindlichen Vorurtheile der süddeutschen Demokratie ist der deutsche Nationalverein sittlich zu Grunde gegangen. Soll die große Erschütterung, welche früher oder später den Welttheil abermals heimsuchen wird, nicht wiederum unser Vaterland rathlos finden, so müssen der preußische Staat und die Patrioten außerhalb Preußens wohlgerüstet sein, zur rechten Stunde mit fühlbarem Nachdruck an die kleinen Höfe das Verlangen zu richten: Abtretung der Militärhoheit, der diplomatischen und handelspolitischen Befugnisse an die Krone Preußen, mit einem Worte: Anschluß an Preußen, Anschluß an die bereits geeinte Hälfte Deutschlands! Wie dieser Anschluß erfolgen wird, ob Preußen — was dem Geiste unserer Geschichte am meisten entsprechen würde — erobernd vorgehen wird, oder ob die kleinen Kronen mit geminderter Souveränität erhalten bleiben: das wird abhängen von der Haltung der Dynastien und von dem Gange der Ereignisse, den keines Sterblichen Auge vorausschauen kann.

Zwar die Tage des Lehnswesens sind dahin; dem Geiste des Jahrhunderts widerstrebt die Erneuerung der alten Vasallenschaft; darum ist wenig wahrscheinlich, daß sich eine moderne, dauerhafte Form finden werde für die Unterordnung der kleinen Kronen unter Preußen. Aber die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Geschichte spottet jeder Voraussicht. Nicht die Logik ist das höchste Gesetz im Leben der Völker. Schon manche edle Nation hat innerhalb widerspruchsvoller Verhältnisse ein gesundes Leben voll Macht und Freiheit geführt. Wir Deutschen besitzen nächst den Polen wohl den zahlreichsten Adel in Europa, ja sogar einen vielfach bevorrechteten Adel, und doch sind wir ein Volk der bürgerlichen Sittlichkeit und Sitte. Ein großer Theil unserer Nation bekennt sich zum katholischen Glauben; und doch sind wir das

Volk der Reformation, und doch ist der protestantische Geist die Lebensluft, die wir alle athmen. Der Stuhl von Rom weiß sehr wohl, daß er die feste Burg des Protestantismus zu suchen hat nicht in dem ungemischt protestantischen England, sondern in der deutschen Wissenschaft, die von Bekennern beider Confessionen gepflegt wird. Nicht schlechthin undenkbar ist, daß auch unser Staatsleben sich in ähnlichen Widersprüchen und dennoch kraftvoll weiterbilden werde. Die Monarchie war allezeit der Proteus unter den Staatsformen. Sie hat, wie schon Bolingbroke ihr nachrühmte, die Fähigkeit bewährt, die Vorzüge anderer Staatsformen größtentheils in sich aufzunehmen, und also sich fort und fort verjüngt. Vielleicht gelingt ihr auch sich einer bündischen Ordnung einzufügen, obgleich dies ihrem Wesen zu widersprechen scheint.

Die nationale Bewegung muß weit preußischer werden denn bisher: — sehr ungern werden in vielen Kleinstaaten solche Meinungen gehört. Sicherlich, die inneren Zustände sind augenblicklich in mehreren Kleinstaaten friedlicher, glücklicher als in Preußen, unvergeßlich hat Preußen in den letzten Jahrzehnten gesündigt durch Schwäche und gewaltthätige Tendenzpolitik. Aber mag sich unser nicht-preußisches Selbstgefühl noch so heftig dawider sträuben: von jeher konnte jede praktische nationale Reform nur durch Preußen vollführt werden. Fördern mochten die süddeutschen Staaten den Gedanken des Zollvereins, verwirklicht ward er durch Preußen. Soll unsere Nation das klägliche Schauspiel des Jahres 1848 erneuern? Wer leugnet es: mit seiner Fülle geistiger Kräfte überragte das deutsche Parlament himmelhoch alle jene Politiker, welche im Sommer 1848 in Berlin sich bekämpften, und doch wurden Deutschlands Geschicke in Berlin, nicht in Frankfurt entschieden. Die deutsche Reform ist damals gescheitert allerdings zum guten Theile durch Preußens Schuld, aber wesentlich auch darum, weil das deutsche Parlament von Anfang an eine falsche Haltung gegen die preußische Krone annahm und überhaupt von Frankfurt aus die Neugestaltung Deutschlands nicht erfolgen kann. So gewiß nur die überlegene Macht eines Staates die Macht der Kleinstaaten bändigen kann, ebenso gewiß kann die Action der deutschen Reformpolitik nur von Preußen ausgehen. Oder sollen wir abermals der spottenden Welt die imaginäre „reindeutsche“ Centralgewalt eines Erzherzogs vorführen? Solche Worte klingen hart und demüthigend, denn allerdings liegt darin das Geständniß, daß wir Nicht-Preußen die Verwirklichung unserer nationalen Hoffnungen vertagen müssen, bis Preußen, von schwerem

Siechthum genesen, in der Lage ist sie zu erfüllen. Wir begreifen, daß diese Meinung allen denen ruchlos erscheint, welche in der deutschen Geschichte seit dem Jahre 1517 eine große Krankheit, in Luther und Friedrich dem Großen die Störenfriede deutscher Nation erblicken. Mit ihnen ist nicht zu streiten. Auch mit Jenen nicht, welche inmitten eines friedliebenden Volkes am hellen Tage träumen, irgendwo und irgendwie werde eine revolutionäre Macht erstehen und den preußischen Staat in kleine Republiken zerschlagen; ein Kind mag begreifen, daß eine zwischen centralisirten eroberungslustigen Militärmächten eingezwängte Nation nicht in der Lage ist sich zu decentralisiren. Wer aber zugesteht, daß die nationale Reform mit Oesterreich und ohne Preußen unmöglich ist, wer ferner einsieht, ein großer Staat könne revolutionäre Entschlüsse nur nach seinem eigenen Ermessen fassen, und dennoch zurückschrickt vor der Möglichkeit eines deutschen Parlamentes in Berlin oder vor der Silbenstecherei: „aus einer preußischen Hegemonie entsteht ein Groß-Preußen, kein einiges Deutschland:" — der krankt an jener Eigenrichtigkeit, die unter dem Segen der Kleinstaaterei so fröhlich gedeiht; er will den Zweck ohne die Mittel, die Phrasen sind ihm theuerer als die Sache, seine Abneigungen theuerer als das Vaterland.

Wir leben in einem Augenblicke des Niederganges vaterländischer Hoffnungen, in einem Zustande, wo alles möglich scheint, weil niemand Glauben hat an das Bestehende. Wir wissen, daß die wache Eifersucht aller Nachbarn uns Schritt für Schritt bei der Arbeit unserer nationalen Einigung verfolgen wird, aber die einfachsten Rücksichten der Ehre und der Selbsterhaltung verbieten uns durchaus, die Hilfe der Fremden durch das Preisgeben unserer Grenzlande zu erkaufen. Zudem ist der Charakter dieser Nation zwar unvergleichlich befähigt, in einem fertigen Staate ein tapferes, sittliches, ehrenhaftes Dasein zu führen, aber wenig dazu angethan, mit kühnem revolutionären Entschlusse einen Staat zu schaffen. Ein großer Theil ihrer besten politischen Kräfte ist in den Reihen des Beamtenthums enthalten und durch Pflicht und Interesse dem nationalen Gedanken verfeindet. Trotzdem bestärkt uns eine ruhige Betrachtung unserer jüngsten Geschichte in dem Glauben, jene Unruhe und Unklarheit, die uns an dem heutigen deutschen Staatsleben auffällt, sei nichts anderes als die zuckende Bewegung, die wir an den Quecksilberkugeln schauen, wenn sie im Begriff sind zu Einer Masse zusammenzufließen.

Schon Napoleon I. fand die deutschen Dinge „nur zu reif"

für eine einheitliche Ordnung, und welche Fortschritte gegen welche Hemmnisse sind seitdem der unitarischen Richtung gelungen: eine Bewegung stätig wie das Wachsthum der Bäume, mindestens ebenso normal wie die Einheitsbewegung in Italien! Selbst die unübertreffliche Unbrauchbarkeit der Bundesverfassung hat dem nationalen Einheitstriebe Vorschub geleistet. Nur in einem so losen Nebeneinander selbständiger Staaten konnte jene Welt überlieferter Vorurtheile und verjährten Hasses allmählich schwinden, welche noch in den Tagen Napoleon's manche Theile unseres Volkes einander entfremdete. Nur durch eine so ganz unbefriedigende Verfassung konnte eine geduldige, schwer bewegliche Nation zur Arbeit für ihre Einheit erweckt werden. Glücklichere Tage werden die Ausdauer eines Volkes loben, das an neununddreißig Stellen mit getheilter Kraft seine Hebel ansetzen mußte und doch nicht abließ, bis „die höchstgefährliche Lehre von der deutschen Einheit" vom Himmel auf die Erde stieg, bis aus dem Traumbilde einer Handvoll begeisterter Jünglinge die ernste Geschäftssache, die schwerste Machtfrage eines großen Volkes ward. Man vergleiche die verschwommene Unklarheit der zwanziger, den weltbürgerlichen Liberalismus der dreißiger Jahre, das weit bestimmtere Streben nach nationaler Einheit, welches in den Parteien der Reform um das Jahr 1840 beginnt, die Bewegung des Jahres 1848 und die Gründung der neuen Parteien, endlich die abermalige Klärung des Parteilebens seit dem Jahre 1859 — und man wird das anhaltende Fortschreiten nicht verkennen. Sehr segensreich wirkte sodann die stille geistige und wirthschaftliche Arbeit der fünfziger Jahre. Sie hat gesunden realistischen Sinn weithin im Volke verbreitet, die falschen Götzen der Börne'schen Zeit gestürzt und die Liebe des Volkes wieder seinen echten politischen Größen, den Stein und Scharnhorst, zugewendet. Der rohe Radicalismus, der unserem maßvollen Volke so gar widrig zu Gesicht steht, hat sichtlich an Macht verloren und er wird noch mehr schwinden, wenn einst der Deutsche mit einigem Stolze auf das Ansehen seines Staates schauen kann.

Noch vor einem Menschenalter sahen die meisten Süddeutschen in Blücher und York nicht kurzweg ihre eigenen Helden, heute begegnen sich alle Stämme einträchtig in solcher Verehrung. Die Herrlichkeit ihres Schriftthums ist für unsere Nation noch weit mehr als für die Italiener ein rechter Jungbrunnen, daraus sie für und für das

Bewußtsein ihrer Einheit stärkt, denn die Blüthe der Wissenschaft währt fort, und die großen Tage unserer Dichtung stehen unserem Empfinden noch sehr nahe. Mit einigem Rechte nennen sich die Männer, welche an der Staatseinheit Deutschlands arbeiten, Erben der Ideen, welche die Helden unseres achtzehnten Jahrhunderts beseelten. Alle Welt würde lachen, wenn die Partei des Particularismus einen Schiller oder Fichte als den Ihren verherrlichen wollte. Mit Recht ward von einsichtigen Fremden als eine denkwürdige Erscheinung bezeichnet, daß die Erinnerungsfeste der jüngsten Jahre einen entschieden oppositionellen Charakter trugen und tragen mußten. Auf allen Gebieten des socialen Lebens ist die nationale Einheit bei uns gründlicher vorbereitet als in Italien. Seit nahezu hundert Jahren reden unsere Gebildeten jene gemeinsame Umgangssprache, welche Italien so noch nicht besitzt. In allen Gauen wird zum herrschenden Stande das Bürgerthum. Sein rühriges Schaffen hat uns beinahe wieder zurückgeführt auf jene Höhe des Wohlstandes, welche Deutschland vor dem dreißigjährigen Kriege erstiegen. Unvermeidlich wächst mit diesem Kerne der Nation männliches Selbstgefühl, echt-demokratische Gesinnung. Durch zahllose Bande hält die regsame Volkswirthschaft alle Stämme umschlungen. Der deutsche Particularismus durfte auf die Dauer nicht wagen, die wirthschaftliche Verbindung mit den Nachbarn zu hindern, während die italienischen Despoten den Bau der Eisenbahnen und dergleichen grundsätzlich hemmten. Jedes Werk nationaler Einigung hat sich bisher ausnahmslos als ein Segen für unser Volk erwiesen, wenn auch oft — wie bei der Gründung des Zollvereins — starke Bruchtheile der Nation anfangs widerstrebten. Jeder Fortschritt deutscher Geistesarbeit, jede verständige Reform in den Einzelstaaten hat zuletzt die politische Einheitsbewegung gefördert.

Auf so gesunden Grundlagen beginnt ein neues, kräftigeres Parteileben zu keimen. Wie oft hat ein Volk durch maßlosen Freiheitsdrang die Macht seines Staates zerrüttet, wie oft wiederum ging die Freiheit eines Volkes zu Grunde durch den unersättlichen Trieb der Machterweiterung! In Deutschland und Italien aber hat neuerdings der Liberalismus sich mit dem nationalen Gedanken verbündet; die Vertheidiger der Volksrechte erstreben zugleich eine starke Centralgewalt. Diese Verbindung ist in Deutschland erst halb vollendet — denn noch hat der Liberalismus die Bedeutung der Macht nicht nach

Gebühr gewürdigt — immerhin bleibt sie ein sicheres Kennzeichen gesunden Parteilebens. Sie berechtigt zu der Hoffnung, daß Volksfreiheit und Staatsmacht — die beiden bewegenden Kräfte jedes gesitteten Staates — sich wechselseitig ergänzen und ermäßigen werden. Selbst die niederschlagenden Erfahrungen der letzten Monate stimmen uns nicht hoffnungslos. Ein schwer bewegliches, politisch unerfahrenes Volk findet sich in einer unerwarteten Krisis nicht leicht zurecht. Die Zeit wird kommen, da unsere Liberalen sich ihrer heutigen Verbindung mit Oesterreich ebenso schämen werden, wie sie sich heute schon ihrer einstigen Feldzüge gegen den Zollverein schämen. — An der Staats-Einheit eines solchen Volkes verzweifeln ist Feigheit. Die noch geringe Zahl der bewußten und entschiedenen Anhänger des Einheitsgedankens darf uns nicht entmuthigen. Ueberall zeigt die Menge für die Freiheitsfragen ein helleres Verständniß als für die Einheitsfragen. Auch die Verfassung der nordamerikanischen Union ist das Werk einer einsichtsvollen Minderheit. Zur Zeit da sie geschaffen ward schilderte Madison die Stimmung des Volkes also: die Masse sei unzufrieden mit dem Bestehenden, befasse sich jedoch nicht ernstlich mit Reformgedanken; unter den wenigen zum Nachdenken über die Frage Befähigten zähle der Plan der Föderalisten noch die meisten Anhänger. Fast dasselbe kann schon heute die preußische Partei in Deutschland von ihrem Plane sagen. Desgleichen erregte in der Schweiz die Bundesreform des Jahres 1848 eine weit geringere Theilnahme im Volke als der Sonderbundskrieg. So dürfen auch wir nicht lassen von der Hoffnung, daß die Ideen der denkenden Minderheit zum Heile der Nation ins Leben treten werden. Unberechenbaren Zauber übt der Drang der Stunde und die vollendete That. Die Frankfurter Reichsverfassung warb, einmal beschlossen, Tausende von Anhängern unter den Gegnern Preußens bis nach Altbaiern hinein, denn sie gewährte die Aussicht, den unhaltbaren Zustand gährender Tage zu enden.

Wohl müssen auch wir harren auf die Gnade des Geschicks, auf „die Erfüllung der Zeiten", wie Florestan Pepe zu den Patrioten Italiens sagte. Und doch werden alle stärkeren Geister sich lieber halten an das hochgemuthe Wort, das der feurige Wilhelm Pepe dem Bruder entgegenwarf: „Die Menschen sind die Zeiten!" Mag der Particularismus für und für seine wohlberechneten Fabeln künden; mögen allerhöchst concessionirte Kapuziner beider Confessionen fortfahren den Namen Gottes zu mißbrauchen und die Ohnmacht dieses Landes als

eine Gnade himmlischer Fürsicht preisen; mag jener Stumpfsinn, der im Staube kriecht, in Erwerb und Genuß die Schande seines Volkes vergessen: wer ein Mann ist, wird darum das Wirken für Deutschlands Einheit nicht aufgeben. Ein Herz glühend von großer Leidenschaft, ein Hirn kalt und klar, die Machtverhältnisse der Staaten besonnen erwägend: das ist die Stimmung der Seele, welche dem Patrioten ziemt in einer Nation, die um ihr Dasein ringt. Noch aber krankt dies Deutschland an jener verwaschenen Sentimentalität, die eine übergeistige Epoche auf uns vererbte: man hegt eine gewisse lauwarme Begeisterung für das Vaterland, und die Wärme, welche in den matten Herzen keine Stätte findet, entweicht in die Köpfe, brütet dort über den phantastischen Grillen der Gefühlspolitik. Eine lange Arbeit politischer Erziehung liegt noch vor uns. Die Nation muß lernen, der Klarheit und Entschlossenheit des Particularismus entgegenzutreten mit einem gleich entschiedenen Willen, der die Einheit will und nichts weiter. Es thut noth, daß die Herzen heißer werden, die Köpfe kälter, daß die Wünsche der Patrioten sich zur Stärke persönlicher Leidenschaft steigern und der Verstand der Nation sich zu der nüchternen Einsicht erhebt: nur die Macht des größten deutschen Staates kann die Macht der kleinen Höfe zur Unterwerfung unter eine nationale Centralgewalt zwingen. Selbst den Bundesstaat — dies Geringste, was wir zu fordern berechtigt sind — werden wir nie erreichen, wenn die Nation nicht den Muth besitzt, im äußersten Falle kühnlich weiter zu schreiten und den Einheitsstaat zu schaffen, welchen beim Morgengrauen der Befreiungskriege Deutschlands größter Patriot, Carl vom Stein, für das Vaterland ersehnte.

Die Freiheit.

Wann werden sie jemals aussterben, jene ängstlichen Gemüther, denen es ein Bedürfniß ist, sich die Mühsal des Lebens durch selbstgeschaffene Pein zu erhöhen, denen jeder Fortschritt des Menschengeistes nur ein Anzeichen mehr ist für den Verfall unseres Geschlechtes, für das Nahen des jüngsten Tages? Die große Mehrheit der Zeitgenossen beginnt, Gottlob, wieder recht derb und herzhaft an sich selber zu glauben, doch sind wir schwach genug, mindestens einige der trüben Vorhersagungen jener schwarzsichtigen Geister nachzusprechen. Ein Gemeinplatz geworden ist die Behauptung, die alles beleckende Cultur werde endlich auch die Volkssitten durch eine Menschheitssitte verdrängen und die Welt in einen kosmopolitischen Urbrei verwandeln. Aber es waltet über den Völkern das gleiche Gesetz wie über den Einzelnen, welche in der Kindheit geringere Verschiedenheit zeigen als in gereiften Jahren. Hat anders ein Volk überhaupt das Zeug dazu, in dem erbarmungslosen Rassenkampfe der Geschichte sich und sein Volksthum aufrecht zu erhalten, so wird jeder Fortschritt der Gesittung zwar sein äußeres Wesen den anderen Völkern näher bringen, aber die feineren, tieferen Eigenheiten seines Charakters nur um so schärfer ausbilden. Wir fügen uns alle der Tracht von Paris, wir sind durch tausend Interessen mit den Nachbarvölkern verbunden; doch unsere Empfindungen und Ideen stehen heute der Gedankenwelt der Franzosen und Briten unzweifelhaft selbständiger gegenüber als vor siebenhundert Jahren, da der Bauer überall in Europa in der Gebundenheit altväterischer Sitte dahinlebte, der Geistliche in allen Ländern aus denselben Quellen sein Wissen schöpfte, der Adel der lateinischen Christenheit sich unter den Mauern von Jerusalem einen gemeinsamen Ehren- und Sittencodex schuf. Noch ist der lebendige Ideenaustausch zwischen den Völ-

fern, dessen die Gegenwart mit Recht sich rühmt, niemals ein bloßes Geben und Empfangen gewesen.

In dieser tröstlichen Erkenntniß werden wir bestärkt, wenn wir sehen, wie die Ideen eines deutschen Classikers über den höchsten Gegenstand männlichen Denkens, über die Freiheit, neuerdings von zwei ausgezeichneten politischen Denkern Frankreichs und Englands auf sehr eigenthümliche Weise weitergebildet worden sind. Als vor einigen Jahren Wilhelm von Humboldt's Versuch über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zum ersten Male vollständig erschien, da erregte die geistvolle Schrift auch in Deutschland einiges Aufsehen. Wir freuten uns einen tieferen Einblick zu gewinnen in den Werdegang eines unserer ersten Männer. Die feineren Geister spürten mit Entzücken den belebenden Hauch des goldenen Zeitalters deutscher Humanität, denn wohl nur in Schiller's nahverwandten Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts ist das heitere Idealbild schöner Menschlichkeit, das die Deutschen jener Zeit begeisterte, ebenso beredt und vornehm geschildert worden. Unsere Politiker aber blieben von der Schrift fast unberührt. Dem geistvollen Jünglinge, der soeben den ersten Blick gethan in das selbstgenügsame Formelwesen der Büreaukratie Friedrich Wilhelm's II. und sich von diesem leblosen Treiben erkältet abwandte, um daheim einer ästhetischen Muße zu leben — ihm war wohl zu verzeihen, daß er sehr niedrig dachte vom Staate. Dalberg hatte ihn aufgefordert das Büchlein zu schreiben — ein Fürst, der alle Güter des Lebens durch eine allwissende und allfürsorgende Verwaltung mit vollen Händen über sein Land auszustreuen gedachte. Um so eifriger betonte der junge Denker, der Staat sei nichts anderes als eine Sicherheitsanstalt, er dürfe nimmermehr weder direct noch indirect auf die Sitten oder den Charakter der Nation einwirken, der Mensch sei dann am freiesten, wenn der Staat das Mindeste leiste. Wir Nachlebenden wissen nur zu wohl: das alte deutsche Staatswesen ging eben daran zu Grunde, daß alle freien Köpfe sich so krankhaft feindselig zum Staate stellten, daß sie den Staat flohen, wie der Jüngling Humboldt, statt ihm zu dienen, wie Humboldt der Mann, und ihn zu heben durch den Adel ihrer freien Menschenbildung. Die Lehre, welche im Staate nur eine Schranke, ein nothwendiges Uebel sieht, erscheint der deutschen Gegenwart als überwunden. Doch seltsam, diese Jugendschrift Humboldt's wird jetzt von John Stuart Mill in der Schrift on liberty und von Ed. Laboulaye in dem Aufsatze l'Etat et

ses limites als eine Fundgrube politischer Weisheit für die Leiden der neuesten Zeit verherrlicht.

Mill ist ein treuer Sohn jener echtgermanischen Mittelklassen Englands, welche seit den Tagen Richard's II. im Guten wie im Bösen, durch ernsten Wahrheitstrieb wie durch finsteren, fanatischen Glaubenseifer, die Innerlichkeit, die geistige Arbeit dieses Landes vorzugsweise vertreten haben. Er ist ein reicher Mann geworden, seit er das köstlichste Kleinod unseres Volkes, den deutschen Idealismus, entdeckt und erkannt hat. Von dieser freien Warte herab sagt er der Befangenheit seiner Landsleute und leider auch der deutschen Gegenwart Worte des Tadels, bittere Worte, wie sie nur der gefeierte Nationalökonom ungestraft reden durfte. Aber als ein echter Engländer, als ein Schüler Bentham's, prüft er die Ideen Kant's an dem Maße des Nützlichen, natürlich des „wohlverstandenen, dauernden“ Nutzens, und zeigt damit selber die tiefe Kluft, welche das geistige Schaffen dieser beiden Völker immer trennen wird. Er schwankt zwischen englischer und deutscher Weltanschauung — in der Schrift über die Freiheit wie in seinem neuesten Werke Utilitarianism — und hilft sich endlich, indem er den rein materialistischen Gedanken Bentham's einen idealen Sinn unterschiebt, der sie dem deutschen Wesen nahe bringt. An der Hand des Apostels deutscher Humanität gelangt er dazu, das nordamerikanische Staatsleben zu preisen, welches von der schönen Menschlichkeit des deutsch-hellenischen Classicismus wenig oder nichts aufzuweisen hat. Laboulaye dagegen zählt zu jener kleinen Schule einsichtiger Liberaler, welche in der Centralisation Frankreichs die Schwäche ihres Vaterlandes erkennt und die Keime germanischer Gesittung, die dort unter dem keltisch-romanischen Wesen schlummern, wieder zu erwecken trachtet. Mehr kühn als gründlich springt der geistreiche Mann mit den historischen Thatsachen um; er meint kurzweg, erst das Christenthum habe den Werth und die Würde der Person erkannt. Nun muß unser herrlicher Heide Humboldt durchaus ein christlicher Philosoph sein, nun muß im neunzehnten Jahrhundert das Zeitalter nahen, da die Ideen des Christenthums sich vollständig verwirklichen und das Individuum herrschen wird, nicht der Staat. Der Franzose wird unter zahlreichen Lesern nur eine kleine Gemeinde von Gläubigen finden. Mill's Buch dagegen ist von seinen Landsleuten mit dem höchsten Beifalle aufgenommen worden. Man hat es das Evangelium des neunzehnten Jahrhunderts genannt. In der That schlagen beide Schriften Töne an, welche in

der Brust jedes modernen Menschen mächtigen Widerhall finden; darum ist lehrreich zu prüfen, ob sie wirklich die Grundsätze echter Freiheit predigen.

Haben wir auch gelernt die Worte des griechischen Philosophen tiefer zu begründen und ihnen einen reicheren Inhalt zu geben, so ist doch kein Denker über jene Erklärung der Freiheit hinausgekommen, welche Aristoteles gefunden. Er meint in seiner erschöpfenden empirischen Weise, die Freiheit umfasse zwei Dinge: die Befugniß der Bürger nach ihrem Belieben zu leben und die Theilnahme der Bürger an der Staatsregierung (das Regieren und zugleich Regiertwerden). Die Einseitigkeit, welche der Hebel alles menschlichen Fortschreitens ist, bewirkt, daß die Völker fast niemals dem vollen Freiheitsbegriffe nachstrebten. Vielmehr ist bekannt, wie die Griechen sich mit Vorliebe an dieses Letztere, an die politische Freiheit im engeren Sinne, hielten und einem schönen und guten Gesammtdasein willig die freie Bewegung des Menschen zum Opfer brachten. Gar so ausschließlich, wie gemeinhin behauptet wird, war die Vorliebe der Alten für die politische Freiheit freilich nicht. Jenes Wort des griechischen Denkers beweist ja, daß ihnen das Verständniß für das Leben nach eigenem Belieben, für die bürgerliche, persönliche Freiheit, keineswegs fehlte. Aristoteles weiß sehr wohl, daß auch eine Staatsgewalt denkbar ist, welche nicht das gesammte Volksleben umfaßt; er sagt ausdrücklich, die Staaten unterscheiden sich von einander besonders dadurch, ob Alles oder Nichts oder wie Vieles den Bürgern gemeinsam sei. Jedenfalls blieb in dem ausgewachsenen Staate des Alterthums die Vorstellung vorherrschend, daß der Bürger nur ein Theil des Staates ist, die rechte Tugend nur im Staate sich verwirklicht. Darum befassen sich die politischen Denker der Alten blos mit den Fragen: wer soll herrschen im Staate? und wie soll der Staat geschützt werden? Nur als eine leise Ahnung regt sich dann und wann die tiefere Frage: wie soll der Bürger vor dem Staate geschützt werden? Den Alten steht fest, daß eine Gewalt, welche ein Volk über sich selber ausübt, keiner Beschränkung bedarf. Wie anders die Freiheitsbegriffe der Germanen, welche durchgängig auf das unbeschränkte Recht der Persönlichkeit das Hauptgewicht legen! Ueberall im Mittelalter beginnt der Staat mit einem unversöhnlichen Kampfe der Staatsgewalt gegen die staatsfeindlichen Unabhängigkeitsgelüste der Einzelnen, der Genossenschaften, der Stände; und wir Deutschen haben am eigenen Leibe erfahren, mit welchen Verlusten an Macht und echter Freiheit die „Libertät" der Kleinfürsten, die „habenden Freiheiten der Herren Stände" erkauft werden.

Ist dann endlich in diesem Streite, den bei den Neueren die absolute Monarchie glorreich hinausgeführt hat, die Majestät, die Einheit des Staates gerettet, so geht eine Wandlung vor in den Freiheitsbegriffen der Völker, und ein neuer Hader beginnt. Nicht mehr versucht man den Einzelnen loszureißen von einer Staatsgewalt, deren Nothwendigkeit begriffen worden. Aber man verlangt, daß die Staatsgewalt nicht unabhängig dem Volke gegenüberstehe; eine wirkliche Volksgewalt soll sie werden, wirkend innerhalb fester Formen und an den Willen der Mehrheit der Bürger gebunden.

Jedermann weiß, wie unendlich weit unser Vaterland noch von diesem Ziele entfernt ist. Noch immer ist für den Deutschen eine schwierige, lohnende Aufgabe, was vor nahezu hundert Jahren Vittorio Alfieri als seinen Lebenszweck hinstellte:

di far con penna ai falsi imperj offesa.

Noch heute könnte an der Fulda, an der Leine und wohl auch an der Spree ein muthloser Deutscher Alfieri's Frage wiederholen: ob ein Mann voll Bürgersinnes unter dem Joche der Gewaltherrschaft es verantworten dürfe, Kinder zu erzeugen? — Wesen in's Dasein zu rufen, welche, je wacher ihr Gewissen, je fester ihr Rechtsgefühl, nur um so schwerer leiden müssen unter jener Verkehrung aller Begriffe von Ehre, Recht und Scham, womit die Tyrannei ein Volk verpestet? Aber es ist den Völkern geschehen, was Alfieri an sich selbst erlebte. Als er im Mannesalter das wilde Pamphlet „über die Tyrannei" herausgab, das der Jüngling einst in heiligem Eifer niedergeschrieben, da mußte er selbst gestehen: mir würde heute der Muth oder, richtiger zu reden, die Wuth mangeln, welche nöthig war ein solches Buch zu verfassen. Mit ähnlichen Empfindungen blicken heute die Völker auf den abstracten Tyrannenhaß des vergangenen Jahrhunderts. Wir fragen nicht mehr: come si debbe morire nella tirannide, sondern mit gefaßter, unerschütterlicher Zuversicht stehen wir inmitten des Kampfes um die politische Freiheit, dessen Ausgang längst nicht mehr bezweifelt werden kann. Denn auch über diesem Streite hat das gemeine Loos alles Menschlichen gewaltet, auch diesmal sind die Gedanken der Völker den Zuständen der Wirklichkeit um ein Großes vorangeeilt. Wie leblos, wie unfruchtbar stehen doch die Männer des Absolutismus den Freiheitsforderungen der Völker gegenüber! Nicht zwei mächtige Gedankenströme rauschen in mächtigem Wogenschwall auf einander, bis endlich aus dem wilden Wirbel eine neue mittlere Strömung gelassen entweicht. Nein, ein Strom brandet

gegen einen festen Damm und bahnt sich durch tausend und tausend Ritzen seinen Weg. Alles Neue, was dies neunzehnte Jahrhundert geschaffen, ist ein Werk des Liberalismus. Die Feinde der Freiheit wissen nur beharrlich zu verneinen oder die Gedanken längst versunkener Tage zum Scheine eines neuen Lebens wachzurufen, oder endlich sie entlehnen die Waffen ihren Feinden. Auf der Rednerbühne unserer Kammern, mit der freien Presse, die sie den Liberalen verdanken, mit Schlagwörtern, die sie den Gegnern abgelauscht, verfechten sie Grundsätze, welche, durchgeführt, jede Preßfreiheit, jedes parlamentarische Leben vernichten müßten.

Ueberall, sogar in Ständen, die vor fünfzig Jahren noch jedem politischen Gedanken sich verschlossen, lebt still und fest der Glaube an die Wahrheit jenes großen Wortes, das mit seiner bewußten Bestimmtheit den Markstein einer neuen Zeit bezeichnet, an den Ausspruch der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten: „die gerechten Gewalten der Regierungen kommen her von der Zustimmung der Regierten." So unzweifelhaft ist diese Idee den modernen Menschen, daß sogar ein Gentz den gehaßten Vorkämpfern der Freiheit widerwillig zustimmen mußte, als er sagte, nur so lange dürfe die Staatsgewalt Opfer von dem Bürger fordern, als dieser den Staat seinen Staat nennen könne. Und so alt, so nach allen Seiten durchgearbeitet, so dem Austrage nahe sind diese Freiheitsfragen, daß bereits über die meisten derselben eine Versöhnung und Läuterung der Meinungen sich vollzogen hat. Begriffen ward endlich, daß der Kampf um die politische Freiheit kein Streit ist zwischen Republik und Monarchie, sondern das „Regieren und zugleich Regiertwerden" des Volkes in beiden Staatsformen gleich ausführbar ist. Nur Ein Folgesatz der politischen Freiheit bleibt noch heute ein Gegenstand erbitterten, leidenschaftlichen Meinungskampfes. Bildet nämlich das sittliche Bewußtsein des Volkes in Wahrheit die letzte rechtliche Grundlage des Staates, wird das Volk in Wahrheit nach seinem eigenen Willen und zu seinem eigenen Glücke regiert, so erhebt sich von selbst das Verlangen nach nationaler Abschließung der Staaten. Denn nur wo das lebendige zweifellose Bewußtsein des Zusammengehörens alle Glieder des Staates durchdringt, ist der Staat, was er seiner Natur nach sein soll, das einheitlich organisirte Volk. Daher der Drang, fremdartige Volkselemente auszuscheiden, und, in zersplitterten Nationen, der Trieb, das engere der beiden „Vaterländer" abzuschütteln. Es ist nicht unsere Absicht zu schildern, wie

vielfachen nothwendigen Beschränkungen und Abschwächungen diese politische Freiheit unterliegt. Genug, die Forderung einer Regierung der Völker nach ihrem Willen besteht überall, sie wird erhoben so allgemein und gleichmäßig wie nie zuvor in der Geschichte und wird schließlich ebenso gewiß befriedigt werden, als das Dasein der Völker dauernder, berechtigter, stärker ist denn das Leben der widerstrebenden Mächtigen.

Doch sehen wir den Dingen auf den Grund, betrachten wir, wie gänzlich unsere Freiheitsbegriffe sich verwandelt haben in diesem vielgestaltigen Kampfe, dessen Zuschauer und Mitspieler wir selber sind. Nicht mehr mit dem Uebermuthe, mit der unbestimmten Begeisterung der Jugend stehen wir den Freiheitsfragen gegenüber. Politische Freiheit ist politisch beschränkte Freiheit — dieser Satz, vor wenigen Jahrzehnten noch knechtisch gescholten, wird heute von Jedem anerkannt, der eines politischen Urtheils fähig ist. Und wie unbarmherzig hat eine harte Erfahrung alle jene Wahnbegriffe zerstört, welche sich unter dem großen Namen Freiheit versteckten! Die Freiheitsgedanken, welche während der französischen Revolution vorherrschten, waren ein unklares Gemisch aus den Ideen Montesquieu's und den halb-antiken Begriffen Rousseau's. Man wähnte den Bau der politischen Freiheit vollendet, wenn nur die gesetzgebende Gewalt von der ausübenden und von der richterlichen getrennt sei und jeder Bürger gleichberechtigt die Abgeordneten zur Nationalversammlung wählen helfe. Diese Forderungen wurden erfüllt, im reichsten Maße erfüllt, und was war erreicht? Der scheußlichste Despotismus, den Europa je gesehen. Der Götzendienst, den unsere Radicalen allzulange mit den Greueln des Conventes getrieben, beginnt endlich zu verstummen vor der trivialen Erwägung: wenn eine allmächtige Staatsgewalt mir den Mund verbietet, mich zwingt meinen Glauben zu verleugnen und mich guillotinirt, sobald ich dieser Willkür trotze, so ist sehr gleichgiltig, ob diese Gewaltherrschaft geübt wird von einem erblichen Fürsten oder von einem Convente; Knechtschaft ist das eine wie das andere. Gar zu handgreiflich scheint doch der Trugschluß in dem Satze Rousseau's, daß, wo Alle gleich sind, Jeder sich selber gehorche. Vielmehr, er gehorcht der Mehrheit, und was hindert, daß diese Mehrheit ebenso tyrannisch verfahre wie ein gewissenloser Monarch?

Wenn wir die fieberischen Zuckungen betrachten, welche seit siebzig Jahren die trotz alledem große Nation jenseit des Rheins geschüttelt haben, so finden wir beschämt, daß die Franzosen

trotz aller Begeisterung für die Freiheit immer nur die Gleichheit gekannt haben, doch nie die Freiheit. Die Gleichheit aber ist ein inhaltsloser Begriff, sie kann ebenso wohl bedeuten: gleiche Knechtschaft Aller — als: gleiche Freiheit Aller. Und sie bedeutet dann gewiß das Erstere, wenn sie von einem Volke als einziges, höchstes politisches Gut erstrebt wird. Der höchste denkbare Grad der Gleichheit, der Communismus, ist, weil er die Unterdrückung aller natürlichen Neigungen voraussetzt, der höchste denkbare Grad der Knechtschaft. Nicht zufällig, fürwahr, regt sich der leidenschaftliche Gleichheitsdrang vornehmlich in jenem Volke, dessen keltisches Blut immer und immer wieder seine Lust daran findet, sich in blinder Unterwürfigkeit um eine große Cäsarengestalt zu schaaren, mag diese nun Vercingetorix, Ludwig XIV. oder Napoleon heißen. Wir Germanen pochen zu trotzig auf das unendliche Recht der Person, als daß wir die Freiheit finden könnten in dem allgemeinen Stimmrechte; wir entsinnen uns, daß auch in manchen geistlichen Orden die Oberen durch das allgemeine Stimmrecht gewählt werden, und wer in aller Welt hat je die Freiheit in einem Nonnenkloster gesucht? Der Geist der Freiheit, wahrlich, ist es nicht, der aus der Verkündigung Lamartine's vom Jahre 1848 redet: „jeder Franzose ist Wähler, also Selbstherrscher; kein Franzose kann zu dem Anderen sagen: du bist mehr ein Herrscher als ich." Welcher Trieb des Menschen wird durch solche Worte befriedigt? Kein anderer, als der gemeinste von allen, der Neid! Auch die Begeisterung Rousseau's für das Bürgerthum der Alten hält nicht Stand vor ernster Prüfung. Die Bürgerherrlichkeit von Athen ruhte auf der breiten Unterlage der Sklaverei, der Mißachtung jedes wirthschaftlichen Schaffens, während wir Neueren unseren Ruhm finden in der Achtung jedes Menschen, in der Erkenntniß des Adels der Arbeit, jeglicher ehrlicher Arbeit. Der starrste Aristokrat der modernen Welt erscheint als ein Demokrat neben jenem Aristoteles, der unbefangen die Worte schrecklicher Herzenshärtigkeit spricht: „es ist nicht möglich, daß Werke der Tugend übe wer das Leben eines Handarbeiters führt."

Durch solche Erwägungen wurden schon längst die tieferen Naturen veranlaßt, sorgsamer zu betrachten, auf welchen Grundlagen die vielbeneidete Freiheit der Briten ruht. Sie fanden, daß dort keine allmächtige Staatsgewalt die Geschicke der fernsten Gemeinde bestimmt, sondern jede kleinste Grafschaft ihre Verwaltung selber in der Hand hält. Diese Erkenntniß der segensreichen Wirkung des Selfgovern-

ment war ein ungeheurer Fortschritt; denn der entnervende Einfluß eines alles bevormundenden Staates auf die Bürger läßt sich kaum düster genug schildern, er ist darum so unheimlich, weil die Krankheit des Volkes erst in einem späteren Geschlechte in ihrer ganzen Größe sich offenbart. So lange das Auge des großen Friedrich über seinen Preußen wachte, hob der Anblick des Helden auch kleine Seelen über ihr eigenes Maß empor, seine Wachsamkeit spornte die Trägen. Doch als er dahinging, hinterließ er ein Geschlecht ohne Willen, gewohnt — wie Napoleon III. von seinen Franzosen rühmt — jeden Antrieb zur That vom Staate zu erwarten, geneigt zu jener Eitelkeit, welche das Gegentheil echten nationalen Stolzes ist, fähig einmal aufzuwallen in flüchtiger Begeisterung für die Idee der Staatseinheit, aber unfähig sich selber zu beherrschen, unfähig zu der größten Arbeit, die den modernen Völkern auferlegt ist. Zu colonisiren, den Segen abendländischer Gesittung unter die Barbaren zu tragen vermögen nur solche Bürger, welche im Selfgovernment gelernt haben, im Nothfalle als Staatsmänner zu handeln. Die Besorgung der Gemeindeangelegenheiten durch besoldete Staatsbeamte mag technisch vollkommener sein und dem Grundsatze der Arbeitstheilung besser entsprechen; jedoch ein Staat, der seine Bürger in Ehrenämtern die Sorge für Kreis und Gemeinde freiwillig tragen läßt, gewinnt in dem Selbstgefühle, in der lebendigen, praktischen Vaterlandsliebe der Bürger sittliche Kräfte, welche ein alleinherrschendes Staatsbeamtenthum niemals entfesseln kann. Sicherlich, diese Erkenntniß war eine bedeutsame Vertiefung unserer Freiheitsbegriffe, aber sie enthielt keineswegs die ganze Wahrheit. Denn fragen wir, wo dies Selfgovernment aller kleinen örtlichen Kreise besteht, so entdecken wir mit Erstaunen, daß die zahlreichen kleinen Stämme der Türkei sich dieses Segens in hohem Maße erfreuen. Sie zahlen ihre Steuern, im Uebrigen leben sie ihrer Neigung, hüten ihre Schweine, jagen, schlagen sich gegenseitig todt und befinden sich vortrefflich dabei — bis plötzlich einmal der Pascha unter das Völkchen fährt und durch Pfählen und Säcken handgreiflich erweist, daß die Selbstregierung der Gemeinden ein Traum ist, wenn nicht die oberste Staatsgewalt innerhalb fester gesetzlicher Schranken wirkt.

So gelangen wir endlich zu der Einsicht: die politische Freiheit ist nicht, wie die Napoleons sagen, eine Zierde, die man dem vollendeten Staatsbau wie eine goldene Kuppel aufsetzen mag, sie muß den ganzen Staat durchdringen und beseelen. Sie ist ein tiefsinniges, umfassendes,

wohlzusammenhängendes System politischer Rechte, das keine Lücke duldet. Kein Parlament ohne freie Gemeinden, diese nicht ohne jenes, und beide nicht auf die Dauer, wenn nicht auch die Mittelglieder zwischen der Spitze des Staates und den Gemeinden, die Kreise und Bezirke, verwaltet werden unter Zuziehung der Selbstthätigkeit unabhängiger Bürger. Diese Lücke empfinden wir Deutschen seit Langem schmerzlich und machen soeben die ersten bescheidenen Versuche sie auszufüllen.

Doch ein Staat, beherrscht von einer durch die Mehrheit des Volks getragenen Regierung, mit einem Parlamente, mit unabhängigen Gerichten, mit Kreisen und Gemeinden, die sich selber verwalten, ist mit alledem noch nicht frei. Er muß seinem Wirken eine Schranke setzen, er muß anerkennen: es giebt persönliche Güter, so hoch und unantastbar, daß der Staat sie nimmer sich unterwerfen darf. Spotte man nicht allzudreist über die Grundrechte der neueren Verfassungen. Sie enthalten mitten unter Phrasen und Thorheit die Magna Charta der persönlichen Freiheit, worauf die moderne Welt nicht wieder verzichten wird. Freie Bewegung in Glauben und Wissen, in Handel und Wandel ist die Losung der Zeit; auf diesem Gebiete hat sie ihr Größtes geleistet; diese sociale Freiheit bildet für die große Mehrzahl der Menschen den Inbegriff aller politischen Wünsche. Man darf sagen, wo immer der Staat sich entschloß, einen Zweig des geselligen Wirkens ungehemmt sich entfalten zu lassen, da ward seine Mäßigung herrlich belohnt; alle Wahrsagungen ängstlicher Schwarzseher fielen zu Boden. Wir sind ein anderes Volk geworden, seit uns der Weltverkehr hineinzog in sein Wagen und Werben. Vor zwei Menschenaltern noch erklärte Ludwig Vincke als sorgsamer Präsident seinen Westphalen, wie man es anfangen müsse, um nach englischem Muster eine Landstraße auf Actien zu bauen. Heute überspannt ein dichtes Netz freier Genossenschaften jeder Art den deutschen Boden. Wir wissen: durch seinen Kaufmann mindestens wird auch der Deutsche theilnehmen an der edlen Bestimmung unserer Rasse, daß sie die weite Erde befruchten soll. Und schon ist kein leerer Traum, daß aus diesem Weltverkehre dereinst eine Staatskunst entstehen wird, vor deren weltumspannendem Blicke alles Schaffen der heutigen Großmächte wie armselige Kleinstaaterei erscheinen wird. — So unermeßlich reich und vielgestaltig ist das Wesen der Freiheit. Darin liegt die tröstliche Gewißheit, daß zu keiner Zeit unmöglich ist für den Sieg der Freiheit zu wirken. Denn gelingt wohl einer Regierung zeitweise die Theilnahme des Volkes an

der Gesetzgebung zu untergraben: nur um so heftiger wird sich der Freiheitsdrang der modernen Menschen auf das wirthschaftliche oder auf das geistige Schaffen werfen, und die Erfolge auf dem einen Gebiete greifen früher oder später auf das andere hinüber. Ueberlassen wir den Knaben und jenen Völkern, die immer Kinder bleiben, mit leidenschaftlicher Hast der Freiheit nachzujagen, wie einem Phantome, das den Gierigen unter den Händen zerfließt. Ein reifes Volk liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib; sie lebt und webt mit uns, sie entzückt uns Tag für Tag durch neue Reize.

Aber mit der steigenden Gesittung ergeben sich neue, ungeahnte Gefahren für die Freiheit. Nicht blos die Staatsgewalt kann tyrannisch sein; auch die nicht organisirte Mehrheit der Gesellschaft kann durch die langsam und unmerklich, doch unwiderstehlich wirkende Macht ihrer Meinung die Gemüther der Bürger gehässigem Zwange unterwerfen. Und ohne Zweifel ist die Gefahr, daß die selbständige Ausbildung der Persönlichkeit durch die Meinung der Gesammtheit in unzulässiger Weise beschränkt werde, in demokratischen Staaten besonders groß. Denn, war in der Unfreiheit des alten Regimentes mindestens einigen bevorzugten Volksklassen vergönnt, die persönliche Begabung ungehemmt und im Guten wie im Bösen glänzend zu entfalten, so ist der Mittelstand, welcher Europas Zukunft bestimmen wird, nicht frei von einer gewissen Vorliebe für das Mittelmäßige. Er ist mit Recht stolz darauf, daß er alles, was über ihn emporragt, zu sich herabzuziehen, alle unter ihm Stehenden zu sich emporzuheben sucht; und er darf sein Verlangen, im Leben der Staaten zu entscheiden, auf einen rühmlichen Rechtstitel stützen, auf eine große That, welche er und mit ihm die alte Monarchie vollzogen hat: auf die Emancipation unserer niederen Stände. Aber wehe uns, wenn dieser Gleichheitstrieb, der auf dem Gebiete des gemeinen Rechtes die köstlichsten Früchte gezeitigt hat, sich verirrt auf das Gebiet der individuellen Bildung! Der Mittelstand haßt jede offene gewaltthätige Tyrannei, doch er ist sehr geneigt, durch den Bannstrahl der öffentlichen Meinung alles zu ächten, was sich über ein gewisses Durchschnittsmaß der Bildung, des Seelenadels, der Kühnheit emporhebt. Die Friedensliebe, welche ihn auszeichnet und ihn an sich zu dem politisch fähigsten Stande macht, kann nur zu leicht ausarten in träges Behagen, in das gedankenlose, schläfrige Bestreben, alle Gegensätze des geistigen Lebens zu vertuschen und zu bemänteln, und nur im Bereiche des materiellen Wirkens (des improvement!) ein reges

Schaffen zu dulden. Nicht leere Vermuthungen sind es, die wir hier aussprechen. Vielmehr drückt in den freiesten Großstaaten der Neuzeit, in England und den Vereinigten Staaten, das Joch der öffentlichen Meinung schwerer als irgendwo. Der Kreis dessen, was die Gesammtheit dem Bürger als ehrbar und anständig zu denken und zu thun erlaubt, ist dort unvergleichlich enger als bei uns. Wer Kunde hat von den denkwürdigen Verfassungs-Berathungen der Convention von Massachusetts aus dem Jahre 1853, wer es weiß, wie damals mit Geist und Leidenschaft die Lehre verfochten ward: „ein Bürger kann wohl Unterthan einer Partei sein oder einer thatsächlichen Gewalt (!), aber niemals Unterthan des Staates,“ der wird die Gefahr eines Rückfalles in Zustände harter Sitte und schwachen Rechtes, die Gefahr einer socialen Tyrannei der Mehrheit nicht unterschätzen. Dies hat Mill vortrefflich erkannt, und hierin liegt die Bedeutung seines Buches für die Gegenwart. Er untersucht, ganz abgesehen von der Regierungsform, die Natur und die Grenzen der Gewalt, welche füglich die Gesellschaft über den Einzelnen ausüben soll. Humboldt sah die Gefahr für die persönliche Freiheit nur im Staate, er dachte kaum daran, daß die Gesellschaft schöner und vornehmer Geister, welche mit ihm verkehrte, den Einzelnen je an der allseitigen Ausbildung seiner Persönlichkeit hindern könnte. Wir aber wissen nunmehr, daß es nicht blos eine „freie Geselligkeit,“ sondern auch eine tyrannische öffentliche Meinung geben kann.

Um zu verstehen, in welcher Ausdehnung die Gesellschaft ihre Gewalt über den Einzelnen ausüben solle, gilt es zunächst eine Frage wohlgemuth über Bord zu werfen, womit die politischen Denker sich unnöthigerweise viele böse Stunden bereitet haben, die Frage nämlich: ist der Staat nur ein Mittel zur Beförderung der Lebenszwecke der Bürger? oder hat die Wohlfahrt der Bürger nur den Zweck, ein schönes und gutes Gesammtdasein herbeizuführen? Humboldt, Mill und Laboulaye und der gesammte Liberalismus der Rotteck-Welckerschen Schule entscheiden sich für das Erstere, die Alten bekanntlich für das Letztere. Mir scheint, die eine Meinung taugt so wenig wie die andere; der Streit betrifft, wie Falstaff sagt, eine gar nicht aufzuwerfende Frage. Denn alle Welt giebt zu, daß ein Verhältniß gegenseitiger Rechte und Pflichten den Staat mit seinen Bürgern verbindet. Zwischen Wesen aber, welche sich zu einander nur wie Mittel und Zweck verhalten, ist eine Gegenseitigkeit undenkbar: Der Staat ist sich selbst Zweck wie

alles Lebendige: denn wer darf leugnen, daß der Staat ein ebenso wirkliches Leben führt wie jeder seiner Bürger? Wie wunderlich, daß wir Deutschen aus unserer Kleinstaaterei heraus einen Franzosen und einen Engländer mahnen müssen, größer zu denken vom Staate! Mill und Laboulaye leben beide in einem mächtigen, geachteten Staate, sie nehmen diesen reichen Segen hin als selbstverständlich und sehen in dem Staate nur die erschreckende Macht, welche die Freiheit des Menschen bedroht. Uns Deutschen ist durch schmerzliche Entbehrung der Blick geschärft worden für die Würde des Staats. Wenn wir unter Fremden nach unserem „engeren Vaterlande" gefragt werden, und bei den Namen Reuß jüngerer Linie oder Schwarzburg-Sondershausens Oberherrschaft ein spöttisches Lachen um die Lippen der Hörer spielt, dann empfinden wir wohl, daß der Staat etwas Größeres ist als ein Mittel zur Erleichterung unseres Privatlebens. Seine Ehre ist die unsere, und wer nicht auf seinen Staat mit begeistertem Stolze schauen kann, dessen Seele entbehrt eine der höchsten Empfindungen des Mannes. Wenn heute unsere besten Männer darnach trachten, diesem Volke einen Staat zu schaffen, welcher Achtung verdient, so beseelt sie dabei nicht blos der Wunsch, fortan gesicherter ihr persönliches Dasein zu verbringen; sie wissen, daß sie eine sittliche Pflicht erfüllen, welche jedem Volke auferlegt ist.

Der Staat, der die Ahnen mit seinem Rechte schirmte, den die Väter mit ihrem Leibe vertheidigten, den die Lebenden berufen sind auszubauen und höher entwickelt Kindern und Kindeskindern zu vererben, der also ein heiliges Band bildet zwischen vielen Geschlechtern, er ist eine selbständige Ordnung, die nach ihren eigenen Gesetzen lebt. Niemals können die Ansichten der Regierenden und der Regierten sich gänzlich decken; sie werden im freien und reifen Staate zwar zu demselben Ziele gelangen, aber auf weit verschiedenen Wegen. Der Bürger fordert vom Staate das höchstmögliche Maß persönlicher Freiheit, weil er sich selber ausleben, alle seine Kräfte entfalten will. Der Staat gewährt es, nicht weil er dem einzelnen Bürger gefällig sein will, sondern weil er sich selber, das Ganze, im Auge hat: er muß sich stützen auf seine Bürger, in der sittlichen Welt aber stützt nur was frei ist, was auch widerstehen kann. So bildet allerdings die Achtung, welche der Staat der Person und ihrer Freiheit erweist, den sichersten Maßstab seiner Cultur; aber er gewährt diese Achtung zunächst deshalb, weil die politische Freiheit, deren der Staat selber bedarf, unmöglich wird unter

Bürgern, die nicht ihre eigensten Angelegenheiten ungehindert selbst besorgen.

Diese unlösbare Verbindung der politischen und der persönlichen Freiheit, überhaupt das Wesen der Freiheit als eines fest zusammenhängenden Systemes edler Rechte hat weder Mill noch Laboulaye recht verstanden. Jener, im Vollgenusse des englischen Bürgerrechts, setzt die politische Freiheit stillschweigend voraus; dieser, unter dem Drucke des Bonapartismus, wagt vorderhand nicht daran zu denken. Und doch führt die persönliche Freiheit ohne die politische zur Auflösung des Staates. Wer im Staate nur ein Mittel sieht für die Lebenszwecke der Bürger, muß folgerecht nach gut mittelalterlicher Weise die Freiheit vom Staate, nicht die Freiheit im Staate fordern. Die moderne Welt ist diesem Irrthume entwachsen. Noch weniger indeß mag ein Geschlecht, das überwiegend socialen Zwecken lebt und nur einen kleinen Theil seiner Zeit dem Staate widmen kann, in den entgegengesetzten Irrthum der Alten verfallen. Diese Zeit ist berufen, die unvergänglichen Ergebnisse der Culturarbeit, auch der politischen Arbeit des Alterthums und des Mittelalters in sich aufzunehmen und fortzubilden. So gelangt sie zu der vermittelnden und dennoch selbständigen Erkenntniß: Für den Staat besteht die physische Nothwendigkeit und die sittliche Pflicht, alles zu befördern, was der persönlichen Ausbildung seiner Bürger dient. Und wieder besteht für den Einzelnen die physische Nothwendigkeit und die sittliche Pflicht, an einem Staate theilzunehmen und ihm jedes persönliche Opfer zu bringen, das die Erhaltung der Gesammtheit fordert, sogar das Opfer des Lebens. Und zwar unterliegt der Mensch dieser Pflicht nicht blos darum, weil er nur als ein Bürger ein ganzer Mensch werden kann, sondern auch weil es ein historisches Gebot ist, daß die Menschheit Staaten, schöne und gute Staaten, bilde. Die historische Welt ist überreich an solchen Verhältnissen gegenseitiger Rechte, gegenseitiger Abhängigkeit; in ihr erscheint jedes Bedingte zugleich als ein Bedingendes. Eben dies erschwert scharfen mathematischen Köpfen, die wie Mill gern mit einem radicalen Gesetze durchschneiden, oftmals das Verständniß der politischen Dinge.

Mill versucht nun der Wirksamkeit der Gesellschaft ihre erlaubten Grenzen zu ziehen mit dem Satze: eine Einmischung der Gesellschaft in die persönliche Freiheit rechtfertigt sich nur dann, wenn sie nothwendig ist, um die Gesammtheit selbst zu schützen oder eine Benachtheiligung

Anderer zu verhindern. Wir wollen diesem Worte nicht widersprechen — wenn es nur nicht gar so inhaltlos wäre! Wie wenig wird mit solchen abstracten naturrechtlichen Sätzen in einer historischen Wissenschaft ausgerichtet! Denn ist nicht der „Selbstschutz der Gesammtheit" historisch wandelbar? Ist nicht ein theokratischer Staat um des Selbstschutzes willen verpflichtet, sogar in die Gedanken seiner Bürger herrisch einzugreifen? Und sind nicht jene „für die Gesammtheit unentbehrlichen" gemeinsamen Werke, wozu der Bürger gezwungen werden muß, nach Zeit und Ort von grundverschiedener Art? Eine absolute Schranke für die Staatsgewalt giebt es nicht, und es bildet das größte Verdienst der modernen Wissenschaft, daß sie die Politiker gelehrt hat nur mit Beziehungsbegriffen zu rechnen. Jeder Fortschritt der Gesittung, jede Erweiterung der Volksbildung macht nothwendig die Thätigkeit des Staates vielseitiger. Auch Nordamerika erfährt diese Wahrheit; auch dort sind Staat und Gemeinde gezwungen in den großen Städten eine mannichfaltige Wirksamkeit zu entfalten, deren der Urwald nicht bedarf.

Der vielgerühmte Voluntarismus, die Thätigkeit freier Privatgenossenschaften, reicht schlechterdings nicht überall aus, um den Bedürfnissen unserer Gesellschaft zu genügen. Das Netz unseres Verkehrs hat so enge Maschen, daß sich nothwendig tausend Collisionen der Rechte und der Interessen ergeben; in beiden Fällen hat der Staat die Pflicht, als eine unparteiische Macht versöhnend und vorbeugend einzuschreiten. Desgleichen entstehen in jedem hochgesitteten Volke große Privatmächte, welche thatsächlich den freien Wettbewerb ausschließen; der Staat muß ihre Selbstsucht bändigen, auch wenn sie keine Rechte Dritter verletzt. Das englische Parlament befahl vor einigen Jahren den Eisenbahngesellschaften, nicht blos für die Sicherheit der Reisenden zu sorgen, sondern auch eine gewisse Anzahl sogenannter parlamentarischer Züge mit allen Wagenklassen für den gewöhnlichen Preis abgehen zu lassen. Niemand wird in diesem Gesetze, das den niederen Ständen das Reisen ermöglicht, eine Ueberschreitung der vernünftigen Grenzen der Staatsgewalt finden. Wer aber im Staate nur eine Sicherheitsanstalt sieht, kann diese Maßregel nur mit Hilfe einer sehr künstlichen und haltlosen Schlußfolgerung vertheidigen. Denn wer hat ein Recht zu verlangen, daß er für drei Schillinge von A nach B befördert werde? Die Eisenbahngesellschaft besitzt ja kein rechtliches Monopol, und es steht Jedem frei, eine Parallelbahn zu bauen! Nein,

der moderne Staat darf auf eine ausgedehnte positive Thätigkeit für die Wohlfahrt des Volkes nicht verzichten. In jedem Volke giebt es geistige und materielle Güter, ohne welche der Staat nicht bestehen kann. Der constitutionelle Staat setzt ein hohes Durchschnittsmaß der Volksbildung voraus; nimmermehr mag er dem Belieben der Eltern überlassen, ob sie ihren Kindern den nothdürftigsten Unterricht gewähren wollen; er bedarf des Schulzwanges. Der Kreis dieser für das Dasein der Gesammtheit nothwendigen Güter erweitert sich unvermeidlich mit der zunehmenden Gesittung. Wer möchte im Ernst unseren Staaten ihre kostbaren Kunstanstalten schließen? Wir alten Culturvölker werden doch nicht in die rohe Vorstellung zurückfallen, welche in der Kunst einen Luxus sieht; sie ist uns wie das tägliche Brot. In der That, der Ruf nach äußerster Beschränkung der Staatsthätigkeit wird heute von der Theorie um so lauter erhoben, je mehr die Praxis, auch in freien Ländern, ihm widerspricht. Im Kampfe mit einer alles umfassenden Staatsgewalt, welche die Gesellschaft nicht leiten, sondern ersetzen möchte, ist unter dem zweiten Kaiserreiche die Schule der Tocqueville, Laboulaye, Ch. Dollfus groß geworden, welche ihrerseits über das Ziel hinausschlägt und im Staate nur eine Schranke, eine unterdrückende Gewalt sieht. Auch Mill ist beherrscht von der Meinung: je größer die Macht des Staates, desto geringer die Freiheit. Der Staat aber ist nicht der Feind des Bürgers. England ist frei, und doch hat die englische Polizei eine sehr große discretionäre Gewalt und muß sie haben; genug wenn der Bürger jeden Beamten zur gerichtlichen Verantwortung ziehen darf.

Glücklicherweise wirkt dieser steigenden Ausdehnung der Staatsgewalt ein anderes historisches Gesetz entgegen. In demselben Maße als die Bürger reifer werden für die Selbstthätigkeit, in demselben Maße ist der Staat verpflichtet, ja physisch gezwungen, zwar dem Umfange nach vielseitiger, aber der Art nach bescheidener zu wirken. War der unreife Staat ein Vormund für einzelne Zweige der Volksthätigkeit, so umfaßt die Fürsorge des hochgebildeten Staates das gesammte Volksleben, aber er wirkt, soweit möglich, nur anspornend, belehrend, Hindernisse wegräumend. Diese Forderungen also muß ein reifes Volk zur Sicherung seiner persönlichen Freiheit an den Staat stellen: als ein Rechtsgrundsatz ist anzuerkennen das fruchtbarste Ergebniß der metaphysischen Freiheitskämpfe des vergangenen Jahrhunderts, die Wahrheit, der Bürger soll vom Staate nie blos als Mittel benutzt werden.

Sodann: jede Wirksamkeit der Regierung ist segensreich, welche die Selbstthätigkeit der Bürger hervorruft, fördert, läutert; jede von Uebel, welche die Selbstthätigkeit der Einzelnen unterdrückt. Denn am Ende beruht die ganze Würde des Staates auf dem persönlichen Werthe seiner Bürger, und jener Staat ist der sittlichste, welcher die Kräfte der Bürger zu den meisten gemeinnützigen Werken vereinigt und dennoch einen jeden, unberührt vom Zwange des Staats und der öffentlichen Meinung, aufrecht und selbständig seiner persönlichen Ausbildung nachgehen läßt. So stimmen wir in dem letzten Ergebnisse, in dem Verlangen nach dem höchstmöglichen Grade der persönlichen Freiheit, mit Mill und Laboulaye überein, während wir ihre Anschauung vom Staate als einer Schranke der Freiheit nicht theilen.

Hier endlich ist uns vergönnt, auszuruhen von der ermüdenden allgemeinen Untersuchung und zu sagen, was denn dies Nachdenken über die persönliche Freiheit für uns bedeute. Das Vorgefühl einer großen Entscheidung zittert durch den Welttheil und legt jedem Volke die Frage nahe, welchen Hort es besitze an der persönlichen Freiheit, der persönlichen Selbständigkeit seiner Bürger. Wir Deutschen zumal können diese Frage nicht umgehen, wir, deren ganze Zukunft nicht auf der gefesteten Macht aller Staaten, sondern auf der persönlichen Tüchtigkeit unseres Volkes beruht. Denn in diesem unseligen, selten verstandenen Zirkel bewegen sich ja die historischen Dinge: nur ein Volk voll starken Sinnes für die persönliche Freiheit kann die politische Freiheit erringen und erhalten; und wieder: nur unter dem Schutze der politischen Freiheit ist das Gedeihen der echten persönlichen Freiheit möglich, da der Despotismus, in welcher Form er auch erscheine, blos die niederen Leidenschaften, den Erwerbstrieb und den alltäglichen Ehrgeiz entfesseln darf.

Sehen wir, wie weit der Sinn für persönliche Freiheit in unserem Volke sich entwickelt habe, so dürfen wir wohl jenen Kleinmuth verbannen, womit uns das Betrachten unserer Lage so leicht erfüllt. Auch wir tragen an dem gemeinen menschlichen Fluche, daß die Völker ihrer tiefsten und eigensten Vorzüge sich selten klar bewußt sind. Mit unbegreiflich leichtblütiger Hoffnung redet man von jener gewaltigen Macht, welche „die Million Bajonnette" des einigen Deutschlands dereinst vorstellen werde. Und doch, gelingt einst das Werk der nationalen Reform, so wird zwar die Schande ein Ende haben, daß ein großes Volk durch sein Grundgesetz zu der defensiven Politik eines Kleinstaates

verurtheilt wird; aber unsere Macht wird nach wie vor für's Erste eine ziemlich bescheidene sein. Denn so schnell nicht verharschen die Wunden, welche die Sünden und das Unglück von Jahrhunderten geschlagen. Auch das ist eine Täuschung, wenn man meint, der deutsche Staat werde bald durch seine inneren Einrichtungen zu einem Musterstaate werden. Freilich, wird unsere nationale Einigung je vollendet, so wird uns nicht länger mehr das empörende Schauspiel verletzen, daß einem gesetzlichen, maßvollen Volke kein Schimpfwort zu roh, kein Witzwort zu bitter scheint für die höchste deutsche Behörde; die Welt wird nicht mehr das Unerhörte sehen, daß die Verfassung des gedankenreichsten der Völker grundsätzlich so unwandelbar bleibt wie der Staat der Chinesen; nicht mehr wird man uns zumuthen, das Geschenk unseres Todfeindes, die Souveränität der Einzelstaaten, als ein unantastbares Heiligthum zu verehren; und das deutsche Staatsrecht wird endlich auch von einem deutschen Volke zu reden wissen. Mit einem Worte, will's Gott, so werden Zustände schwinden, welche einem glücklicheren Geschlechte nur wie der wüste Traum eines fieberhaften Kopfes erscheinen werden. Aber wäre damit alles erreicht? Wäre damit mehr erreicht, als daß die Würde des Staats, welche nach dem Verhängniß dieses Volkes in den Theilen früher ausgebildet worden als in dem Ganzen, endlich auch im ganzen Deutschland zu ihrem Rechte gelangte? Erst beginnen würden wir dann, uns als Deutsche in jenen Formen der politischen Freiheit zu bewegen, welche andere Völker bereits seit Jahrhunderten ausgebildet haben.

Dagegen unterschätzt man neuerdings ebenso leichtsinnig das köstlichste und eigenthümlichste Besitzthum unseres Volkes, jene Tugend, welche uns bisher trotz aller politischer Schmach noch immer vor der Verachtung der Fremden bewahrt hat, und welche, wenn wir das einige Deutschland je erschauen, den deutschen Staat zu einer völlig neuen Erscheinung in der politischen Geschichte machen wird: die unausrottbare Liebe des Deutschen zur persönlichen Freiheit. Gar Mancher wird hier lächeln und uns die bittere Frage einwerfen: wo denn die Früchte dieser Liebe seien? Und gewiß, erröthend stehen wir vor jener stattlichen Reihe von rechtlichen Schutzwehren, welche die angelsächsische Rasse ihrer persönlichen Freiheit errichtet hat. In einer langen Zeit der Entwürdigung hat der deutsche Charakter sehr, sehr viel verloren von jener einfachen Großheit, die unser Mittelalter zeigt. Wer die Geschichte des deutschen Bundes näher kennt, muß tief beschämt gestehen: Tausende,

viele Tausende niederträchtiger Denunciantenseelen und noch weit mehr unterthänige Leisetreter hat dies edle Volk erzeugt während zweier Menschenalter. Doch wer das Volksleben als ein Ganzes überschaut, entdeckt nothwendig Spuren der Kraft und Gesundheit, welche ihm die gehässige Verbitterung des Urtheils verbieten. Wenn wir, wohin wir treten in der Fremde, der Kälte oder einem noch tiefer verletzenden Mitleid begegnen, so dürfen wir uns wohl jeder Anerkennung unserer staatlichen Befähigung freuen, welche uns, aufrichtig weil unwillkürlich, aus fremdem Munde gespendet wird. Mill ist weit davon entfernt unser Volk zu vergöttern; er fühlt, wie man ihm nicht mit Unrecht nachgesagt, im Stillen seine nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Genius, aber er fürchtet die Schwächen unseres Wesens, er vermeidet geflissentlich zu tief in die deutsche Literatur einzudringen und hält sich an französische Muster. Und derselbe Mann gesteht: in keinem anderen Lande außer in Deutschland allein ist man fähig, die höchste und reinste persönliche Freiheit, die allseitige Entwickelung des Menschengeistes zu verstehen und zu erstreben!

Unsere Wissenschaft ist die freieste der Erde, sie duldet einen Zwang weder von außen noch von innen; ohne jede Voraussetzung sucht sie die Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Die Rechthaberei unserer Gelehrten ward sprichwörtlich, doch sie verträgt sich sehr wohl mit der unbefangenen Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung des Gegners. Trotz des Kastengeistes, der auch unter unseren Gelehrten spukt, darf ein freier Kopf, der auf seinem eignen Wege, nicht auf dem breitgetretenen Pfade der Schule, zu bedeutenden Ergebnissen gelangt, mit Sicherheit zuletzt auf warme Zustimmung zählen. Der rücksichtslosesten polizeilichen Bevormundung, welche deshalb um so schwerer drückt, weil sie im engsten Kreise und von unnatürlichen Mittelpunkten herab wirkt, ist trotz alledem nicht gelungen den Drang des Deutschen nach persönlicher Eigenart zu brechen. Daß in allen Fragen des Gewissens ein Jeder für sich selbst allein stehe, ist eine Ueberzeugung, welche bereits in den untersten Schichten dieses Volkes feste Wurzeln geschlagen. In Zwergstaaten, die jedes anderen Volkes Charakter bis zum Unkenntlichen verkümmern müßten, predigt man der Jugend das Ideal freier Menschenbildung: den rücksichtslosen Wahrheitstrieb, das Werden des Charakters aus sich selbst heraus, harmonische Ausbildung aller menschlichen Gaben. Und wie nothwendig Freiheit und Duldung Hand in Hand gehen, so ist auch nirgendwo die

Milde gegen Andersdenkende so heimisch wie bei uns; wir haben sie gelernt in der harten Schule jener Religionskriege, welche dies Volk zum Heile der ganzen Menschheit gefochten hat. Und auch der edelste Segen der inneren Freiheit ist uns geworden: das schöne Maß. Die verwegensten Gedanken über die höchsten Probleme, die den Menschen quälen, sind von Deutschen gedacht, aber nie findet sich bei unseren großen Denkern eine Spur jener fanatischen Verbissenheit, welche die kühnen Köpfe unfreier Völker entstellt: ein Mann, der über das Christenthum das écrasez l'infame gesprochen, hätte bei uns nie als ein Heros des Geistes gelten können. Die menschliche Achtung vor allem Menschlichen ward dem Deutschen zur anderen Natur. Darum stehen, trotz alles Ständehaders, der unser Land zerfleischt hat, die Volksklassen in Deutschland in Sitten und Gedanken einander näher als in Ländern mit freieren Staatsformen. Man sieht dem Deutschen nicht, wie dem Russen oder dem Briten, von fernher an, weß Volkes Kind er sei, aber wir sind von jeher reich gewesen an eigenartigen Charakteren. Und weil dies Volk sich die Freiheit seiner persönlichen Bildung niemals hat rauben lassen, so ruht in seinen Tiefen ein ungehobener Schatz starker nachhaltiger Leidenschaft, den dann und wann ein einsichtiger Fremder, ein Capodistrias, eine Frau von Staël, bewundernd erkannte. Was deutsche Leidenschaft bedeute, das wird Jeder begreifen, der deutsche Dichtungen mit romanischen oder englischen aus der Zeit nach der Puritanerherrschaft vergleichen will: sie hat sich noch an allen Wendepunkten unserer Geschichte glorreich bewährt.

Das ist der Segen der persönlichen Freiheit. Und glaube Keiner, daß das freie wissenschaftliche Schaffen der Deutschen den bestehenden Staatsgewalten als ein willkommener Blitzableiter diene. Jeder geistige Erwerb, dessen ein Volk sich rühmen darf, wirkt hinüber auf das staatliche Leben, ist ein Unterpfand mehr für seine politische Größe. Jederzeit wird unter selbstgefälligen Fachgelehrten die Rede gehen, die Wissenschaft habe nichts zu schaffen mit dem Staate: die echten Größen der Wissenschaft denken anders. Man lese die Briefe von Gottfried Hermann und Lobeck. Unwiderstehlich werden die beiden großen Philologen, beide durchaus unpolitische Naturen, in den Kampf um die politische Freiheit hineingezogen; wie tapfer streiten sie bald mit attischem Witze, bald mit muthigem Zornwort, bald mit entschlossener That gegen die tenebriones! Die Welt ringt nach Freiheit, und es bleibt in alle Wege unmöglich, auf dem einen Gebiete dem Lichte zu dienen, auf dem anderen der

Finsterniß. Vor wenigen Jahrzehnten noch bildeten die Männer der classischen Gelehrsamkeit unzweifelhaft die geistige Aristokratie unseres Volkes. Dies Verhältniß beginnt sich zu ändern, denn wenn auch für wahrhaft vornehme Naturen die classische Bildung eine unersetzlich segensreiche Schule bleibt, so steht doch der gemeine Durchschnitt der studirten Leute heute den Kaufleuten, den Technikern weit nach: der gebildete Gewerbtreibende beherrscht in der Regel einen weiteren Horizont, er ist unabhängiger in seinem Denken, und ihn beseelt das stolze Bewußtsein, der Civilisation eine Gasse zu brechen, welches dem kleinen Theologen und Juristen gänzlich fehlt. Immerhin läßt Deutschlands neueste Geschichte klar erkennen, daß wir von dem geistigen Schaffen langsam zur politischen Arbeit übergehen. Der Trieb des freien genossenschaftlichen Zusammenwirkens, der in diesem Jahrhundert alle Völker ergreift, zeigte sich bei uns zuerst lebhaft auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst: unsere Kunstvereine, Gelehrtenversammlungen, Liederfeste sind älter als die verwandten Erscheinungen bei fremden Völkern, während unsere politischen und wirthschaftlichen Vereine dem Beispiele der Nachbarn erst nachhinken. So steht denn auch mit Sicherheit zu erwarten, daß die freie und allseitige Bildung, der selbständige Wahrheitsmuth der deutschen Gelehrten rückwirken wird auf die gesammte Nation. Neigung und Fähigkeit zur Selbstverwaltung sind bei uns in reichem Maße vorhanden. Städte wie Berlin und Leipzig stehen mit der Rührigkeit ihrer Verwaltung, mit dem Gemeinsinn ihrer Bürger den großen englischen Communen mindestens ebenbürtig gegenüber. Und wie viel Begabung und Lust zur echten persönlichen Freiheit in unserem vierten Stande wohnt, das offenbart sich klarer von Jahr zu Jahr in den Arbeitergenossenschaften.

Ein Volk, das, kaum auferstanden aus dem namenlosen Jammer der dreißig Jahre, die frohe Botschaft der Humanität, der echten Freiheit des Geistes, an alle Welt verkündet hat — ein solches Volk ist nicht dazu angethan, gleich jenen verdammten Seelen der Fabel, in Ewigkeit in der Nacht zu wandeln, suchend nach seiner leiblichen Hülle, seinem Staate. Es ist unser Loos — und wer darf sagen: ein trauriges Loos? — daß die innere Freiheit bei uns nicht als die feinste Blüthe der politischen Freiheit zu Tage tritt, sondern den festen Grund bildet, auf welchem ein freier nationaler Staat sich erheben wird. Und wessen leidenschaftlicher Ungeduld der verschlungene Werdegang dieses Volkes gar zu langsam scheinen will, der soll sich erinnern, daß wir das

jugendlichste der europäischen Völker sind, der soll sich des Glaubens getrösten: kommen wird die Stunde, da mit größerem Rechte als Vergil von seinen Römern ein deutscher Dichter von seinem Volke singen wird: tantae molis erat Germanam condere gentem. Es mag heute Vielen wie Prahlerei klingen, aber die Zukunft ist nicht fern, da ein Deutscher den Schriften Mill's und Laboulaye's ein Buch entgegenstellen wird, welches das Wesen der Freiheit, der politischen und der persönlichen, tiefer, lebensvoller darstellt als jene Beiden.

Betrachten wir noch einige Lebensfragen der persönlichen Freiheit, deren Lösung zumeist der Sittlichkeit jedes Einzelnen in die Hand gegeben ist. Mill's Grundsatz: „in allen Dingen, die nur des Einzelnen Heil berühren, soll Jeder nach seiner eigenen Willkür handeln dürfen," ist eben wegen seiner Einfachheit und Dehnbarkeit unanfechtbar. Einzig auf dem religiösen Gebiete hat er sich uneingeschränkte theoretische Anerkennung erobert, weil hier nicht blos keine Partei einen vollständigen Sieg erfochten hat, sondern in Wahrheit unversöhnliche Gegensätze einander gegenüberstehen. Aber wie weit sind wir stolzen Culturvölker selbst auf diesem einen Felde noch von echter Duldsamkeit entfernt! Welch' schwere Anklagen muß Mill hier gegen seine Landsleute erheben! Nicht genug, daß das Gesetz jeden ehrlichen Ungläubigen, der den christlichen Eid nicht leisten will, des gerichtlichen Schutzes beraubt. Wo das Gesetz milder geworden, erhebt sich der finstere Fanatismus der Gesellschaft, besteht mit jüdischer Härte auf der puritanischen Feier des Sabbaths, drückt dem ehrlichen Freidenker das sociale Brandmal auf die Stirn, welches tiefer schmerzt als alle Strafen des Staates, macht ihn brotlos und ächtet ihn aus den Kreisen der Bildung und der feinen Sitte. Und wie Vieles ließe sich noch sagen gegen jene Engherzigkeit, welche die freie Bewegung des Menschengeistes in Ewigkeit einzwängen will in den beschränkten Gedankenkreis der standard works of theology!

Und haben wir Deutschen ein Recht, blos mit pharisäischem Behagen dieser Schilderung englischer Unfreiheit zu lauschen? Auch unser Staat ist aus seiner theokratischen Epoche noch nicht gänzlich herausgetreten; noch sehr vielen unserer Gesetze steht auf der Stirn geschrieben, wie unendlich mühsam die Ideen der Toleranz dem unduldsamen Staate und der noch unduldsameren Macht geschlossener Kirchen abgerungen werden mußten. Auch in der Gesellschaft lebt noch weit mehr Unduldsamkeit und — was desselben Dinges Kehrseite ist —

weit mehr religiöse Feigheit, als dem Volke Herder's und Lessing's geziemt. Wer irgend einen Begriff davon hat, in welcher ungeheuren Ausdehnung der Glaube an die Dogmen der christlichen Offenbarung dem jüngeren Geschlechte geschwunden ist, der kann nur mit schwerer Sorge beobachten, wie gedankenlos, wie träge, ja wie verlogen Tausende einem Lippenglauben huldigen, der ihren Herzen fremd geworden. Nur die Wenigsten haben nachgedacht über die grobe Unwahrheit der juristischen Fiction, in welcher Staat und Kirche bei uns dahinleben, der Annahme: Jeder bekennt sich zu dem Glauben, worin er geboren ist. Wie jedes staatliche Uebel die Sitten der Bürger berührt, so hat auch die lange unselige Gewohnheit, vor dem Staate zu schweigen und sich zu beugen, entsittlichend eingewirkt auf das religiöse Verhalten des Volkes. Die Furcht vor einer streng-gläubigen Behörde, ja die Furcht vor dem Nasenrümpfen der sogenannten guten Gesellschaft reicht hin, Unzählige zum Verleugnen ihres Glaubens zu bewegen. In den vornehmen Klassen ist man stillschweigend übereingekommen, gewisse hochwichtige religiöse Fragen nie zu berühren, und so träumen der Gebildeten viele dahin, welche mit Absicht den Kreis ihrer Gedanken verengern, sich grundsätzlich ihres Rechtes begeben, über religiöse Dinge zu denken. In erschreckender Stärke wuchert auf dem religiösen Gebiete der Geist der Unwahrhaftigkeit. Geheime Worterklärungen, Mentalreservationen aller Art zwingt man dem widerstrebenden Denken auf; damit gepanzert geht man hin, theilzunehmen an kirchlichen Gebräuchen, deren eigentlichen Sinn man verwirft. Ganze Richtungen der Theologie, mächtige Zweige des vulgären Rationalismus hängen mit diesem Triebe zusammen: man leugnet die Dogmen der Offenbarung, aber man leiht den alten Worten einen fremden Sinn, statt mannhaft dem Widerwillen der trägen Welt zu trotzen und offen ein Band zu lösen, das für die Seelen nicht mehr besteht.

Doch wie? Ist dies Geschlecht wirklich so tief gesunken? Steht es so gar jämmerlich um die innere Freiheit der Menschen, wie es nach diesen bedenklichen und unleugbaren Erscheinungen der Gegenwart scheinen sollte? Man muß sehr unerfahren sein in den Geheimnissen der Menschenbrust, um auf einem Gebiete, das der unberechenbaren Macht der Selbsttäuschung einen unermeßlichen Spielraum gewährt, einfach mit den Vorwürfen der Lüge und der Gleißnerei hervorzutreten. Und noch weniger wird ein besonnener Kenner der Geschichte die schlichtfriedliche Anhänglichkeit an die Gebräuche der Väter kurzer-

hand als Trägheit verdammen. Denn die ganze Bewegung der Geschichte besteht in einer fortwährenden Ausgleichung und Versöhnung zwischen den gleichberechtigten Mächten des Beharrens und der fortschreitenden Geistesfreiheit.

Wirklich erklärt aber wird die befremdende Thatsache, daß in diesen hellen Tagen der Kritik der große Mittelschlag der Menschen am Leben der Kirche mit offenbar geringerer geistiger Regsamkeit theilnimmt, als vor dreihundert Jahren, nur durch die andere Thatsache, daß die helleren Köpfe unseres Volkes dem religiösen Meinungsstreite bereits entwachsen sind. Und dies gerade verbürgt uns den schließlichen unvermeidlichen Sieg der Ideen der Duldung, der inneren Freiheit. Nur wenige unserer Denker sind erfüllt von Verbitterung gegen das, was sie falschen Idealismus der Theologen nennen. Die Meisten leben der klaren, ruhigen Meinung: wie gebrechlich immer die Einrichtung der Welt, so gebrechlich ist sie nicht, daß der sittliche Werth des Menschen von Dingen abhängen sollte, die ein fester Wille, ein besonnenes Denken nicht bemeistern kann. Sie haben erfahren, daß von allen Meinungskämpfen allein der Streit über religiöse Fragen nothwendig zur Verbitterung und Gehässigkeit führt. So sind sie zu jener Auffassung der Religion emporgehoben worden, welche allein eines freien Mannes würdig ist. Sie erkennen: religiöse Wahrheiten sind Gemüthswahrheiten, für den Gläubigen ebenso sicher, ja noch sicherer als was sich messen und greifen läßt, doch für den Ungläubigen gar nicht vorhanden; die Religion ist ein subjectives Bedürfniß des schwachen Menschenherzens und eben darum kein Gegenstand des Meinungskampfes. Denn über des Menschen sittliche Würde entscheidet nicht was er glaubt, sondern wie er glaubt. Allzuoft haben wir erlebt, wie ein und derselbe Glaube den Einen zum Größten begeisterte, den Anderen in widrige Gemeinheit stürzte.

Ueber diese Fragen denken die kühneren Geister der Gegenwart radicaler, als das achtzehnte Jahrhundert. Die Philosophen jener Epoche meinten zumeist, ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit bestehe echte Tugend nicht. Die Gegenwart bestreitet dies, sie erklärt rund und nett: die Sittlichkeit ist unabhängig vom Dogma. Wir haben inzwischen gelernt, wie grundverschiedene Dinge unter dem Namen der Unsterblichkeit begriffen werden. Daß, wie wir das Schaffen großer Männer und ganzer Völker handgreiflich fortwirken sehen von Geschlecht zu Geschlecht, so auch der schwächste Sterbliche ein nothwendiges Glied ist in der

großen Kette der Geschichte, daß darum keine unserer Thaten ganz verloren geht, keine wieder zu vertilgen ist durch äußerliche Buße — dieser Gedanke ist allerdings die Grundlage jeder streng gewissenhaften Sittlichkeit. Diese Unsterblichkeit soll der Mensch — nicht glauben, denn wer darf beim Glauben von einem Sollen reden? — sondern ernst und klar erkennen. Wer den Muth dazu nicht findet, wird durch die Unsicherheit seines sittlichen Verhaltens die Buße zahlen. Wie anders der Glaube an ein bewußtes Dasein nach dem Tode! Unser Wissen über diese Frage bleibt bisher noch unzureichend, sie fällt noch nicht in das Gebiet des Erkennens, und ebendeshalb hat die Ueberzeugung von einer Fortdauer nach dem Tode mit unserem Glücke, unserer Tugend an sich nicht das Mindeste gemein. Für schwache oder gemeine Naturen kann der Glaube an ein Jenseits ebensowohl eine Quelle der Unsittlichkeit werden wie das Leugnen derselben. Wenn es Menschen giebt, welche zugleich mit dem Glauben an die Unsterblichkeit der christlichen Dogmatik jede Lebensfreude, jeden sittlichen Halt verlieren würden, so leben auch unsittliche Asketen, welche über den entnervenden Träumen von der besseren Welt des Menschen erste Pflicht, die werkthätige Liebe gegen den Nächsten, verabsäumen. Nein, unser Urtheil über den Menschen und seinen Glauben hängt allein ab von der Frage, ob sein Glaube harmonisch und nothwendig aus seinem innersten Wesen heraus sich gebildet habe, ob er in der That und in Wahrheit sagen dürfe: „das ist mein Glaube.“ Jede Ueberredung kann wohl auf die Erkenntniß, doch schwerlich auf den Willen wirken, kann zwar den Inhalt des Glaubens ändern, aber selten oder nie das Wesentliche, die Form der Ueberzeugung.

Von dieser Erkenntniß werden sich die freieren Köpfe der Gegenwart auch durch die scheinbarsten Gegengründe nicht abbringen lassen. Man sagt wohl: was ein Mensch glaubt, übt doch unmittelbaren Einfluß auf seine Tugend; wer sich das Jenseits mit rohem, begehrlichem Sinne ausmalt und für jede Liebesthat hier unten ein noch reicheres Geschenk droben erwartet, der kann unmöglich, wenn er folgerichtig handelt, ein wahrhaft sittlicher Mensch sein. Gewiß, wenn er folgerichtig handelt! Aber nur die Wenigsten sind dazu im Stande; und wer nicht Herzen und Nieren prüfen kann, der soll diese geheimen Tiefen der Herzen seiner Nebenmenschen nicht ergründen wollen, sondern ruhig erklären: dies Gebiet des Glaubens ist ein Reich absoluter Freiheit. Solcher Einsicht voll hat sich ein großer Theil der Denkenden

von jedem religiösen Meinungsstreite zurückgezogen. Und es zählt diese Ansicht, welche sich mit jedem religiösen Bekenntnisse sehr wohl verträgt, ihre stillen Anhänger bereits nach Tausenden. Denn wer unter unseren Freidenkern ist so roh, daß er lachen sollte, weil ein Geist wie Stein an den geschmacklosen Verslein des alten Gleim sich erbauen konnte? Wer, wie verwegen oder bescheiden seine religiösen Begriffe seien, sollte nicht vielmehr seine bewundernde Lust haben an einem Glauben, der den Gläubigen mit so unerschütterlicher Festigkeit des Gemüthes segnete? — Diese humane Auffassung der Religion entbehrt offenbar des Triebes, neue kirchliche Genossenschaften zu gründen, sie sieht in dem Christenthume das unvergleichlich wichtigste Element der modernen Cultur, aber doch nur ein Cultur-Element, das mit anderen des antiken Heidenthums sich vermischen und vertragen muß.

Täuschen wir uns nicht, die Cultur der Gegenwart ist durch und durch weltlich. Die Kirche, weiland der Bannerträger der Gesittung, ist heute unzweifelhaft ärmer an geistigen Kräften als der Staat, die Wissenschaft, die Volkswirthschaft. Durch jahrhundertelange Arbeit ist ein Schatz weltlicher Kenntniß und Erkenntniß aufgestapelt worden, welcher alle Denkenden in schönem Frieden verbindet und sicherlich weit bedeutsamer ist als jene Dogmen, welche die Menschen trennen. Der deutsche Katholik — wenn er nicht zu dem kleinen herrschsüchtigen Kreise derer zählt, welche sich als „römische Bürger" gebärden — unser Katholik steht dem deutschen Protestanten auch in seinen religiösen Vorstellungen näher als dem spanischen Katholiken. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen lebt heute unbefangen ihren endlichen Zwecken, und sie hat darum nichts an Sittlichkeit verloren, denn im irdischen Wirken erprobt sich die echte Tugend. Dieser Weltsinn der modernen Welt bricht endlich jedem confessionellen Fanatismus die Spitze ab. Wie oft haben eifrige Protestanten versichert, es sei unmöglich eine Kirche im Staate zu dulden, welche sich für die alleinseligmachende ausgiebt; und wie wenig hat die Erfahrung dies bestätigt! Wohl zeigt das kirchliche Leben der Gegenwart so ungeheure Gegensätze, daß sorgenvolle Gemüther verzweifelnd fragen, wie so grundverschiedene Bestrebungen sich je versöhnen sollen. Abermals träumt der Stuhl von Rom von den Tagen, da die weite Erde römisch sein wird, er gründet von neuem jene Bisthümer, welche die Reformation beseitigt hat, er verkündet ungescheut die ungeheuerlichen Grundsätze heidnischen Gewissenszwanges. Und zur selben Zeit schreitet eine mächtige Richtung des Protestantismus

bereits weit über Luther und Calvin hinaus, sie stellt die verhängnißvolle Frage, wie es denn mit jenen heiligen Schriften stehe, welche von den Reformatoren als eine Offenbarung anerkannt wurden. Wer tiefer blickt, wird trotzdem auf eine Versöhnung hoffen. Sie ist möglich, aber nicht auf kirchlichem Boden. Schon heute ist von dem unvergänglichen Kerne des Christenthums bei den Weltlichen mehr zu finden als in der Kirche. Die christliche Liebe vornehmlich lebt unter den vielgescholtenen Ungläubigen häufiger als unter den Geistlichen. An dem großen Werke der jüngsten hundert Jahre, an der Befreiung des Menschen von tausend Schranken unchristlicher Willkür, hat die Kirche gar keinen Antheil genommen. Die Vertheidiger der Kirche beanspruchen das Vorrecht, auch die beste Sache durch die unvergleichliche Gemeinheit ihrer Vertheidigungsmittel zu verderben. Und diese Erscheinung wird nach menschlichem Ermessen fortdauern. Mehr und mehr wird der sittliche Gehalt des Christenthums von weltlichen Händen ergründet und ausgebildet werden, und mehr und mehr wird sich herausstellen, daß geschlossene Kirchen den geistigen Bedürfnissen reifer Völker nicht genügen.

So besteht außerhalb der Kirche ein hochwichtiges, tiefbewegtes religiöses Leben, welches voraussichtlich nie zu einer neuen Kirche sich zusammenschließen wird. Und weil von den fortschreitenden regsamen Geistern, welche allein Bewegung bringen in das geistige Leben, eine große Zahl die Hallen der Kirchen nicht mehr betritt, ebendeshalb treibt in der Kirche die gedankenlose Trägheit, die beschränkte Unduldsamkeit ein so arges Wesen, ebendeshalb gehen Staat und Kirche dahin in dem behaglichen Wahne, daß unser Volk noch immer aus lauter gläubigen Katholiken, Protestanten, Juden bestehe. Eine lange Frist mag noch verfließen, bis die humane Auffassung der Religion so allgemein und unwiderstehlich geworden, daß die Fiction, der sittliche Mensch müsse einer Kirche angehören, aus unseren Gesetzen verbannt werden kann. Bis dahin bleibt uns noch ein unermeßliches Feld der Arbeit offen, des Kampfes gegen die unduldsame Herrschaft der Gesellschaft und gegen die theokratischen Ueberlieferungen der Staaten, auf daß endlich die persönliche Freiheit des Menschen zu ihrem unveräußerlichen Rechte gelange.

Die völlige Ungebundenheit, welche hier für die religiösen Anschauungen gefordert ward, ist nicht minder unerläßlich für alle anderen menschlichen Meinungen als solche. Denn unter jeder, politischen oder

socialen, Unterdrückung des Denkens leidet nicht blos der einzelne von dem Banne der Gesellschaft Betroffene, sondern das gesammte Menschengeschlecht. Eine entscheidende Gewalt steht der Mehrheit der Gesellschaft überhaupt nur da zu, wo der Drang der Noth einen Entschluß, eine That verlangt, also in allen politischen Geschäften. Die Wahrheit aber darf sich Zeit nehmen auf ihrem erhabenen Gange, sie dient nicht dem Augenblicke: darum unterliegt sie nicht dem Belieben der Gesellschaft. Keine Kunst der Rede hat je vermocht, den ketzerrichterlichen Geist zu bemänteln, der aus der Behauptung redet, die Gesellschaft habe das Recht, zwar nicht die Wahrheit, wohl aber die Gefährlichkeit der Meinungen zu prüfen. Ist einmal der Staat den rohen Formen der Theokratie, der Massen-Aristokratie entwachsen, hat er einmal die persönliche Freiheit des Bürgers im Grundsatze anerkannt, so hilft kein Sträuben mehr, so muß er auch ganz und mit allen Folgerungen das Recht des freien Denkens gewähren, das den Menschen erst zum Menschen macht. Denn bei der grenzenlosen Macht der Trägheit in der Welt ist die Gefahr, daß eine vor der Zeit verkündete Wahrheit die Ruhe der Gesellschaft störe, verschwindend klein gegen die andere Gefahr, daß auch nur Ein wahrer Gedanke in Folge von Gewalt wieder verschwinde.

Wir prahlen so gern mit dem reißend schnellen Fortschreiten der Gesittung. Dies Lob ist berechtigt, wenn wir die Gegenwart mit anderen Epochen vergleichen. Wer aber die Menschengeschichte im Ganzen überschlägt, kommt zu der schwermüthigen Betrachtung, wie schwer das Leben ist, wie unendlich langsam die Welt vorwärts schreitet. Schaut sie an, die hessische Bäuerin, wie sie dahingeht im selbstgewebten Linnenkleide, ihr Kind auf den Rücken gebunden, das Haar auf dem Wirbel in einen Knoten geflochten. Wie Weniges von dem, was dieses Weib umgiebt und ihr Hirn beschäftigt, ist wirklich neu, und wie viel mehr davon war schon ebenso vor tausend Jahren! Oder man blicke auf die Entwickelung der Wissenschaften: alle die einfachsten Grundgesetze, welche den Nachlebenden selbstverständlich erscheinen, sind erst nach langer Mühsal gefunden. Wie viele Millionen Aepfel mußten zur Erde fallen, bevor Newton das Gesetz der Schwere entdeckte! Und in welchen künstlichen Irrlehren hat die Volkswirthschaftslehre sich abgemüht, indem sie bald das Metallgeld bald die Grundstücke für den einzigen Bestandtheil des Volkswohlstandes erklärte, bis endlich die neueste Zeit den trivialen Satz fand, daß jede Thätigkeit, welche neue Werthe erzeugt,

das Volksvermögen vermehrt! Wer Solches erwägt, kann nur mit Lächeln der Besorgniß gedenken, es könnte je zu hell werden unter uns blöden Sterblichen!

Und ist es denn wahr, daß die freie Forschung jemals die Ruhe der Gesellschaft gewaltsam erschüttert habe? Nein, wo immer die Menschen um Meinungen sich zerfleischten, da geschah es, weil das unterdrückte Denken mit leidenschaftlicher Wildheit das alte Joch zerbrach. Lassen wir uns ja nicht einwiegen in trügerische Sicherheit von der immer wieder nachgebeteten Lehre, daß der Wahrheit eine Allmacht innewohne, welche ihr aller Verfolgung zum Trotz immer wieder zum Siege verhelfe. Das ist, in solcher Allgemeinheit hingestellt, ein gefährlicher Irrthum. Nicht sie freilich irrten, die Sokrates, Huß, Hutten und wie sie sonst heißen, die gewaltigen Dulder, welche noch in letzter Qual die Unsterblichkeit der Wahrheit verkündeten. Denn es giebt eine vornehme Höhe des Geistes, von welcher herab dem Sterblichen vergönnt ist, die Schranken der Zeit lächelnd zu überblicken. Gewiß, eine Wahrheit, welche heute erst einen einsamen verachteten Denker in seinem Kämmerlein mit seliger Freude durchschauert, irgendwo und irgendwann wird sie dereinst von den Dächern gepredigt werden, auch wenn Er sie schweigend in sein Grab nahm. Dies leugnen hieße an der göttlichen Natur der Menschheit verzweifeln. Wir aber, die wir in der Zeit leben, sollen ernsthaft dem rechten Sinne des zweideutigen Wortes nachforschen, daß jedes Volk seine geistigen und leiblichen Bedürfnisse auf die Dauer wirklich befriedige. Das sagt in Wahrheit nur: von den unvergänglichen menschlichen Gütern, an Freiheit, Wahrheit, Schönheit, Liebe erwirbt jedes Volk genau so viel als es durch eigene Kraft zu erringen und zu bewahren weiß. Ganze Jahrhunderte, ganze Völker kamen und gingen, welche große, fruchtbare Wahrheiten fanden, aber nicht zu bewahren wußten in dem harten Kampfe mit den Mächten der Trägheit und der Lüge. Wandelt es nicht noch unter uns, jenes Haus Habsburg, dessen gesammte Geschichte mit unvergeßlichen Zügen verkündet, wie die Macht der rohen Gewalt ein Herr werden kann über den Geist? Darum sollen wir wachen und streiten, daß die Wahrheit, welche nur für die ganze Menschheit unverlierbar ist, jetzt und hier, in dieser Spanne Zeit, unter dieser Handvoll Menschen, die wir unser nennen, zur Geltung gelange und ihrer Freiheit genieße.

Aber warum in unseren aufgeklärten Tagen solche Gemeinplätze? Ist nicht ein uraltes Kleinod unseres Volkes, sind nicht die deutschen

Hochschulen recht eigentlich auf dieser Freiheit der Meinung begründet, für das Platzen der Geister auf einander geschaffen? So höre ich Manchen erwidern. Mich aber gemahnt es an ein böses Wort, das ein geistvoller deutscher Gelehrter einst zu mir sprach — und er meinte, etwas sehr Freisinniges zu sagen: — „ich achte und dulde jede Meinung, nur nicht die verderbliche Lehre eines Moleschott.“ Nun, so lange wir noch nicht gelernt haben, all' die Phrasen von „gottloser Meinung“ aus unserem Wörterbuche zu streichen und auf jenes unselige „nur diese Meinung nicht“ gänzlich zu verzichten, so lange lebt in uns noch, ob auch in milderer Form, der fanatische Geist jener alten Eiferer, welche fremde Meinungen nur deshalb erwähnten, um zu beweisen, daß ihre Urheber sich gerechte Ansprüche auf den Höllenpfuhl erworben hätten. Gereicht es etwa dem Lande Lessing's zur Ehre, daß keine deutsche Hochschule sich getraut, einen David Strauß in ihren Hallen zu dulden? Auch in Deutschland giebt es (obwohl Gottlob weniger als in England) sittliche Fragen von höchster Bedeutung, über denen „der tiefe Schlummer einer fertigen Meinung“ — das will sagen: einer verblaßten, gehaltlosen, leblosen Meinung — brütet, welche die gute Gesellschaft niemanden laut besprechen läßt. Hat aber einmal die schleichende Macht der socialen Unduldsamkeit Boden gewonnen, so erweitert sich unter der Hand der Kreis der Dinge, worüber nicht mehr geredet wird! — So lange Menschen leben, werden jene kühnen Denker nicht aussterben, deren bitteres Loos es ist, daß ihre Lehren derweil sie leben verkannt, bald nach ihrem Tode trivial gescholten werden. Vor dem Einen aber kann und soll die reifende Gesittung der Menschheit ihre bahnbrechenden Geister bewahren: vor der Schmach, daß als Gotteslästerer und unsittliche Menschen geschmäht werden, die von der Lust des Denkens nicht lassen wollen.

Wie leicht läßt sie sich aufstellen, wie unwiderleglich vertheidigen, diese Forderung einer vollkommenen Duldsamkeit der Gesellschaft gegen jegliche Meinung, und doch wie unendlich schwer ist sie durchzuführen! Die Besten gerade sind ihre Gegner. Denn jedes Wirken eines starken Mannes ist seiner Natur nach einseitig, ist undenkbar ohne rechtschaffenen Haß und tiefen Ekel. Und wir am wenigsten wollen jene windelweichen Narren verherrlichen, welche heutzutage nur allzuoft einem ehrlichen Manne mit dem haut-goût ihrer Bildung die Luft verpesten, welche vor lauter Duldung gegen fremde Ansichten nie zu einer eigenen Meinung, vor lauter Anerkennung fremden Rechtes nie zu entschlossener

That gelangen. Aber es ist eine höchste Blüthe feiner und dennoch kräftiger Bildung möglich, welche mit dem raschen Muthe der That die überlegene Milde des Historikers verbindet. Es ist möglich festzustehen und um sich zu schlagen in dem schweren Kampfe der Männer und dennoch das Geschehende wie ein Geschehenes zu betrachten, jede Erscheinung der Zeit in ihrer Nothwendigkeit zu begreifen und mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Thorheit das liebe, traute Menschenangesicht aufzusuchen. Diese zugleich thätige und betrachtende Stimmung des Geistes, welche in jedem Augenblicke reif und bereit ist, abzuschließen mit dem Leben, soll einem geistreichen Volke immer als ein Ideal vor Augen stehen. Inzwischen wird menschliche Leidenschaft und Beschränktheit dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

So gelangen wir von selbst zu der letzten und höchsten Forderung der persönlichen Freiheit: daß der Staat und die öffentliche Meinung dem Einzelnen die Ausbildung eines eigenartigen Charakters im Denken und Handeln gestatten müsse. Längst ward in Deutschland ein Gemeingut Aller, was Mill seinen Landsleuten als ein Neues verkündigt, jene Humboldt'sche Lehre von der „Eigenthümlichkeit der Kraft und der Bildung," von der „höchsten und verhältnißmäßigen Ausbildung aller Kräfte," welche durch Freiheit und Mannichfaltigkeit der Situationen gedeiht, jene einzige Verbindung platonischen Schönheitssinnes und kantischer Sittenstrenge, welche den Höhepunkt des Zeitalters der deutschen Humanität bezeichnet. Aber da diese Lehre, welche ihrer Natur nach nur von vornehmen Geistern begriffen werden kann, bereits von den mittelmäßigsten der mittelmäßigen Köpfe gepredigt wird, so hat sie unmerklich sehr Vieles von ihrem großen Sinne verloren. Man strebt nach einem gewissen Durchschnittsmaße vielseitiger Bildung und verliert darüber das Köstlichste, die Eigenthümlichkeit der Bildung; man bemüht sich seine Neigungen auf ein Mittelmaß des Anständigen, des „Menschlichen" herabzustimmen, und vergißt darüber, welche herrliche Gabe starke, aber durch ein reges Gewissen gezügelte Leidenschaften sind.

Jede gereifte Sittlichkeit beginnt mit ehrlicher Selbsterkenntniß. So gewiß es aber verkrüppelte Leiber giebt, so gewiß giebt es Seelen, welche dieses oder jenes Organes gänzlich entbehren. Und Heil Jedem, der dies bescheiden zu erkennen weiß, Heil jenen starken einseitigen Naturen, welche willig an der Breite ihrer Bildung opfern, was sie an Kraft und Tiefe tausendfältig wiedergewinnen! Das sind doch Men-

schen, welche den Haß oder die Liebe gebieterisch herausfordern. Mag ihr Sinn immerhin verschlossen bleiben für manches große Gut der Menschheit, sie sind doch harmonische Charaktere, denn ein schönes Gleichmaß besteht zwischen ihrer Kraft und ihrem Streben. Wie hoch ragen sie empor über den unerträglichen Durchschnittsmenschen, deren Zahl heute so erschrecklich anschwillt, welche jetzt eine Bemerkung über die sixtinische Madonna, dann ein Urtheil über den Bonapartismus, dann wieder eine Betrachtung über die Dampfmaschinen zu sagen wissen, selten eine Dummheit, aber noch seltener etwas Gescheidtes, und sicherlich niemals eines jener derben urkräftigen Worte, wobei dem Freunde des Menschlichen das Herz im Leibe lacht, wobei der Hörer im Stillen aufjubelt: das war Er, so, gerade so konnte nur Er sprechen. — Die Gegenwart rühmt sich mit vollem Rechte, daß zu keiner Zeit Wohlstand und Bildung über so weite Kreise der Menschen verbreitet gewesen. Dafür lebt in der heutigen Gesellschaft ein starker Trieb, nichts zu dulden, was über ein, allerdings liberales, Maß der Empfindung und des Denkens hinausgeht, und von jener großen Lehre Humboldt's nur die Schale — die Vielseitigkeit der Bildung — zu bewahren, nicht aber den Kern, die Eigenthümlichkeit der Bildung und der Kraft. Gab es vordem eine Zeit, wo die Willkür, die schrankenlose Unbändigkeit der Personen den Bestand der Gesellschaft gefährdete, boten spätere Tage das immerhin noch buntbewegte Schauspiel mannichfaltiger Standessitten, so hat die Gegenwart zu fürchten, daß mit langsamem, unwiderstehlichem Drucke die Sitten und Begriffe der Einen guten Gesellschaft die Eigenart persönlicher Neigungen und Gedanken ersticken.

Wir reden hier nicht von irgend welchem gewaltsamen Zwange. Die natürlichsten vielmehr, die großartigsten Errungenschaften der modernen Cultur verstärken von selbst diesen Drang der Gesellschaft, die Einzelnen nach einem gleichmäßigen Muster zu bilden. Wir pochen auf unsern vielseitigen Geist, unser Gemüth ist von einer erstaunlichen Reizbarkeit, und wir haben gelernt, uns über die mannichfaltigen Geheimnisse der Menschenbrust mit einer Offenheit Rechenschaft zu geben, welche jedem Hellenen schamlos scheinen würde. Aber sind wir empfänglicher, reizbarer geworden, so leben wir auch sehr rasch. Eine Fülle von äußeren Eindrücken stürmt auf uns ein, wovon viele an einem minder gebildeten Geschlechte unbemerkt vorüberrauschen würden, doch nur sehr wenige berühren uns tief und gewaltig, und die meisten Menschen leben dahin halb bewußtlos unter dem unaufhörlichen Andrang

innerer und äußerer Erlebnisse. Auf Zeitersparniß ist alles in dieser geschäftigen Welt berechnet, sogar unsere Kleidung. Selbst zur Erholung hat man keine Zeit; man will zugleich sich bilden, man liest „historische Romane" und schmeichelt sich neben der Erheiterung zugleich ein Stück Weltgeschichte gratis in die Tasche zu stecken. Aus tausend und tausend Erscheinungen des täglichen Lebens klingen uns Goethe's tiefernste Worte entgegen:

Daß in ewiger Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerstreuung
Jeden in sich selbst zerstöre.

In diesem athemlosen Treiben geht den Meisten der Sinn für das Große gänzlich verloren. Noch am häufigsten finden wir das Verständniß für echte Größe unter den Frauen, denn sie sind weniger beschäftigt und bewähren die schöne Sicherheit des natürlichen Gefühls. Auch tüchtige Männer sehen heute die Dinge allein darauf an, ob sie nützlich oder auffällig und interessant sind.

Endlich, die wenigen Eindrücke, welche bestimmend auf uns einwirken, sind leider für die Mehrzahl der Menschen die gleichen. Denn unsere Bildung ist so uralt und überschwänglich reich; wir haben, ehe wir selbst an dem Fortbau der Welt mitarbeiten können, eine solche Masse Stoffes — und wie Vieles leider auf Treu' und Glauben — in uns aufzunehmen, daß gar Mancher über der harten Arbeit des Empfangens nie zu einem selbständigen Urtheile gelangt. Mit jedem Fortschritte der Cultur wird die Erziehung zwar humaner, aber auch gleichmäßiger, wird eine immer anwachsende Anzahl von Menschen mit den gleichen Kenntnissen, den gleichen Anschauungen erfüllt und gewöhnt, über gewisse Fragen eifrig nachzudenken, andere zur Seite liegen zu lassen. Mit dem Steigen des Wohlstandes verbreitet sich die Gewöhnung an die gleichen Genüsse über immer weitere Kreise, und seit das Reisen ein so demokratisches Vergnügen geworden, wird es bald erlaubt sein zu sagen, daß ziemlich jeder gebildete Mann dasselbe von der Welt gesehen habe. Trotz aller vereinzelter Rückschläge wird uns die Zukunft eine fortschreitende Erweiterung der politischen Rechte bringen; immer mehr Menschen werden also künftig die gleichen politischen Functionen ausüben. Ueberhaupt sind die politischen Ideale, wovon unsere Zeit nicht lassen darf noch wird, nur durch Massenbewegungen zu erreichen; sie sind nur zu verwirklichen durch geschlossene große Parteien. Und

welche ungewöhnliche Selbständigkeit des Charakters ist nothwendig, um nach Bürgerpflicht Partei zu ergreifen und dennoch die innere Freiheit sich zu bewahren! Schon heute schöpft die ungeheuere Mehrzahl des Volkes ihre politische Bildung aus Zeitungen, welche die Ertödtung des Individuums grundsätzlich verlangen, welche von Namenlosen geschrieben werden und zumeist nur in etwas klarerer Form dieselben Ansichten aussprechen, die von der Mehrzahl der Leser bereits gehegt werden. Und so gewaltig hat dies nothwendige Uebel des Zeitungslesens, diese Gewöhnung an eine, im Ganzen ehrenwerthe, im Einzelnen sehr mittelmäßige, populäre Literatur bereits auf die Menschen gewirkt, daß man schon beginnt, Jeden für einen Narren zu halten, der sich zu keiner Zeitungsmeinung bekennt. Ja, sogar die Form dieser mittelmäßigen Tagesliteratur, diese breit dahinfließende, wasserklare, jedes wahrhaften Lebens ermangelnde Darstellung gilt bereits als ein Muster. Auch bei einem ernsten Buche will man sich nicht mehr die dankbare Mühe nehmen, sich einzuleben in das Weben und Wesen des Schriftstellers. Man schmäht über unklaren Vortrag, sobald Einer die Dinge so darzustellen wagt, wie sie in s e i n e m Auge sich widerspiegeln, sobald Jemand noch den Muth hat, einen individuellen Stil zu schreiben. Wer je an einem Hauptsitze des Buchhandels gelebt, der weiß, welche Menge köstlicher Gaben und Neigungen erst zu Grunde gehen muß, bevor die Bildung eines „zeitgemäßen“ Schriftstellers vollendet ist. Nirgends tritt uns die furchtbare Gewalt, welche die Gesellschaft über die persönliche Freiheit ausübt, unheimlicher entgegen, als wenn wir uns fragen, wie wir aussehen, wie wir uns kleiden? Wir sind in diesem Punkte die unbedingten Sklaven der Mode, und welcher Mode! Ist es etwa natürlich, daß wir allesammt freiwillig verzichtet haben auf ein Urrecht des Menschen, auf das Recht uns zu kleiden nach unserem Belieben, und nun vergnüglich als eine gleichförmige schwarzgraue Heerde einhertraben? „Nicht auffallen, nirgends anstoßen“ — dieser Grundsatz unfreier Moral steht hoch in Ehren, und gewaltig herrscht die Neigung der Gesellschaft, zwar sich selbst als ein Ganzes fortzubilden und rüstig vorwärts zu bringen, aber jedem Einzelnen zu verbieten, daß er sich absondere von der Bewegung der Masse.

Trübe, ernste Fragen in der That. Aber ist denn wirklich die gewaltige Bewegung massenhafter Kräfte, worauf die Größe dieser Zeit beruht, nur möglich auf Kosten der Ursprünglichkeit und Selbständigkeit der Einzelnen? Wer darf es wagen, eine so radicale, so tief ein=

schneidende Anklage gegen einen ganzen Zeitraum zu erheben? Eine Zeit, welche mit so starker Vorliebe den historischen Wissenschaften sich hingiebt, deren Sprache neben einer Fülle von Reminiscenzen und Anspielungen nur selten die wuchtige Entschiedenheit des schöpferischen Gedankens zeigt, eine solche Zeit ist keine Epoche fertiger Bildung, ist eine Periode des Uebergangs. Sie gleicht einem Menschen, der zurückblickt auf sein Thun und Treiben und sich sammelt, gelassen lauschend auf die Stimme in seinem Innern; ihr ist auferlegt, die probehaltigen Ergebnisse eines Zeitraumes geistiger Kämpfe in die Wirklichkeit besonnen einzufügen. Und ist nicht schon dieser Uebergang zu reinerer Menschenbildung ein großer Segen? Sollen wir uns etwa zurücksehnen nach dem Zeitalter der Originale, nach der erst halb überwundenen falschen persönlichen Freiheit des staatlosen Philisterthums? Allerdings haben wir gelernt der politischen Freiheit manches Opfer persönlicher Freiheit zu bringen. Es ist dem treuen Sohne dieser Zeit nicht mehr gestattet, sich ein Staatsideal aufzubauen nach seinem souveränen persönlichen Belieben. Je mehr uns ein freieres Staatswesen an die tägliche Erfüllung politischer Pflichten gewöhnt, je mehr wir unsere politischen Forderungen an den wirklichen Staat anknüpfen, desto uneigennütziger verzichten wir auf persönliches Besserwissen. Und wahrlich, es gereicht der Gegenwart nicht zur Schande, daß wir endlich die uns gemeinsamen Angelegenheiten auch durch gemeinsames Denken und Handeln fördern, daß wir willig unser Belieben dahin geben, wo es sich handelt um unser Volk oder die Partei, von der wir das Heil des Staates erwarten.

Dabei bleibt dem hervorragenden Talente noch immer ein weiter Spielraum; wir sind noch nicht so bettelhaft arm an begabten Menschen, wie das gedankenlose Gerede über unser Epigonenthum behauptet. Denn daß die moderne Gesellschaft als ein Ganzes fortwährend erstaunlich fortschreite, wird nur ein Verblendeter leugnen; jeder Antrieb aber zu einer wirklichen Verbesserung geht nicht aus von der Masse, sondern entspringt aus einem einzelnen lichten Haupte. Sehr wenig dankbar freilich ist diese rastlose moderne Welt; denn wo immer ein heller Kopf einen guten, der Zeit gemäßen Gedanken gebiert, da bemächtigt sich seiner die gebildete Gesellschaft, verarbeitet ihn als ihr Eigenthum, und rasch ist der Urheber vergessen. Darum soll, wer heute die Kraft in sich fühlt emporzuragen über den Durchschnitt der Menschen, seine Seele frei halten von dem unmännlichen Gefühle der Verbitterung und

Verkennung und sich fest stützen auf den freudigen Glauben edler Geister, auf den Glauben an die Unsterblichkeit nicht des Namens, sondern der Idee. — Ganz arm an eigenartigen Naturen ist diese Zeit noch nicht. Auf weiten Gebieten der Wissenschaft und der Kunst tummelt sich noch ein wahrhaft ursprüngliches Schaffen, das den Stempel der modernen Gesittung auf der Stirn trägt. Und auch die Masse des Volkes ist noch keineswegs geneigt, als eine unterschiedslose, gleichdenkende und gleichgesittete Menge dahinzuleben. Wenn der Chinese und der Europäer des vergangenen Jahrhunderts sich mit altklugem Wohlgefallen an seiner geschmacklosen einförmigen Tracht weidete, so regt sich heute, seit dem Wiedererstarken des germanischen Geistes, in immer weiteren Kreisen der Widerwille gegen das gleichmäßig langweilige, farblose Leben unserer guten Gesellschaft. Auch die zunehmende Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen, die Arbeitstheilung wirkt in dieser Richtung. Und wer mit feinem Ohre die Naturlaute des Volkslebens zu belauschen weiß, wird in der Geschichte aller modernen Volksbewegungen an zahlreichen Erscheinungen erkennen, welcher starke Sinn für persönliche Selbstbehauptung, für individuelle Sitten noch in unserem Volke lebt. Nicht als eine abgeschlossene Vergangenheit liegt die Geschichte vor uns. Sie ist nicht todt, nicht für immer verschwunden, die Herrlichkeit des alten deutschen Bürgerthums, das einst in farbenreichem, wogendem Gewimmel durch die geschmückten Straßen thürmestolzer Städte sich drängte. Die Mode freilich wird ihre Herrschaft behaupten, so lange unsere Cultur dauert; sie entsteht von selber in jedem Volke, sobald der Trotz des Einzelnen sich dem Staate gebeugt hat und ein lebendiges Gemeingefühl sich bildet. Es ist damit wie mit den Namen. Wohl war es eine poetische Sitte, daß in der Jugendzeit der Völker die Eigennamen etwas bedeuteten, den Träger bezeichneten; überwiegend ist doch der praktische Vortheil, daß unsere leb- und sinnlosen Namen unveränderlich feststehen. Desgleichen wird die phantasielose Mode bleiben; aber das öffentliche Leben eines freien Volkes bietet auch in nüchternen Epochen einige Gelegenheit, die Schönheit und Mannichfaltigkeit persönlicher Sitten zu entfalten. Weil wir ohne phantastische Sehnsucht, mit klarer, bewußter Bewunderung auf die Tage Pirckheimer's und Peter Vischer's schauen, ebendeshalb ist die Hoffnung unverloren, daß die Pracht und Lust der alten Bürgerfeste der deutschen Zukunft nicht gänzlich fehlen werde.

Soweit aber die Gefahr doch vorhanden ist, daß der die Zeit be-

herrschende Mittelstand die Freiheit der persönlichen Ausbildung auf ein Mittelmaß des Denkens und Empfindens beschränke, so liegt das Heilmittel dagegen, wie bei allen socialen Fragen, in der reiferen Gesittung der Einzelnen. Lernen wir wieder in allen Dingen, die nur uns selbst angehen, recht trotzig uns selbst zu behaupten. Will ein Mensch einmal gedankenlos handeln, so ist ihm besser, er läßt sich leiten von einem unklaren Einfalle seines eigenen Kopfes, als daß er sich, nach der heutigen unfreien Weise, die jämmerliche Frage vorlege: was thut man, was thuen die Anderen in solchem Falle? Eine Gesellschaft aber, deren Beste in selbständigem Geiste handeln, wird nothwendig duldsam gegen das Salz der Erde, die starken, eigenthümlichen, ganz auf sich selbst stehenden Menschen, gewährt die Freiheit der persönlichen Selbstbehauptung. —

Ueberall erwächst der Mensch in einer natürlichen Gebundenheit, befangen in fertigen Begriffen, welche ihm das Haus, die Landschaft, der Stand, worin er geboren ward, in die Wiege legten; und überall beginnt die Arbeit der persönlichen Freiheit damit, daß er solche Vorurtheile nicht geradezu abschüttelt, aber vergeistigt und in Einklang bringt mit der humanen Duldung gegen alles Menschliche. Denn ein freier Geist erträgt nichts in sich, was ihm blos von außen zugeflogen, was nicht durch seine eigene Arbeit zu seinem Eigenthume geworden ist. Gleichwie die Bildung von uns verlangt, daß wir die Eigenheiten des Dialektes ablegen, soweit er nur eine verderbte Schriftsprache ist, aber nicht, daß wir unsere Worte setzen wie der Bettelmann die Krücken, sondern vielmehr daß wir auch unserer gebildeten Sprache die Naturkraft des Dialekts und seiner anschaulichen Redeweise erhalten: — ebenso fordern wir nicht mit den Radicalen des letzten Jahrhunderts, daß ein freier Mann seine ständischen und landschaftlichen Neigungen gänzlich aufgebe, sondern nur daß er sie zu läutern wisse durch die Ideen der Freiheit und Duldung.

Insbesondere von Standesvorurtheilen zu reden ist noch immer sehr wohl an der Zeit. Ein niederschlagender Gedanke, fürwahr, daß dieses große Culturvolk noch den barbarischen Rechtsbegriff der Mißheirath kennt, welchen die Alten schon zu Anfang ihres Culturlebens über Bord warfen. Von jenem rohen Junkerthume freilich, welchem die Stallcarriere anständiger scheint als ein wissenschaftlicher Beruf, das Faustrecht adlicher als der gesetzliche Sinn des freien Bürgers — von ihm reden wir nicht: dies Zerrbild des Adels hat seinen Lohn dahin.

Aber auch die buntscheckige Masse der sogenannten gebildeten wohlhabenden Stände hegt und pflegt eine Fülle unfreier unduldsamer Standesbegriffe. Welche lieblose Härte des Urtheils über die schändlicherweise sogenannten gefährlichen Klassen! Welch' herzloses Absprechen über den „Luxus“ der niederen Stände, während ein freier und vornehmer Mann sich daran freuen sollte, daß auch der Arme beginnt etwas auf sich selbst und den Anstand seiner Erscheinung zu halten! Welche gemeine Angst bei jeder Regung des Trotzes und des Selbstgefühls unter dem niedern Volke! Deutsche Herzensgüte hat uns zwar davor bewahrt, daß diese Gesinnungen der Gebildeten bei uns eine so rohe Form annähmen wie bei den schrofferen Briten; aber so lange die aristokratischen Neigungen, wovon wohl noch nie ein feiner Kopf gänzlich frei gewesen, in solcher Gestalt auftreten, steht es gar traurig um unsere innere Freiheit.

Vollends ein Gebiet, auf welchem Unfreiheit und Unduldsamkeit in Fülle wuchern, betreten wir, wenn wir fragen nach den Standesbegriffen des mächtigsten und geschlossensten der „Stände“ — oder wie sonst wir diese natürliche Aristokratie nennen wollen — des männlichen Geschlechts. Unglaublich weit verzweigt besteht unter uns Herren des Erdkreises eine stille Verschwörung, den Frauen einen Theil der menschlich harmonischen Bildung grundsätzlich zu versagen. Denn einen Theil ihrer Bildung erlangen die Frauen nur durch uns. Unter uns aber versteht sich von selbst, daß religiöse Aufklärung für den gebildeten Mann eine Pflicht, für den Pöbel und die Frauen ein Verderben sei, und wie viele finden eine Frau ganz absonderlich „poetisch,“ wenn sie den plumpsten Aberglauben zur Schau trägt. Nun gar „politisirende Weiber“ sind ein Greuel, darüber verlieren wir kein Wort mehr. Ist das unser mannhafter Glaube an die göttliche Natur der Freiheit? Ist die religiöse Aufklärung wirklich nur eine Sache des nüchternen Verstandes und nicht weit mehr ein Bedürfniß des Gemüthes? Und doch meinen wir, die Herzenswärme der Frauen werde leiden, wenn wir sie in ihrer Weise sich erfreuen lassen an der großen Geistesarbeit der jüngsten hundert Jahre. Kennen wir die deutschen Frauen wirklich so wenig, daß wir meinen, sie würden jemals „politisiren,“ jemals sich den Kopf zerbrechen über Grundsteuern und Handelsverträge? Und doch bietet das politische Elend dieses Volkes eine rein menschliche Seite, welche von den Frauen vielleicht tiefer, feiner, inniger verstanden werden kann als von uns. Soll denn von dieser Fülle des Enthusiasmus und der

Liebe, vor der wir so oft kalt und bettelarm und herzlos dastehen, nicht ein ärmliches Bruchtheil dem Vaterlande gelten? Muß erst die Schande der Franzosenzeit sich erneuern, wenn unsere Frauen wieder, wie längst schon alle ihre Nachbarinnen in Ost und West, sich empfinden sollen als die Töchter eines großen Volkes? Wir aber haben in unfreier Engherzigkeit allzulange vor ihnen geschwiegen von dem, was uns das Innerste bewegte, wir hielten sie gerade gut genug, um ihnen von dem Nichtigen das Nichtigste zu sagen, und weil wir zu klein dachten, ihnen die Freiheit der Bildung zu gönnen, ist heute nur eine Minderzahl der deutschen Frauen im Stande, den schweren Ernst dieser bedeutungsvollen Zeit zu verstehen. —

Gewaltsam müssen wir unserer Feder ein Ziel setzen, denn unzählig sind die natürlichen und conventionellen Schranken, welche die Gesinnung bald einzelner Klassen bald der gesammten Gesellschaft verengern und dem Gedanken der persönlichen Freiheit entfremden. Mögen diese Andeutungen daran erinnern, wie Großes ein Jeder in seinem Innern zu wirken hat, ehe er sich einen freien Mann nennen darf, und wie unendlich Vieles enthalten ist in der aristotelischen Forderung der persönlichen Freiheit, in jenem „Leben nach eigenem Belieben." Nicht blos die Zwangsgewalt des Staates soll dem Bürger die Ausbildung eines eigenartigen Charakters unverkümmert vergönnen. Die Gesellschaft soll hinausgehen über diese wohlfeile theoretische Anerkennung, soll praktisch duldsam werden gegen das Thun und Meinen der Einzelnen. So verwandelt sich jenes politische Verlangen unter der Hand in eine sittliche Anforderung an die Humanität jedes Einzelnen.

Wenn wir aber heute noch die Worte Humboldt's von der allseitigen Ausbildung der Persönlichkeit zur Eigenthümlichkeit der Kraft und Bildung freudig wiederholen, so liegt doch heut ein anderer Sinn in der alten Rede; denn diese Zeit ist eine neue, sie zehrt nicht blos von der Weisheit der Altvordern. Sie genügt uns nicht mehr, jene innere Freiheit, welche leiblos und freudlos sich abwandte von dem nothwendigen Uebel des unfreien Staates; wir wollen die Freiheit des Menschen im freien Staate. Wie die persönliche Freiheit, welche wir meinen, nur gedeihen kann unter der Segnung der politischen Freiheit; wie die allseitige Ausbildung der Persönlichkeit, welche wir erstreben, nur da wahrhaft möglich ist, wo die selbstthätige Ausübung mannichfaltiger Bürgerpflichten den Sinn des Menschen erweitert und adelt: so führt uns heute jedes Nachdenken über sittliche Fragen auf das Gebiet des

Staates. Seit die jammervolle Lage dieses Landes in gar so lächerlichem Widerspruche steht mit den gereiften Ideen seines Volkes, seit wir edle Herzen brechen sahen unter der unerträglichen Bürde der öffentlichen Leiden, seitdem ist in die Herzen der besseren Deutschen etwas eingezogen von antikem Bürgersinne. Die Erinnerung an das Vaterland tritt warnend und weisend mitten hinein in unsere persönlichsten Angelegenheiten. Giebt es irgend einen Gedanken, der heute einen rechten Deutschen lauter noch als das Gebot der allgemein-menschlichen Pflicht zu sittlichem Muthe mahnen kann, so ist es dieser Gedanke: was Du auch thun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, Du thust es für Dein Volk.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

f! Gs

Treitschke